Gotthold Ephraim Lessing's

# sämmtliche Schriften.

Vierter Band.

# Gotthold Ephraim Lessing's

# sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von

**Karl Lachmann.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von

**Wendelin von Maltzahn.**

Vierter Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1854.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

# Inhalt.

Seite

Schriften. Dritter und vierter Theil. 1754.

# Schrifften.

## Dritter [und vierter] Theil.

1754.

# Vorrede.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beyfalls zu rühmen, welchen die zwey ersten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller wiederfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beyzutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist; so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweyten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleyen aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nennte es einen zweyten Schritt; aber ich irrte mich: es ist eben sowohl ein erster, als jener. Ein zweyter würde es seyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Mine machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beyfall versprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichsten Wendungen, so nachdrücklich als möglich, zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicher Weise lesen, noch wahrscheinlicherer Weise aber, nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, daß ich den dritten Theil mit einem Mischmasch von Critik

und Litteratur angefüllt habe, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist Schade, daß ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in lateinischer Sprache habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben, sind alle, Rettungen, überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbne Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesichte dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weis ich nicht, was unbesonnen seyn soll. . . Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzu setzen darf.

Ich komme vielmehr so gleich auf den vierten Theil, von dessen Inhalte sich mehr sagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerley ist, weil er alle und jede angeht. Er enthält Lustspiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte . . beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! . . beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daseyn mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit studirte . . Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von diesen ersten Versuchen, schreibt sich, zum Theil, der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu geniessen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler genennt zu finden? Vielleicht, wenn es ein andrer, als der Hr. Prof. Kästner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als ich nur immer hatte

anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anstatt des Urtheils erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte; sie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache das meinige für keines von den schlechtesten zu halten. Wann es aber ungewiß ist, ob diese Zeichen des Beyfalls mehr für den Schauspieler, oder für den Verfasser gehören; wenn es wahr ist, daß der Pöbel ohne Geschmack am lautesten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: so will ich gerne nichts aus einem Erfolge schliessen, aus welchem sich nichts schliessen läßt.

Dieses aber glaube ich, daß mein Stück sich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verschwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es sich, ohne Widerrede, in ganz Deutschland am besten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks versuchen. Aber was liegt dem Leser an der Ursache, warum sich dieser bis jetzt verzögert hat? Ich werde beschämt genug seyn, wenn er finden sollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidnen Schriftsteller schickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! .. Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz seyn könnte? Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld seyn? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsre ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, sondern etwas bessers zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? . . . Gewiß nicht; sie können es halten

wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Critik den jungen Gelehrten insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beygetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt seyn konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweyte Lustspiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt die Juden. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sey? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwey Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schliesse davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein beßrer Vorrath, bey welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermassen gelernt hat, sich von dem Aeusserlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt seyn, etwas ernsthaftes zu arbeiten, besonders wann mehr Anstrengung des Fleißes, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unsrigen stehet . . Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

# Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —
Horat. Lib. I. Sat. 6.

# Rettungen des Horaz.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden seyn, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Boßheit hat mich beynahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstellern seines gleichen anbinden. Sie sind das Pasquillmachen gewohnt, so daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet seyn?

Die Gabe sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu seyn wünschen sollte: denn um diesen Preis sind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur sagen, daß es sehr gut seyn würde, wann auch noch lebende Gelehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu seyn lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon itzt diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie seyn. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt sie beydes auf ihren rechten Punkt. Bey Lebzeiten, und ein halb Jahrhundert

nach dem Tode, für einen grossen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher. Eben das gilt bey dem Gegentheile: Ein Schriftsteller wird von seinen Zeitgenossen und von dieser ihren Enkeln nicht gelesen; ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Lust bekommen, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiß, daß er es nie verdient hat, gelesen zu werden.

Auch Tugenden und Laster wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es sehr wohl, daß jene eine Zeitlang beschmitzt und diese aufgeputzt seyn können; daß sie es aber immer bleiben sollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zusammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigensinne der Sterblichen abhangt, anbethenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu biethen, und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewichte, und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst — — denn auch ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertrauet ist, physisch verrichtet.

Ein solcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereyen haben, die er so vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenstäubchen darauf sitzen läßt. Ich bleibe also in der Vergleichung, und sage daß auch ich einige grosse Geister so verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll.

H o r a z ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht seyn? Er, der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Diese Lobsprüche zwar hat ihm niemand abgestritten, und sie sind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde sich lächerlich machen, wann er entschiedne Verdienste verkleinern wollte; er wendet seine Anfälle, gleich einem schlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung sieht; er giebt dem, dem er den grossen Geist nicht abstreiten kann, lasterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend lassen muß, läßt er sie und macht ihn dafür zu einem Blödsinnigen.

Schon längst habe ich es mit dem bittersten Verdrusse bemerkt, daß eben diesen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen ist. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, so viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war selbst der feigherzigste Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er selbst, war ihr schläfrigster Verehrer.

Es haben sich Gelehrte genug gefunden, die seine Geschichte sorgfältig untersucht, und tausend Kleinigkeiten beygebracht haben, die zum Verständnisse seiner Schriften dienen sollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert, sie haben alle zweifelhafte Lesarten untersucht; nur jene Vorwürfe haben sie ununtersucht gelassen. Und warum denn? Haben sie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigstens soll nichts abhalten, den Ungrund dieser Vorwürfe zu zeigen, und einige Anmerkungen darüber zu machen, die so natürlich sind, daß ich mich wundern muß, warum man sie nicht längst gemacht hat.

Ich will bey seiner Wollust anfangen; oder wie sich ein neuer Schriftsteller ausdrückt, der aber der feinste nicht ist; bey seiner stinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.[1] Die Beweise zu dieser Beschuldigung nimt man, theils aus seinen eignen Schriften, theils aus den Zeugnissen andrer.

Ich will bey den letztern anfangen. Alle Zeugnisse die man wegen der wollüstigen Ausschweifung des Horaz auftreiben kann, fliessen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als ausser allem Zweifel gesetzt ist. Man hat nehmlich auf einer alten Handschrift der

[1] Der Herr Müller in seiner Einleitung zur Kenntniß der lateinischen Schriftsteller, Theil III. Seite 493.

Bodlejanischen Bibliothek eine Lebensbeschreibung des Horaz gefunden, die fast alle Kunstrichter dem Sueton, wie bekannt, zuschreiben. Wann sie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, so würde ich mir die Freyheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weis, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weis, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, daß man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer entdecken sollte; ich weis endlich, daß man, um in solchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geschmack und recht viel Stolz besitzen darf, welches, wie man sagt, gleich der Fall der meisten Kunstrichter ist. Doch der Scholiast Porphyrion führt eine Stelle aus dieser Lebensbeschreibung des Horaz an, und legt sie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bey. Dieses nun ist schon etwas mehr, ob gleich auch nicht alles. Die Paar Worte die er daraus anführt, sind gar wohl von der Art, daß sie in zwey verschiedenen Lebensbeschreibungen können gestanden haben. Doch ich will meine Zweifelsucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfasser seyn.

Sueton also, der in dieser Lebensbeschreibung hunderterley beybringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichsam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einfliessen, die man tausendmahl nachgeschrieben, und oft genug mit einer kleinen Kützlung nachgeschrieben hat. Hier ist sie: Ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton ist doch wohl ein glaubwürdiger Schriftsteller; und Horaz war doch wohl Dichters genug, um so etwas von ihm für ganz wahrscheinlich zu halten?

Man übereile sich nicht, und sey anfangs wenigstens nur so vorsichtig, als es Sueton selbst hat seyn wollen. Er sagt traditur, dicitur. Zwey schöne Wörter, welchen schon mancher ehrliche Mann den Verlust seines guten Namens zu danken hat! Also ist nur die Rede so gegangen? Also hat man es nur gesagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, so bin ich sehr übel auf dich zu sprechen, daß du solche Nichtswürdigkeiten nachplauderst. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geschichtschreiber wie du, hätte untersuchen, nicht aber ununtersucht fortpflanzen sollen — —

Es würde ein wenig eckel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren — — In eben dieser Lebensbeschreibung sagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein prosaischer Brief herum; allein beyde halte ich für falsch. Die Elegien sind gemein, und der Brief ist dunkel, welches doch sein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das ist artig! Warum widerspricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bey dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf sich den Geist eines Schriftstellers zu retten, als seine Sitten? Welches schimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommensten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief schreiben; oder bey aller Feinheit des Geschmacks ein unmäßiger Wollüstling seyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geschichtschreiber, auf eben derselben Seite, in eben derselben Sache, nehmlich in Meldung der Nachreden, welchen sein Held ausgesetzt worden, gleich unvorsichtig, als behutsam seyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen, und den Leser bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten; **ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.**

Je mehr ich diese Worte ansehe, je mehr verlieren sie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde sie abgeschmackt; ich finde sie unrömisch; ich finde, daß sie andern Stellen in dieser Lebensbeschreibung offenbar widersprechen.

Ich finde sie abgeschmackt. Man höre doch nur, ob der Geschichtschreiber kann gewußt haben, was er will? Horatz soll in den venerischen Ergötzungen unmäßig gewesen seyn; denn man sagt — — Auf die Ursache wohl Achtung gegeben! Man sagt — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geschmack auf alles, was weiblichen Geschlechts gewesen, losgestürmet sey? Nein! — Man sagt, er habe seine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genossen, um auf allen Seiten, wo er hingesehen, die wollüstige Abbildung seines Glücks anzutreffen — Weiter nichts? Wo steckt denn die Unmäßigkeit? Ich sehe, die Wahrheit dieses Umstandes vorausgesetzt, nichts darinn, als ein Bestreben, sich die Wollust so reitzend zu machen, als möglich. Der Dichter war also keiner von den groben

Leuten, denen Brunst und Galanterie eines ist, und die im Finstern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, so viel möglich, alle sättigen; und ohne einen Wehrmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeschlossen haben. Wenigstens hat er diese Reitzung gekannt:

te puer in rosa
perfusus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieses nicht werde haben leer ausgehen lassen. Sollte die Musik auch nur

Gratus puellae risus

gewesen seyn. Und der Geschmak?

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber soll der Zunge keine gemeine Kützelung verschaft haben; wenigstens sagt Ibykus bey dem Athenäus, es sey noch neunmal süsser als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horatz! Sie zog die Wollust durch alle Eingänge in sich. — — Und gleichwohl ist mir das Spiegelzimmer eine Unwahrscheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anspielung darauf entwischt seyn? Vergebens wird man sich nach dieser bey ihm umsehen. Nein, nein; in den süssen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man sie erst seitwerts in dem Spiegel suchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verstehe eigentlich hievon nichts; gantz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles seinen Grund haben; und es wäre ein sehr wunderbares Gesetze nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf sie machen könnte, als das Wesen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömisch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum gesagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder paßive Bedeutung geben, so wird es in dem ersten Fall gar nichts, und in dem andern etwas gantz anders ausdrücken. Schon speculari für *in dem Spiegel besehen*, ist das gewöhnlichste nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begrif *mit Spiegeln ausgezieret*, durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, so sage man mir doch,

was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weis wohl, was in einem gewissen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klaßischen Schriftsteller scorta disponere sagen könne, gestehe ich ganz gerne, nicht zu wissen. Die Worte sind so dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann; welches aber den meisten nicht sauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber errathen hat, so versuche man doch, ob er sich wohl mit dem, was Sueton sonst von dem Horaz erzehlt, vergleichen lasse?

Nach dem Bericht dieses Geschichtschreibers war August mit dem Dichter so vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verschämte Herr Pastor Lange giebt das erste Beywort durch einen artigen Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach seiner Rechtschreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Uebersetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiqver haben will, putissimus, der Allerreinste heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior ist, unmöglich der Allerreinste seyn kann. Eines von beyden muß also nur wahr seyn; entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Augusts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht schwer fallen; sondern jeder Unpartheyischer wird mir vielmehr zugestehen, daß Sueton schwerlich etwas so abgeschmacktes, so unrömisches und mit seinen anderweitigen Nachrichten so streitendes, könne geschrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtigt sey, die angeführte Stelle für untergeschoben zu halten.

Was das Unrömische darinnen zwar anbelangt, so könnte man vielleicht den Vorwand der verstümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwissenden Abschreiber schieben. Es ist wahr; und ich selbst kann eine Verbesserung angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nehmlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu lesen specula in cubilo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man sieht daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weiß ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube

aber; sie sind von der Beschaffenheit, daß das, was ich noch hinzusetzen will, sie fast unwidersprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über diese verdächtige Beschuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bey dem Seneca gelesen zu haben. Dieser ehrliche Philosoph hat nicht gern eine Gelegenheit versäumt, wo er mit guter Art seine ernsthaften Lehren, mit einem Zuge aus der Geschichte lebhafter machen konnte. In dem ersten Buche seiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beygebracht, was er als ein Physiker davon zu sagen gewußt, so schließt er endlich mit einer Erzehlung, die ziemlich schmutzig ist. Vielleicht sollte ich mehr sagen, als ziemlich; wenigstens bin ich nicht der einzige, der es einem stoischen Weisen verdenkt, sie mit allen spitzigen Schönheiten seines laconischen Witzes ausgekrahmt zu haben. Fromondus setzt schon hinzu: honestius tacuisses Seneca; und es giebt Uebersetzer, die lieber ihre Urschrift hier verstümmeln, als durch allzugrosse Treue ihren Lesern die Röthe ins Gesicht treiben wollen. Ich würde eben so behutsam seyn, wenn nicht unglücklicher Weise beynahe die gantze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bey dem allen noch weit bescheidener als Seneca seyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet seyn wollen, in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„Bey dieser Gelegenheit, sagt er zu seinem Lucil, „muß ich dir „doch ein Histörchen erzehlen, woraus du erkennen wirst, wie die Geilheit „sogar kein Werkzeug zur Anreitzung der Wollust verachtet, und wie sinn„reich sie ist, ihrem unzüchtigen Feuer Nahrung zu schaffen. Ein gewisser „Hostius übertraf an Unkeuschheit alles, was man jemals auf der Bühne „gesehen und verabscheuet hat. Er war dabey ein reicher Geitzhals, ein „Sklave von mehr als tausend Sesterzien. Als ihn seine Sklaven um„gebracht hatten, achtete der göttliche August ihn nicht für werth, seinen „Tod zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. Er verunreinigte sich nicht „allein mit einem Geschlechte; sondern er war auf das männliche eben so „rasend als auf das weibliche. Er ließ sich Spiegel verfertigen, die, wie „ich sie in dem vorhergehenden beschrieben habe, die Bilder um vieles ver„grösserten, und den Finger an Dicke und Länge einem Arme gleich mach„ten. Diese Spiegel stellte er so, daß wenn er sich selbst von einem seines

„Geschlechts mißbrauchen ließ, er alle Bewegungen seines Schänders da„rinne sehen, und sich an der falschen Grösse des Gliedes, gleichsam als „einer wahren, vergnügen konnte. Er suchte zwar schon in allen Bad„stuben die Muster nach dem vergrösserten Maaßstabe aus; gleichwohl „aber mußte er seine unersättliche Brunst auch noch mit Lügen stillen. „Nun sage man mir, ob es wahr ist, daß der Spiegel nur der Reinigkeit „wegen erfunden sey?" —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetschen. Er moralisirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt sich alle Mühe die Augen seiner Leser auf diesen Gegenstand recht zu heften. Man sollte schwören, er rede von dem freywilligen Tode des Cato, so feurig wird er dabey!

Ich will mich vielmehr sogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fliessen. Der göttliche Augustus, welcher hier einen unzüchtigen Mann so verabscheuet, daß er auch seinen Tod, an den nichtswürdigsten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderischen Sklaven, nicht ahnden will, ist eben der August, dessen Liebling Horaz war. Nun mahlt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hostius; allein das was daran fehlt, ist auch so groß nicht, als daß es in dem Betragen des Augustus einen so merklichen Unterschied hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel soll genossen haben, will man nicht bloß weibliche verstehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornung ziemlich voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit seyn soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen; und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich; und Augustus muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen seyn. Was konnte ihn antreiben, eben dasselbe Laster in dem einen zu verfolgen, und bey dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und diesen für purissimum penem zu erklären? Man sage nicht, die Vorzüge die Horaz sonst, als ein schöner Geist besessen, könnten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzugroben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt war.

Wenigstens hat er es an einer ähnlichen Person, an dem Ovid nicht gewiesen.

Was soll ich von einer so klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die critische Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hostius unter dem August gelebt; man betrachte, daß der Name **Hostius** Gleichheit genug mit dem Namen **Horatius** hat, um von einem Unwissenden dafür angesehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich schon übersetzt angeführt habe: **specula ita disponebat ut cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui motus in speculo videret;** daß, sage ich, diese Worte von den oben angeführten: **specula in cubiculo, scortatus ita dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur** beynahe das Vorbild zu seyn scheinen; und wenn man alles dieses genau überlegt hat, so sage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß die streitige Stelle des Suetons, das Einschiebsel eines Abschreibers sey? Eines Abschreibers, der vielleicht bey einem andern, als bey dem Seneca gelesen hatte: zu den Zeiten des Augustus habe ein gewisser Hostius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln seine unzüchtigen Lüste gestillt: eines Abschreibers, der ein verdienstliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieser Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erste, der diese Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erste bin, der die Stelle, die sie betrift, für untergeschoben hält. Dacier hat sie in seiner Uebersetzung stillschweigend ausgelassen, und stillschweigend also verdammt. Baxter läßt sie in seiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: **quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et** *ἀσυςατα* **videntur.** Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten sagt, richtig erwiesen hätte.

Und zwar sollte es mir schon deswegen lieb seyn, weil die zweyte Art von Beweisen, die man von der Unkeuschheit des Horaz aus seinen eignen Schriften nimmt, ein grosses verlieret, wann sie von der erstern nicht mehr unterstützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die

Natur schildert; daß die sinnlichen Gegenstände ihn nicht blos und allein, ja nicht einmal vorzüglich beschäftigen müssen; daß die Empfindungen, so wie sie die Natur selbst beleben, auch seine Gemählde beleben müssen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wollust unter allen diejenigen sind, welche sich der meisten Herzen bemächtigen, und sich ihrer am leichtesten bemächtigen; daß sie unter sich der mehresten Abändrungen fähig sind, welche alle Wollust, aber alle eine andre Wollust sind; daß der Dichter, so wie er hier seine meiste Stärke zeigen kann, auch hier seinen meisten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Also räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh und Leben, Schlaf und Tanz besingen, und sie als die vornehmsten Güter dieses Lebens anpreisen darf; oder wenigstens gestehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm untersagen wollte, eines von den schönsten Feldern untersagen würde, wo er die angenehmsten Blumen für das menschliche Herz sammlen könnte. Ich rede von dem menschlichen Herze, so wie es ist, und nicht wie es seyn sollte; so wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die strengsten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerey züchtig und beständig gewesen ist; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen sich Witz und Geschmack aus dem Bezirke der Künste und Wissenschaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war sie immer kühn, flatterhaft, schlüpfrigt, und schweifte wohl gar aus dem Gleise der Natur ein wenig aus. Ist es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen? Sie ist es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart seiner Zeitgenossen. — — Noch mehr also für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter seine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzehlt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der blossen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem

geschmeidigen Geiste alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begrif machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig seyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkührliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bey sich führt, und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beyfall zu haben, sich ihm gleich stellen. Weil sie nicht ehr feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind; so muß er selbst ihnen zu gefallen verliebt seyn, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben; so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden seyn, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bey einer solchen Gelegenheit, schildern will.

Da man aber dieses weis, oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben, was er selbst, des künstlichen Blendwerks wegen, darauf geschrieben hat? Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädgens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen; man wird sich wohl hüten sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen seyn, dessen das Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moralischen Charakter desselben oft genug gemacht hat! Sie sind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweisen kann, und allzu oft wiederholt, werden sie endlich alle seine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer störrischen Seite zu weisen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat diese verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzosen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzosen den Preis davon? De la Chapelle fand mit seinen Liebsgeschichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, so ein elender Schriftsteller er auch war. Doch habe ich es schon vergessen, daß es eben die elendesten Schriftsteller sind, welche die meisten Nachahmer finden? Nicht einer, sondern zwey wahrhafte Beauxesprits, das ist, wahrhafte seichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigstens seyn, mit dem ein französischer Autor in Briefwechsel steht — — alle weiblichen Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie sind ihm eine Reihe von willigen Schwestern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeschwärmt ist. Schon die Menge derselben hätte ihm das Abgeschmackte seines Unternehmens sichtbar machen können; allein eben dieselbe Menge macht er zu einem Beweise, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohn gleichen müsse gewesen seyn. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unschuldigsten von der Welt sind, kleine scandaleuse Umstände, um seinen Erdichtungen eine Art von Zusammenhang zu schaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünschen der Freundschaft; der Freundschaft, sag ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorstellt, und sie durch das Exempel der Europa, keine ungewisse Reise anzutreten, ermahnet. Dieses ist der Inhalt der 27ten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichste, was Horaz der Galathee darinne sagt, sind die Zeilen:

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kann unschuldiger seyn, als diese Zeilen? Sie scheinen aus dem Munde eines Bruders geflossen zu seyn, der sich einer geliebten Schwester, die ihn verlassen will, empfiehlt. Doch was nicht darinne liegt, hat der Franzose hineingelegt; er übersetzt die Worte memor nostri vivas durch daignez toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr ist es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz gewesen ist. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieser Ode setzen, man „weis nicht, wer diese Galathee gewesen ist, noch vielweniger ob sie Horaz „geliebt hat“ — ihnen zum Trotze, sage ich, weis er beydes. Galathee,

sagt er, war ein gutes Weibchen, so wie sie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als sich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem sie vorher sahe, daß er sich doch würde ergeben müssen. Ihre Leidenschaften waren sehr feurig, und die Heftigkeit derselben war in allen ihren Minen zu lesen. Ihr Mund war von den häuffigen Küssen, die sie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte sie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern so geschwind als möglich zu entern suchte; nur Schade, daß sie sich etwas mehr von ihm versprach, als kalte Versicherungen seiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, selten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieses abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmste war, sich für seine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge seiner Rache, in Sicherheit zu setzen, beschloß sie, Rom zu verlassen. Sie machte sich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzusuchen —

Ist es erlaubt, solche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindesten Grund haben? Doch ich will mich bey diesem Schriftsteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines grossen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man sich nicht scheuet, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der aller pöpelhaftesten Art zu denken, und des aller elendesten Geschmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerley Frauenzimmer, dem Namen nach, geschrieben zu haben scheinet, Wiedersprüche in die Augen fallen werden, die sogleich das Erdichtete der Gegenstände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen seinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie sie alle heissen, Wesen der Einbildung zu machen. Wesen der Einbildung, wofür ich beyläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm so besorgt sieht?

Aber ich will wohl also gar, den Horaz zu einem Priester der Keuschheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur so viel für ihn erlange, daß man seine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele seines Witzes nicht zu Bekenntnissen seines Herzens macht. Ich dringe hierauf besonders deswegen, um ihn

von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüstlinge seiner Zeit los zu sprechen, und wenigstens die weichlichen Knaben den Ligurin und Lyciscus aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtre Vergnügen genossen habe, erinnre man sich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch bestraft. Man lese seine sechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Foecunda culpae secula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domus;
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer daher geflossen sey? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte, er bestrebte sich so gar es lächerlich zu machen, um seine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon sie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf seine zweyte Satyre des ersten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verschonung der Matronen? Er beschreibt ihren Genuß unsicher, mit weniger Reitz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freygelassenen nicht zu befürchten habe. — — Solte also wohl der, welcher für die gesellschaftlichen Gesetze so viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Gesetze der Natur übertreten haben? Er kannte sie, diese Natur, und wußte, daß sie unsern Begierden gewisse Grenzen gesetzt habe, welche zu kennen eine der ersten Pflichten sey.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quaerere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kan es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieser Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig spricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach seinem Geschmacke sey ihm der gewöhnlichste Weg der liebste. Es ist wahr: er sagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est praesto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr er setzt sogleich hinzu: non ego. Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste ein, so daß er durch dieses Bekenntniß weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Haec ubi supposuit dextro corpus mihi laevum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das haec, und bemerke noch dabey, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Haec nicht einmal die Schmünke und die hohen Absätze leiden wollen.

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgehet, sie in dem allerwichtigsten sollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilliget hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieses Laster selbst ausgeübet haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strohm schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bey allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wehle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von fast funfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darinne die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reitzungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten, und den lieblichsten Weihrauch bey festlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bey dem freundlichen Kampfe der Becher, die Haare mit Blumen zu durchflechten, und allzuleichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab, und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas,
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

Nocturnis te ego somniis
Jam captum teneo, jam volucrem sequor
Te per gramina Martii
Campi, de per aquas, dure, volubiles.

Was läßt sich zärtlichers gedenken als diese Stelle? Wenn sie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie wann es nichts als eine Nachbildung des anakreontischen Bathylls seyn sollte? Ich will es entdecken, was mich auf diese Vermuthungen bringt. Horaz sagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
Anacreonta Teium,
Qui persaepe cava testudine flevit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir sie jezt haben, werden etwa drey an den Bathyll seyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter sind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müssen also verlohren gegangen seyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man sich für eine Vorstellung von denselben zu machen habe, so muß ich sagen, daß ich mir sie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von seinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche seiner Liebe glücklicher dahergeweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer sie so glücklich dahergeweint, wenn er das Muster seines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor sich gehabt hätte. Mit einem Worte also: Horaz, welcher alle griechischen Liederdichtern die schönsten Blumen abborgte, und sie mit glücklicher Hand auf den römischen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, sage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons so gerührt, daß er sie zu den seinigen zu machen beschloß. Man kann zwar, wie gesagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufstellen, allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterscheiden vermögen, ob sie nicht lauter anakreontische in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß; und dieses noch um so viel deutlicher, da man schon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweisen kann. Man erinnere sich unter andern des achten, wo sich

der Tejer im Traume sowohl mit schönen Mädchens als Knaben herumjagt. Man erinnere sich ferner des siebenden, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Gesträuche, durch Thäler und Flüsse vor sich hertreibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beyden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch den Anakreon zu danken hat; so hat er sie wenigstens der Sappho abgesehen, die schon längst vor ihm das finstre Stillschweigen zu einem verrätherischen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche sie nur mit der Uebersetzung des Catulls:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — —

Wann nun also diese Nachahmung seine Richtigkeit hat, so habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf diese nehmlich, daß eine wahre Leidenschaft viel zu unruhig ist, als daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, singt, so singt man es allezeit mit ursprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber diese angenommen, so ist auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in seiner Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiednen Bildern mühsam zusammen gesucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er selbst, aus einem kleinen Ehrgeitze, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen schimpfliche Vermuthungen veranlasse.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas edlers nachbilden können, als die Symptomata eines so heßlichen Lasters? Und verräth denn nicht schon die Nachbildung desselben einen Wohlgefallen daran? Das erstre gebe ich zu, das andre aber leugne ich. Er würde etwas edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu seiner Zeit etwas edlers darinne Mode gewesen wäre. Wäre dieses aber gewesen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuschereyen der platonischen Liebe,

so könnte man doch daraus eben so wenig auf seine Keuschheit schliessen, als man jetzt aus dem Gegentheile auf seine Unkeuschheit zu schliessen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Gesetz de adulteriis et pudicitia, und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen lies es sich dieser Kayser seyn, ihre alte Kraft wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerissen waren, vorzukommen. Das erstre Gesetz, welches lex Julia genennet ward, bestrafte die Knabenschänderey weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantinia bestraft wissen wollte. Das zweyte verboth eben dieses Laster, in so ferne es schnurstracks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war, als der römische. Man kann es bey dem Sueton (Hauptstück 34.) nachlesen, wieviel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneuerung besonders des letztern Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man, entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, sobald er dem dadurch zu gefallen hoft, von welchem er all sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen seyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kaysers befördert zu haben. Seines Kaysers, den er selbst, an mehr als einem Orte, dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

> Nullis polluitur casta domus stupris:
> Mos et lex maculosum edomuit nefas.
> Laudantur simili prole puerperae:
> Culpam poena premit comes.

Alles dieses, sagt Horaz, sind die Vortheile der Regierung unsers Augustus! Man versteht ihn aber sehr schlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas anders annimmt, als für das Laster, von welchem hier die Rede ist. Auch diesem Laster folgte die Strafe auf dem Fusse nach; culpam poena premit comes. Und Horaz sollte es gleichwohl begangen

haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweisen, und den August selbst in gleiche Verdammniß werde setzen wollen. Es ist wahr, wie Sueton meldet, so hat man ihm in seinen jüngern Jahren verschiedne schändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effoeminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius seine Feinde? Und sagt nicht Sueton selbst bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiae facillime refutavit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch seine Freunde nicht loszehlen konnten: sie machten ihn aber, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, mehr zu einer Staatslist, als zu einer grenzenlosen Wollust. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weis, daß ein neuer August eben diesen Weg gieng, den er aber eben nicht aus der Geschichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weis nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte sagen, Horaz habe sich der Knabenliebe schuldig gemacht, noch ehe August die Gesetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich gesehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er sich in den Ligurin verliebt stellte? Dieser Zeitpunkt fällt lange nach dem erstern, und wer weis welcher gute Geist den Horaz getrieben hat, ihn zu seiner künftigen Entschuldigung, so genau anzumerken. August hatte damals längst die Knabenliebe durch die schärfsten Gesetze aus dem Staate verbannt; aber sie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die sich gerne keinen Gegenstand entziehen lassen, an welchem sie ihren Witz zeigen können, war niemals sein Wille gewesen. Er konnte es allzuwohl wissen, daß in den Versen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menschlichen Geschlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurück sehe, was ich in dem Punkte der Unkeuschheit zur Rettung meines Dichters beygebracht habe; obschon ein wenig unordentlich, wie ich, leider, gewahr werde — — so glaube ich wenigstens so weit gekommen zu seyn, daß man aus dem untergeschobenen Zeugnisse nichts, und aus seinen eignen Gedichten noch weniger als nichts, schliessen darf. Es bleibet vielmehr bei dem Urtheile des Augustus:

purissimus penis! Das letztere, weil er freylich wohl seinen Theil an den fleischlichen Ergötzungen mochte genossen haben; das erstere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweyten Beschuldigung, welche einen Römer, in so fern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpfet, als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen seyn, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande selbst zu gestehen. Man weis, daß Horaz, als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten dürfte. Man weis, wie unglücklich die Schlacht bey Philippis für den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenden Ode des zweyten Buchs seinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
Cum fracta Virtus et minaces
Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bey den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch sehen, ob sie diese Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der sein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne gewesen seyn; daß er es nur eben dadurch konne eingebüßt haben, weil er allzutapfer gewesen ist. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit ist, sich die Flucht durch eine unnöthige Last schwer zu machen, wenn man sie ein vor allemal ergreiffen muß. Alle diese Entschuldigungen möchten zu allgemein seyn, und also nichts entschuldigen; ob ich gleich die erstre auf einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Mensch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Ist es also nicht klar, daß Brutus persönliche Eigenschaften in ihm müsse entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzten? Was konnten dieses aber für Eigenschaften seyn, wenn es nicht ein entschiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst waren? Und rühmt er nicht in eben

dieser Ode selbst von sich, daß er noch vor der Schlacht bey Philippis, sein Leben mehr als einmahl in die Schanze geschlagen habe?

O saepe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieses für eine Prahlerey auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er seine Schande bekannt zu machen scheinet?

Doch wie gesagt, alle diese Ausflüchte sind mir zu klein. Wäre Horaz auch sonst noch so tapfer gewesen, so würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bey der wichtigsten Gelegenheit sein Muth verlassen hätte. Bey kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernstlichen Treffen davon fliehen, schickt sich wohl für einen Husaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen seinen Auslegern sehr schlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entschuldigen wissen, als durch die überlegene Macht des Augustus; die das Geständniß seiner Flucht, aufs höchste zu einer feinen Schmeicheley machen, und dabey den Umstand des weggeworfenen Schildes als eine sichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es besser treffen werde. Ich erinnerte mich zu rechter Zeit bey dem Dio Caßius gelesen zu haben, (B. 47.) daß die Sieger nach der verlohrnen Schlacht bey Philippis die Flüchtigen zwar scharf verfolgten; daß sie aber keinen einzigen weder tödeten, noch gefangen nahmen, sondern sie bloß, so viel als möglich zerstreueten, damit sie sich auf keine Art widersetzen könnten — Was konnte mir also natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursach müsse weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu seyn, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub ich, der Scharfsinnigste eben nicht seyn, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber seyn will. Auch darf man der Belesenste nicht seyn, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bey dem es eben nichts seltnes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht, einen umringten Helden mit

einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse, als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein blosser Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein Paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesen seinem Feinde in die Hände fiel, sondern auch in einem Treffen, welches die Athenienser wider die von Lesbos gewannen, sein Leben mit der Flucht retten, und seine Waffen im Stiche lassen mußte. Man weis, daß er diesen Umstand in seinen eignen Gedichten nicht verschwiegen hat, und ihn auch nicht zu verschweigen brauchte, weil er schon zu viel Proben von seiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieser Zufall hätte nachtheilig seyn können. Die Athenienser hingen seine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieses war ein Beweis, daß man sie für keine schlechte Beute müsse angesehen haben — Vollkommen in diesem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennet, genugsam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt gewesen seyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetischen Zug anzusehen? Für einen Zug, der seinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben sollte, mit welchem er so viel Aehnliches als möglich zu haben wünschte.

Kurz, die ganze siebende Ode des zweyten Buchs ist nichts als ein Scherz. Und was ist im Scherze gewöhnlicher, als daß man sich selbst eine ganz andre Gestalt giebt; daß sich der Tapfre als einen Feigen, und der Freygebige als einen Knicker abbildet! In diesen Verstellungen liegt

nur allzuoft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frey zu sprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bey Philippis am tapfersten gehalten haben; vielleicht wußte er seine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwehnen, als durch das Gegentheil. Ich sage: auf keine klügere Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Augusts, sehr schlecht angestanden hätte, so gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto rühmlichers darunter verstehen zu lassen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß das weggeworfene Schild eine poetische Verkleinerung seiner selbst sey; ist die zweyte Stelle, wo Horaz seines Soldatenstandes gedenkt. Sie befindet sich in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs, und also in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist, als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me dimisere Philippi
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris et fundi: paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben? und auch die Ueberseßer übersehen es alle. Dimittere ist ein militarisches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bey den klaßischen Schriftstellern, besonders den Geschichtschreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander lassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kömmt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beyde wurden nach der römischen Kriegszucht gestraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieses letztere von sich sagt, muß er sich nicht eines weit bessern bewust gewesen seyn, als was er sich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verschiedne Sprachforscher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle sie gewußt und nicht nach seiner

Scharfsinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er sagt unter dem Artikel dieses Griechen: „derjenige unter den lateinischen Poeten, welcher „dem Alcäus am ähnlichsten ist, hat so wohl als er, in seinen Gedichten „bekannt, daß er sich mit Wegwerfung seiner Waffen, als eines den Flüch„tigen ganz unnützen Dinges, mit der Flucht aus der Schlacht gerettet „habe. Dem Archilochus begegnete vor dem Alcäus dergleichen Zufall, „und er bekannte ihn öffentlich. Horaz würde vielleicht in diesem Stücke „nicht so aufrichtig gewesen seyn, wenn er nicht die grossen Beyspiele vor „Augen gehabt hätte.“ Diese grossen Beyspiele, hätte Bayle vielmehr sagen sollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; sie machten ihn zum Selbstverleugner, welchem es nicht genug war seinen griechischen Mustern in der Flucht ähnlich zu seyn, wenn er ihnen nicht auch in der schimpflichen Flucht gleichen sollte. Soviel er dadurch bey Unwissenden auf der Seite des tapfern Mannes verlohr, so viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Musen. Wenn er Tribun geblieben wäre, so würde ihm vielleicht das Beyspiel des Epaminondas zu dem Wunsche bewogen haben, auf seinem Schilde zu sterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, so war das Beyspiel eines Alcäus für ihn reitzender. Es wär ihm angenehm, das Volk denken zu lassen, zwey Dichter die einerley Schicksal gehabt, könnten nichts anders, als auch einerley Geist haben.

Nichts ist daher abgeschmackter als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieser Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, sagt er, an dem angeführten Orte, sollte man fast das Vorurtheil fassen, daß die geistigsten Odendichter eben nicht die tapfersten Soldaten sind. — — Das fast, ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will.

Je grösser überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfliessen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt seyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter, giebt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nöthig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weis, daß er alles nach seiner Art verschönern muß, und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weiß, daß blöde Augen eine Bekenntniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Noch weit schwerer, oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu schliessen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn seyn, daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftiget, nöthigen ihn die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen; und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurs zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das ich sein eigen ich. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen, oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch ausser der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. Man soll den Rousseau einsmals gefragt haben, wie es möglich sey, daß er eben sowohl die unzüchtigen Sinnschriften, als die göttlichsten Psalme machen könne? Rousseau soll geantwortet haben: er verfertige jene eben sowohl ohne Ruchlosigkeit, als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird also nicht schon diese einzige Anmerkung hinlänglich seyn, alles was man von der Philosophie des Horaz weis, zu wiederlegen? Und was weis man denn endlich davon? Dieses, daß er in seinem Alter, als er ein ernsthaftes Geschäfte aus derselben zu machen anfing, auf keines Weltweisen Worte schwur, sondern das Beste nahm wo er es fand; überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So mahlt er sich in dem ersten Briefe seines ersten Buchs, an einem Orte, wo er sich ausdrücklich mahlen will. Alles, was man außer diesen Zügen hinzusetzet, sind die ungegründetsten Folgerungen, die man aus dieser oder jener Ode, ohne Geschmack, gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode **Parcus Deorum cultor etc.** welches die vier und dreißigste des ersten Buchs ist, sehen. Es ist unbeschreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube diese Materie nicht besser schliessen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem

Urtheile derjenigen überlassen will, welche Gelehrsamkeit und Geschmack verbinden. Hier ist die Ode, und zugleich eine Uebersetzung in einer so viel als möglich poetischen Prose. Ich glaube dieses wird besser seyn, als wenn die Poesie so viel als möglich prosaisch wäre.

34. Ode des ersten Buchs.

**Parcus Deorum cultor et infrequens**
**Insanientis dum sapientiae**
**Consultus erro, nunc retrorsum**
**Vela dare atque iterare cursus**
**Cogor relictos: namque Diespiter**
**Igni corusco nubila dividens**
**Plerumque, per purum tonantes**
**Egit equos, volucremque currum:**
**Quo bruta tellus et vaga flumina**
**Quo Styx, et invisi horrida Taenari**
**Sedes, Atlanteusque finis**
**Concutitur. Valet ima summis**
**Mutare et insignem attenuat Deus**
**Obscura promens. Hinc apicem rapax**
**Fortuna cum stridore acuto**
**Sustulit; hic possuise gaudet.**

Uebersetzung.

„In unsinnige Weisheit vertieft, irrt ich umher, ein karger, saum„seliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun spann ich, den verlaßnen „Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn sonst nur gewohnt die Wolken mit blendenden Blitzen zu „trennen, trieb der Vater der Tage, durch den heitern Himmel, die don„nernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erschüttert er der Erde sinnlosen Klumpen, und die schwei„fenden Ströme: auf ihm den Styx und die nie gesehenen Wohnungen „im schrecklichen Tänarus, und die Wurzeln des Atlas.

„Gott ist es, der das Tiefste ins Höchste zu verwandeln vermag, „der den Stolzen erniedrigt, und das, was im Dunkeln ist, hervor zieht.

„Hier riß mit scharfen Geräusche das räuberische Glück den Wipfel hin=
„weg, und dort gefällt es ihr, ihn anzusetzen.

* * *

Es wird nöthig seyn, ehe ich mich in die Erklärung dieser Ode einlasse, einige grammatikalische Anmerkungen, zur Rettung meiner Uebersetzung, beyzubringen. Gleich in dem ersten Worte habe ich mir die Freyheit genommen, den Hauffen der Ausleger zu verlassen. Parcus ist ihnen so viel als rarus; selten. Und infrequens? Auch selten. So verschwendrisch mit den Worten ist Horaz schwerlich gewesen. Zwey Beywörter, die nur einerley sagen, sind seine Sache gar nicht. Dacier spricht parcus cultor Deorum bedeute nicht sowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der sie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, sagt dieser Kunstrichter, ist ein sehr merkwürdiges Wort, dessen Schönheit man nicht genugsam eingesehen hat. Es ist eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche sich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiset dieses aus dem Festus, welcher mit ausdrücklichen Worten sagt: infrequens appellabatur miles qui abest, absuitue a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel ist, ob sie ihren Schriftsteller etwas ungereimtes sagen lassen, oder nicht, wann sie nur ihre Belesenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man also die Worte parcus Deorum cultor et infrequens übersetzen: ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienst oft unterließ, bey welchem ich gleichwohl wie der Soldat bey der Fahne hätte verharren sollen. Der geringste Sylbenhenker würde kein so widersinniges Climax gemacht haben — Aber was hat denn alle diese Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum soll denn parcus hier nicht heissen, was es fast immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter, einen sehr schönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwehlung schlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine sehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beywort infrequens habe ich durch saumselig gegeben; selten aber würde vielleicht ebenso gut gewesen seyn. Der Sinn, den ich ihm beylege, ist dieser, daß es einen anzeiget, welcher sich selten in den Tempeln bey feyerlicher Begehung der Festtäge, und öffentlichen Opfern einfand. Wenn

man die beyden Erklärungen annimmt, so wird man hoffentlich einsehen, daß Horaz nichts umsonst gesetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Ursachen kann unmöglich jemand anders, als er selbst wissen; doch vielleicht auch er selbst nicht einmal.

Bey der zweyten Strophe muß ich dieses erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meisten Ausgaben haben das Komma nach dividens; so viel ich mich erinnere, der einzige Baxter setzt es nach plerumque, und beruft sich deswegen auf den Scholiasten. Baxter hat Recht, und wann er sich auch auf keinen Wehrmann berufen könte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klärer Beyspiel finden könne, was für Zweydeutigkeiten die lateinische Sprache unterworfen sey, als das gegenwärtige. Horaz kan eben sowohl gesagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beydes aber kann er doch nicht zugleich gesagt haben, und man muß also dasjenige wehlen, welches den ungezwungensten Verstand giebt. Nun ist es wohl keine Frage, ob es öftrer bey heiterm Himmel, oder öftrer alsdann donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist? Soll also der Dichter nichts ungereimtes gesagt haben, so kann nur die erstre Auslegung Statt finden, welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne gestehe, daß es sonst der Gebrauch des Horaz nicht ist, die Adverbia so nachzuschleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein Paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verschiedene Ausleger scheinen den letztern gemerkt zu haben, wann sie das plerumque zu per purum egit zögen, und suchen sich also durch besondre Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bey plerumque, hisce vero diebus einschieben; und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber seit wenn hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heissen? Und seit wenn ist es denn den Paraphrasten erlaubt, ganz neue Bestimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringsten Grund darinne haben?

In der dritten Strophe habe ich die Uebersetzung des Worts invisi und die Vertauschung der Beywörter zu rechtfertigen. Ich weis wohl, daß den meisten Auslegern invisus hier, verhaßt, scheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen lieber die allereigentlichste Bedeutung, nach welcher es so viel als ungesehen ist, beybehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀιδης habe ausdrücken wollen.

Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebürge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie bey dem Lucian περι πενθους beschrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil sie von keinem sterblichen Auge erblickt wird, ward sie ἀιδης genennt; und Horaz war Nachahmers genug, nach diesem Exempel seine invisam sedem horridi Taenari zu machen. Ich ordne hier die Beywörter so, wie ich glaube, daß sie natürlicher Weise zu ordnen sind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam sedem invisi Taenari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in seinem römischen Ohre eine beßre Wirkung that. Mir aber schien der ungesehene Tänarus im Deutschen zu verwegen, weil man glauben könnte, als sollte es so viel anzeigen, daß man dieses Vorgebürge niemals zu sehen bekomme. Ich stelle also dieses Beywort wieder dahin, wo es diese Zweydeutigkeit nicht verursacht, und der Stärke des Ausdrucks dabey nichts benimmt. Die Treue eines Uebersetzers wird zur Untreue, wann er seine Urschrift dadurch verdunkelt. Man sage nicht, daß alle diese Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weis auch, daß alsdann dieses Beywort mit dem andern horrida, eine vielzugrosse Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beyde so nahe zusammen gebracht haben, welcher die Beywörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leser ein besondres Bild in die Gedanken schildert. Die grause Höle des scheuslichen Tänars, sagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es ist eben als wollte man sagen, die hohe Spitze des erhabnen Berges. — — Noch sollte ich mich vielleicht in dieser Strophe, wegen des atlanteus finis entschuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Uebersetzer seyn?

Nach diesen wenigen Anmerkungen komme ich auf den Innhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinne absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine bessere Verehrung verspreche. — — Diese Erklärung scheinet dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig, Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquil Faber sie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieses Gelehrten, auch dessen Meinungen geheyrathet zu haben schien, trat seinem Schwiegervater bey, und erklärte die Ode für nichts anders als kindisch und abgeschmackt,

wann sie eine ernstliche Widerrufung seyn sollte. Er kam auf den Einfall sie zu einer Spötterey über die Stoische Sekte zu machen: welches zu erweisen, er sie folgender Gestalt umschrieb. „Es ist wahr, so lange „ich den Lehren einer närrischen Weisheit folgte, habe ich die Götter, „nicht so, wie ich wohl sollte, verehret. Ihr aber, ihr Herren Stoiker, „dringt mit so starken Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, auf „andre Art zu leben, und einen neuen Weg zu erwehlen. Was mich in „meiner Halsstarrigkeit befestigte, war dieses, daß ich gewiß überzeugt „war, der Donner könne nichts als die Wirkung der Ausdünstungen seyn, „die sich in Wolken zusammen ziehen, und sich unter einander stossen. „Allein nunmehr beweiset ihr mir, daß es oft am heitern Himmel donnert. „Hierauf nun habe ich nichts zu antworten, und ich muß mit euch erkennen, daß Gott selbst, den Wagen seines Donners durch den Himmel „führt, so oft es ihm gefällt, und die Blitze mit eigner Hand wirft, wohin „er will. — — Bis hierher fließt alles noch ziemlich natürlich, allein von den letzten fünf Versen gestehet Dacier selbst, daß sie mit seiner Auslegung schon etwas schwerer zu vereinigen sind. Horaz, sagt er, fängt in diesen letztern Zeilen an, ernstlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorsehung glaube. „Ich weis, soll des Dichters „Meinung seyn, daß Gott diesen erniedrigen und jenen erhöhen kann. „Aber ich weis auch, daß er diese Sorge dem Zufalle und dem Glücke „überläßt, welches mit scharfen Geräusche dem Haupte des einen das „Diadem entreißt, und das Haupt des andern damit krönet.

Der stärkste Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine so nichtige Ursache seiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verständigen seyn muß. „Man braucht, sagt er, in der Naturlehre nur sehr „schlecht erfahren zu seyn, wenn man wissen will, daß kein Donner ohne „Wolken seyn könne. Horaz muß also nothwendig die Stoiker nur damit „lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen der Vorsehung weiter „nichts als ungefehr dieses entgegen zu setzen wußten: ihr könnt, sagten „die Stoiker, die Vorsehung nicht leugnen, wenn ihr auf den Donner „und auf seine verschiedene Wirkungen Achtung geben wollt. Wann nun „die Epikurer ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen Ursachen hervorgebracht würde, und man also nichts weniger als eine Vorsehung daraus beweisen könne: so glaubten die Stoiker, ihnen nicht besser

„den Mund zu stopfen, als wenn sie sagten, daß es auch bey heiterm „Wetter donnre; zu einer Zeit also, da alle natürliche Ursachen wegfielen, „und man deutlich sehen könne, daß der Donner allerdings von den „Göttern regiert werden müsse.

Dieses, wie gesagt, ist der stärkste Grund womit Dacier seine neue Auslegung unterstützt; ich muß aber gestehen, daß mich seine Schwäche nicht wenig befremdet. Ist es nicht gleich anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwissenheit oder aus List, die Stoischen Beweise der Vorsehung ganz kraftlos vorstellet? Diese Weltweisen beruften sich zwar auf die natürlichen Begebenheiten, und auf die weise Einrichtung derselben; niemals aber leugneten sie ihre in dem Wesen der Dinge gegründeten Ursachen, sondern hielten es vielmehr für unanständig, sich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derselben waren die gegründesten und edelsten, die man je, auch in den aufgeklärtesten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweyte Buch der natürlichen Fragen des Seneca; wo er die Natur des Donners untersucht. Aus dem 18 Hauptstücke desselben hätte Dacier genugsam sehen können, daß die Stoiker auch bey den Donnerschlägen am heitern Himmel die natürlichen Ursachen nicht bey Seite setzten, und daß purus aër im geringsten nicht alle Donnerwolken ausschließt. Quare et sereno tonat? heißt es daselbst; quia tunc quoque per crassum et siccum aera spiritus prosilit. Was kan deutlicher seyn? Seneca sagt dieses zwar nach den Grundsätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts darwieder; er billiget sie also. Eine Stelle aus dem 31. Hauptstücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches sey: mira fulminis, si intueri velis opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch suptilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulassen. Der Blitz, fährt er fort, zerschmelzt das Gold in dem Beutel, ohne diesen zu verletzen; desgleichen die Klinge in der Scheide, ob schon diese ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn sie unmittelbare Wirkungen derselben seyn sollten! Es ist wahr, die Stoiker glaubten sogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten sie es? So, daß sie Gott sehr ruhig dabey liessen, und diese Vorherverkündigung bloß aus

der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbre Begriffe damit verbanden, und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig selbst einrücken. Hoc autem, sagt er in dem 32. Hauptstücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emmitti. Ipsi existimant, nubes collidi, ut fulmina emmittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt opinione; tamquam non quia facta sunt significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motae, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit; ista nihilonimus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique praemittens, ex quibus nobis quaedam familiaria, quaedam ignota sunt. — — Cujus rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege diese Stelle genau, und sage, ob es dem Inhalte derselben zufolge möglich sey, daß die Stoiker jemals so abgeschmackt gegen die Epikurer können gestritten haben, als sie Dacier streiten läßt. Ist es aber nicht möglich, so muß ja auch die vorgegebene Spötterey des Horaz, und mit ihr die ganze sich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es ist nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu setzen, ob es gleich etwas sehr leichtes seyn würde; besonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen, und aus der gewaltsamen Hineinpressung des Wörtchens sed vor hinc apicem, nehmen wollte.

Nach dieser Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieser Ode beybehalten wolle. Doch auch diese kann, meinem Urtheile nach, nicht statt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit gewesen, als daß er ihrer nicht öfter in seinen Briefen oder Satyren, wo er so unzählich viel Kleinigkeiten von sich einfliessen läßt, hätte erwähnen sollen. Aber überall ist ein tiefes Stillschweigen davon. Auch das kann nicht erwiesen werden,

daß Horaz gleich Anfangs der stoischen Philosophie solle zugethan gewesen seyn, welches doch seyn müßte, wann er sie cursus relictos nennen wollen. Ausser diesen schon bekannten Schwierigkeiten, setze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philosophirten, hergenommen ist. Wenn es wahr ist, daß nach ihren Grundsätzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies, als der Donner am heitern Himmel; so kann Horaz den letzten eben so wenig im Ernste als im Scherze als eine Ereignung ansehen, die ihn den Stoikern wieder beyzutreten nöthige. Das erstere ist wahr, und also auch das letztre. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die stoische Weltweisheit nicht besser werde verstanden haben, als seine Ausleger?

Laßt uns eine beßre Meinung von ihm haben, und ihn wo möglich wieder ihre unzeitige Gelehrsamkeiten vertheidigen! Unzeitig ist sie, daß sie da Sekten sehen, wo keine sind; daß sie Abschwörungen und Spöttereyen wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrschen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieser Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat, und daß sie nichts ist, als der Ausbruch der Regungen, die er bey einem ausserordentlichen am hellen Himmel plötzlich entstandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man sage nicht, daß die Furcht für den Donner etwas so kleines sey, daß man sie dem Dichter schwerlich Schuld geben könne. Der natürlichste Zufall, wenn er unerwartet kömmt, ist vermögend auch das männlichste Gemüth auf wenig Augenblicke in eine Art von Bestürzung zu setzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer solchen kurzen Bestürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derselben in ein Paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poesie sind zu nahe verwandt, als daß dieses unbegreiflich seyn sollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine sehr überflüssige Mühe seyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere sich, was uns Sueton von dem Augustus in dem 90. Hauptstücke seiner Lebensbeschreibung meldet. Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis

suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne stellt sich ein Hofmann in allen Gesinnungen seinem Regenten gleich! Gesetzt also, Horaz habe sich nicht selbst vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht diese Schwachheit, dem August zu schmeicheln angenommen haben? Es scheint mir als ob dieser Umstand auf die Ode ein gewisses Licht werfe, bey welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die sich besser fühlen als umständlich zergliedern lassen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Augustus beybringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen ist? Ich will gleich voraussagen, daß sie ein wenig kühn seyn wird; aber wer weis, ob sie nicht eben das Kühne bey vielen empfehlen wird? Als Augustus, nach dem Tode des Cäsars von Apollonien zurück kam, und eben in die Stadt eintrat, erschien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Gestalt eines Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf schlug der Donner auf das Grabmahl der Julia, des Cäsars Tochter. Diese Ereignung ward, wie man sich leicht vorstellen kann, zum größten Vortheile des Augustus ausgelegt. Und wie, wann eben sie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann nicht schon die Erzehlung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieses vielleicht um so viel eher, je lieber es ihm bey seiner Zurückkunft, nach der Schlacht bey Philippis, seyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Parthey der Mörder des Cäsars abstehe. Wollte man diesen Einfall billigen, so müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehret zu haben gestehet, den Cäsar und Augustus, welchen er mehr als einmal diesen Namen giebt, verstehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewissen Stücken, besonders wo die Freyheit mit einschlug, die Tugend bis zur Raserey übertrieb. Diese Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche sich besonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen, und von der Uebertragung der höchsten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verstanden wissen.

Ich will nichts mehr hinzu setzen, sondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erstere plane Erklärung, welche ohne alle Anspielungen

ist, dieser andern weit vorziehe. Meine Leser aber mögen es halten wie sie wollen, wenn sie mir nur so viel eingestehen, daß nach der leztern, aus dem Parcus Deorum cultor et infrequens, wider die Religion des Horaz gar nichts zu schliessen ist, nach der erstern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtschaffensten Theologen, in welchem er sich einen armen Sünder nennet, wider dessen Frömmigkeit zu folgern berechtiget ist. Das ist alles was ich verlange.

Ich weis, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beybringen könnte; ich weis aber auch, daß man eben nicht alles erschöpfen muß.

---

# Rettung des Hier. Cardanus.

## Rettung des Cardans.

Leser, welche den Cardan kennen, und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müssen es schon voraussehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieses ausserordentliche Genie hat alle Nachwelt seinetwegen in Zweifel gelassen. Man muß glauben, daß der größte Verstand mit der größten Thorheit sehr wesentlich verbunden ist, oder sein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthsel. Zu was hat man ihn nicht gemacht; oder vielmehr zu was hat er sich nicht selbst in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder grosse Mann mit eben der Aufrichtigkeit schreiben müßte! (de vita propria.)

Es wäre ein Wunder, wenn ein so seltner Geist dem Verdachte der Atheisterey entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf sich zu laden, als selbst zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu biethen? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anstößige Sätze und ein problematisches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenscheinliche Verläumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andere überzutragen, treibt mich an, dieses Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drey Stücke. Auf ein Buch, welches er wider die Unsterblichkeit der Seele soll geschrieben haben; auf seine astrologische Unsinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu stellen; und endlich auf eine gewisse Stelle in seinem Werke de subtilitate.

Von den beyden erstern Gründen werde ich nichts sagen, weil schon andre nur allzuviel davon gesagt haben. Den ersten widerlegt sogleich das soll. Er soll so ein Buch geschrieben haben, welches er zwar nicht drucken lassen, aber doch heimlich seinen Freunden gewiesen. Und wer ist denn der Wehrmann dieses Vorgebens? Kein anderer, als Martinus del Rio. (Disput. Mag. Tom. I. Lib. II.) Wenn man es noch glauben will, so muß man diesen Spanier nicht kennen. — — Den zweyten Grund zernichten die eignen Worte des Cardans, welche insonderheit

der Herr Pastor Brucker aus dessen seltnen Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de astrorum judiciis, angeführt hat. (Hist. Crit. Phil. Tomi IV. Parte altera p. 76.)

Ich werde mich, wie gesagt, hierbey nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr sogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas besonders dabey anzumerken. Man wird es als einen guten Zusaz zu dem Artikel ansehen können, welchen Bayle, in seinem critischen Wörterbuche, von diesem Gelehrten gemacht hat.

Es ist billig, daß man die Ankläger des Cardans zuerst höret. Es sind deren so viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen lassen. Dieses mag ein noch lebender Schriftsteller seyn, dessen Buch in seiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden ist; der Herr Pastor Vogt; oder vielmehr de la Monnoye durch diesen. Er führt, in seinem Verzeichnisse von raren Büchern, die erstre, und noch eine andere Ausgabe des Cardanischen Werks de subtilitate an, und was er dabey angemerkt ist folgendes. „Man lieset, sagt er, in diesen ungemein seltnen „Ausgaben eine sehr gottlose und ärgerliche Stelle, die man in den nach„herigen Abdrücken weggelassen hat. Ich will die ganze Sache mit den „Worten des gelehrten de la Monnoye, im 4 Th. der Menagianen, „S. 305, erzehlen. Noch schlimmer als Pomponaz, sagt dieser, macht es „Cardan. In dem eilften seiner Bücher de subtilitate vergleicht er die „vier Hauptreligionen kürzlich unter einander; und nachdem er eine gegen „die andre hat streiten lassen, so schließt er, ohne sich für eine zu erklären, „mit diesen unbedachtsamen Worten: igitur his arbitrio victoriae relictis. „Das heißt auf gut deutsch, er wolle dem Zufalle überlassen, auf welche „Seite sich der Sieg wenden werde. Diese Worte veränderte er zwar selbst „in der zweyten Ausgabe; dennoch aber ward er drey Jahre darauf von „dem Scaliger Exercit. 258. n. 1. sehr bitter deßwegen bestraft, weil der „Sinn derselben sehr schrecklich ist, und die Gleichgültigkeit des Cardans, „in Ansehung des Sieges deutlich beweiset, welchen eine von den vier Re„ligionen, es möge nun seyn welche es wolle, entweder durch die Stärke „der Beweise, oder durch die Gewalt der Waffen davon tragen könne."

Aus dieser Anführung erhellet, daß Scaliger der erste gewesen ist, dem die Stelle wovon ich rede, zum Anstosse gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye sie von keinem andern sey gerüget worden. Marinus Mersennus ist in seiner

Auslegung des ersten Buchs Mosis (S. 1830.) darwider aufgestanden, und hat sie für nichts schändlichers, als für einen Inbegrif des berüchtigten Buchs von den drey Betriegern gehalten. Aus dem Mersennus hat sie hernach besonders Morhof (**Polyh. T. I. Lib. I, c. 8. §. 6.**) Bücherkennern bekannt gemacht, und diese haben sie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann, (**Hist. univers. Atheismi et Atheorum p. 365. et 547.**) die hällischen Verfasser der **Observat. selectarum** (**Tom. X. p. 219.**) Freytag (**Analect. litteraria p. 210.**) die Bibliothek des Salthenius (p. 272.) sagen alle ebendasselbe. Alle nennen die angeführte Stelle **locum impium et scandalosissimum, locum offensionis plenissimum.** Ich muß diesen noch einen Freund von mir beysetzen, nehmlich den Herrn Adjunct Schwarz in Wittenberg, welcher in seiner ersten Exercitation **in utrumque Samaritanorum Pentateuchum**, gelegentlich eben diese Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle diese Gelehrte, entweder nur Nachbeter sind, oder, wenn sie mit ihren eignen Augen gesehen haben, nicht haben construiren können. Ich sage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

Ich für meinen Theil, habe es dem nur gedachten Herrn Adjunct Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blasen darf. Bey ihm habe ich die allererste Ausgabe des Cardanischen Werks **de subtilitate** in die Hände bekommen, und sie mit um so viel größrer Begierde durchblättert, da eben dasselbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehöret hatte, von dessen eigner Hand, hier und da, einige kleine Noten zu lesen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Besitzer desselben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, sie dem Leser vorzulegen; vorher aber nur noch einige Worte von der ersten Ausgabe selbst gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten schliesse ich, daß sie Herr Vogt nicht selbst gesehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem seinigen: **HIERONYMI CARDANI, Medici Mediolanensis, de subtilitate Libri XXI. ad illustr. principem Ferrandum Gonzagam, Mediolanensis Provinciae praefectum.** Nach dieser Aufschrift folgt auf dem Titel selbst, eine kleine Anrede des Druckers an den Leser, in welcher er ihm die Vortreflichkeit des Buchs anpreiset. Hier ist sie: ***Joh. Petrejus*** **Lectori:**

Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam sesquimille, variarum non vulgarium, sed difficilium, occultarum et pulcherrimarum rerum causas, vires et proprietates, ab authore hinc inde experimento observatas: quae non solum propter cognitionem delectabiles, sed etiam ad varios usus, tum privatos tum publicos, multo utiliores quam hactenus plurimorum scripta, quae etsi ex philosophia sint, minoris tamen momenti esse, legens haec illa, haud mecum dissenties! uti singula in edjecto indice perspicue licet cernere. Unter diesem kurzen Buchhändlerpanegyrico stehet endlich: Norimbergae apud Jo. Petreium, jam primo impressum, cum Privilegio Caes. atque Reg. ad Sexennium Ao. MDL. Das Format ist in Folio; die Stärcke, 373 Blätter, ohne das Register.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die streitige Stelle wirklich aus der ersten Originalausgabe anführen werde. — — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateinisch thun darf. Das Latein des Cardans ist so schlecht, daß der Leser nichts dabey einbüßt, wenn er es auch schon in eben so schlechtes Deutsch verwandelt sieht. Denn habe ich nicht die Güte des Ausdrucks auch in der Uebersetzung beybehalten müssen? Hier ist sie also:

Stelle aus dem XIten Buche des Cardanus *de subtilitate*.

„Die Menschen sind von je her, an Sprache, Sitten und Gesetzen, eben so sehr unter sich von einander unterschieden gewesen, als die Thiere von ihnen. Bey den Verehrern des Mahomets, wird ein Christ, und bey beyden ein Jude nicht höher geschätzt, als der verworfenste Hund: er wird verspottet, verfolgt, geschlagen, geplündert, ermordet, in die Sklaverey gestossen, durch die gewaltsamsten Schändungen gemißhandelt, und mit den unsaubersten Arbeiten gemartert, so daß er von einem Tiger, dem man die Jungen geraubet, nicht so viel auszustehen haben würde. Der Gesetze aber sind viere; der Götzendiener, der Juden, der Christen und der Mahometaner.

Der Götzendiener zieht sein Gesetz aus vier Gründen vor. Erstlich, weil er so oft, in den Kriegen wieder die Juden, den Sieg dvaon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Gesetze ganz und gar zu vertilgen; es müsse daher dem höchsten Werkmeister und Regenten, die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach sagen sie; so wie es sich, wenn das Volk einen obersten Regenten über sich habe, für jeden gezieme, in Privatsachen

und besonders in Kleinigkeiten, seine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten desselben zu nehmen, als dem Könige selbst, um jeder Ursach Willen, beschwerlich zu fallen: eben so müsse man, da der höchste Gott sich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatpersonen den allerkleinsten Theil ausmachen, sehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieser höchste Gott zu seinen Dienern geordnet hat, bey nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen selbst, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Ursache, mit Bitten belästige. Endlich behaupten sie, daß durch dieses Gesetz, und durch diese Beispiele, indem sie Hoffnung machten, nach dieser Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, sich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, so könnten sie eben sowohl, Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelsprüche anführen, als irgend andre. Auch sey unsre Meinung von Gott und dem Ursprunge der Welt, nicht allein nicht weniger abgeschmackt, sondern auch noch abgeschmakter, als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Gesetzen, und aus dem Hasse derselben gegen alle Weltweise, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Diese aber werfen ihnen die Menschenopfer, die Verehrung todter Bildsäulen, und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen selbst verlacht würden; deßgleichen die schändlichen Laster dieser ihrer Götter, die man sich schon an einem Menschen einzubilden schäme, und die undankbare Vergessung des allerhöchsten Schöpfers.

Nachdem diese also, auf besagte Art, widerlegt worden, so steht der Jude wider die Christen auf. Wenn in unserm Gesetze, sagt er, Fabeln enthalten sind, so sind sie alle, auch auf euch gekommen, die ihr unser Gesetz annehmet. Die Einheit Gottes hat niemand so unverfälscht verehret als wir; und von uns stammet diese Wahrheit auch her. Ferner kann sich kein Gesetz so großer Wunder und Zeichen, und kein Volk eines solchen Adels rühmen. Hierauf aber sprechen die übrigen wider dieses Gesetz: alles das, was untergegangen sey, müsse Gott nicht gefallen haben; sie die Juden hätten wider ihre Propheten gewüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abscheu gewesen, und diejenigen, welche von den Christen und Mahometanern verehret würden, die befehle ihnen ihr eignes Gesetze anzubeten.

Nachdem auch dieses Gesetz übern Haufen geworfen, so streitet nunmehr der Christ wider den Mahometaner. Dieser Streit ist schärfer und wird auf beyden Theilen mit grossen Kräften unterstützet, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Christ stützet sich besonders auf vier Gründe. Erstlich auf das Zeugniß der Propheten, welche alles, was sich mit Christo zugetragen, so genau erzehlten, daß man glauben sollte, es sey nicht vorher gesagt, sondern nachdem alles schon geschehen, aufgeschrieben worden. Diese aber melden nicht das geringste von dem Mahomet. Zweitens auf das Ansehen der Wunderwerke Christi, die von solcher Grösse und Beschaffenheit gewesen sind, daß sie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Wittwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den schwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in seinem Korane lehret, oder dieses, daß er in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem wäre geschickt, oder versetzt worden, oder seine Aufnahme in den Himmel, oder seine Zertheilung des Mondes; alle diese können entweder nicht mit Zeugen bestätiget werden, oder sind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeschmissen werden, dieses ist zwar etwas wundersames, und mag es immerhin gewesen seyn, aber kein Wunder ist es nicht: daß der Mond zertheilt scheinet, dieses ist weder ein Wunder noch etwas wundersames. Von Mecca nach Jerusalem versetzt werden, oder in den Himmel hinansteigen, dieses wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Gebothen Christi hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philosophie streitet. Was sein Leben anbelangt, darinne kann es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der allerbeste wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Wie? kann sag ich? Ja, so viel du dich von seinem Exempel entfernst, so viel Gottlosigkeit nimst du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradiese; das Paradies aber beschreibt er so, daß man darinnen heyrathe, von schönen Knaben bedient würde, Fleisch und Aepfel esse, Necktar trinke, auf seidnen Betten liege, und unter dem Schatten der Bäume Edelsteine und seidne Lager besitze. Welcher gesunde Verstand wird dadurch nicht beleidiget? Und wie abgeschmakt ist nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und

Gott für den Mahomet beten sollen? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinansteige, und daß er selbst bey den Geistern, seinen Dienern, schwöre. Was soll man von der Historie mit dem Kameele, wenn es anders eine Historie, und nicht vielmehr eine Fabel ist, sagen, die wenigstens fünfmahl wiederhohlet wird? Hierzu kommt noch als der letzte Grund für die Christen dieses, daß unser Gesetz von sehr wenigen unerfahrnen und armen Leuten, gegen so viele Kayser und reiche Priester der Götzen ist geprediget worden, und daß es, da es auch schon von innerlichen Spaltungen geschwächt war, dennoch des ganzen Erdkreises sich bemächtiget hat.

Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für sich. Erstlich sagen sie: Die Christen verehrten die Einheit Gottes nicht so lauter, als sie; die Christen gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott sey. Wann aber, fahren sie fort, mehrere Götter sind, so werden sie auf einander erbittert seyn, weil dieses bey einem Reiche etwas unvermeidliches ist, daß es von vielen ohne Eifersucht nicht kann verwaltet werden. Es ist aber auch etwas gottloses, dem erhabensten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beyzugesellen, der ihm gleich sey, da er doch der allerhöchste ist, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht, und ewig ist. Ueber das also, sagen sie, was die Christen ihm beylegen, empören sich die Himmel, und die Erde fliehet vor Entsetzen davon. Gott wird daher bey ihnen eingeführet, als ob er sich beklagte; und Christus, als ob er sich entschuldigte; daß er sich dieses nicht selbst, sondern, daß es ihm andre, wider seinen Willen, beygelegt hätten. Der zweyte Beweisgrund kömmt von dem Mahomet selbst, welcher den Christen zur Last legt, daß sie die Bilder anbeten, und daß sie also Verehrer der Götter, und nicht eines einzigen Gottes zu seyn scheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen ist, indem sie schon so viel Siege erfochten, und schon so viel Provinzen erobert hätten, daß das christliche Gesetz kaum ein Theil des Mahometischen würde zu nennen seyn, wann nicht, durch Vorsorge unsers Kaysers, schon zum Theil eine andre Welt, in der christlichen Religion wäre unterrichtet worden. Ist es aber, sagen sie, nun nicht wahrscheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja so viele mit der allerkleinsten Hülfe retten, wenn er sich nicht von ihnen abgewandt hätte, und sie freywillig verderben wollte. Was aber ihr Leben

und ihre Sitten anbelangt, so geben diese ihrem Gesetze kein geringes Ansehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weise, wir dem Mahomet und sie Christo nachzuahmen scheinen; sie beten, sie fasten, sie bedienen sich einer sehr simpeln, ja der allersimpelsten Tracht, sie enthalten sich des Mordes, der Glücksspiele, des Ehebruchs, und der abscheulichsten Lästerungen gegen Gott, von welchen vier Lastern hauptsächlich die Völker der Christenheit, fast ganz und gar überschwemmt sind. Und was sagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, so behaupten sie, daß wir nur erzehlte Wunder haben, sie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten sich viele Tage lang des Essens; andre brennen sich mit Feuer, und zerfleischen sich mit Eisen, ohne das geringste Zeichen eines Schmerzes von sich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engastrimuthi genennt wurden; dieses aber können sie besonders alsdenn, wenn sie gewisse Orgia begehen, und sich im Kreise herumdrehen. So wie es mit diesen drey Punkten seine völlige Richtigkeit hat, indem sie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher, obgleich wundersamer Weise zugehen; so ist es hingegen eine blosse Erdichtung, daß bey ihnen auch Kinder von Weibern, ohne Beyschlaf, gebohren würden. Auch sogar ihre Heiligen haben sie, welche durch wunderbare Hülfleistungen berühmt sind; den Sedichasim zum Siege; den Vanus zum Frieden; den Ascichus zur Wiederversöhnung der Eheleute; den Mirtschinus zur Bewahrung des Viehes; den Chidirelles für die Reisenden, der auf einem bunten Pferde sitzend, ihnen begegnen, und den rechten Weg zeigen soll. Sie heben auch noch die Schuh desjenigen auf, welcher von einem Könige unschuldiger Weise verdammt, und in einen glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drey Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unversehrt davon gekommen sey. Ganz bekannt ist endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkischen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem grossen und kriegerischen Könige, ein Priester geworden ist, und sich freywillig in ein Kloster eingeschlossen hat. —

So weit gehet der Streit, den Cardan die vier Religionen untereinander führen läßt. Noch sind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke versparen will, um die Rettung meines Philosophen desto besser in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man gelesen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich diese Stelle? Ist die Vergleichung der verschiednen Religionen, an und vor sich selbst, strafbar; oder ist es nur die Art, mit welcher sie Cardan unternommen hat?

Das erste, wird man sich wohl nicht in den Sinn kommen lassen, zu behaupten. Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Ueberzeugung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eignen Religion schon zureiche; daß es nicht nöthig sey, die Merkmahle der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diesen kennen. Und benimmt man sich nicht, durch die Anpreisung dieser einseitigen Untersuchung, selbst die Hofnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unsre Brüder werden können? Wenn man dem Christen befiehlt, nur die Lehren Christi zu untersuchen, so befiehlt man auch dem Mahometaner, sich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es ist wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen bessern Glauben für einen schlechtern fahren zu lassen; allein dieser wird auch die Gelegenheit nicht haben, den schlechtern mit einem bessern zu verwechseln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein schwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes setzen, der sich fürchtet, sie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr, kann nichts seyn; und auch die Verleumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unsinn, und auf der andern nichts als Vernunft sehe. Was folgt also daraus? Daß der Christ, bey der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß sie nicht nur, nicht zu untersagen, sondern auch anzupreisen ist.

Cardan muß also in der Art dieser Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen sehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geschehen seyn. Entweder er hat die Gründe der falschen Religionen allzustark, oder die Gründe der wahren allzu schwach vorgestellt.

Hat er wohl das letztere gethan? — — Ich verlange unpartheyische Leser; und diese sollen es mir sagen, ob einer von allen den unzehlbaren Gottesgelehrten und Weltweisen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der christlichen Religion erwiesen haben, einen Grund mehr, oder eben

dieselben Gründe stärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht stärker. Man weis, daß die vornehmsten derselben die historischen sind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieser Arten drey annehmen. Historische Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menschwerdung des Heilandes hergenommen sind; historische Gründe aus den Zeiten des Heilandes selbst, und endlich historische Gründe aus den Zeiten die nach ihm gefolget sind. Die ersten sind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern sind die, welche auf den Wundern unsers Erlösers beruhen; und die dritten werden aus der Art, wie die christliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle diese hat Cardan mit wenig Worten, aber mit sehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherverkündigungen der jüdischen Propheten stärkers sagen, als dieses: daß sie in Christo so genau erfüllet worden, daß man sie eher für Erzehlungen, die nach geschehener Sache aufgesetzt worden, als für das, was sie sind, halten sollte? Kann die Zweydeutigkeit derselben mit ausdrücklichen Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit lieblosen Vermuthungen so weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch diesen Zusatz, sie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man sie eigentlich zu halten habe. So unsinnig kann kein vernünftiger Mann seyn, welcher es weis, daß noch jetzo ein ganzes Volk ihr unverfälschtes Alterthum, zu seiner eignen Widerlegung, behauptet — Auch von den Wundern Christi spricht unser Philosoph sehr scharfsinnig, und bemerkt zwey Dinge dabey, deren eines bey den Wundern der falschen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß sie wirkliche Wunder sind, und behauptet, daß sie, als solche, von glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er unterscheidet sie also von den Täuschereyen eines gelehrten Betriegers, welcher einem unwissenden Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das Künstliche für das Wunderbare verkauft. Er unterscheidet sie auch ferner von den Prahlereyen der Schwärmer, die wer weis was wollen gethan haben; nur Schade, daß es niemand gesehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit besser, oder kan man sie nur anders beweisen? — Endlich sehe man auch, wie gründlich er von dem Beweise aus der Fortpflanzung der christlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine schliessende Kraft hat; und läßt alles Zweifelhafte weg. Er sagt: sie ward von armen Leuten geprediget; man kan sie also aus keinen eigennützigen Absichten

angenommen haben: und diese armen Leute waren noch dazu unwissend, folglich waren sie denen, die sie bekehrten, am Verstande nicht überlegen, und was sie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuschreiben. Er bemerkt den Widerstand der ihnen natürlicher Weise unüberwindlich gewesen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieses nehmlich, daß unsre Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, sich die Menschen unterwürfig zu machen, da sie von innerlichen Sekten zerrissen und verwirret war. Ein wichtiger Umstand! Ein Umstand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas seyn müsse, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten seine Kraft zu allen Zeiten äussert. Und was kann dieses anders seyn, als die immer siegende Wahrheit? Cardan läßt bey diesem Beweise nichts weg, als das, was ich wünschte, daß man es immer weggelassen hätte. Das Blut der Märtyrer nehmlich, welches ein sehr zweydeutiges Ding ist. Er war in ihrer Geschichte, ohne Zweifel, allzuwohl bewandert, als daß er nicht sehr viele unter ihnen bemerken sollte, die eher Thoren und Rasende genannt zu werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menschliche Herz zu gut, als daß er nicht wissen sollte, eine geliebte Grille könne es eben so weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er ist nicht allein ein starker Verfechter des christlichen Glaubens, sondern auch ein vorsichtiger. Zwey Dinge, die nicht immer beysammen sind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bey den historischen Gründen können bewenden lassen; denn wer weis nicht, daß, wenn diese nur ihre Richtigkeit haben, man sonst alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müsse? Allein er ist zu klug, diese Aufopferung der Vernunft so gerade hin, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Christi nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit streite, oder mit ihr in keine Einstimmung könne gebracht werden: nihil continent praecepta Christi a philosophia morali aut naturali *absonum*, sind seine eigne Worte. Das ist alles, was man verlangen kann! Man sage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeschweift sey, und unsrer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft, vor sich allein, nicht kommen kann, absprechen wolle. Wenn dieses seine Meinung gewesen wäre, so würde er sich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Christi, hätte er sagen müssen, enthält nichts anders, als was die Moral und natürliche Philosophie enthält;

nicht aber: was sie enthält, harmonirt mit diesen. Zwey ganz verschiedne Sätze! Besonders dringt er auf die Vortreflichkeit der christlichen Moral, und sagt klar, daß nur Christus das vollkommenste Muster aller Tugenden sey: illius vitam aequare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet potest. Quid potest? imo quantum ab illius exemplo abscedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge diese Worte, die ich vielleicht in der Uebersetzung zu schwach gegeben habe! Aber man sage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unsrer Religion sagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens, Lust, gar keine Statt finden zu lassen; und wer mehrere beybringt, Begierde lieber viele und schlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte diese Stelle des Cardans für den gründlichsten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der christlichen Religion, die, vor ihm und nach ihm, sind geschrieben worden, machen kann.

Noch ist der zweyte Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geschwächt hat, so kann er doch der Lügen Farbe und Leben gegeben, und sich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieses verdient erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich also; ob es erlaubt sey, bey Untersuchung der Wahrheit, sich die Unwissenheit seines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weis wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, seinem Widersacher Beweise gegen sich an die Hand zu geben, ohne die er seine Sachen sogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Rasenden halten, der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er, alles und jedes, auf das augenscheinlichste widerlegen könne. Aber warum? Weil sein Verlust nothwendig mit des andern Gewinne verbunden ist; und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit seinem Ausspruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiste Recht vor sich zu haben scheinet. Dieses aber findet sich, bey den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andre Theil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Parthey welche verlieret, verlieret nichts als Irrthümer; und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern, Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das erste, was ich an einem Weltweisen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger überein kömmt,

als mit dem System eines andern; und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, so ist es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäft macht, und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschliessen will. — — Diese Anmerkung also voraus gesetzt, möchte ich doch wissen, wie man eine ernsthafte Beschuldigung daraus machen könne, wenn ein Philosoph auch die falschen Religionen, und die aller gefährlichsten Sophistereyen, in das allervortheilhafteste Licht setzt, um sich die Widerlegung, nicht sowohl leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wissen, was denn nunmehr daraus folgte, wann es auch wahr wäre, daß Cardan, den heidnischen, jüdischen und türkischen Glauben, mit so vielen und starken Gründen unterstützt hätte, daß auch die allerfeinsten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzu thun könnten? Würden sie deßwegen weniger falsch bleiben, oder würde unser Glaube deßwegen weniger wahr werden? — — Doch es fehlt viel, daß Cardan dieses gethan habe, daß ich ihm vielmehr, zu meinem grossen Leidwesen, gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte also, er sey mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der christlichen; die übrigen alle hat er mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt, und mit noch schlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu seyn, um hierinne mit mir überein zu kommen. Ich will von der heidnischen nichts, und von der jüdischen nur wenig gedenken. Wider diese läßt er die übrigen drey den Einwurf machen; daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe lassen untergehen. Ist sie denn untergegangen die jüdische Religion? Wie wann ihr jetziger Zustand, nichts als eine verlängerte Babylonische Gefangenschaft wäre? Der Arm, der sein Volk damals rettete, ist noch jetzt ungeschwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams, die Schwierigkeit, die Nachkommenschaft dieses Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum sich so häuffen, und nur darum so unübersteiglich werden lassen, um seine Macht und Weisheit in einem desto herrlichern Glanze, zur Beschämung ihrer Unterdrücker, an den Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben; unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten, noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen

seyn? Würden sie uns nicht längst von dem Erdboden vertilgt, und unsern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöschet haben? In alle Winkel der Welt zerstreuet, und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt, sind wir noch eben die, die wir, vor tausend und viel mehr Jahren, gewesen sind. Erkenne seine Hand, oder nenne uns ein zweytes Volk, das dem Elende so unüberwindliche Kräfte entgegen setzt, und bey allen Trübsalen den Gott anbetet, von dem diese Trübsalen kommen; ihn noch nach der Weise ihrer Väter anbetet, die er mit guten überschüttete. Was dieser Gott zu dem Satan sagte, als er seinen Mann, Hiob, auf die Probe stellen wollte: Siehe da, er sey in deiner Hand, doch schone seines Lebens! eben das sprach er zu unsern Feinden: mein Volk sey in eurer Hand, doch schonet seines Lebens! Da sind die Grenzen eures Tobens; da ist das Ufer, an welchem sich die Wellen eures Stolzes brechen sollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort uns zu plagen; machet der Bedrängnissen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr sucht. Er hat ein schonet gesprochen; und was er spricht ist wahr. Umsonst werden Bildads und Zophars, aus unserm eignen Geschlechte, aufstehen, und an unsrer guten Sache zweifeln; umsonst werden uns unsre eigne Weiber zuruffen: haltet ihr noch fest an eurer Frömmigkeit? Ja, segnet Gott und sterbt! Wir wollen ihm nicht segnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unser Gefängniß wenden, und uns zweyfältig so viel geben, als wir gehabt haben. — — Ich will meinen Israeliten nicht weiter reden lassen; es sey nur eine Probe, wie leicht er die Trugschlüsse des Cardans widerlegen könnte. Und eben so leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen dessen Glauben er noch ungerechter gewesen ist. Ungerecht sollte ich zwar vielleicht nicht sagen; weil Unwissenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böse Wille. Die Nachrichten, die man zu seinen Zeiten, von dem Mahomet und dessen Lehren hatte, waren sehr unzulänglich, und mit tausend Lügen vermengt, welche die christlichen Polemici desto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichtres Spiel sie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Relands und Sale; aus welchen man am meisten erkannt hat, daß Mahomet eben kein so unsinniger Betrieger, und seine Religion eben kein blosses Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und

Verfälschungen sey. Aber bey dem allen ist Cardan noch nicht entschuldiget: er, der sich um so viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte sich auch hierum erst bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß voraussetzt, wenn sie einem Philosophen nicht unanständig seyn soll. Und was würde er wohl haben erwiedern können, wann sich ein Muselmann, der eben der gelehrteste nicht zu seyn braucht, folgender Gestalt mit ihm eingelassen hätte. „Man sieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Christ bist, und daß dein Vorsatz nicht sowohl gewesen ist, die Religionen zu vergleichen, als die christliche, so leicht als möglich, triumphiren zu lassen. Gleich Anfangs bin ich schlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unsers Mahomets in eine Classe setzest, in welche sie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Christe seine Religion nennet, ist ein Wirrwar von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwiesen ist. Durch diese wollen sie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unsrigen, Wahrheiten seyn können. Sie erkennen es selbst, und nennen sie daher Geheimnisse; ein Wort, das seine Widerlegung gleich bey sich führt. Ich will sie dir nicht nennen, sondern ich will nur sagen, daß eben sie es sind, welche die allergröbsten und sinnlichsten Begriffe von allem, was Göttlich ist, erzeugen, daß sie es sind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, sich seinen Schöpfer auf eine anständige Art zu gedenken; daß sie es sind, welche den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Noth zu einer etwannigen Begleiterin desselben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngespenster, macht bey euch ohne Gerechtigkeit seelig; aber nicht diese ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten selbst ist es nur zum Theil geglückt, euch die Augen zu eröfnen, und ich sollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf sein Gesetz! Was findest du darinne, das nicht mit der allerstrengsten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maaßgebung unserer Thaten, gewiß treffen wird. Dieses glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch eure entheiligten Worte nicht brauche, davon sind wir

überzeugt, und sonst von nichts! Weißt du also, was dir obliegt, wann du wider uns streiten willst? Du must die Unzulänglichkeit unsrer Lehrsätze beweisen! Du must beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu kennen, und tugendhaft zu seyn; oder wenigstens, daß ihm beydes die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Christenthum über uns erheben willst. Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern, wahrscheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probierstein ein jeder bey sich führet. Wann einer aufstehet, und sagt: ich bin der Sohn Gottes; so ist es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was ein solcher nur allein thun könnte! Aber wenn ein anderer sagt: es ist nur ein Gott, und ich bin sein Prophet; das ist, ich bin derjenige, der sich bestimmt zu seyn fühlet, seine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten; was sind da für Wunder nöthig? Laß dich also das Besondre unsrer Sprache, das Kühne in unsrer Art zu denken, welche den geringsten Satz in blendende Allegorien gern einschließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir selbst sehr betroffen seyn würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir schenken euch gar gerne diese übernatürlichen — — ich weis nicht, wie ich sie nennen soll? Wir schenken sie euch, sage ich, und danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache, nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bey deren Unterstützung Mahomet predigte. Es ist wahr, er und seine Anhänger haben sehr viel, und Christus und seine Apostel haben gar kein Blut vergossen. Aber glaubst du wohl, daß das, was bei euch eine Grausamkeit gewesen wäre, es bey uns nicht ist? Gieb Acht, es wird auf das vorige hinaus kommen! Wann der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchstens nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird; wann der, sage ich, den Glauben mit dem Schwerde erzwingen will, so ist er der verabscheuungswürdigste Tyrann, und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdienet. Wann aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsstarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die

ganze Natur zeuget, die nicht einmal seine Einheit bekennen wollen, und diese von dem Erdboden vertilgt, den sie entheiligen, so ist er kein Tyrann; er ist, — — wann du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündiget, nennen willst, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubst du in der That, daß Mahomet und seine Nachfolger ein ander Bekänntniß von den Menschen gefordert haben, als das Bekänntniß solcher Wahrheiten, ohne die sie sich nicht rühmen können, Menschen zu seyn. Weißt du was Abu Obeidach an die von Jerusalem schrieb, als er diesen heiligen Ort belagerte? „Wir verlangen von euch, zu bezeugen, daß nur ein Gott und Mahomet sein Apostel ist, und daß ein „Tag des Gerichts seyn wird, da Gott die Todten aus ihren Gräbern „erwecken will. Wann ihr dieses Zeugniß ablegt, so ist es uns nicht „erlaubt, euer Blut zu vergiessen, oder uns an eurem Haab und Gut, „oder Kindern zu vergreiffen. Wollt ihr dieses ausschlagen, so bewilliget „Tribut zu bezahlen, und uns unterwürfig zu seyn: sonst will ich Leute „wider euch bringen, welchen der Tod süsser ist, als euch der Wein und „das Schweinefleisch." — — [1] Siehe, diese Aufforderung ergieng an alle! Nun sprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollen? Stosse dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Gesandten Gottes zu erklären. Diese Clausel mußte beygefügt werden, um zu ersehen, ob sie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet sie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubst, daß wir die sinnlichen Vorstellungen des Paradieses nach den Buchstaben verstehen. Sage mir doch, wenn ich euren Koran recht gelesen habe, versteht ihr die Beschreibung eures himmlischen Jerusalems auch nach den Buchstaben? — —

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden lassen. Ich ergreiffe das Wort wieder selbst, und sage, daß es mich, bey so gestalten Sachen, nicht wundern würde, wann besonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß sie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boßhaftesten Verläumder rechnen sollten; daß es mich aber sehr wundert, wann die Christen ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe also noch den letzten Schritt zu thun. — — Je nun, wird

[1] Okley aus einer geschriebenen arabischen Geschichte des heiligen Landes.

man, ohne Zweifel, sagen, so mag denn die Stelle selbst so unschuldig seyn, wie sie will; genug daß Cardan durch einen gottlosen Schluß sein Innerstes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das igitur his arbitrio victoriae relictis, ist so erschrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas bessern, als zu einer Geringschätzung alles Göttlichen zu machen.

Da sey Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß sich selbst retten, oder ich will derjenige seyn, welcher am meisten wider sie eifert. Man gehe also einen Augenblick zurück, und sehe wo ich oben auf der 54ten Seite aufhörete. Und sich freywillig in ein Kloster eingeschlossen hat; waren die letzten Worte. Auf diese nun folgen unmittelbar folgende, die ich der größern Glaubwürdigkeit wegen in ihrer Sprache anführen will. Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Doch wollte Gott, heißt dieses, daß man ihre Waffen eben so leicht überwinden könnte, als man diese ihre Einwürfe zu nichte machen kann. Allein die Sache ist zu den Waffen gekommen, wo der stärkere Theil mehrentheils den bessern überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal diese Materie und wendet sich zu den Verschiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, sind die so oft verdammten Worte: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus.

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, so würde ich mich jetzt ganz und gar darinne erschöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verstehen geben, daß auch nicht das allerdeutlichste vor lieblosen Verdrehungen sicher sey. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünschen, daß sie der liebe Gott ja für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will alles dieses nicht thun, sondern bloß die Stelle in ihrem Zusammenhange noch einmal hersetzen: Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriae relictis, transeamus etc. O sagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Mersennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenis, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his?*

Warum soll es denn auf den Innhalt zweyer vorhergehenden Seiten gehen, und warum denn nicht auf arma? Warum soll es denn heissen: ich will es auf das gute Glück ankommen lassen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum denn nicht vielmehr: wir müssen es dem Glücke überlassen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Christen die Oberhand, nicht in ihren Lehrsätzen, sondern in den Schlachten, davon tragen werden? Ist denn beydes etwa einerley? Was haben sie an dem letztern Sinne zu tadeln? Dieses doch wohl nicht, daß sie ihre fromme Galle nicht daran auslassen können? Wenn ein andrer an meiner Stelle wäre, der würde die seinige vielleicht an ihnen auslassen.

Alles dieses ist so klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzu zu setzen. Es würde scheinen, als ob ich mit meinen Lesern selber streiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bey dem ersten Worte, die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl diese Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur alles änderte, was man selbst für unrecht erkennet; als wenn man es nicht auch oft mit dem allerunschuldigsten thäte, wenn man sieht, daß Gegner Gift daraus saugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich seyn, zu bestimmen, in welcher Ausgabe diese Veränderung am ersten vorgenommen worden; allein ich muß diese Arbeit demjenigen überlassen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe, zu allem Unglücke keine andre Ausgabe bey der Hand, als eine von den jüngsten, wo es nicht gar die allerjüngste ist; nehmlich die von 1664. in Basel bey Emanuel König. Und auch von dieser kann ich nicht einmal sagen, nach welcher ältern Ausgabe sie abgedruckt worden; ich vermuthe aber nach derjenigen, welche Cardan, ohne Zweifel in dem Jahre 1560 zum zweytenmale übersah; weil ich, sowohl die zweyte Zuschrift an den Herzog von Suesse, als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabey finde. Dem sey unterdessen, wie ihm wolle, ich will so viel thun, als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieser ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irret sich sehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his etc. ausgestrichen und mit andern, weniger anstößigen, wenn Gott will! ersetzt habe. Ich bemerke sonderlich drey Stellen, welche sich

in der Original Ausgabe vorzüglich befinden; und in den verbesserten weggeblieben sind. Die erste ist die, welche man im vorhergehenden auf meiner 52. Seite findet, wo anstatt der Worte: und wie abgeschmackt, bis seinen Dienern schwöre, Cardan folgende zu setzen für gut befunden hat: **Absurda nonne sunt, quod fingant Deum ascendere ad coelum e terris, et ipse etiam per Daemones servos suos juret.** Man sieht also, daß er aufrichtig genug gewesen ist, die abgeschmackte Beschuldigung wegzulassen, die er daselbst dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger gewesen wäre und auch das übrige weggelassen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Korane etwas zur Last legen, wovon die heilige Schrift selbst nicht frey ist? Wird nicht auch in dieser, von dem Herauf und Herabsteigen Gottes unzähligmahl geredet? Und wenn schon nicht darinne gesagt wird, daß Gott bey dem Himmel und bey der Erde schwöre; so schwört er doch bey seiner Seele. Ein Ausdruck der, ohne Zweifel, auch seine Erklärungen nöthig hat. Die zweyte Stelle ist der ganze erste Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verleugnung sie den Christen Schuld geben, hergenommen ist (Siehe oben S. 53. von: Nun haben aber auch &c. bis der zweyte Beweisgrund kömmt.) Alles dieses hat er in wenig Worte folgender Gestalt zusammen geschmolzen: **At Mahumetani et ipsi munimenta habent. Primum quod Christiani non eam quam ipsi in Deo simplicitatem colant, et quod Christicolae imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores.** Die dritte Stelle ist endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringste Spur sehe. Sie geht oben S. 54. von: Auch so gar Heilige haben sie bis zu Ende des ganzen Ortes, eingeschlossen hat. — — Von diesen drey Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, sagen soll, weis ich nicht. Ich finde nehmlich, daß er auch diejenigen Worte, die zur Rettung seiner guten Gesinnung so vortreflich sind nehmlich: **Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem** gänzlich weggelassen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 54ten Seite abgebrochen habe, und setzt

anstatt des berüchtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: Sed haec parum philosophos attinent, pro quibus institutus est sermo: ad provinciarum miracula transeamus etc.

Ich nenne diese Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weis, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beywort geben sollte. Dem guten Cardan ist es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die sich eben so wenig, als er, auf das Verbessern verstanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas anstößiges, noch etwas anstößigers? Was hindert es, sein haec parum philosophos attinent zu übersetzen: Was hat sich ein Philosoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubische Zeug an? Ich weis wohl, seine Meinung ist so arg nicht, und er will weiter nichts sagen, als: Dieses geht diejenigen Weltweisen, für die ich hier schreibe, die Naturforscher nehmlich, weniger an. Er meint also nicht die Weltweisen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein sehr würdiger Gegenstand sind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein Paar Worte von der Ordnung, in welcher die verschiedenen Ausgaben der Bücher de subtilitate, auf einander gefolgt sind, beyfügen, und alsdann mit einer Anmerkung schliessen, die vielleicht von einigem Nutzen seyn kann. Die erste Ausgabe ist ohne allen Streit die oben angeführte von 1550 in Nürnberg. Für die zweyte hält Herr Freytag eine Ausgabe von Basel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte, die von 1554 gleichfalls in Basel bey Ludovico Lucio, und für die vierte die von 1560 welche in 8vo an ebendemselben Orte herausgekommen ist. Ueber diese Folge wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. I. Cardan sagt es ausdrücklich selbst, in seiner Actione prima auf der 728. S. daß die zweyte Ausgabe seines Buchs, 1554, und zwar im Anfange des Jahrs erschienen sey. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt, könnte also doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß die anstößigen Worte in derselben wären verbessert worden. Doch ich muß auch dieses zu des Herrn Freytags Entschuldigung sagen, daß Cardan wenn er die Ausgabe von 1554 die zweyte nennet, dadurch ohne Zweifel nicht sagen wolle, als ob die erste niemals nachgedruckt worden sey; er nennt sie die zweyte, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine, in Ansehung des unveränderten Innhalts, anzusehen sind. II. Weil

aber doch auf der Baselschen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl, sehr vieler Verbesserungen gedacht wird, weil man auch so gar die Actio prima auf dem Tittel genennt findet, so irret sich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er sie für die zweyte halten will. Wie ist das möglich? Hat dieser Bücherkenner vergessen, daß erst 1557 des Scaligers Exercitationes herausgekommen sind, und daß also die Actio prima, welches eine Antwort darauf seyn soll, von noch späterm Dato seyn muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554 die dritte seyn kann, ist dieses der Grund, weil Cardan selbst, auf der 791. S. der Actio prima von einer prima et secunda Norimbergensi desgleichen von einer Lugdunensi und Lutetiana redet. Von der Lugdunensi nun weis ich es gewiß, daß diese 1551. in Octav ans Licht getreten sey, weil sie der Verfasser des in dem Xten Theile der Observationum Hallensium befindlichen Aufsatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus diesen und vielen andern dabey vorkommenden Schwierigkeiten sich schwerlich jemals werde helffen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier, ein Stückchen nach gelehrter Art gespielt, und um einerley Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung mit welcher ich schliessen will. Diese Beschuldigung des Cardans, welche ich hoffentlich unwidersprechlich zu Schanden gemacht, haben unsre Litteratores aus den Händen der Katholiken; besonders eines hitzigen Mersennus. Ich will ihnen rathen, daß sie alles, was sie diesen Glaubensgenossen abborgen, vorher wohl untersuchen, ehe sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Diese Herren haben oft besondere Ursachen, dem und jenem Verfasser einen Schandfleck anzuhängen, welche bey uns wegfallen. Cardanus zum Exempel läßt die Vielheit der Götter in der streitigen Stelle, auf eben die Art vertheidigen, wie sie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beylegt. Sollte dieses die Katholiken nicht etwa weit mehr verdrossen haben, als alles andre? Allein sie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu suchen. Ich bitte dieses zu überlegen.

# Rettung des

# INEPTI RELIGIOSI,

## und seines ungenannten Verfassers.

# Rettung des Inepti Religiosi, und seines ungenannten Verfassers.

Diese ganze Rettung wird wider den Herrn Pastor Vogt gerichtet seyn; oder vielmehr sie wird diesem Gelehrten Gelegenheit geben, sich eines Umstandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erst nach seinem Tode sollte zur Last geleget werden, seiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für seine Verdienste alle Hochachtung; ja eben diese Hochachtung ist es, welche mich, diesen Schritt zu thun, bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in seinem Verzeichnisse rarer Bücher, in dem Buchstaben J. einer Scharteke, welche zu Anfange der zweyten Helfte des vorigen Jahrhunderts, in Lateinischer Sprache, unter folgendem Titel ans Licht gekommen ist: **Ineptus Religiosus ad mores horum temporum descriptus M. I. S. Anno 1652.** In Duodez, auf zwey Bogen. Das Urtheil, welches er davon fällt, ist folgendes: „ein „höchst seltnes aber böses und gottloses Büchelchen. Dem Exemplare, „welches mir der Herr Göring Superintendent in Minden, aus seiner „zahlreichen Bibliothek mitgetheilet hat, war folgendes am Rande bey„geschrieben: Mente cares, si res tibi agitur seria: rursus fronte »cares, si sic ludis amice Faber. Haec sunt Erasmi verba, alia »occasione prolata, in hunc libellum optime quadrantia. Sh. die „vermischte Hamburgische Bibl. Band III. S. 581. Ich will dasjenige „daraus hersetzen, was man in dem 45. Paragrapho lieset, und was den „Sinn des Verfassers verräth: Omnes quaestiones et controversias »ab ovo, dicitur, semper incipito. Nihil suppone; semper quaeras: »an Christus fuerit in rerum natura.«

Ich habe an diesem Richterspruche zweyerley von Wichtigkeit auszusetzen: erstlich, daß Herr Vogt seinem Leser von dieser seltnen Schrift

einen durchaus falschen Begrif macht; Zweytens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälscht.

Der erste Punct. Herr Vogt macht seinen Lesern einen ganz falschen Begrif davon. Er sagt es sey ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sey ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich diesen Gegensatz am besten beweisen? Nicht besser, glaube ich, als wenn ich es den unpartheyischen Leser selbst versuchen lasse, was es für Wirkungen bey ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern lesen sollte. Dieses also will ich thun; doch um ihm den Verdruß zu ersparen, sich mit dem ziemlich barbarischen Lateine, in welchem es geschrieben ist, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutschen Auszug davon vor. Einen Auszug, sage ich, und nicht eine Uebersetzung; damit ich in jenem das Gift, wenn anders welches darinnen ist, so nahe zusammen bringen kann, als möglich: und damit dieses auf einem Haufen, seine Kräfte gewiß äussere, wann es anders welche äußern kann.

Ich sage also, daß der **Ineptus Religiosus** eine kleine Schrift ist, die aus einer Zueignungsschrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte, und endlich aus einer Stelle des Augustinus bestehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerst die

### Zueignungsschrift.

Hier ist das vornehmste davon. — — „Mein lieber Freund, du „befindest dich jetzo ausser deinem Vaterlande, in den am Meere liegenden „Ländern Europens; deine größte Begierde geht dahin, daß du, in allen „Stücken, einen recht galanten Weltmann, und einen recht grossen Geist „aus dir machen mögest. Das ist löblich, und ich halte es für eine „Schuldigkeit, dich noch mehr dazu aufzumuntern. Ich will dir so gar „mit meinem guten Rathe an die Hand gehen, und dir dasjenige mit„theilen, was ich, nach einer neulichen Untersuchung, für das beste zu „seyn fand, um ein nicht unwürdiger Gottesgelehrter — — (so will ich „unterdessen das Wort **Religiosus** übersetzen.) dieses Jahrhunderts zu „werden. Ich weiß gewiß, es wird dir sehr nützlich seyn, und du wirst „in kurzen sehr viel daraus lernen können, wenn du nur folgsam seyn „willst. Lebe wohl. **Datum et conceptum in otio febrili.**

Nach dieser Zueignungsschrift, die nicht viel besser, als eine — — doch der Leser mag es selbst entscheiden, was sie zu versprechen scheinet?

— — Hier folgt die Abhandlung selbst, deren Hauptsätze ich folgender Maassen zusammen ziehe.

§. 1.

„Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel absondern, zu einer grössern Theologischen Weisheit gelangen, und viel in kurzer Zeit lernen willst. Du wirst sehen, daß der Weg zu dem Erhabensten heut zu Tage sehr leicht ist, so daß du dich über die Glückseeligkeit deiner Zeiten, und über deine eigne Fähigkeit wundern wirst. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte schlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerste der Weisheit eröfnen. Laß andre sich quälen, so viel wie sie wollen; sie wollen das gute nicht erkennen ꝛc.

§. 2.

„Du also der du dich berühmt zu machen gedenkest, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann bist, und daß dir nichts fehlt, um von allen, was dir in den Weg kömmt, urtheilen zu können. Weg mit der thörigten Behutsamkeit. Wer wird seine Meinung andern unterwerfen wollen? Weg mit solcher Sklaverey! Keine Sklaverey ist schimpflicher als die freywillige ꝛc.

§. 3.

„Halte die Gottesgelahrtheit für das allerleichteste Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe kostet, als das wahre von dem falschen, und das Licht von der Finsternis zu unterscheiden. Ich versichre dir, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung bestehen; und daß nichts schwer ist, als was einem schwer scheinet. Der Löwe entsetzt sich über das Quacken des Frosches und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc.

§. 4.

„Ferner verachte das Ansehen der Alten und der Verstorbenen. Wir sind zwar überall unsern Vorfahren viel schuldig; nur in der Religion sind wir ihnen nichts schuldig ꝛc.

§. 5.

„An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebest, kehre dich nicht. In einer so wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen ist, mußt du dich auf niemanden verlassen. Der beste Christ ist der, welcher sein eigner Hirt ist. Die Sorge für deine Seeligkeit ist niemanden aufgetragen, und niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kanst dich ja selbst aus Büchern genugsam unterrichten, derer heut zu Tage oft ein Schuster und

Schneider mehrere hat, als sonst ein grosser Doctor des Kanonischen Rechts. Und was ist jetziger Zeit gemeiner als die Gelehrsamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge sind als sie, voraus, als den Namen? Vor diesen mochte es wohl wahr seyn, daß man die Gelehrsamkeit nur bey den Gelehrten finden konnte; allein jetzt

redeunt Saturnia regna,
In quibus Assyrium vulgo nascetur Amomum.

§. 6.

„Mit diesen witzigen Köpfen also, welche eigentlich keine Gelehrte sind, rathe ich dir fleißig umzugehen. Alle Pastores, Magistros, Doctores, Baccalaureos verachte gegen sie. Diese finstern Leute wollen, daß man nur ihnen alles glauben müsse; sie sind aufgeblasen und in ihre Grillen närrisch verliebt. Wenn sich ja noch einige unter ihnen finden, die diese Fehler nicht haben, so sind sie dafür albern, blödsinnig, einfältig und dumm. Ueberhaupt aber werden sie dich alle mit so viel Sophistereyen und schulmäßigen Unterscheidungen plagen, daß du nothwendig einen Eckel für sie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Disputationes, Thomisten und Scotisten verweisen; sie werden dich zu einem ewigen Sklaven der Bücher machen, damit sie dich ja in ihren Ketten behalten, und du nur immer ihre Speichel lecken mußt ꝛc.

§. 7.

„Noch einmahl also, laß diese düsteren Köpfe, und gieb dich mit niemanden, als mit solchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige Dinge sind, und die weder die Kunst zu schliessen, noch zu disputiren, gelernt haben. Du brauchst eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Handthierungen aufzugeben; du kannst alles dabey treiben, was du nur willst; und es ist genug wenn du nur in müßigen Stunden mit deinen Gesellschaften ein wenig von der Religion schwatzest. Du kannst alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuster und Schneider sind oft die besten Theologen, weil sie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels, ist die Stimme Gottes. Versuch es nur!

§. 8.

„Du wirst aber desto leichter lernen, je mit beredtern du umgehest; dergleichen jetziger Zeit die Engeländer und Holländer zu seyn pflegen,

bey welchen alle Marktplätze von Religion wiederschallen. Ihre Weibleins so gar, sind die geschwätzigsten, die nur zu finden sind, und sie können fertiger von theologischen Dingen plaudern, als mancher langbärtige Professor der Theologie. Doch auch nicht immer mit einem unterrede dich! Bald mit diesem, bald mit jenem, damit du fein vielerley in den Kopf bekömmst ꝛc.

§. 9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort sagt: den Kühnen hilft das Glück; und ich sage dir: den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtsame bleiben auf dem bekannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer; und die den Weg nicht wissen, treten in andrer Fußstapfen. Die Feigheit verräth ein unedles Gemüth. Ein Weiser weis, daß er etwas weis; er verehrt sich, und läßt sich von andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn andre frech, verwogen, oder, wie sie sonst wollen, nennen?

§. 10.

„Mit dieser Tugend ist die Großmuth verwandt, die du auch lernen mußt. Sie ist es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer, und die Kindereyen der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.

§. 11.

„Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, mußt du dich zu keiner gewissen Sekte bekennen, und auf keines Worte schwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papisten und Calvinisten mußt du nicht einmal vertragen. Remonstranten oder Contraremonstranten; was will das sagen? Die Christen müssen unter sich alle Brüder seyn. Luther war so gut ein Mensch als andre, und wir fehlen alle mannigfaltig ꝛc.

§. 12.

„Wann du aber ja in einer von den Sekten bist auferzogen worden, so verachte doch die andern nicht dabey. Jede hat etwas gutes; suche dir das Beste aus; lerne aus allen etwas, und nicht aus einer alles. Hast du aber Schreiben gelernet, so mache dir selbst ein theologisches System ꝛc.

§. 13.

„Hasse also keine Sekte, und glaube, daß, wie der Deutsche sagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus in seinem schönen Epigrammate sagt:

— — — non unius aevi,
Non populi unius credimus esse pium
Si sapimus diversa, Deo vivamus amici,
Doctaque mens pretio constet ubique suo etc.

§. 14.

„Wann du ja hassen willst, so hasse die Katholiken vor allen andern, weil sie die Gewissen binden, uns alle Freyheit im Denken rauben, und nach der Art der Alten eine gar zu strenge Kirchenzucht haben; weil sie die Kirche zu einem Gefängnisse, und den Glauben zu einer Marterbank machen ꝛc.

§. 15.

„Nach diesen verachte die Lutheraner oder Ubiquetisten. Diese Heerde ist sehr zanksüchtig, sie dünkt sich alleine klug, und hat noch viel von den äusserlichen päbstischen Cermonien beybehalten. Alle Ceremonien aber, befehl ich dir, zu fliehen. Wozu soll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblössung des Hauptes? Dergleichen Grimassen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§. 16.

„Sonst aber halte alle Sekten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer, oder David-Joriten, oder Brownisten seyn. Tros Tyriusve fuat nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päbstliche Religion weniger zu hassen wäre, als die Photinianische oder Mahometanische. Den Sektirer mußt du fliehen, sofern er ein Sektirer ist, nicht aber, insoferne er irret.

§. 17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigstens einmal. Und wann du es thust; so entziehe dich allem Umgange der Menschen. Begieb dich in die Einsamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabey zu Rathe; sondern bloß und allein dich. Wenn der Geist von allzu vielen Lesen abgemattet ist, so kann er von nichts gehörig urtheilen ꝛc.

§. 18.

„Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu lesen. Doch brauchst du nicht immer darüber zu liegen; aufs höchste bey garstigem und traurigen Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern

Verrichtungen ungeschickt bist. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger ist von Vorurtheilen frey.

§. 19.

„Alle andre Gebetbücher, oder Gesangbücher kannst du bey der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewisser Formeln bey dem Beten zu bedienen; nicht einmal des Vaters Unsers. Das ist eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern hohlen will! ꝛc.

§. 20.

„Die Bibel selbst aber lies mit Sorgfalt und Ueberlegung; nicht mit jener sinnlosen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt. Es sind Orte wo selbst Paulus anstößt, und wo Petrus stolpert. Homer schläft ja selbst manchmal ein. Lies die Bibel, nicht anders als du den Livius, Froschmäusler, oder der Gräfin von Bembrok Arkadien liesest. Einiges davon lobst du; einiges übergehst du; von einigem wolltest du, daß es lieber anders, als so heissen möge. Es steckt auch noch vieles in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat; und das entweder auf deine oder auf eines andern Hand wartet. Viele Stellen sollten ganz anders ausgelegt werden. Bey vielen folgt ein Schöps dem andern, und ein Ausleger dem andern ꝛc.

§. 21.

„Hieraus kannst du leicht schliessen, was ich von dem akademischen Disputiren halte. Damit diese Leutchen doch etwas thun mögen, so zanken sie sich über Worte, die weder bey ihnen noch bey andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wissen, welcher von den Aposteln ihre Sophistereyen de causa essiciente, formali, informante, assistente etc. verstehen würde? Von ihren Haecceitatibus, Quidditatibus und dergleichen Dingern, die sie dem Thomas und Holcoth abborgen, will ich nichts sagen. Wie sehr hat man es vergessen, was der Heil. Ambrosius sagt: Piscatoribus creditur non Dialecticis etc.

§. 22.

„Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig bist, und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubst, so will ich dir wenigstens sagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§. 23.

„Erst siehe, ob der Verfasser eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianisch seyn. Dieses Lob haben besonders die Bücher der Arminianer,

desgleichen Calvinus und verschiedene im vorigen Jahrhunderte verstorbene Schweizersche Theologen. rc.

§. 24.

„Die andre Tugend eines Schriftstellers ist die Bescheidenheit. Er muß mit seinen Gegnern fein säuberlich verfahren. Er muß den Ausspruch des Heilandes beständig in Gedanken gehabt haben: richtet nicht!

§. 25.

„Die dritte Tugend ist die Versöhnlichkeit, welche die Griecheu ἐπιεικειαν nennen. Sie müssen immer bereit seyn, sich mit ihren Feinden zu vereinigen und beständig im Munde führen: so viel an euch ist, haltet mit allen Menschen Friede! Dergleichen Bücher kommen heut zu Tage sehr viele ans Licht, und erhalten hier und da Beyfall.

§. 26.

„Die vierte Tugend ist die Frostigkeit, welche die Griechen ψυχρολογιαν nennen. Sie müssen nicht dem Leser ans Herz reden, noch Seiten mit Ausrufungen und Fragen anfüllen. Sie müssen keine Leidenschaften rege machen, ob man dieses gleich sonst für einen Fehler zu halten pflegt rc.

§. 27.

„Fünftens wollte ich wohl rathen, daß man auf einen guten Druck, auf weisses Papier und saubere Lettern sehen möge; allein das weis jeder schon von sich selbst. Ich will also eine andre Regel geben, die wichtiger ist; diese nehmlich, man fliehe sorgfältig alle methodische Bücher. Die besten sind diejenigen, welche frey und ohne Zwang geschrieben sind rc.

§. 28.

„Endlich, welches ich gleich zuerst hätte erinnern sollen, halte besonders diejenigen für auserlesene Bücher, welche ohne Namen des Verfassers heraus kommen, und auch keinen Ort des Drucks angeben, es müßte denn etwa eine Stadt in Utopien seyn. In solchen Büchern wirst du Schätze antreffen, weil sie meistentheils von witzigen und wahrheitliebenden Männern kommen. Die Welt ist sehr undankbar, daß sie dergleichen Schriften verbieten, oder sie nicht frey verkaufen lassen will.

§. 29.

„Solche Bücher, wie ich sie dir jetzt beschrieben habe, liebe und lies; alle die übrigen aber, Ausleger, Streitschriften, Compendia rc. brauche

Ad piper et quicquid chartis amicitur ineptis.

§. 30.

„Ausdrücklich dir aber diejenigen Bücher zu nennen, welche du lesen mußt, will sich nicht thun lassen; weil ich dazu den Ort, wo du dich aufhältst, und sonst deine Umstände wissen müßte. Unterdessen aber kanst du mit folgenden anfangen: mit Hugonis Grotii Büchern von der Wahrheit der Christlichen Religion, mit seinen Auslegungen über das alte und neue Testament; mit Thomas Browns Religion des Arztes, (welches Buch Hugo besonders wegen seiner reinen Schreibart vielen anzupreisen pflegte) mit des Marcus Antonius de Dominis Republica Ecclesiastica; mit des Paräus Irenico; mit Gottfried Hottons Concordia Ecclesiastica, und was dir etwa sonst für welche in den holländischen Buchläden vorkommen.

§. 31.

„Nun will ich noch einige gute Regeln beyfügen, die dir durch dein ganzes Leben nützlich seyn können ꝛc.

§. 32.

I. „Verachte deinen Catechismen, und was du sonst in deiner Jugend gelernet hast. Allen diesen Bettel mußt du mit den Kinderschuhen ablegen ꝛc.

§. 33.

II. „Wage dich gleich an etwas grosses; und das geringste, worüber du streitest, laß die Vorherbestimmung von Ewigkeit, die allgemeine Gnade, die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seeligkeit, die Art und Weise, wie Christus im Abendmahl zugegen ist, und andere solche Fragen seyn. Wann du gleich nichts davon verstehest, das schadet alles nichts.

§. 34.

III. „Von denen, die wichtige Aemter bey der Kirche oder im Staate bekleiden, glaube durchgängig, daß sie unwissend und dumm sind; denn es wäre ein Wunder, wenn Ansehen und Verstand beysammen seyn sollten. Wann du findest, daß sie auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, so schliesse weiter.

§. 35.

IV. „Gewöhne dich deine Meinung über alles zu sagen. Weg mit dem Pythagorischen Stilleschweigen. Erst lehre andre, und alsdenn lerne selbst. Ueberall aber, in Wein- und Bierhäusern, suche die Unterredung auf theologische Dinge zu lenken.

§. 36.

V. „Gieb beständig Acht, wo du etwas zu widersprechen findest. Es sey dir deßwegen erlaubt, den unwidersprechlichsten Grund des Christenthums anzutasten; man bekömmt wenigstens dadurch eine grosse Meinung von dir ꝛc.

§. 37.

VI. „Halte dich zu denjenigen, die von den obersten Geistlichen verachtet, und gedrückt werden. Es werden immer witzige und gelehrte Männer seyn, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe verfolgt, und aus deren Umgange du vieles lernen kannst.

§. 38.

VII. „Auch aus den Reden des allergeringsten Menschen schäme dich nicht etwas zu lernen; und wenn es auch ein alt Weib wäre ꝛc.

§. 39.

VIII. „Wann du mit Männern, die gelehrt seyn wollen, von der Religion redest, und sie sagen dir etwas, was dir schwer und dunkel scheinet, so halte es für verdächtig. Alles was schwer ist, erkenne für Possen; und nur das, was du gleich fassen kannst, für Wahrheit.

§. 40.

IX. „Der Hauptzweck aller deiner Unterredungen und Handlungen sey, die Sekten zu vereinigen, und Friede und Ruhe in der Kirche herzustellen. Die Theologen selbst sind viel zu eigennützig, halsstarrig und zänkisch, als daß sie sich damit beschäftigen sollten ꝛc.

§. 41.

X. „Bei Streitunterredungen suche beständig auf eine neue Art zu antworten. Mit dem Antworten selbst aber, sey ja recht fertig. Jedes grosse Genie redet alles aus dem Stegreife. In theologischen Sachen besonders, sind oft die erstern Gedanken besser als die letztern ꝛc.

§. 42.

XI. „Die Streitigkeiten, welche unter den Sekten obwalten, mache so geringe als möglich; denn sie sind es, die der Vereinigung am meisten im Wege stehen. Oft sind es nur Wortstreite, und der ganze Fehler ist der, daß beyde Partheyen einander nicht verstehen. Ueberhaupt wird dir hier der Unterschied zwischen Glaubensartikeln, die zur Seeligkeit unumgänglich nöthig sind, und denen, die es nicht sind, sehr wohl zu Statten kommen.

§. 43.

XII. „Wann du von den verschiednen Sekten sprichst, so drücke dich

allezeit bescheiden aus. Die Bescheidenheit ist die erste Tugend eines Jüngers der grossen und allgemeinen Religion. Mische daher fein oft in deine Reden die Wörter, wenn, vielleicht, es scheinet, ich halte, meistentheils, kaum, ohne Zweifel. Sage zum Exempel: wenn irgend ein Glaubensbekenntniß nach allen Vorschriften der Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt ist, so ist es wohl das Augspurgische; die Photinianer sind des christlichen Namens kaum würdig; die Calvinisten scheinen aus Begierde, die göttliche Gnade groß zu machen, den unbedingten Rathschluß aufgebracht zu haben; dem ehrlichen Hugo Grotius ist hier etwas menschliches zugestossen, rc. Aber ganz anders mußt du von denjenigen reden, die mit deinen besondern Meinungen nicht überein kommen wollen.

§. 44.

**XIII.** „Gieb dich bey Streitunterredungen niemals überwunden. Wenn dein Gegner scharfsinniger ist, und dich mit Schlüssen eintreiben will, so halte immer einen Einfall in Bereitschaft, den du diesem Schulfuchse in den Bart werfen kannst. Allenfalls kannst du ihm auch sagen, daß er dich nicht verstehe, und daß er selbst nicht wisse, was er wolle?

§. 45.

**XIV.** „Bey allen Streitfragen fange ganz von vorne an. Setze nichts voraus. — — — (Doch ich will diesen Paragraphen, nicht weiter ausziehen; ich werde ihn unten ganz einrücken müssen, weil die von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen ist.)

§. 46.

**XV.** „Rühme dich oft deiner heiligen Betrachtungen, deiner Geduld, deiner Demuth, und deiner andern dir verliehenen Gnadengaben. Thue aber, als wenn du hierbey nicht deine, sondern Gottes Ehre suchtest.

§. 47.

**XVI.** „Lebe so, als wenn dich diese Zeiten ganz und gar nichts angingen. Entweder siehe beständig auf das vergangne, oder spare dich bessern Zeiten. Die Berge werden bald etwas gebähren, und alsdenn wird eine sehr grosse Veränderung entstehen.

§. 48.

**XVII.** „Was dir in der Nähe ist, verachte. Bücher und Menschen aus deiner Gegend müssen dir eckeln. Nur das ausländische muß dich ergötzen rc.

§. 49.

XVIII. „Wenn du auf diese Art in deiner Religion zugenommen hast, so sinne endlich einmal darauf, wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeschaft werden könne. Die Geistlichen kosten der Republik jährlich sehr grosse Summen; ein Erzbischof verzehrt in einem Monate mehr, als ein andrer Vornehmer in einem Jahre. Von was für einer Last würde der Staat nicht befreyt seyn, wenn er diese Kosten ersparen könnte?

§. 50.

XIX. „Endlich wann du dich in deinen Glaubensartikeln fest gesetzt hast, so fange auch an, dich um den Zustand deiner politischen Obrigkeit zu bekümmern. Lebst du in einer Monarchie, so untersuche, was dein Monarch für Recht habe, über freye Leute zu herrschen; Ob es erlaubt sey, daß einer über alle gebiethe? Kanst du auch andre mit dazu aufmuntern, daß sie gleiche Untersuchungen mit dir anstellen, so ist es desto besser ꝛc.

§. 51.

XX. „Um aber von deiner Obrigkeit ein richtiges Urtheil fällen zu können, wirst du sehr wohl thun, wann du von allen ihren Mängeln und Fehlern Nachricht einzuziehen suchst, welche du am besten durch ihre Mägde, oder andre Bothschaftträgerinnen bekommen kannst ꝛc.

§. 52.

„Mit diesen und dergleichen Untersuchungen bringe deine Jugend hin; und sey nicht so unsinnig sie bis auf das Alter zu versparen ꝛc.

§. 53.

„Hier will ich aufhören, und ein mehreres deiner eignen Klugheit überlassen. Vielleicht erkläre ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger, besonders wann ich erfahren sollte, daß dieses nicht übel aufgenommen worden.

* * *

Noch ist es einige Augenblicke zu zeitig, meine Leser zu fragen, was sie wohl gelesen haben? Es ist vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß. Er bestehet, wie schon gesagt, aus einem kurzen Gedichte und aus einer Stelle des Augustinus. Das erstre ist Manuductio ad Epicureismum überschrieben und lautet von Wort zu Wort so:

Vitam quae faciunt suis beatam
Porcis, haec Epicurus ille tradit;

Ne spectes hominum Deive mentem?
Non est qui regat et curet orbem;
Spem vitae bene rideas futurae,
Quamvis mens ratioque sana monstrent.
Te soli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo esse nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua sus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus et sus.
Sic, sic itur ad insulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet,
Et tales coquit ustulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuisse,
Sed sero venient eae querelae;
Et disces aliud fuisse quiddam,
Quam quod riseris hic inane numen.

Diese Verse sind die besten nicht; und sie würden schwerlich hier stehen, wann ich sie gemacht hätte. — — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: Utile est libros a pluribus fieri diverso stylo; non diversa fide, etiam de quaestionibus iisdem, ut ad plurimus res ipsa, quae orthodoxe tractatur, pervenire possit. — —

Ho! ho! wird man mir nunmehr entgegen rufen, diese Stelle war wohl noch nöthig, uns recht mit der Nase darauf zu stossen, daß der ganze Bettel eine Satyre sey? Die Wendung darinne ist gleichwohl weder neu noch selten! Der Verfasser sagt überall das Gegentheil von dem, was er sagen will; und sagt es oft mit so dürren Worten, daß man sehr dumm seyn muß, wenn man seine Meinung nicht fassen will.

Und das urtheile ich auch. Ich will denjenigen sehen, der mir das geringste anstößige oder gottlose darinne zeigt; sobald er dasjenige verneinet; was unser Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieses ist nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verstande derselben, nirgends ab: was ist es nun mehr? Hat nicht ein Religiosus ineptus sollen geschildert werden? Was hat man dazu für andre Züge wehlen können?

Um die Ironie überall noch besser einzusehen, darf man sich nur an

die Streitigkeiten erinnern, welche besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lutherische Kirche zerrütteten. Eine der vornehmsten war die Syncretistische, oder diejenige welche die Helmstädter Gottesgelehrten, und besonders der ältere Calixtus erregten. Um das Jahr 1652 war sie eben sehr heftig geworden, und sie ist es, gegen die unser Verfasser die meisten und schärfsten Pfeile losdrückt. Man sehe besonders auf den zwey und vierzigsten und drey und vierzigsten Paragraphum, und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verschiedenen Sekten, von der Bescheidenheit, die man gegen sie brauchen müsse, und von ihrem Unterscheide, der nichts weniger als wesentlich sey, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit, eine Art von Verwandschaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen besonders auf den 25sten Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit spricht, und auf den 30sten, wo er fast lauter Bücher anpreiset, die auf die Wiedervereinigung der christlichen Religion dringen. Was er aber daselbst von des Thomas Browns Religion des Arztes sagt, ist mir beynahe ein wenig verdächtig. **Quem Hugo ex puritate dictionis multis solitus commendare**, sind seine Worte. Gleichwohl ist das Werk eigentlich englisch geschrieben; und die lateinische Ueberſetzung, wenn ich mich recht erinnere, ist erst herausgekommen, als Grotius schon todt war.

Ferner scheint mir der ganze 21ste Paragraphus, und wo er sonst noch der Scholastischen Philosophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmstädtsche Superintendent D. Hoffmann anspann, der sich durch seinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Desgleichen sticht er die Anwendung der Cartesischen Philosophie in der Gottesgelahrheit offenbahr, in dem 17ten Paragrapho, an. **De omnibus articulis fidei, deque omnibus doctrinis morum fac semel in vita dubites.**

Endlich besinne man sich noch auf die Schwärmereyen des erleuchteten Schusters von Görlitz, welcher ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen blossen Unsinn, das Haupt einer Sekte und der Theosoph Deutschlands zu werden, das Glück hatte. Auch auf diesen und seine Anhänger wird sich vieles nicht übel deuten lassen, so daß man, wenn man noch wenig andre Anwendungen auf die Wiedertäufer, und auf die starken Geister damaliger Zeit, macht, wenig in den Wind gesagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieser kleinen Umstände dem Leser selbst überlassen, und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewiesen zu haben. Er wird durchgängig, nach einer kleinen Ueberlegung finden, daß wenn eine Satyre in der Welt, orthodox abgefaßt worden; so sey es gewiß diese, welche der Herr Pastor Vogt als böse und gottlos ausschreyt.

Doch ein jeder hat seine eigene Art zu denken; und es könnte wohl seyn, daß dieser Gelehrte vollkommen nach seiner Empfindung geschrieben habe. Es ist nicht allen gegeben, Scherz zu verstehen; besonders wenn er auf etwas fällt, woran unsere Eigenliebe Theil nimmt. Ich würde ihm daher sein blosses Urtheil nicht verdenken, wann er es dabey hätte wollen bewenden lassen. Allein, daß er unsre Beystimmung durch Verfälschungen erzwingen will, das verdenke ich ihm sehr.

Und dieses ist der zweyte Punkt, den ich erweisen muß. Man sehe also in dem vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem 45 Paragrapho des **Religiosi Inepti** will genommen haben. Es waren folgende: **Omnes Quaestiones et Controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil suppone: semper quaeras: an Christus fuerit in rerum natura.** Gesetzt einen Augenblick, diese Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit, was nun? Die ganze Schrift, wie wir gesehen haben, ist eine Ironie, und also auch diese Zeilen! Als eine solche aber, sind sie die unschuldigsten von der Welt, und ich kann auf keine Weise einsehen, wie sie den bösen Sinn des Verfassers verrathen können. Der Herr Vogt wird ihm doch nicht Schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Christus in der Welt gewesen sey? Und bey nahe kann er ihm nichts anders damit Schuld geben.

Wie also, wenn ich ihm mit ausdrücklichen Worten in eben dieser Stelle grade das Gegentheil zeigte? Und nichts ist leichter, denn ich darf sie nur hersetzen, so wie sie eigentlich in dem Originale, das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daselbst nicht schlecht weg: **nihil suppone;** sondern es heißt: **nihil AB ALIIS PROBATUM AUT DECISUM suppone.** Hier ist der ganze Paragraphus, den ich oben nur mit wenig Sylben angeführt habe:

§. 45.

**XIV. Omnes quaestiones et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil** ***ab aliis probatum aut decisum*** **suppono.**

Semper quaeras: utrum etiam sint angeli seu spiritus? An Christus fuerit in rerum natura? An diluvium Mosaicum fuerit universale et similia. Neque opus est, ut tamdiu expectes, donec necessitate quadam eo perducaris, sed ultro te torque et quam studiosissime labora, ut dubia et disputabilia quaedam habeas. Quaestiones etiam tales amato: unde scire possum veram esse scripturae interpretationem, quam Pastor meus proponit? quo indicio constat Lutheranam religionem congruam esse verbo Dei, quum id Photiniani etiam jactent?

Nun muß ich aber in allem Ernste fragen, warum der Herr Pastor Vogt das *ab aliis probatum aut decisum* an einem Orte weggelassen hat, wo der ganze Verstand davon abhängt? Daß er aber hier davon abhängt, wird niemand leugnen. Es ist zwar wahr, will der ungenannte Verfasser sagen, andre haben es längst ausgemacht und bewiesen, daß es Geister giebt, daß Christus in der Welt gewesen ist; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt seyn wollen, was gehen dich, sage ich, andre an? Deine Fragen sind zu Millionenmalen beantwortet worden; doch was schadet das? Du kannst sie schon noch einmal aufwerfen, und dir dadurch das Ansehen eines Geistes geben, der bis auf den Grund der Sachen dringet. — — Wer ist so einfältig, diese Sprache nicht zu verstehen? Und wer sieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem ab aliis probatum aut decisum beruhet? So bald dieses weg ist, so bald scheint alles, besonders wenn es ausser dem Zusammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernste, wenigstens in einer sehr plumpen Ironie gesagt zu seyn.

Ich habe schon hin und her auf einige Entschuldigungen für den Hrn. Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals selbst gesehen, und daß ihm ein unachtsamer Freund die Stelle daraus mitgetheilet habe; doch hierwieder ist sein eignes Bekenntniß. Wie gerne wolte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen andern veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringsten Grund hätte, zu glauben, daß ein solcher in der Welt sey?

Wenn es ihm daher gefallen sollte, sich etwa in einer neuen Ausgabe seines Verzeichnisses hierüber zu erklären, so wollte ich wohl wünschen, daß er seine Vermuthungen beyfügen möge, wer sich etwa unter die Buchstaben M. J. S. könne versteckt haben? Kaum darf ich es wagen,

die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne gestehe, daß sie auf ziemlich schwachen Gründen ruhen. Anfangs nehmlich, da ich die Schrift selbst noch nicht gesehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johann Steller, welcher sich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Josua Schwarz gefallen, welcher zuletzt Schleßwig Hollsteinischer Generalsuperintendent war. Er war in seiner Jugend ziemlich gereiset, und konnte also Ketzer und Schwärmer genug gekannt haben, um Lust zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu schildern. Was dieser Muthmassung noch das meiste Gewicht geben mußte, wäre der Haß, den er beständig gegen die Syncretisten geäussert hat. Er mußte ihrentwegen so gar sein Vaterland verlassen, welche Verdrüßlichkeit ihm um die Jahre einige sechzig, begegnete. Doch ich sage es noch einmal, diese Wahrscheinlichkeiten sind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der Hamburgischen vermischten Bibliothek anführet. Wann man sich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzusehen, so wird man finden, daß daselbst Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten seiner Westphälischen Reise, gleichfalls des inepti Religiosi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlauffen, ist eben dasselbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verschieden sind die Urtheile beyder Gelehrten. Herr Harenberg trift viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darinne nicht, daß er vorgiebt, man könne es nicht so leicht errathen, ob der Schriftsteller im Ernste, oder nur Spottweise dem Leser so viel heillose Lehren vorhalte. — — Hat er etwa bey jedem Paragrapho hinzusetzen sollen: aber merkts ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene? Das sind schlechte Satyren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satyren seyn sollen.

Es taugt, sollte ich meinen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehret. Es wäre besser, wenn man sie so viel als möglich verringerte; welches dadurch am ersten geschehen kann, wenn man jedes nach seiner Absicht beurtheilt, und sich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottlosen zu machen.

Diese Regel der Klugheit scheinen nur die wenigsten unserer Bücherkenner zu beobachten. Da sie gewohnt sind, den Werth ihrer Entdeckungen,

nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumessen, so werden sie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmsucht verleitet, diese durch Uebertreibung zu erhöhn, und den Innhalt wenigstens atheistisch zu machen. So ist es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach seiner Art auf der 392. Seite der **Historiae universalis Atheism.** sehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in seinem Verzeichnisse dessen eigne Worte beybehalten, und beyden sind sie **liber aeternis tenebris dignus.** Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1669. in Paris in Duodez gedrukt worden. Es ist wahr man findet nichts als Possen darinne; weiter aber auch nichts, als Possen. Bruscambille selbst muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts gewesen seyn, denn fast alle in seinen Werken enthaltene Stücke sind entweder an die Zuschauer, vor oder nach den Schauspielen, gerichtet, oder es sind Tiraden, wie man sie auf der französischen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt sich daher sehr, wenn er vermuthet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfasser sey. Die Schreibart ist viel neuer, als die Schreibart dieses französischen Lucians — —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Lust zu Ausschweifungen mehr Beyspiele vorzulegen, verleitet.

# Rettung des Cochläus,

aber nur in einer Kleinigkeit.

## Rettung des Cochläus.

Ich gestehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann ist, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken kan. Er hat sich gegen unsern Vater der gereinigtern Lehre, nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, sondern als einen unsinnigen Lästrer, erwiesen; er hat von 1521 bis 1550 fast kein Jahr verstreichen lassen, ohne eine Schmähschrift wider ihn an Tag zu bringen, welche alle von den römischen Glaubensgenossen als Evangelia aufgenommen wurden; Verfälschungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren seine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, so ungerecht sie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bey mir angestanden, ob er wohl etwas beßres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch so arg machte, dennoch nicht so viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, so gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falschen Zusatzes benöthiget sind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungene Aufrichtigkeit sich sein Ansehen sichrer untergraben liesse, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müsse. Dieser Ueberlegung habe ich es also zuzuschreiben, daß ich mich folgendes aufzusetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, ist derjenige keiner von den geringsten, den sie von den vorgeblichen veranlassenden Ursachen hernehmen. Dieses Werk, sagen sie, ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen;

der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luthern, daß man seinem Orden den Ablaßkrahm entzogen, und ihn den Dominikanern gegeben hatte.

Es haben verschiedene Gelehrte unsrer Kirche diese Beschuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius, Seckendorf, Möller scheinen alles gesagt zu haben, was man darauf sagen kann. Weil sie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, so hat es der Herr D. Kraft vor einiger Zeit für werth gehalten, sich umständlicher darüber einzulassen. Er vertheidigte daher, im Jahr 1749, als er sich noch in Göttingen befand, eine Streitschrift **de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam disputante.** Diese Arbeit ward sehr wohl aufgenommen, so gar, daß man auch einige Jahre darauf eine freye Uebersetzung, unter dem Titel die gerettete Ehre des seel. D. Martin Luthers, davon besorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig seyn will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk was er beweisen wollen, hat er glücklich bewiesen, und nur über einen einzigen Umstand dabey, habe ich meine Anmerkung zu machen. Der Herr D. Kraft will nehmlich, daß Cochläus der aller erste Erfinder obgedachter Verläumdung sey, und daß vor ihm auch Luthers allerärgsten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen seine eigne Worte hören, die ich aus dem 14ten Paragrapho der deutschen Uebersetzung nehme. „Wir setzen aber, heißt es „daselbst, den allgemeinen Grund voraus, welcher allerdings ein großes „Gewicht hat, daß alle Schriftsteller, welche zu Luthers Zeiten gelebt, „nicht ein Wort von dieser Zunöthigung gedacht haben. Es ist nicht ein„mal nöthig, daß wir uns auf die berühmten Männer, welche sich eine „allgemeine Hochachtung erworben haben, beziehen, nehmlich den Schlei„dan, Thuan, Guicciardini; oder daß wir diejenigen anführen, „welche sich noch ziemlich unpartheyisch und aufrichtig bewiesen, nehmlich „den Jovius, Alphonsus a Castro, Ferron, Surius &c. als „die insgesamt Luthers Aufstand aus andern Quellen herleiten, und von „dieser Anschuldigung nichts wissen; sondern wir wollen uns, ohne alles „Bedenken, auf die Schriften der giftigsten Feinde Luthers berufen, welche „den möglichsten Fleiß angewandt, alles mit vieler Bitterkeit zu sammeln „und drucken zu lassen, was ihre Raserey wider ihn Verdächtiges und „Lächerliches nur aussinnen können. Es ist dieser Umstand wahrhaftig „nicht obenhin anzusehen, daß unter allen diesen Vorfechtern, welche vom

„Jahre 1517 bis an den Tod Luthers 1546, ihm mündlich und schrift-„lich einen Rang abzulaufen gesucht, auch nicht einmal in dem ersten „Treffen, als von dem Ablaß allein, und von den Ursachen des angefan-„genen Streits eigentlich die Rede war, nicht ein einziger so unverschämt „gewesen, daß er diesen Bewegungsgrund angegeben, und Luthern eines „solchen Neides beschuldiget hätte, dergleichen ihm nach der Zeit zur Last „gelegt worden. — — Cochläus selbst, der unglückliche Erfinder dieser „Fabel, hat in den Schriften, die er dem noch lebenden Luther entgegen „gesetzt, davon nicht einmal gelallt; sondern ist er, (§. 4.) nach dessen „Tode, in dem Verzeichnisse der Thaten und Schriften Mar-„tin Luthers in Sachsen, damit hervor gerückt ꝛc."

In dieser Stelle also, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen ist, warum die Beschuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet sey; behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und folglich ein Mann ohne Treu und Glaube, sie zuerst vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menschen jemals sey daran gedacht worden.

Doch beydes, mit Erlaubniß des Herrn Doktors, ist falsch. Ich kenne ein Zeugniß, welches sich von einem andern, als von Cochläo, herschreibt, und gleich in den ersten Jahren ist abgelegt worden. Hier ist es: Habes primam, sagt mein Schriftsteller, nachdem er den Ursprung der Lutherischen Unruhen erzehlt, hujus Tragoediae scenam, quam Monachorum oddiis debemus. Dum enim Augustinensis invidet Dominicano, et Deminicanus vicissim Augustinensi, atque hi etiam Franciscanis, quid quaeso poterimus praeter gravissima dissidia sperare?

Wirft diese Stelle, wenn anders die Umstände wahr sind, die ich davon vorgegeben habe, nicht alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich sollte es meinen.

Allein ist es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon ist? Ganz gewiß. Ihr Urheber ist Alphonsus Valdesius. Ist es auch ganz gewiß, daß sie in den Jahren von 1517 bis 1546. geschrieben worden? Auch dieses ist ganz gewiß. Sie ward den 31. August 1520 geschrieben.

Wer ist denn aber dieser Alphonsus Valdesius? — — Ich

will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeschichte noch sowohl bewandert sind, einen ganz unbekannten Namen genennt habe. Einen Johann Valdesius der in Neapolis den ersten Saamen des Lutherthums ausgestreuet hat, werden sie wohl kennen; allein von einem Alphonsus dieses Namens, ist überall das tiefste Stillschweigen.

Ich muß daher alles mittheilen, was ich von ihm weis. — — Alphonsus Valdesius war magnae spei juvenis, er war ferner ein Sohn **Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchensis,** und hat an den Peter Martyr, nicht Vermilium, sondern Anglerium, aus Holland und Deutschland verschiedene Briefe geschrieben. — — Das sind sehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man sagen; es ist wahr; allein kann ich sie besser geben, als ich sie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, sie deutsch zu übersetzen; aus Furcht, auch nur mit dem allergeringsten Worte von ihrem eigentlichen Verstande abzuweichen.

Meinen Wehrmann aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es ist der nur gedachte Peter Martyr. Dieser Gelehrte war ein gebohrner Mayländer aus Anghiera, verließ sein Vaterland, und begab sich nach Spanien, wo er bey dem König Ferdinand sehr ansehnliche Ehrenstellen bekleidete. Seine Schriften sind bekannt, ob sie gleich fast alle unter die seltnen gehören. Besonders werden seine Briefe, wegen der ganz besondern darinne enthaltenen Nachrichten, sehr hoch geschätzet. Sie sind das erstemal im Jahre 1530 zu Complut in Folio gedruckt, und von den Elzeviren im Jahr 1670 zu Amsterdam, in eben demselben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur sehr wenige Exemplare davon abgezogen, so daß sie dieser neuen Auflage ohngeachtet, gleichwohl noch ein sehr rares Buch bleiben. Sie sind in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl sich auf 813 beläuft, gehen vom Jahr 1488 bis auf 1525.

In dem sechshundert und neun und achtzigsten dieser Briefe nun, desgleichen in dem sieben hundert und zwey und zwanzigsten, theilet Martyr zwey Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonsus Valdesius erhalten hatte. Beyde betreffen das Reformationswerk; der erste ist aus Brüssel den 31. August 1520, und der zweyte aus Worms den 15. May 1521. datirt. Aus jenem ist die oben angeführte Stelle, welche alle erforderliche Eigenschaften hat, das Vorgeben des Hrn. D. Krafts

zu vernichten. Man kann sie, wenn man mir nicht trauet, auf der 381ten Seite der zweyten angeführten Ausgabe, selbst nachsehen. Ich finde von diesem Valdesius noch einen dritten Brief in dem 699ten eingerückt, allein er betrift ganz etwas anders, die Krönung Carls nehmlich zum römischen Könige, bey welcher er zu Achen gegenwärtig gewesen war.

Es verlohnet sich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den erstern Briefen etwas umständlicher rede, besonders da sie so wenig bekannt geworden sind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftsteller, der sich mit der Reformationsgeschichte abgegeben hätte, und ihrer gedächte. Unterdessen hätten sie es doch nur allzuwohl verdient, weil sie in der That mit vieler Unpartheylichkeit geschrieben zu seyn scheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Uebersetzung derselben, dem Leser angenehm seyn wird, damit er sich um so viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweise, was sie beweisen solle. Der Eingang, den Martyr dem ersten Briefe voranschickt, ist folgender: *Petrus Martyr A. M. Marchionibus discipulis.* Quae in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quae ab exteris habemus, legite prodigium horrendum, mihi ab *Alphonso Valdesio,* magnae spei iuvene, cujus patrem Ferdinandum de Valdes, Rectorem Conchensem nostis, non minus fideliter quam ornate descriptum, cujus epistola sic habet. Man sieht, daß diese Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten sind. Der Leser mag es selbst untersuchen, was das Rector Conchensis sey, ob man einen Statthalter oder einen Schulrektor in Conches, oder was man sonst darunter verstehen solle? Ich bekenne meine Unwissenheit ganz gerne. Was liegt endlich an diesem Umstande? Die Briefe selbst werden deswegen ihren Werth nicht verlieren. Hier sind sie:

## Der erste Brief

### des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

„Du verlangst von mir zu wissen, was die jüngst unter den Deutschen entstandene Sekte der Lutheraner für einen Ursprung habe, und wie sie ausgebreitet worden. Ich will dir alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überschreiben, wie ich es von glaubwürdigen Personen erfahren habe. Du wirst, ohne Zweifel, gehört haben, daß der Papst Julius II. dem Apostel Petro einen unglaublich prächtigen und grossen Tempel bauen

zu lassen, angefangen habe. Er hielt es, vermuthlich, für unanständig, daß der Oberste der Apostel in einem niedrigen Tempel wohnen solle, besonders da aus allen Theilen der Welt, unzehliche Menschen der Religion wegen, daselbst einträfen. Er würde, nach seiner Großmuth, diesen Bau auch gewiß zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht, mitten in dem Laufe, der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte. Leo der X. folgte ihm auf dem Päpstlichen Stuhle, weil er aber nicht Geld genug hatte, einen solchen Aufwand zu bestreiten, so ließ er durch die ganze christliche Welt denjenigen Ablaß verkündigen, welche zum Baue dieses Tempels einige Beysteuer geben wollten. Er hofte, daß er auf diese Art eine unsägliche Menge Geldes, besonders unter den Deutschen, welche die Römische Kirche mit einer ganz besondern Hochachtung verehrten, zusammen bringen werde. Doch wie nichts in der Welt so fest und beständig ist, das nicht entweder durch die Gewalt der Zeit, oder durch die Bosheit der Menschen verfallen sollte, so konnten auch diese Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, sondern sie wurden die Ursache, daß Deutschland, welches keiner andern christlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jetzo von allen und jeden darinne übertroffen ward. Es sprang nehmlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachsen, als ein gewisser Dominikaner predigte, und dem Volke den Ablaß, woraus er selbst keinen geringen Vortheil zu ziehen trachtete, aufdringen wollte, ein Augustiner Mönch, mit Nahmen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieser Tragödie ward, und vielleicht aus Neid gegen den Dominikaner, verschiedene Articel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominikaner mit seinem Ablasse viel weiter gehe, als ihm der Pabst erlaubt habe, oder auch erlauben könne. Der Dominikaner, als er diese Artikel gelesen hatte, gerieth wider den Augustiner in Wuth; die Mönche fingen nunmehr an, Theils mit Scheltworten, Theils mit Gründen, hitzig unter einander zu streiten; einige vertheidigten die Predigt, andre die Artikel, bis endlich (weil das Böse niemals Grenzen kennet) der Augustiner den päbstlichen Ablaß ganz und gar zu verspotten wagte, und vorgab, er sey nicht so wohl zum Heile christlichen Volks, als vielmehr, um den Geitz der Priester zu sättigen erfunden worden. Dieses ist also der erste Auftritt dieser Tragödie, die wir dem Hasse der Mönche zu danken haben. Denn da der Augustiner auf den Dominikaner, der Dominikaner auf den Augustiner, und beyde auf die Franciscaner neidisch

sind, was kann man sich anders als die allerheftigsten Uneinigkeiten versprechen? Nun kommen wir auf den zweyten Auftritt. Der Herzog von Sachsen, Friedrich, hatte gehört, daß aus diesem Ablasse dem Kardinal und Erbischofe zu Maynz, Alberto, seinem Kollegen bey Erwehlung römischer Kayser, mit dem er aber über den Fuß gespannt war, viel Vortheil zuflieſſen werde, so wie er mit dem Pabste deswegen eins geworden war. Da nun also der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Maynz diesen Vortheil zu entrücken, so bediente er sich des Mönchs, der zu allem kühn und unverschämt genug war, und dem päbstlichen Ablasse schon den Krieg angekündiget hatte. Er ließ alles Geld, welches in seinen Ländern aus dem Ablaßkrahme war gelöset worden, den Commissarien wegnehmen, und sagte: er wolle selbst einen eignen Mann nach Rom schicken, welcher dieses Geld zu dem Baue der Heil. Petrikirche überbringen, und zusehen solle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von andern Seiten herbeygeschaft würde, in Rom mache. Der Pabst, dem es zukömmt, die Freyheit der Kirche zu beschützen, und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürst sich in dasjenige mische, was der päbstlichen Heiligkeit einzig und allein zustehet, ermahnte den Herzog zu verschiednen malen, Theils durch die höflichsten Briefe, Theils durch besondre Abgeordnete, daß er dem päbstlichen Stuhle diese Beschimpfung nicht anthun, sondern das aufgefangene Geld wieder herausgeben möge. Doch da der Herzog sich dessen halsstarrig weigerte, und auf seiner Meinung blieb, so that ihn der Pabst in Bann. Der Augustiner wollte diese Gelegenheit, sich bey dem Herzoge einzuschmeicheln, nicht versäumen, und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein so unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Pabst keinen unschuldiger Weise in den Bann thun könne. Er fing hierauf an sehr viel Heftiges wider den römischen Pabst und seine Anhänger auszustoſſen, welches alles gedruckt und sehr geschwind in ganz Deutschland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachsen, sich durch diese Drohungen von seinem gefaßten Entschlusse nicht abbringen zu lassen. Die Gemüther der Deutschen waren schon längst, durch die mehr als heidnischen Sitten der Römer, aufgebracht worden, und hatten schon heimlich das Joch des römischen Pabstes abzuschütteln gesucht. Daher kam es denn, daß sobald Luthers Schriften öffentlich bekannt wurden, sie bey allen einen ganz erstaunlichen Beyfall

fanden. Die Deutschen frohlockten, schimpften auf die Römischgesinnten, und verlangten, daß ein allgemeines christliches Concilium gehalten werden solle, worinne man Luthers Lehren untersuchen, und eine andre Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte Gott, daß dieses geschehen wäre! Doch da der Pabst mit aller Gewalt sein Recht behaupten wollte, da er sich für ein allgemeines Concilium furchte, da er, die Wahrheit frey zu sagen, seinen privat Vortheil, welcher vielleicht dabey Gefahr lauffen könnte, dem Heile der Christenheit vorzog, da er Luthers Schriften, ohne Untersuchung vertilgen wollte; so schickte er einen Legatum a Latere an den Kayser Maximilian, welcher es dahin bringen sollte, daß Luthern von dem Kayser und dem ganzen römischen Reiche, ein Stillschweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augspurg Reichsversammlungen angestellt, auf welche Luther von dem Kayser gefordert wurde. Er erschien also daselbst, fest entschlossen, seine Schriften tapfer zu vertheidigen, und mit dem Cajetanus (so hieß der Legate) sich in einen Streit darüber einzulassen. Cajetanus sagte, man müsse den Mönch ganz und gar nicht anhören, der so viel Lästerungen wider den römischen Pabst geschrieben hätte. Allein die Reichsstände erwiederten: es würde sehr unbillig seyn, wenn man ihn unverhört verdammen, oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu vertheidigen entschlossen wäre, ohne Ueberzeugung zu wiederruffen. Wenn daher Cajetan, (der, wie du weißt, in der heil. Schrift selbst nicht unerfahren ist,) Luthern überzeugen könne, so wären sie und der Kayser bereit ihn zu verurtheilen. Da Cajetan also sahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er sich nicht mit Luthern näher einlassen wollte; da er es auch wirklich verschiednemal versuchte, und sehr unglücklich damit war; so begab er sich, unverrichteter Sache, wieder fort. Luther aber, der mit grössern Ehren wegging, als er war vorgelassen worden, triumphirte als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er sich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachsen verlassen konnte, so trieb ihn seine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beständig neue Lehren, die mit dem apostolischen Glauben streiten, in Druck ausgehen zu lassen. Da also der Pabst sahe, daß er es im guten nicht dahin bringen könne, daß man diesen lästernden Mönch zur verdienten Straffe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches schon weit und breit um sich gegriffen

hatte, noch mehr Schaden thun, und Luther auch rechtgläubige Männer auf seine Seite ziehen könne, so ließ er eine sehr heftige Bulle wider ihn und seine Anhänger ausgehen, und erklärte sie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht sowohl aufgebracht, als völlig in Raserey gesetzt, und erklärte den Papst selbst (welche Unverschämtheit!) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel **de Captivitate babylonica Ecclesiae** heraus, und es ist unglaublich, mit was für Ränken er darinne die Lehrsätze und Anordnungen der Kirchenversammlungen und Päbste angreift. Er behauptet so gar, daß Johann Huß auf dem Concilio zu Costnitz unschuldig sey verbrannt worden, und daß er alle seine Artikel, die man verdammt habe, als rechtgläubig vertheidigen wolle. Doch auch hieran ließ er sich nicht einmal begnügen, sondern verbrannte noch in Wittenberg alle Bücher des kanonischen Rechts, so viel er deren daselbst auftreiben konnte, weil sie, nach seinem Vorgeben, die christliche Frömmigkeit verdorben hätten, und also bey Seite geschaft werden müßten. Nachdem sich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutschland ausgebreitet, sind die Gemüther der Deutschen auf eine so unbeschreibliche Art wider den apostolischen Stuhl erbittert worden, daß wenn der Pabst nicht die Klugheit, oder der Kayser nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenversammlung, dem Uebel abzuhelffen, nur allzusehr zu besorgen steht, dieses Unheil werde noch so weit um sich greiffen, daß zuletzt ganz und gar kein Mittel darwieder vorhanden seyn wird. — — So viel habe ich dir vorjezt melden wollen. Nimm es geneigt auf, und lebe wohl. Brüssel, den 31 August. 1520.

## Zweyter Brief

### des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

Den Ursprung der Lutherischen Sekte, und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag, habe ich dir aus Brüssel geschrieben. Vernimm nunmehr, was darauf gefolgt ist. Nachdem der Kayser in diese Stadt Worms, die Churfürsten des römischen Reichs und alle Stände zusammen berufen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Ansehen des ganzen Reichs, der Unsinn dieses Mannes endlich gebändiget, und andre ihm beyzutreten abgehalten würden. Ob er dieses nun schon sehr eifrig getrieben, so hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther, unter kayserlichem sichern Geleite nach Worms

geruffen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beschliessen wolle. Sie behaupteten alle, daß es unbillig seyn würde, ihn unverhört zu verdammen, und daß es der Würde und Frömmigkeit des Kaysers zukomme, wenn Luther seine Irrthümer wiederruffe, das übrige, was er sonst, so gelehrt als christlich, geschrieben habe, zu untersuchen, und Deutschland von den Unterdrückungen und Beschwerden des päbstlichen Stuhles zu befreyen. Da der Kayser sahe, daß er nichts weiter erlangen könne, so ließ er Luthern unter seinem sichern Geleite kommen, der sich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs stellte. Er ward gefragt: ob er sich zu den Büchern, die hier und da unter seinem Namen herum gingen, bekenne, und ob er das, was er darinne geschrieben habe, wiederrufen wolle, oder nicht? Er antwortete: er bekenne sich zu allen diesen Büchern; (deren Titel ihm auf sein Begehren vorgelesen wurden) und wolle er weder jezt noch jemals leugnen, daß er Verfasser davon sey. Was aber den zweyten Punkt der an ihn geschehenen Frage anbelangte, ob er nehmlich das was er geschrieben habe, wiederrufen wolle, so bat er, der Kayser möge ihm Bedenkzeit lassen, die ihm auch der Kayser bis auf den folgenden Tag verstattete. An diesem nun, wurde Martinus Lutherus abermals vor den Kayser, die Churfürsten und alle Reichsstände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweyten Theil der gestrigen Frage antworten solle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige Rede, Theils in lateinischer, Theils in deutscher Sprache, und beschloß endlich damit, daß er nichts, was in seinen Büchern enthalten sey, wiederrufen könne, wenn man ihm nicht aus der Lehre des Evangelii und aus dem alten oder neuen Testamente zeigen könne, daß er geirret und gottlose Sachen vorgetragen habe. Und als man aufs neue in ihn drang, daß er, alles andre bey Seite gesetzt, entweder mit Ja oder Nein antworten möge, ob er bey den Lehrsätzen und Anordnungen der Kirchenversammlungen bleiben wolle; so antwortete er: er wolle nichts wiederrufen, und könne auch bey den Lehrsätzen der Kirchenversammlungen nicht bleiben, weil die Kirchenversammlungen sich manchmal wiedersprochen hätten. Der Kayser befahl ihm hierauf abzutreten, und ließ die Versammlung auf diesen Tag auseinander. Den Tag darauf, ließ er die Churfürsten zu sich kommen, und legte ihnen

eine von seiner eignen Hand aufgesetzte Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu thun sey, erklärte, und sie insgesamt seiner Meinung beyzutreten bat, daß man nehmlich geschärfte Befehle wider Luthern und die Lutheraner, ergehen, und die Bücher dieses unsinnigen Mannes verbrennen lassen wolle. Die Reichsstände aber, deren einige Luthers Gift eingesogen hatten, andre aber Luthern nicht eher verdammt wissen wollten, als bis die Deutschen erst von den Unterdrückungen und Beschwerden des römischen Hofes befreyt wären, lagen dem Kayser mit inständigen Bitten an, daß man Luthern wenigstens ins geheim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche geschrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kayser dieses erlaubt, und sie ganzer drey Tage den verstockten Luther, aber umsonst, ermahnt hatten, sahen sie wohl, daß sie nichts ausrichten würden, und unterschrieben also das Kayserliche Decret. Als dieses geschehen war, wollte der Kayser gleichwohl nicht wider das Luthern ertheilte sichre Geleite handeln, sondern ließ ihn durch ein öffentliches Instrument erinnern, daß er sich den folgenden Tag sogleich aus der Stadt Worms, und innerhalb zwanzig Tagen in einen sichern Ort begeben solle. Luther gehorchte, und der Kayser ließ nunmehr, in seinem, in der Churfürsten und aller Reichsstände Namen, nicht nur ein sehr scharfes Edikt wider Luthern und seine Anhänger ergehen, sondern ließ auch seine Schriften, so viel man deren hier finden konnte, mit grossem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutschlands zu thun befahl. Hier hast du also von dieser Tragödie, wie einige wollen, das Ende; so wie ich aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, sondern den Anfang. Denn ich sehe, daß die Deutschen wieder den päbstlichen Stuhl allzuerbittert sind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kaysers bey ihnen von großem Nachdrucke seyn werden, weil man, auch nach Ergebung derselben, Luthers Bücher hin und wieder frey und ungestraft verkauft. Du kannst daher leicht muthmassen, was vollends in Abwesenheit des Kaysers geschehen wird. Diesem Uebel hätte, zum größten Nutzen der Christenheit, ganz leicht können gesteuert werden, wenn der Pabst gegen eine allgemeine Kirchenversammlung nicht so abgeneigt wäre, und die öffentliche Wohlfahrt seinen besondern Vortheilen vorzöge. Allein, da er sein Recht auf das hartnäckigste vertheidiget, da er nichts anhören, sondern bloß, vielleicht aus einem heiligen Affecte, Luthern

verdammt und verbrannt wissen will, so sehe ich zum voraus, daß die ganze christliche Republik zu Grunde gehen wird, wann sich Gott nicht selbst unsrer annimmt. Lebe wohl. Worms, den 15. May 1521.

* * *

Ich bin so weit entfernt diesen Briefen eine Lobrede zu halten, und mich zu ihrem unbedingten Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falschheiten darinne entdecken sollte. Ich habe sie eigentlich aus keiner andern Ursache angeführt und mitgetheilt, als wegen der Stelle, die ich dem Herrn D. Kraft daraus entgegen setze, und aus welcher er wenigstens so viel ersehen wird, daß Cochläus den unserm Luther vorgeworfnen Neid, nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern gesogen habe, sondern dabey ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt sey.

Indem ich aber leugne daß dieser geschworne Feind des grossen Reformators der Erfinder gedachter Beschuldigung sey, so will ich sie doch deßwegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit Luthers uneigennützigem und großmüthigen Charakter vergleicht. Er, der durch eine Glaubensverbesserung nichts irrdisches für sich selbst zu gewinnen suchte, sollte den die Gewinnsucht, oder welches auf eins hinaus kömmt, der Neid über den Gewinn eines andern, dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich sehe nicht, was unsre Gegner gewinnen würden, wann es auch wahr wäre, daß Luthern der Neid angetrieben habe, und wann auch sonst alles wahr wäre, was sie zur Verkleinerung dieses Helden vorbringen. Wir sind einfältig genug, und lassen uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten darüber ein; wir untersuchen, vertheidigen, widerlegen, und geben uns die undankbarste Mühe; oft sind wir glücklich, und öfters auch nicht, denn das ist unstreitig, daß es leichter ist, tausend Beschuldigungen zu erdenken, als eine einzige so zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringste Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen Kampf zu erhalten kostet, und uns doch nicht das geringste einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel gutes ist gestiftet worden, welches die Katholiken selbst nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genusse ihrer Früchte sitzen; genug, daß wir diese der Vorsehung des

Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wehlt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben so glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten ward durch einen Todschlag, und man mag sagen was man will, durch einen strafbaren Todschlag veranlaßt; ist er aber deßwegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?

Ich weis wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unser Glück ist befördert worden, giebt; allein, ich weis auch, daß diese Dankbarkeit, wenn man sie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit seiner Erkenntlichkeit an der nächsten Ursach kleben, und geht wenig oder gar nicht auf die erste zurück, die allein die wahre ist. Billig bleibt Luthers Andenken bey uns im Seegen; allein die Verehrung so weit treiben, daß man auch nicht den geringsten Fehler auf ihn will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt meinem Urtheile nach, viel zu ausschweifend seyn. Ein neuer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sey in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden könnte. Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch seyn. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weis, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel des Menschen, ein Lob des Höchsten geworden! Doch wie schwer gehen die Sterblichen an dieses, wann sie ihr eignes nicht damit verbinden können.

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaubte, sie verdienen auch schon deswegen einige Achtung, weil sich Baldesius über die Fehler des Pabsts sehr frey darinne erklärt, und genugsam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingesehen habe. Endlich können

sie auch noch diesen zufälligen Nutzen haben, daß sich künftig unsre Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe sie den zuversichtlichen Ausspruch wagen: dieses und jenes hat der und der zuerst ausgeheckt.

Noch erinnere ich mich, was der Pabst Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorfs, bey dem Anfange der Reformation soll gesagt haben: der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es ist nur eine Mönchszänkerey. Liegt in dem Worte Mönchszänkerey nicht fast eben die Beschuldigung der Mißgunst, die unter den verschiedenen Ordensleuten herrschte; und hätte der Herr D. Kraft auch nicht diesen kleinen Ausspruch in Betrachtung ziehen sollen? — — Doch genug hiervon.

---

# Zergliederung der Schönheit,

## die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen,

geschrieben von Wilhelm Hogarth.

Aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius.

Verbesserter und vermehrter Abdruck.

Mit Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

1754.[1]

### Vorbericht zu diesem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarthsche System von der körperlichen Schönheit allen denen unter uns, wo möglich, in die Hände zu liefern, welche in ihren Künsten oder Wissenschaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch diese weitere Bekanntmachung desselben, die gute Absicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bey seiner Uebersetzung wahrscheinlicher Weise, für seine Landsleute gehabt hat; diese Begierde, sag ich, ist die vornehmste, ja die einzige Ursache dieses neuen Abdrucks. Der Preis der ersten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo sie besorgt worden, zu verrathen schien, und mit dem Vermögen unsrer

[1] Berlin und Potsdam, bey Christian Friedrich Voß. 1754. gr. 4. mit 2 Kpft. Die erste Ausgabe erschien LONDON. Bey Andreas Linde, J. K. H. der verwittweten Prinzessin von Wallis Buchhändler, und in Hannover bey J. W. Schmidt 1754. gr. 4. m. 2 Kpfert.

Künstler, noch mehr aber unsrer Gelehrten, dasjenige Verhältniß nicht hatte, welches er haben konnte. Man hat ihn daher bey dieser neuen Ausgabe so verringert, daß der Verdacht einer neidischen Gewinnsucht, hoffentlich, von selbst wegfallen wird.

Da die Liebhaber dieses Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, so könnte es leicht seyn, daß sie es auch schlechter bekämen. Doch man schmeichelt sich gleich des Gegentheils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man, ohne Zweifel, den ersten Blick werfen wird, so muß es der Augenschein lehren, daß sie so glücklich nachgestochen worden, daß, um mich eines Ausdrucks des Hrn. Hogarths zu bedienen, die überschliffene Brille eines sogenannten Kenners dazu gehört, etwas darinne zu entdecken, was sie, zum Nachtheile des Ganzen, weiter unter die Originale setzen könnte, als sie, vermöge der Natur einer Copie, zu setzen sind.

Was ferner die Schrift selbst betrift, so glaubt man dieser sogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Ansehung der deutschen Schreibart verschiedene Flecken abgewischt, die zwar für sich klein, aber doch anstößig genug waren. Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er, als ein Mahler, die Feder wenig geschickt zu führen wußte, als den Pinsel; daß er sich oft in dem Ausdrucke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnöthig häufte, und die Perioden so unordentlich unter einander lauffen ließ, als ordentlich seine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beynahe ein wenig verargen, wann er ein Wort für das andre genommen, oder, durch die allzuofte Wiederhohlung eben desselben Worts, den Leser wegen des Verstandes in Zweifel gelassen hat, der ihm selbst, in Betrachtung der avthentischen Erklärungen des Verfassers, nicht zweifelhaft seyn konnte. Wenn zum Exempel (auf der 57 Seite der Londoner deutschen Ausgabe) Hr. Hogarth sagt, das Herz sey in dem Menschen eine Art des ersten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius druckt es durch eine Art des ersten Bewegungsgrundes aus, so ist dieses ohnstreitig eine kleine Nachläßigkeit, die sich schwerlich mit seinem übersetzerischen Eigensinne entschuldigen läßt. Von dieser Art sind die Unrichtigkeiten fast alle, denen ich abzuhelfen gesucht habe, und sie haben es auch seyn müssen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundschrift daran zu wagen hatte. Ich setze aber voraus, daß mir diese wenig würde

genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Uebersetzung zu zweifeln, eben keinen Grund finde.

Ausser diesen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht schöner hat werden können, wird man zum Schlusse auch eine kleine Vermehrung antreffen. Diese besteht in den übersetzten Briefen des Hrn. Rouquets, [1] deren Hr. Mylius in seiner Vorrede gedenkt. Sie waren bey der Hand, und ich hofte, daß sie dem Leser um so viel angenehmer seyn würden, je schwerer man sich aus den blossen Ueberschriften einen Begrif davon machen kan. Diese Schwierigkeit ist durch die Verdeutschung, welche Hr. Mylius von diesen Ueberschriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er übersetzt zum Exempel **Harlot's Progress** durch Hurenglück, und hat nicht überlegt, daß dieses ein proverbialischer Ausdruck ist, welcher etwas ganz anders, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Rouquetschen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an diesem Hogarthschen Werke nicht noch mehr hätte thun können; auch sogar in Ansehung des Innhalts selbst. Allein er hätte mehr Geschicklichkeit besitzen müssen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeiget, daß alle körperliche Schönheit in der geschickten und mannichfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der schwankende Geschmak ist glücklich durch diese Entdeckung auf etwas gewisses eingeschränkt. Ich sage eingeschränkt, aber festgesetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verschiedner Wellenlinien, welche er oben auf der ersten Kupfertafel vorstellig macht. Eine jede derselben hat einen Grad von Schönheit: doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie; diejenige nehmlich welche weder zu wenig, noch zu sehr gebogen ist. Allein welche ist dieses? Hr. Hogarth bestimmt sie nicht, und da er sie nicht bestimmt, so ist es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geschmacks nur auf einige Schritte weiter hinaus schiebt, besonders, wenn es auf das wenigere oder mehrere in der Schönheit ankömmt. Wann es aber unmöglich seyn sollte, wie ich es beynahe selbst dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu platt noch zu gekrümmt ist: so sollte ich doch meinen, daß es wenigstens möglich

[1] Briefe des Herrn Rouquet an einen seiner Freunde in Paris; worin er ihm die Kupferstiche des Herrn Hogarths erklärt. S. 93 bis 111.

sey, die äussern Grenzen anzugeben, jenseits welcher sie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müsse. Doch auch dieses läßt unser Verfasser unausgemacht.

Zwar seine Entschuldigung ist nicht weit herzuhohlen. Er sahe es vielleicht ein, daß in dieser Untersuchung ohne Hülfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen sey, und daß weitläuftige und schwere Berechnungen sein Werk wohl gründlicher, aber nicht brauchbarer machen könnten. Er ließ also seinen Faden, als ein Künstler, da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philosophischer Meßkünstler ergreiffen und weiter führen möchte.

Die ganze Sache würde, ohne Zweifel, auf die Berechnung der **punctorum flexus contrarii** ankommen, doch so, daß man die metaphysischen Gründe der Schönheit niemals dabey aus den Augen lassen müßte. Die Vollkommenheit bestehet in der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen, und alsdann wenn die Uebereinstimmung leicht zu fassen ist, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte also vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie solche Eigenschaften zu finden, von welchen man sagen könnte, daß sie geschwinder und leichter zu begreifen wären, als die Eigenschaften der übrigen Linien dieser Art. Und nur dieses, glaube ich, könnte einen Philosophen in Ansehung der Ursache befriedigen, warum diese Linie eine so angenehme Gewalt über unsre Empfindungen habe.

Vielleicht würde, unter den verstorbnen Gelehrten, der Hr. Parent, auf eine vorzügliche Art, zu dieser analytischen Untersuchung geschickt gewesen seyn. Ich muß es mit wenigen noch entdecken, warum ich eben auf diesen falle. Ich fand, daß Hr. Maty in seinem **Journal Britannique**, und zwar in den Monaten November und December des vorigen Jahres, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarthschen Werks, durch eine kleine Note mit einfliessen lassen, es habe schon vor unserm Engländer der Hr. Parent ein ähnliches System gehabt. Er beruft sich deßwegen auf desselben dritten Theil physischer und mathematischer Untersuchungen, wie auch auf das Jour. des Sav. vom Jahre 1700. wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt sey. Ich habe nur die letztre nachzusehen Gelegenheit gehabt, und ich gestehe es, daß ich über die Aehnlichkeit der Hogarthschen und Parentschen Gedanken beynahe erstaunt bin. Gleich

Anfangs beweiset Parent, daß die Schönheit nicht in solchen Verhältnissen der Theile bestehen könne, welche auch Hr. Hogarth, besonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeiget hierauf, daß sie auch nicht auf die blosse Mannichfaltigkeit der Theile ankomme, ob diese gleich oft gefalle; und eben dieses behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde diese Uebereinstimmung noch nichts sagen wollen, wann sie sich nur nicht bis auf die Hauptsache erstreckte. Parent geht weiter und untersucht die Formen, welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen sind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinstehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermischt, zusammengesetzt sind. Die schönen Figuren hingegen lehrt er, vollkommen wie Hr. Hogarth, bestünden aus schönen Krümmungen, die aus sanften Convexitäten, Concavitäten, und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt also hier mehr, als diesen Krümmungen willkührliche Namen zu geben, und ihre Verhältnisse untereinander etwas weitläuftiger zu untersuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieses in seinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rathe ziehen können, wenigstens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuthen. Es wäre nunmehr noch übrig, sagt er, daß ich die verschiednen krummen Figuren untersuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon bestimmte, welche die allermeiste Schönheit hat; und endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrschaft komme, welche diese Arten von Figuren, über die Einbildung, nicht allein der Menschen, sondern auch andrer Thiere haben: doch dieses verdient eine besondere Untersuchung, die ich an einen andern Ort verspare.

Man sieht leicht, daß es eben die Untersuchung seyn würde, von der ich oben gewünscht habe, daß man sie noch anstellen möchte, wenn man sie, mir unwissend, nicht schon angestellt hat.

# Gotth. Ephr. Leßings

# theatralische Bibliothek.

1754.

Erstes, Zweytes, Drittes und Viertes Stück. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1754—1758. kl. 8. Jedes Stück mit einer Vignette, das erste das Bildniß des Jacob Thomson.

## Erstes Stück. 1754.

### Vorrede.

Man wird sich der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750. vier Stück zum Vorschein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, sondern andere Umstände machten ihnen ein zu kurzes Ende. Ich könnte es beweisen, daß Leute von Einsicht und Geschmack öffentlich die Fortsetzung derselben gewünscht haben. Und so viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünschen, nach Gelegenheit, ablassen muß, so bleibt doch noch immer so viel davon übrig, als hinlänglich ist, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man sieht leicht, daß ich hiermit diese Theatralische Bibliothek als eine Folge gedachter Beyträge ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Erndte; sondern mein Recht auf diese Arbeit ist gegründet. Von mir nehmlich schrieb sich nicht nur der ganze Plan jener periodischen Schrift her, so wie er in der Vorrede entworfen wird; sondern auch der größte Theil der darinn enthaltenen Aufsätze ist aus meiner Feder geflossen. Ja ich kann sagen, daß die fernere Fortsetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu diesem Entschlusse brachten mich, Theils verschiedene allzukühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten seiner gemacht wurden,

und die nothwendig dem Leser von den Verfassern überhaupt einen schlechten Begrif beybringen mußten. Er übersetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavells. Ich konnte mit der Wahl dieses Stücks, in gewisser Absicht ganz wohl zu frieden seyn; allein mit seinem Vorberichte hatte ich Ursache, es ganz und gar nicht zu seyn. Er sagte unter andern darinne: „Fragt „man mich, warum ich nicht lieber ein gutes als ein mittelmäßiges Stück „gewählt habe? so bitte ich, mir erst ein gutes Stück von dem „italiänischen Theater zu nennen.“ . . . Diese Bitte machte mich so verwirrt, daß ich mir nunmehr beständig vorstellte, ein jeder der in der welschen Litteratur nur nicht ganz und gar ein Fremdling sey, werde uns zuruffen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht besser kennt, als die Bühne der Italiener, so haben wir uns feine Dinge von euch zu versprechen!

Was war also natürlicher, als daß ich die erste die beste Gelegenheit ergrif, mich von einer Gesellschaft los zu sagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunstalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzusetzen, und die Zeit zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl sahe, daß es gemeinschaftlich mit andern nicht allzuwohl auszuführen sey.

Ich weis nicht, ob ich mir schmeicheln darf, diese Zeit jetzt erreicht zu haben. Wenigstens kann ich versichern, daß ich seit dem nicht aufgehöret habe, meinen erstern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach einer kleinen Einschränkung des Plans, zu meiner Absicht dienlich war.

Diese Einschränkung bestand darinne, daß ich den Beyträgen, welche, ihrer ersten Anlage nach, ein Werk ohne Ende scheinen konnten, eine Anzahl mäßiger Bände bestimmte, welche zusammengenommen, nicht bloß einen theatralischen Mischmasch, sondern wirklich eine critische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich setzte mir also vor, nicht alles aufzusuchen, was man von der dramatischen Dichtkunst geschrieben habe, sondern das beste und brauchbarste; nicht alle und jede dramatische Dichter bekannt zu machen, sondern die vorzüglichsten, mit welchen entweder eine jede Nation als mit ihren größten pranget, oder welche wenigstens Genie genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bey diesen wollte ich mich bloß

auf diese von ihren Stücken einlassen, welchen sie den größten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmstes Augenmerk blieben aber dabey noch immer die Alten, mit welchen ich das noch gewiß zu leisten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beyträgen versprochen habe.

Zweyerley wird man daselbst auch noch versprochen finden, womit ich mich aber jezt ganz und gar nicht abgeben will. Erstlich werde ich es nicht wagen, die dramatischen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich selbst unter sie gemengt habe, so habe ich mich des Rechts, den Kunstrichter über sie zu spielen, verlustig gemacht. Denn entweder sie sind besser, oder sie sind geringer als ich. Jene setzen sich über mein Urtheil hinweg; und was diese ihre Leser bitten, das muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

— — — date crescendi copiam
Novarum qui spectandi faciunt copiam
Sine vitiis — —

Zweytens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der verschiedenen Bühnen in Deutschland mittheilen; Theils weil ich für die wenigsten derselben würde stehen können; Theils weil ich unsern Schauspielern nicht gerne einige Gelegenheit zur Eifersucht geben will. Sie brauchen, zum Theil, wenigstens eben so viel Ermunterung und Nachsicht, als unsre Schriftsteller.

Was die äusserliche Einrichtung dieser theatralischen Bibliothek anbelangt, so ist weiter dabey nichts zu erinnern, als daß immer zwey Stück einen kleinen Band ausmachen sollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht bestimmen kann, welcher es seyn wird, soll eine kurze chronologische Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen ist, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schicksale der dramatischen Dichtkunst auf einmal übersehen könne. An keine gewisse Zeit werde ich mich dabey nicht binden; wohl aber kann ich versichern, daß mir selbst daran liegt, sobald es sich thun läßt, zu Stande zu kommen.

## I.

# Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele.

Neuerungen machen, kann sowohl der Charakter eines grossen Geistes, als eines kleinen seyn. Jener verläßt das alte, weil es unzulänglich, oder gar falsch ist; dieser, weil es alt ist. Was bey jenem die Einsicht veranlaßt, veranlaßt bey diesem der Eckel. Das Genie will mehr thun als sein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anders.

Beyde lassen sich nicht immer auf den ersten Blick von einander unterscheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit diesen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwissenden Stolzes, jenes zu diesem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lautersten Unpartheylichkeit verbunden seyn, wenn der aufgeworfene Kunstrichter weder aus wollüstiger Nachsicht, noch aus neidischem Eigendünkel fehlen soll.

Diese allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unsern Zeiten in der Dramatischen Dichtkunst sind gemacht worden. Weder das Lustspiel, noch das Trauerspiel, ist davon verschont geblieben. Das erstere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andre um einige herabgesetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Lustspiele gelacht und abgeschmackte Laster ausgezischt habe; man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken sollten; man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden, und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an, in dem man sie sonst, nur ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte.

Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das rührende Lustspiel, und seine Widersacher das weinerliche nennen.

Aus der zweyten Veränderung entstand das bürgerliche Trauerspiel.

Jene ist von den Franzosen und diese von den Engländern

gemacht worden. Ich wollte fast sagen, daß sie beyde aus dem besondern Naturelle dieser Völker entsprungen zu seyn scheinen. Der Franzose ist ein Geschöpf, das immer grösser scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anders, welches alles grosse zu sich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrießlich, sich immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeitz trieb ihn, seines gleichen aus einem edeln Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen; er glaubte bey sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabne Gedanken nicht mehr für sie, als für einen aus seinen Mitteln wären.

Dieses ist vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigstens ein Gedanke ist. — — Ich will für diesesmal nur die erste Veränderung zu dem Gegenstande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort sparen.

Ich habe schon gesagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch so gar in der Ueberschrift gebraucht habe, um mich nicht durch die blosse Anwendung des einen, so schlecht weg gegen den Begrif des andern zu erklären. Das weinerliche Lustspiel ist die Benennung derjenigen, welche wider diese neue Gattung eingenommen sind. Ich glaube, ob schon nicht hier, sondern anderwärts, das Wort weinerlich, um das Französische larmoyant auszudrücken, am ersten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jetzt nicht besser zu übersetzen, wenn anders der spöttische Nebenbegrif, den man damit hat verbinden wollen, nicht verlohren gehen sollte. Man sieht dieses an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulassen. Ein rührendes Lustspiel läßt uns an ein sehr schönes Werk denken, da ein weinerliches, ich weis nicht was für ein kleines Ungeheuer zu versprechen scheinet.

Aus diesen verschiedenen Benennungen ist genugsam, glaub ich, zu schliessen, daß die Sache selbst eine doppelte Seite haben müsse, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, sonst würden sich nicht so viele schöne und scharfsinnige Geister für sie erklären: sie muß aber auch eine schlechte haben, sonst würden sich andre, die eben so schön und scharfsinnig sind, ihr nicht widersetzen.

Wie kann man also wohl sichrer hierbey gehen, als daß man jeden

von diesen Theilen höret, um sich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu schlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem sie sich gewissermassen beyde vereinigen lassen? Zum guten Glücke finde ich, so wohl hier als da, zwey Sprecher, an deren Geschicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn sie nicht beyde Recht haben.

Der eine ist ein Franzose und der andre ein Deutscher. Jener verdammt diese neue Gattung, und dieser vertheidiget sie; so wahr ist es, daß die wenigsten Erfindungen, an dem Orte, wo sie gemacht werden, den meisten Schutz und die meiste Unterstützung finden.

Der Franzose ist ein Mitglied der Akademie von Rochelle, dessen Name sich mit den Buchstaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das weinerlich Komische geschrieben, welche bereits im Jahr 1749. auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen sind. Hier ist der völlige Titel: **Reflexions sur le Comique-larmoyant, par M. D. C. Trésorier de France et Conseiller au Presidial, de l'Academie de la Rochelle; adressées à M. M.** ***Arcere et Thylorier*** **de la même Academie.**

Der Deutsche ist der Hr. Prof. Gellert, welcher im Jahre 1751. bey dem Antritte seiner Profeßur, durch eine lateinische Abhandlung **pro Comoedia commovente**, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud. Sie ist in Quart, auf drey Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan ist, nicht noch einmal thun solle, wenn man nicht gewiß wüßte, daß man es besser thun werde, scheint mir so billig, als bequem. Sie allein würde mich daher entschuldigen, daß ich jezt gleich beyde Aufsätze meinem Leser übersezt vorlegen will, wenn dieses Verfahren eine Entschuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzosen, die man also zuerst lesen wird, bin ich ein wenig französisch verfahren, und beynahe wäre ich noch französischer damit umgegangen. Sie ist, wie man gesehen hat, an zwey Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, diese Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verschiedene Noten, die nicht viel sagen wollen; ich habe also die armseligsten weggelassen, und beynahe hätten sie dieses Schicksal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von sechs Seiten, und auch diese habe ich nicht übersezt, weil ich glaube, daß sie zu vermissen ist. Beynahe hätte ich

sogar den Anfang der Abhandlung selbst übergangen, wo uns mit wenigen die ganze Geschichte der Dramatischen Dichtkunst, nach dem Pater Brumoi, erzehlt wird. Doch weil der Verfasser versichert, daß er diese Schritte zurück nothwendig habe thun müssen, um desto sicherer und mit desto mehr Kräften auf seinen eigentlichen Gegenstand loßgehen zu können, so habe ich alles gelassen wie es ist. Seine Schreibart übrigens schmeckt ein wenig nach der kostbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen will. Ich habe sie größten Theils müssen beybehalten, und man wird mich entschuldigen.

Ohne weitre Vorrede endlich zur Abhandlung selbst zu kommen; hier ist sie!

---

## Betrachtungen über das weinerlich Komische,

aus dem Französischen des Herrn M. D. C.

Die Schaubühne der Griechen, das unsterbliche Werk des Pater Brumoi, lehret uns, daß die Komödie, nachdem sie ihre bretterne Gerüste verlassen, ihr Augenmerk auf den Unterricht der Bürger, in Ansehung der politischen Angelegenheiten der Regierung, gerichtet habe. In dem ersten Alter der Bühne grif man vielmehr die Personen, als die Laster an, und gebrauchte lieber die Waffen der Satyre, als die Züge des Lächerlichen. Damals waren der Weltweise, der Redner, die Obrigkeit, der Feldherr, die Götter selbst, den allerblutigsten Spöttereyen ausgesetzt; und alles, ohne Unterscheid, ward das Opfer einer Freyheit, die keine Grenzen kannte.

Die erstern Gesetze schränkten diese unbändige Frechheit der Dichter einigermassen ein. Sie durften sich nicht erkühnen irgend eine Person zu nennen; allein sie fanden gar bald das Geheimniß, sich dieses Zwangs wegen schadlos zu halten. Aristophanes und seine Zeitgenossen schilderten unter geborgten Namen, vollkommen gleichende Charaktere; so daß sie das Vergnügen hatten, so wohl ihrer Eigenliebe, als der Bosheit der Zuschauer, auf eine feinre Art ein Gnüge zu thun.

Das dritte Alter der Athenienſischen Bühne war unendlich weniger frech. Menander, welcher das Muster derselben ward, verlegte die Scene an einen eingebildeten Ort, welcher mit dem, wo die Vorstellung geschah, nichts mehr gemein hatte. Die Personen waren gleichfalls Geschöpfe der

Erfindung, und wie die Begebenheiten erdichtet. Neue Gesetze, welche weit strenger als die erstern waren, erlaubten dieser neuen Art von Komödie nicht das geringste von dem zu behalten, was sie etwa den ersten Dichtern konnte abgeborgt haben.

Das Lateinische Theater machte in der Art des Menanders keine Veränderung, sondern begnügte sich, ihr mehr oder weniger knechtisch nachzuahmen, nach dem das Genie seiner Verfasser beschaffen war. Plautus, welcher eine vortrefliche Gabe zu scherzen hatte, entwarf alle seine Schilderungen von der Seite des Lächerlichen, und wäre weit lieber ein Nacheiferer des Aristophanes als des Menanders gewesen, wenn er es hätte wagen dürfen. Terenz war kälter, anständiger und regelmäßiger; seine Schilderungen hatten mehr Wahrheit, aber weniger Leben. Die Römer, sagt der Pater Rapin, glaubten in artiger Gesellschaft zu seyn, wann sie den Lustspielen dieses Dichters beywohnten; und seine Scherze sind, nach dem Urtheile der Frau Dacier, von einer Leichtigkeit und Bescheidenheit, die den Lustspieldichtern aller Jahrhunderte zum Muster dienen kann.

Die persönliche Satyre und das Lächerliche der Sitten machten also, die auf einander folgenden Kennzeichen der Gedichte von diesen verschiedenen Arten des Komischen, aus; und unter diesen Zügen einzig und allein suchten die Verfasser ihre Mitbürger zu bessern und zu ergötzen. Doch diese letztre Art, welche sich auf alle Stände erstrecken konnte, ward nicht so weit getrieben, als sie es wohl hätte seyn können. Wir haben in der That kein Stück, weder im Griechischen noch im Lateinischen, dessen Gegenstand unmittelbar das Frauenzimmer sey. Aristophanes führt zwar oft genug Weibsbilder auf, allein nur immer als Nebenrollen, welche keinen Antheil an dem Lächerlichen haben; und auch alsdenn, wenn er ihnen die ersten Rollen giebt, wie zum Exempel in den Rednerinnen, fällt dennoch die Critik auf die Mannspersonen zurück, welche den wahren Gegenstand seines Gedichts ausmachen.

Plautus und Terenz haben uns nichts als das schändliche und feile Leben der griechischen Buhlerinnen vorgestellt. Diese häßlichen Schilderungen können uns keinen richtigen Begrif von der häuslichen Aufführung des römischen Frauenzimmers machen; und unsre Neugierde wird beständig ein für die Critik so weitläuftiges und fruchtbares Feld vermissen. Die Neuern, welche glücklicher (oder soll ich vielmehr sagen, verwegener?) waren, haben sich die Sitten des andern Geschlechts besser zu Nutze gemacht,

und ihnen haben wir es zu danken, daß es nunmehr nicht anders, als auf gemeine Unkosten lachen kann.

Das Jahrhundert des Augustus, welches fast alle Arten zur Vollkommenheit brachte, ließ dem Jahrhunderte Ludewigs des XIV. die Ehre, die komische Dichtkunst bis dahin zu bringen. Da aber die Ausbreitung des Geschmacks nur allmälich geschieht, so haben wir vorher tausend Irrthümer erschöpfen müssen, ehe wir auf den bestimmten Punkt gelangt sind, auf welchen die Kunst eigentlich kommen muß. Als unbehutsame Nachahmer des Spanischen Genies, suchten unsre Väter in der Religion den Stof zu ihren verwegenen Ergötzungen; ihre unüberlegte Andacht unterstand sich, die allerverehrungswürdigsten Geheimnisse zu spielen, und scheute sich nicht, eine ungeheure Vermischung von Frömmigkeit Ausschweifungen und Possen auf die öffentlichen Bühnen zu bringen.

Hierauf bemächtigte sich, zufolge einer sehr widersinnigen Abwechselung, der Geschmack an verliebten Abentheuern unsrer Scene. Man sahe nichts als Romane, die aus einer Menge Liebshändel zusammen gesetzt waren, sich auf derselben verwirren und zum Erstaunen entwickeln. Alle das Fabelhafte und Unglaubliche der irrenden Ritterschaft, die Zweykämpfe und Entführungen schlichen sich in unsre Lustspiele ein; das Herz ward dadurch gefährlich angegriffen, und die Frömmigkeit hatte Ursache darüber unwillig zu werden.

Endlich erschien Corneille, welcher dazu bestimmt war, die eine Scene sowohl, als die andre berühmt zu machen. Melite brachte eine neue Art von Komödie hervor; und dieses Stück welches uns jetzt so schwach und fehlerhaft scheint, stellte unsern erstaunten Voreltern Schönheiten dar, von welchen man ganz und gar nichts wußte.

Unterdessen muß man doch erst von dem Lügner die Epoche der guten Komödie rechnen. Der grosse Corneille, welcher den Stof dazu aus einem spanischen Poeten zog, leistete damit dem französischen Theater den allerwichtigsten Dienst. Er eröfnete seinen Nachfolgern den Weg, durch einfache Verwicklungen zu gefallen, und lehrte die sinnreiche Art, sie unsern Sitten gemäß einzurichten.

Von dem Lügner muß man so gleich auf den Moliere kommen, um die französische Scene auf ihrer Staffel der Vollkommenheit zu finden. Diesem bewundernswürdigen Schriftsteller haben wir die siegenden Einfälle zu danken, welche unsere Lustspiele auf alle Europäische Bühnen gebracht

haben, und uns einen so besondern Vorzug vor den Griechen und Römern geben.

Nunmehr sahe man alle Schönheiten der Kunst und des Genies in unsern Gedichten verbunden: eine vernünftige Oekonomie in der Eintheilung der Fabel und dem Fortgange der Handlung; fein angebrachte Zwischenfälle, die Aufmerksamkeit des Zuschauers anzufeuern; ausgeführte Charaktere, die mit Nebenpersonen in eine sinnreiche Abstechung[1] gebracht waren, um den Originalen desto mehr Vorsprung zu geben. Die Laster des Herzens wurden der Gegenstand des hohen Komischen, welches dem Alterthume, und, vor Molieren, allen Völkern Europens unbekannt war, und eine neue erhabne Art ausmacht, deren Reitze nach Maßgebung des Umfanges und der Zärtlichkeit der Gemüther empfunden werden. Endlich so sahe man auch, in der von den Alten nachgeahmten Gattung, eine auf die Sitten und Handlungen des bürgerlichen und gemeinen Lebens sich beziehende Beurtheilung; das Lustige und Spaßhafte wurde aus dem Innersten der Sache selbst genommen, und weniger durch die Worte als durch die wahrhaftig komischen Stellungen der Spiele ausgedrückt.

Bey Erblickung dieses edeln Fluges konnte man natürlicher Weise nicht anders denken, als daß die Komödie auf diesem Grade der Vortreflichkeit, welchen sie endlich erlangt hatte, stehen bleiben, und daß man wenigstens alle Mühe anwenden würde, nicht aus der Art zu schlagen. Allein, wo sind die Gesetze, die Gewohnheiten, die Vergleiche, welche dem Eigensinne der Neuigkeit widerstehen, und den Geschmack dieser gebiethrischen Göttin festsetzen könnten? Das Ansehen des Moliere, und noch mehr, die Empfindung des Wahren, nöthigten zwar einigermaßen verschiedne von seinen Nachfolgern, in seine Fußtapfen zu treten, und lassen ihn auch noch jetzt berühmte Schüler finden. Doch der größte Theil unsrer Verfasser, und selbst diejenigen, welchen die Natur die meisten Gaben ertheilet hat, glauben, daß sie ein so nützliches Muster verlassen können, und bestreben sich um die Wette, einen Namen zu erlangen, den sie, weder der Nachahmung der Alten noch der Neuern, zu danken hätten.

Ich will unter der Menge von Neuigkeiten, die sie auf unsre Scene

[1] Durch dieses Wort habe ich das Französische Contraste übersetzen wollen. Wer es besser zu übersetzen weis, wird mir einen Gefallen thun, wann er mich es lehret. Nur daß er nicht glaubt, es sey durch Gegensatz zu geben. Ich habe Abstechung deswegen gewählt, weil es von den Farben hergenommen, und also eben so wohl ein mahlerisches Kunstwort ist, als das französische. Ueb.

gebracht haben, nichts von jenen besondern Komödien sagen, worinne man Wesen der Einbildung zur wirklichen Person gemacht und sie anstatt dieser gebraucht hat: es ist dieses ein feyenmäßiger Geschmack, und nur die Oper hat das Recht sich ihn zuzueignen. Auch von jenen Komödien will ich nichts gedenken, worinne die spitzige Lebhaftigkeit des Gesprächs anstatt der Verwicklung und Handlung dienen muß; man hat sie für nichts als für feine Zergliederungen der Empfindungen des Herzens, und für ein Zusammengesetztes aus Einfällen und Strahlen der Einbildungskraft anzusehen, welches geschickter ist, einen Roman glänzend zu machen, als ein dramatisches Gedicht mit seinen wahren Zierrathen auszuputzen. Ich will mich vorjezo blos auf diejenige neue Gattung des Komischen einschränken, welcher der Abt Desfontaines den Zunahmen der Weinerlichen gab, und für die man in der That schwerlich eine anständigere und gemäßere Benennung finden wird.[1]

Damit man mir aber nicht ein Unding zu bestreiten, Schuld geben könne, so muß ich hier die Maximen eines Apologisten der Melanide,[2] dieser mit Recht so berühmten Komödie, von welcher ich noch oft in der Folge zu reden Gelegenheit finden werde, einrücken. „Warum wollte „man, sagt er, einem Verfasser verwehren, in eben demselben Werke das „Feinste, was das Lustspiel hat, mit dem Rührendsten, was das Trauer„spiel darbieten kann, zu verbinden. Es tadle diese Vermischung wer da „will; ich, für mein Theil, bin sehr wohl damit zufrieden. Die Ver„änderungen sogar in den Ergötzungen lieben, ist der Geschmack der Natur „. . . . Man geht von einem Vergnügen zu dem andern über; bald lacht „man, und bald weinet man. Diese Gattung von Schauspielen, wenn „man will, ist neu; allein sie hat den Beyfall der Vernunft und der „Natur, das Ansehen des schönen Geschlechts und die Zufriedenheit des „Publicums für sich.

Von dieser Art sind die gefährlichen Maximen, gegen die ich mich zu setzen wage; denn man merke wohl, daß ich von einer aufrichtigen

[1] Ich gestehe es, nichts ist lächerlicher, als über Namen zu streiten; es ist aber auch eben so lächerlich, einen bekannten und bestimmten Namen einer Sache beyzulegen, der er nicht zukömmt. Der Name einer Komödie kömmt dem weinerlich Komischen nicht besser zu, als der Name eines Epischen Gedichts den Abentheuern des Dom Quichott zukömmt . . Wie soll man also diese neue Gattung bezeichnen? Eine in Gespräche gebrachte pathetische Declamation, die durch eine romanenhafte Verwicklung zusammen gehalten wird ꝛc. Man sehe Principes pour lire les Poetes im 2ten Theile.

[2] Lettres sur Melanide. Paris, 1741.

Bewunderung des Genies der Verfasser durchdrungen bin, und niemals etwas anders als den Geschmack ihrer Werke, oder vielmehr das weinerlich Komische überhaupt genommen, angreiffe. Ich habe mir beständig die Freyheit vorbehalten, den liebenswürdigen Dichtern tausend Lobsprüche zu ertheilen, die uns durch sehr wirkliche Schönheiten der Ausführung, durch die Entdeckung verschiedner wahren und sich ausnehmenden Schilderungen und Charaktere, durch die blendende Neuigkeit ihrer Farbenmischung, oft dasjenige zu verbergen wußten, was an dem Wesentlichen ihrer Fabel etwa nichtig oder fehlerhaft seyn konnte. Das Genie des Verfassers strahlet allezeit durch, und kann ihm, ohngeachtet der Fehler seines Werks, ein gerechtes Lob erwerben: allein die Fehler seines Werks strahlen gleichfalls durch, und können, Troz den Bezaubrungen, die das Genie des Werkmeisters angebracht hat, mit Grund getadelt werden.

Nachdem ich also den hochachtungswürdigen Gaben der Künstler in dieser neuen Gattung, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so laßt uns ohne Furcht den Geschmack ihrer Stücke untersuchen, und gleich Anfangs sehen, ob ihnen das Alterthum Beyspiele darbiethe, die sie uns zur Rechtfertigung ihrer Wahl entgegensetzen können.

Aus dem leichten Entwurfe, den wir eben jetzt betrachtet haben, ist es klar und deutlich, daß ihnen das griechische Theater keine Idee, die mit dem weinerlich Komischen analogisch wäre, geben konnte. Die Stücke des Aristophanes sind eigentlich fast nichts, als satyrische Gespräche; und aus den Fragmenten des Menanders erhellet, daß auch dieser Dichter bloß die Farben des Lächerlichen, oder derjenigen allgemeinen Critik gebraucht habe, welche mehr den Witz erfreuet, als das Gemüthe angreift.

Die Art und Weise des lateinischen Theaters ist eben so wenig für sie. [1] Es ist ganz und gar nicht die Weichmachung der Herzen, die Plautus zum Gegenstand seiner Lustspiele gewählt hat. Keine einzige von seinen Fabeln, kein einziger von seinen Zwischenfällen, kein einziger von seinen Charaktern ist dazu bestimmt, daß wir Thränen darüber vergiessen sollen. Es ist wahr, daß man bey dem Terenz einige rührende Scenen findet; zum Exempel diejenigen, wo Pamphilus seine zärtliche Unruhe für die Glycerium, die er verführt hatte, ausdrückt: allein die Stellung eines jungen verliebten Menschen, der von der Ehre und von der Leidenschaft

[1] Man redet hier von dem lateinischen Theater bloß nach Beziehung auf die zwey Schriftsteller, die uns davon übrig sind.

gleich stark getrieben wird, hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit den Stellungen unsrer neuen Originale. Terenz findet unter der Hand bewegliche Stellungen, dergleichen die Liebe beständig hervorbringt; und er drückt sie auch mit demjenigen Feuer und mit derjenigen ungekünstelten Einfalt aus, welche die Natur so wohl treffen, und auf einen gewissen Punkt fest stellen. Ist aber dieses der Geschmack der neuen Schauspielschreiber? Sie wählen, mit allem Bedacht, eine traurige Handlung, und durch eine natürliche Folge sind sie hernach verbunden, ihren vornehmsten Personen einen klagenden Ton zu geben, und das Komische für die Nebenrollen aufzubehalten. Die Zwischenfälle entstehen blos um neue Thränen vergiessen zu lassen, und man geht endlich aus dem komischen Schauspiele mit einem von Schmerz eben so beklemmten Herze, als ob man die Medea oder den Thyest hätte aufführen sehen.

Bey den Alten also können die Urheber der neuen Gattung ihre klägliche Weise nicht gelernt haben; und ihr Sieg würde nicht lange ungewiß bleiben, wenn er von ihren Beyspielen abhinge, oder auch nur von den Beyspielen der französischen Dichter, welche bis zu Anfange dieses Jahrhunderts auf unserm Theater geglänzt haben. Der Zusammenfluß so vieler wichtigen Exempel könnte ohne Zweifel eine siegende Ueberzeugung verursachen; gleichwohl aber will ich diesem Vortheile auf einen Augenblick entsagen, und untersuchen, ob diese neue mit komischen und kläglichen Zügen vermischten Accente genau aus der Natur hergehohlet sind. Ich räume es ein, daß der widrige Gebrauch, dem man zwanzig Jahrhunderte hindurch gefolgt ist, die Vernunft nicht aus ihrem Rechte verdringen kann, und daß ein von ihm geheiligter Irrthum, deswegen nicht aufhöre ein Irrthum zu seyn. Ich gebe meinen Gegnern folglich alle mögliche Bequemlichkeit, und sie können, ohne ungerecht zu seyn, mehr Höflichkeit und Uneigennützigkeit von mir nicht fordern.

Nach den verschiedenen Rührungen des Herzens entweder lachen oder weinen, sind, ohne Zweifel, natürliche Empfindungen: allein in eben demselben Augenblicke lachen und weinen, und jenes in der einen Scene fortsetzen, wenn man in der andern dieses thun soll, das ist ganz und gar nicht nach der Natur. Dieser schleunige Uebergang von der Freude zur Betrübniß, und von der Betrübniß zur Freude, setzet die Seele in Zwang und verursacht ihr unangenehme und gewaltsame Bewegungen.[1]

[1] Es ist nicht der Körper, welcher in dem Schauspiele lacht oder weinet; es ist die Seele,

Damit man diese Wahrheit in aller seiner Stärke empfinde, so wird man mir erlauben, ein verhaßtes Exempel anzuführen: denn wenn man nicht überreden kann, so muß man zu überzeugen suchen. In dem ungeheuren Lustspiele Samson, reißt dieser von einem muthigen Eifer erfüllte Held, nachdem er das höchste Wesen angerufen, die Thore des Gefängnisses ein, und trägt sie auf seinen Schultern fort. Den Augenblick darauf erscheint Harlequin und bringt einen Kalekutschhahn, und schüttet sich in komischen Possen aus, die eben so kriechend sind, als die Empfindungen des Helden edel und großmüthig zu seyn geschienen hatten. Ich bitte, was kann man wohl zu einer Abstechung sagen, die auf einmal zwey so widrige Stellungen zeiget, und zwey so widersprechende Bewegungen verursachet? Kann man noch zweifeln, daß Vernunft und Anständigkeit ihr gleich sehr zuwider sind? Kann man verhindern, daß nicht eine Art von Verdruß gegen den Zusammenlauf nichtswürdiger Zuschauer, welche solche widerwärtige Ungereimtheiten bewundern können, in uns entstehen sollte?

Ueber eine so närrische Vermischung läßt man ohne Zweifel die Verdammung ergehen: allein es giebt eine minder merkliche, welche eine edlere Wendung hat, und diese ist es, der man wohl will, und zu deren Vertheidigung man bis zu den ersten Grundsätzen zurück geht.

Derjenige, sagt man, der das Schauspiel einer Komödie zuerst aufführte, konnte nach keinem Muster arbeiten; er machte sich einen Plan nach seiner Einsicht, und das neue Werk bekam folglich seine Natur und seine Eigenschaften aus dem Innersten seiner Begriffe. Die, welche nachfolgten, glaubten eben so wohl ein Recht zum Erfinden zu haben; unter ihren Händen bekam die Komödie eine neue Form, welche gleichfalls der Veränderung unterworfen war. Diese Veränderungen wurden nicht als Neuerungen ausgeschrien; man hatte es sich noch nicht in Sinn kommen lassen, daß es nicht erlaubt sey, Aenderungen zu machen, und die Hirngeburth eines Verfassers anders zu bearbeiten, deren Natur ziemlich willkührlich seyn muß. Denn kurz, setzt man hinzu, das Wesen der Komödie,

die von den Eindrücken. die man auf sie macht, gerühret wird. Wann sie, durch das Pathetische bewegt, und durch das Komische erfreut wird, so ist sie zu gleicher Zeit ein Raub zweyer gegenseitigen Bewegungen . . Wie erstaunlich ist es für den menschlichen Geist, so schleinig und ohne Vorbereitung, von dem Tragischen auf das Komische über zu gehen, und von einer zärtlichen Erkennung, auf die Schäckereyen eines Mädchens und eines Petitmaiters 2c. Principes, eben daselbst.

es mag nun bestehen worinne es will, kann doch nimmermehr so unwandelbar festgesetzt seyn, als es das Wesen der geometrischen Wahrheiten ist; und hieraus schließt man endlich, daß es unsern Neuern erlaubt seyn müsse, die alte Einrichtung des komischen Gedichts zu ändern. Das Beyspiel ihrer Vorgänger muntert sie dazu auf, und die Natur der Sache erlaubt es.

So übertäubend als dieser Einwurf zu seyn scheinet, so braucht es, ihn übern Haufen zu stossen, doch weiter nichts, als daß man die Grundsätze desselben zugiebt, und die daraus gemachte Folgerung leugnet. Es ist wahr, daß alle Geburthen des Genies, so zu reden, ihr Tappen haben, bis sie zu ihrer Vollkommenheit gelangt sind; allein, es ist auch eben so gewiß, daß verschiedne von denselben, sie schon erreicht haben, als das epische Gedichte, die Ode, die Beredsamkeit und die Historie. Homer, Pindarus, Demosthenes und Thucydides sind die Lehrmeister des Virgils, des Horaz, des Cicero und des Livius gewesen. Das vereinigte Ansehen dieser grossen Männer ist zum Gesetze geworden; und dieses Gesetz haben hernach alle Nationen angenommen, und die Vollkommenheit einzig und allein an die genaue Nachahmung dieser alten Muster gebunden. Wenn es also nun wahr ist, daß das Wesen dieser verschiednen Werke so unveränderlich festgestellet ist, als es nur immer durch die aller verehrungswürdigsten Beyspiele festgestellet werden kann; aus was für einer besondern Ursache sollte es denn nur vergönnet seyn, das Wesen der Komödie zu ändern, welches durch die allgemeine Billigung nicht minder geheiliget ist.

Und man glaube nur nicht, daß diese durchgängige Uebereinstimmung schwer zu beweisen sey. Man nehme den Aristophanes, Plautus und Terenz; man durchlaufe das englische Theater und die guten Stücke des Italiänischen; man besinne sich hernach auf den Moliere und Regnard, und verbinde diese thätlichen Beweise mit den Entscheidungen der dramatischen Gesetzgeber, des Aristoteles, des Horaz, des Despreaux, des P. Rapins, so wird man die einen sowohl, als die andern, dem System des kläglich Komischen gänzlich zuwider finden. Zwar wird man die nothwendigen Verschiedenheiten zwischen den Sitten und dem Genie der Dichter eines jeden Volks bemerken; zwar wird man, nach Beschaffenheit der Gegenstände, in den Stücken, welche die Laster des Herzens angreifen, einen nothwendig ernsthaften Ton antreffen, so wie man in denen, welche mit den Ungereimtheiten des Verstandes zu thun haben, eine Vermischung des Scherzes und des Ernstes, und in denen, welche nur das Lächerliche

schildern sollen, nichts als komische Züge und Wendungen finden wird; zwar wird man sehen, daß die Kunst eben nicht verbunden ist, uns zum Lachen zu bewegen, und daß sie sich oft begnügt, uns weiter nicht als auf diejenige innere Empfindung, welche die Seele erweitert, zu bringen, ohne uns zu den unmäßigen Bewegungen zu treiben, welche laut ausbrechen: aber jenen traurigen und kläglichen Ton, jenes romanenhafte Gewinsle, welches vor unsern Augen der Abgott des Frauenzimmers und der jungen Leute geworden ist, wird man ganz und gar nicht gewahr werden. Mit einem Worte, diese Untersuchung wird uns überzeugen, daß es wider die Natur der komischen Gattung ist, uns unsre Fehler beweinen zu lassen, es mögen auch noch so häßliche Laster geschildert werden; daß Thalia, so zu reden, auf ihrer Maske keine andre Thränen, als Thränen der Freude und der Liebe duldet; und daß diejenigen, welche sie quasi-tragische Thränen wollen vergiessen lassen, sich nur eine andre Gottheit für ihre Opfer suchen können.

Der Einwurf also, den man aus der willkührlichen Natur der Komödie hergenommen, scheint mir hinlänglich widerlegt zu seyn; weil alles, was die vornehmste Wirkung, die ein Werk hervorbringen soll, vernichtet, ein wesentlicher Fehler ist. Wollte man gleichwohl noch darauf dringen, daß die Komödie natürlicher Weise mehr, als irgend eine andre Geburth des Genies, dem Geschmacke des Jahrhunderts, in welchem man schreibt, unterworfen sey, und daß man diesem Geschmacke also folgen müsse, wenn man darinne glücklich seyn wolle; so nehme ich diese Maximen ganz gerne an: allein was kann daraus zur Ehre des weinerlich Komischen fliessen? Weit gefehlt, daß der allgemeine Geschmack sich dafür erkläre; wenigstens sind die Stimmen getheilt. Es giebt ein auserwähltes Häufchen Zuschauer, bey welchem das heilige Feuer der Wahrheit gleichsam niedergelegt worden, und dessen sichrer und unveränderlicher Geschmack sich niemals unter die Tyranney der Mode geschmiegt, noch diesen Götzen weniger Tage angebethet hat.

Diesem erleuchteten Theile des Publicums hat man es zu danken, daß sich noch in allen Gattungen jene ausgesuchte Empfindung der Natur und jener vollkommene Geschmack erhält, der, indem er wider die Blendungen gefährlicher Neuigkeiten eifert, zugleich den wirklich nützlichen Erfindungen ihren wahren Werth zu bestimmen weis. Er ist eben so einfach, als die Wahrheit selbst; oder wenn man lieber dem Lehrgebäude des

französischen Odendichters [1] folgen will, so giebt es nur einen gedoppelten, deren Züge hier zu entwerfen nicht undienlich seyn wird, damit man den Unterscheid ihrer Charaktere desto besser empfinde.

Der erste giebt sich mit den Lastern ab, welche verächtlich machen, und mit den Ungereimtheiten, durch die man lächerlich wird: er belebt seine Bilder mit lachenden und satyrischen Zügen; er will, daß sich jeder in seinen Gemählden erkennen, und über seine eigne Abschilderungen eben so boshaft lachen solle, als ob alles auf Kosten seines Nächsten gehe. Der andere hingegen greift nur gewisse Fehler an, oder besser zu reden, er greift ganz und gar keine an: er sucht mühsam nichts, als traurige und außerordentliche Stellungen, und mahlt sie mit den allerdunkelsten Farben. Der eine erfreut das Herz und vergnügt den Geist, durch ein lebhaftes und sich ausnehmendes Spiel, welches allen Verdruß verjagt; der andere stürzt uns durch einen traurigen Ton wieder hinein, und giebt sich alle Mühe eure Seele durch gehäufte Erzehlungen von Unglücksfällen zu betrüben. Nun wage man es, den Vorzug zu entscheiden, oder leugne die Wahrheit dieser Charaktere.

Meine Gegner werden nunmehr unter ihren Einwürfen wählen müssen; denn ob man schon, durch die Beantwortung aller und jeder, die Materie ergründen würde, so muß ich mich doch, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit nur auf die scheinbarsten einschränken.

„Die Komödie ist das Bild der Handlungen des gemeinen Lebens, „oder, wenn man lieber will, der gewöhnlichen Laster oder Tugenden, „die den Zirkel desselben erfüllen. In der Schilderung so wohl der guten, „als schlechten Eigenschaften, bestehet daher ihre wesentliche Beschaffenheit. „Das Portrait der Menschen mit Genauigkeit entwerfen, ihre Gemüths- „neigungen und Gesinnungen auf das deutlichste ausdrücken, und diese

[1] Der Verfasser zielt hier auf eine Stelle in des Rousseau Briefe an Thalien. Sie ist so trocken schön, daß ich sie nicht zu übersetzen wage. Wenn ich mich nicht irre, so ist es eben die, welche der Herr von Voltaire an einem Orte sehr scharf getadelt hat. Man sehe, ob Rousseau mehr darinne sagt als, daß es mit dem Geschmacke eine kützliche Sache sey, und daß er nothwendig entweder gut oder schlecht seyn müsse.

Tout institut, tout art, toute police
Subordonnée au pouvoir du caprice,
Doit être aussi consequemment pour tous
Subordonnée à nos differens gouts.
Mais de ces gouts la dissemblence extreme,
A le bien prendre, est un foible probleme;
Et quoi qu'on dise, on n'en sauroit jamais
Compter que deux; l'un bon, l'autre mauvais etc. Ueb.

„Gemählde zum Vortheile der Sitten anwenden; das heißt, auf einmal „die grossen Gegenstände der Kunst und des Künstlers fassen.

Obschon diese Grundsätze, überhaupt betrachtet, wahr sind, so können sie doch nicht anders, als auf eine ganz indirecte Weise, auf die komische Dichtkunst angewendet werden. Die Menschen mahlen, und ihre Gemüthsarten mit Genauigkeit ausdrücken, ist ein Zweck, den auch die la Rochefoucaults und die la Bruyere mit ihr gemein haben, die uns zwar Gemählde von Lastern und Tugenden überhaupt, niemals aber dramatische Gedichte haben liefern wollen. Die Schilderungen der guten und bösen Eigenschaften macht also nicht an und für sich selbst das Wesen der Komödie aus; die Wahl und die Mischung der Farben, die Stellung und der Ausdruck der Personen, diese sind es, die ihr vornehmlich Namen, Form und Wesen ertheilt haben.

Man muß daher den Gegenstand der Kunst und die Pflicht des Künsters wohl unterscheiden. Der erstre ist durch den Tadel des Lasters und durch die Anpreisung der Tugend genugsam erfüllet. Der andern aber ein Genüge zu thun, muß der Poet sich nothwendig solcher Farben bedienen, welche sowohl den allgemeinen Lastern, dergleichen die Leidenschaften sind, die ihren Ursprung aus dem Herzen haben, als den besondern Lächerlichkeiten, dergleichen die thörigten Moden sind, die ihre Quelle in dem Verstande haben, eigenthümlich zukommen. Ferner muß er dazu eine anständige Handlung erwählen; er muß sie so einzurichten wissen, daß sie die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen kann; und muß überall Moral, vermittelst der spielenden Personen, mit einstreuen, welche Vernunft und Erfahrung zu dieser Absicht einmüthig bestimmt zu haben scheinen.

Nun ist es aber ganz und gar keine Frage, ob diese Moral aus dem Helden des Stücks fliessen soll, oder ob sie vielmehr der Gegenstand aller Züge des Tadels und des Scherzes seyn soll. Die neue Gattung scheint die erstre Methode angenommen zu haben: allein sowohl die Grundsätze als die Beyspiele sind gleich stark darwieder. Nach den Grundsätzen ist die Komödie bestimmt, uns mehr Laster und Ungereimtheiten, die wir vermeiden, als Tugenden, die wir nachahmen sollen, vorzustellen; und nach den Beyspielen, kömmt es den Nebenpersonen zu, die Maximen der Weisheit anzubringen. So hat Moliere dem Freunde des Misanthropens, dem Schwager des Orgons, dem Bruder des Sganarelle rc. die

Sorge aufgetragen, uns die Grundsätze der Tugenden vorzulegen, die er zu dem Gegenstande unsrer Nachahmung machen wollte; seine Originale aber hat er mit allen Zügen der Satyre, des Tadels und des Lächerlichen überhäuft, von welchen er glaubte, daß sie sowohl zu unserm Ergötzen, als zu unserm Unterrichte dienen könnten.

Aus dem, was ich jetzt gesagt, folgt unwidersprechlich, daß das Original einer wahren Komödie keine gänzlich tugendhafte Person seyn könne, wie es die Originale der neuen Gattung sind, und daß dieses ein eingewurzelter Uebelstand ist, vor dem uns alle Schönheiten der Ausführung niemals gänzlich die Augen verblenden können. Vergebens wirft man ein, daß die satyrischen Züge, womit man die Originale überhäuft, nicht mehr zum Zwecke treffen; und daß sie unsre Eigenliebe auf andre uns umgebende Gegenstände abzuwenden wisse.[1] Umsonst wird man uns zu überreden suchen, daß die neuen komischen Dichter eben darum desto mehr Lob verdienten, weil sie anstatt der lasterhaften Charaktere lauter Personen, die voller Empfindungen der Ehre wären, eingeführet hätten; daß wir tugendhaften Maximen unser Herz von selbst aufschlössen, und sie mit Vergnügen uns einflössen liessen, wenn man nur ein wenig uns auf der rechten Seite zu fassen wüßte. Alle diese Gründe sind verfänglicher als wahr; blendender als gründlich. Lasset sie uns einmal aus ihren Wirkungen beurtheilen, denn diese sind sichrer, als alle Vernünfteley.

Was hat denn nun jene leichte und hochmüthige Auskrahmung schöner und grosser Gesinnungen den Sitten genützt? Was für Wirkungen hat denn jene glänzende Moral auf unsre Herzen und auf unsern Verstand gehabt? Eine unfruchtbare Bewunderung, eine Blendung auf wenige Augenblicke, eine überhingehende Bewegung, welche ganz unfähig ist, uns in uns selbst gehen zu lassen. So viele auf das allerfeinste vorbereitete Sittensprüche, so viel zierlich ausgekrahmte Vorschriften sind für die Zuschauer völlig in Wind gesagt. Man bewundert Melaniden, und betauert sie: allein ihr unaufhörlich kläglicher Ton, und die Erzehlung ihrer romanhaften Zufälle, machen auf uns keinen nützlichen Eindruck, weil sie mit der Stellung, worinne wir uns befinden, ganz und gar keine Gemeinschaft haben. Das Schicksal der Aufseherin bewegt und rühret uns, allein ihre ganz besondern Umstände haben mit den unsrigen gar

[1] Lettre sur Melanide.

nichts gemein.[1] Wir treffen in uns selbst nichts an, was wir mit den Abentheuern in Vergleichung bringen können, die blos unter die möglichen Dinge gehören, und also gar nicht für uns gemacht zu seyn scheinen. Man wird, wenn man es ja gestehen muß, bey dem Anblicke so sinnreicher Gemählde, ergriffen, durchdrungen, bewegt; allein man fühlet für uns selbst, in diesem Zusammenflusse von Begebenheiten, mit welchen der ordentliche Lauf menschlicher Dinge uns gewiß verschonen wird, weder Reue, noch Scham, noch Furcht.

Ganz anders ist es mit den Schilderungen bewandt, welche der Dichter von den Lastern und von dem Lächerlichen macht; sie finden bey uns allen Statt, und auch der vollkommenste Mensch trägt sowohl in seinem Verstande, als in seinem Herzen beständig den Saamen gewisser Ungereimtheiten und gewisser Fehler, welche sich bey Gelegenheit entwickeln. Wir finden uns also in dem Gemählde solcher mit der Menschheit verbundenen Schwachheiten getroffen, und sehen darinne was wir sind, oder wenigstens seyn können. Dieses Bild, welches zu dem unsrigen wird, ist eines von den einnehmendsten Gegenständen, und erleuchtet unsre Seelen mit gewissen Lichtstrahlen, die desto heilsamer sind, je fähiger ihre Ursache, die Furcht vor der Schande und dem Lächerlichen, zu seyn pflegt, uns zu heilsamen Entschliessungen zu bewegen. So ward der stolze und unversöhnliche Hauffe der Heuchler durch das Gemählde von den Lastern des scheinheiligen Betriegers zu Boden geschlagen. Tausend Schuldige wurden in Harnisch gejagt, und beklagten sich mit so viel grösserer Bitterkeit, je empfindlicher sie waren getroffen worden. Bey den Vorstellungen des George Dandins lassen auch die verhärtesten Ehemänner auf ihren Gesichtern die Bewegung spüren, die sie alsdenn empfinden, wenn ihre Umstände mit den Umständen des Originals allzusehr übereinstimmen; diese Uebereinstimmungen sind nicht selten, ob sie schon durch den Mangel der Bildung oder des Genies, durch den Geschmack an Veränderungen und den Eigensinn, so vielfältig gemacht werden, als sie es durch die Verschiedenheit der Geburth sind. Die ohne Unterlaß wieder

[1] Der Stof einer Komödie muß aus den gewöhnlichen Begebenheiten genommen seyn; und ihre Personen müssen, von allen Seiten, mit dem Volke, für das sie gemacht wird, eine Aehnlichkeit haben. Sie hat nicht nöthig, diese ihre Personen auf ein Fußgestelle zu erhöhen, weil ihr vornehmster Entzweck eben nicht ist, Bewundrung für sie zu erwecken, damit man sie desto leichter beklagen könne; sie will aufs höchste, durch die verdrüßlichen Zufälle, die ihnen begegnen, uns für sie ein wenig unruhig machen. Dubos kritische Betrachtungen Th. II. S. 225.

jung werdenden Schilderungen der Diafoiren haben vielleicht nicht wenig dazu beygetragen, daß die Aerzte ihren blinden Eigensinn für die alte Methode verlassen haben, ohne daß sie eben zu jenen kühnen Versuchen wären gereizt worden, von welchen man schalkhaft genug vorgiebt, daß wir dann und wann derselben Opfer seyn müßten. Und wem ist endlich unbekannt, daß die muntern und beissenden Züge der gelehrten Weiber und der kostbar Lächerlichen, auf das plötzlichste das schöne Geschlecht von diesen zwey Unsinnigkeiten abgebracht haben?

Ich gebe zu, daß andre Charaktere, welche eben sowohl getroffen waren, keine so merkliche Wirkungen gehabt haben. Der eingebildete Kranke hat nicht alle Orgons von ihren Dünsten befreyet; es sind nicht alle Menschenfeinde gesellschaftlicher, noch alle Grafen von Tufiere bescheidner geworden. Allein was ist der Grund davon? Er ist dieser; weil die Fehler von dieser Art das rechtschafne Wesen nicht angreifen, und weil man so gar in der Welt Leute antrift, die sich eine Ehre daraus machen. Zärtliche Leibesbeschaffenheiten setzen gemeiniglich zärtliche Seelen voraus. Eine strenge und unwillige Gemüthsart ist fast immer mit viel Rechtschaffenheit verbunden; der Herzog von Montausier hielt es nicht für seiner unwürdig; ein Menschenfeind zu seyn. Und ein gewisser Stolz endlich, entstehet nicht selten aus einer vernünftigen Empfindung seiner eignen übersehenden Größe. Das Vorurtheil ringet bey solchen Gelegenheiten glücklich mit den Spöttereyen des Tadels, da es Gegentheils gegen die komische Schilderung eines Lasters des Herzens, oder eine Lächerlichkeit im gesellschaftlichen Leben, oder eine Ungereimtheit des Verstandes, gewiß nicht bestehen wird. Der Gegenstand der beschämenden Bemerkungen der Zuschauer, will man durchaus nicht seyn, es koste auch, was es wolle; und wenn man sich auch nicht wirklich bessert, so ist man doch gezwungen sich zu verstellen, damit man öffentlich weder für lächerlich noch für verächtlich gehalten werde.

Und so wären wir denn endlich auf die lezte Ausflucht gebracht, welche über alle Beyspiele und Gründe sieget. Diese neue komische Gattung, sagt man, gefällt;[1] das ist genug, und die Regeln thun dabey nichts.

Man berufe sich nicht zur Bestätigung dieser zu allgemeinen und eben deswegen gefährlichen Maxime auf den Einfall Sr. Hoheit des Prinzen über die regelmäßige aber verdrießliche Tragödie des Abts von Aubignac.

[1] S. den Prolog des Lustspiels Liebe für Liebe.

Die Anwendung der Regeln verursachte den Fall dieses Stücks gar nicht; sondern die schlechte Colorite seines Pinsels schlug es nieder. Doch weil ich mir vorgenommen habe meinen Gegnern nur solche Gründe entgegen zu setzen, von welchen ich selbst überzeugt bin, so will ich es ihnen vorläufig einräumen, daß das kläglich Komische große Bewegungen und oft angenehme Empfindungen verursache. Allein, wenn ich auf einen Augenblick die ganze Frage dahinaus lauffen lasse, bey welcher Gattung das größere Vergnügen anzutreffen sey, so behaupte ich, daß jene neuere uns kein so mannichfaltiges und natürliches Vergnügen verschaffen könne, als die Gattung welche in dem Jahrhunderte des Moliere herrschte.

Zuerst findet man in den weinerlichen Komödien alle die rührungslosen leeren Plätze, die man bey Lesung eines Romans findet. Sie sind eben so wie diese mit erzwungnen Verwicklungen, mit ausserordentlichen Stellungen, mit übertriebenen Charakteren angefüllt, welche oft wahrer als wahrscheinlich sind; und wenn sie in unsrer Seele jene, nichts weniger als willkührliche Bewegungen verursachen, die sie auf einige Augenblicke bezaubern, so kömmt es daher, weil wir bey dem Anblicke auch der erdichtetsten Gegenstände gerührt werden, wenn sie nur mit Kunst geschildert sind. Allein man merke wohl, daß die Rührungen weder so einnehmend sind, noch eben dieselbe Dauer und eben denselben Charakter der Wahrheit haben, welchen die getreue Nachahmung einer aus dem Innersten der Natur geschöpften Stellung hervorbringt.

In der That, wenn die dramatischen Erdichtungen uns um so viel lebhafter rühren, je näher sie der Wirklichkeit kommen, so müssen die Erdichtungen der neuen Gattung so viel schwächere Eindrücke machen, je entgegengesetzter sie der Wahrscheinlichkeit sind. Es ist ein Wunderwerk der Kunst nöthig gewesen, um uns die Abentheuer einer Frau annehmlich zu machen, die nach siebzehn Jahren einer heimlichen Vermählung und eines eingebildeten Gefängnisses, auf einmal sich aus dem Schooße ihrer Provinz aufmacht, und nach Paris kommt, einen untreuen Mann aufzusuchen, der sie, ob er sie schon alle Tage zu sehen bekommen könnte, doch nicht eher, als bey der Entwicklung findet. So und nicht anders ist der romanenhafte Grund beschaffen, auf welchen das Gebäude des weinerlich Komischen gemeiniglich aufgeführt ist, oder vielmehr nothwendig aufgeführt sein muß; und diesen muß sich der Zuschauer gefallen lassen, wenn er anders Vergnügen daran finden will. Die Oper setzt bei weitem

nicht so viel Triebfedern in Bewegung, um uns durch das Glänzende ihrer Auszierungen zu verblenden, als das kläglich Komische Täuschungen anwendet, um eine schmerzhaft angenehme Empfindung in uns zu erwecken.

Die Eindrücke des Vergnügens, welche das wahre Komische hervorbringt, sind von einer ganz andern Beschaffenheit. Es geschiehet allezeit mit einem stets neuen Vergnügen, so oft wir jene von der Natur erkannte Schilderungen, dergleichen der Menschenfeind, der Geizige, der Stumme, der Spieler, der Mürrische, der Ruhmredige und andre sind, wieder vorstellen sehen, oder sie aufs neue lesen. Oder, wenn wir uns in kleine Stücke einlassen wollen, wird man es wohl jemals satt, die wahren komischen Auftritte zu sehen, zum Exempel die Auftritte des Harpagons mit der Euphrosine, des Valers mit dem Meister Jacob, des bürgerlichen Edelmanns mit seinem Mädchen und seinen verschiednen Lehrmeistern, die pedantische Zänkerey des Trissotins und des Vadius; oder auch in einer höhern Art, das feine und sinnreiche Gespräch des Merkurs mit der Nacht, die verleumdrische Unterredung der Cölimene mit dem Marquis und ihre sinnreiche Art, der spröden Arsinoe ihre spitzigen Anzüglichkeiten wieder zurück zu geben? Verursachen uns wohl die am meisten glänzenden Moralien, wann sie auch bis zum Thränen getrieben werden, jemals ein so lebhaftes, ein so wahres und ein so daurendes Vergnügen?

Doch die Verringerung und Schwächung unseres Vergnügens, oder die Unnützlichkeit einer ernsthaften und traurig spruchreichen Moral, ist der gegründeste Vorwurf noch nicht, den man der neuen Art von Komödien machen kann: ihr vornehmster Fehler ist dieser, daß sie die Grenzen gar aufhebt, welche von je her das Tragische von dem Komischen getrennt haben, und uns jene ungeheure Gattung des Tragikomischen zurück bringet, welche man mit so vielem Grunde, nach verschiednen Jahren eines betrieglichen Triumphs, verworffen hat. Ich weis wohl, die neue Art hat bey weitem nicht so viele und grosse Ungereimtheiten; die Verschiedenheit ihrer Personen ist nicht so anstößig, und die Bedienten dürfen darinne nicht mit Prinzen zusammen spielen: allein im Grunde ist sie doch eben so fehlerhaft, ob schon auf eine verschiedne Weise. Denn wie die erstre Art die heroischen Personen erniedrigte, indem sie ihnen bloß gemeine Leidenschaften gab, und nur die gewöhnlichen Tugenden aufführte, die zu dem heldenmäßigen der Tragödie lange nicht erhaben genug sind; eben so

erhöhet die andre die gemeinen Personen zu Gesinnungen, welche Bewunderung erwecken, und mahlt sie mit Zügen jenes reitzenden Mitleids, welches das unterscheidende Eigenthum des Trauerspiels ausmachet. Beyde sind also dem Wesen, welches man dem komischen Gedichte zugestanden hat, gleich sehr zuwider; beyde verdienen also einen gleichen Tadel, und vielleicht auch eine gleiche Verbannung.

Als das Tragikomische zuerst aufkam, glaubte man, ohne Zweifel, das Gebiethe der komischen Muse erweitert zu haben, und billigte also anfangs diese kühne Erfindung. Mit eben dieser Einbildung geschmeichelt, triumphiren auch jetzo die Anhänger der neuen Gattung; sie suchen sich zu überreden, der Weg der Empfindung sey gleichfalls eine von den glücklichen Entdeckungen, welche der französischen Scene den höchsten Grad der Ausschmückung gegeben habe; sie wollen durchaus nicht einsehen, daß die Empfindung, welche gewissen Gedichten, zum Exempel der Elegie und dem Hirtengedichte, so wesentlich ist, sich ganz und gar nicht mit der komischen Grundlage verbinden lasse, welche das Theater nothwendig braucht, wenn sie ihren Originalen denjenigen Ton geben will, der im Ergötzen bessert. Man betriege sich hier nur nicht: Wir haben zwey sehr unterschiedne Gattungen; die eine ist die nützliche, und die andre die angenehme: weit gefehlt also, daß das weinerlich Komische eine dritte ausmache; sie schmelzt vielmehr beyde Gattungen in eine einzige, und machet uns ärmer, indem sie uns reicher zu machen scheinet.

Wann die wirklich komischen Fabeln gänzlich erschöpft wären, so könnte man die Erfindung der weinerlichen Charaktere noch eher vergeben, weil sie wenigstens, als eine Vermischung des Wahren und Falschen, das Verdienst haben, uns auf einen Augenblick zu rühren, wenn sie uns auch schon durch die Ueberlegung verdrüßlich werden: allein es ist derselben noch eine sehr große Menge übrig, welche alle neu sind, und die man, schon seit langer Zeit, auf der Bühne geschildert zu sehen gewünscht hat. Wir haben vielleicht nicht ein einziges getreues Gemählde von verschiednen Sitten und Lächerlichkeiten unsrer Zeit; zum Exempel, von der gebiethrischen Leutseligkeit unsrer Hofleute, und von ihrem unersättlichen Durste nach Vergnügen und Gunst; von der unbesonnenen Eitelkeit und wichtigen Aufgeblasenheit unserer jungen Magistratspersonen; von dem wirklichen Geitze und der hochmüthigen Verschwendung unsrer großen Rentmeister; von jener feinen und manchmal ausgelaßenen Eifersucht, welche unter den

Hofdamen, wegen der Vorzüge des Ranges, und noch mehr wegen der Vorzüge der Schönheit, herrschet; von jenen reichen Bürgerinnen, welche das Glück trunken macht, und die durch ihre unverschämte Pracht den Gesetzen, dem Wohlstande und der Vernunft Hohn sprechen.

Auf diese Art würden sich tausend nützliche und glänzende Neuigkeiten dem Pinsel unsrer Dichter darbiethen, wenn sie nicht von der Liebe zu dem Besondern verführt würden. Sollten sie wohl von der Schwierigkeit, solche feine Charaktere, zu schattiren, welche nur eine sehr leichte Auftragung der Farben erlauben, zurückgehalten werden? Allein könnten sie nicht, nach dem Beyspiele des Moliere, an den Nebenrollen dasjenige einbringen, was ihnen an der Unterstüzung des Hauptcharakters abgehet? Und brauchen sie denn weniger Kunst darzu, wenn sie uns in Komödien eingekleidete Romane wollen bewundern lassen, oder weniger Genie, um sich in dem engen Bezirke, in welchen sie sich einschliessen, zu erhalten? Da sie nur auf eine einzige Empfindung, des Mitleidens nehmlich, eingeschränkt sind, so haben wir vielmehr zu fürchten, daß sie uns, durch die Einförmigkeit ihres Tones und ihrer Originale, Frost und Eckel erwecken werden. Denn in der That, wie die Erkennungen beständig mit einerley Farben vorbereitet, herzugeführet, und aufgeschlossen werden, so ist auch nichts dem Gemälde einer Mutter, welche ihr und ihrer Tochter Unglück beklagt, ähnlicher, als das Bild einer Frau, welche über ihr und ihres Sohnes Unglück Thränen vergießt. Fliessen aber hieraus nicht nothwendig Wiederhohlungen, die nicht anders, als verdrüßlich seyn können?

Wie weit übertrift das wahre Komische eine so unfruchtbare Gattung! Nicht allein alle Charaktere und alle Stände, nicht allein alle Laster und Lächerlichkeiten sind seinen Pfeilen ausgesetzt; sondern es hat auch noch die Freyheit die Farben zu verändern, womit eben dieselben Originale, und eben dieselben Ungereimtheiten gemahlt werden können. Und auf diesem Wege findet man nirgends Grenzen; denn obschon die Menschen zu allen Zeiten einerley Fehlern unterworfen sind, so zeigen sie dieselben doch nicht immer auf einerley Art. Die Alten, in dieser Absicht, sind den Neuern sehr ungleich; und wir selbst, die wir in den jetzigen Tagen leben, haben mit unsern Vätern sehr wenig ähnliches.

Zu den Zeiten des Moliere und der Corneillen, besonders zu Anfange ihres Jahrhunderts, konnte man die gelehrten und witzigen Köpfe von Profeßion mit griechischen und lateinischen Citationen ausgespickt, über

ihre barbarischen Schriftsteller verdüstert, in ihren Sitten grob und unbiegsam, und in ihrem Aeusserlichen nachläßig und schmutzig vorstellen. Diese Züge passen schon seit langer Zeit nicht mehr. Das pedantische Ansehen ist mit jener tiefen Gelehrsamkeit, die aus Lesung der Originale geschöpft war, verschwunden. Man begnügt sich, wenn ich so reden darf, mit dem blossen Vernis der Litteratur, und den meisten von unsern Neuern ist ein leichtes und sich ausnehmendes Mundwerk anstatt der gründlichen Wissenschaft, welche ihre Vorgänger besassen. Ihre Erkenntniß, sagt man, ist mannigfaltiger, aber eben deswegen auch unvollkommner. Sie haben, wenn man will, mehr Witz; aber vielleicht desto weniger wahres Genie. Kurz die meisten von ihnen scheinen von den alten Gelehrten nichts beybehalten zu haben, als die beklagenswürdige Erbitterung, ihre Personen und ihre Werke unter einander zu verlästern, und sich dadurch in den Augen ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt verächtlich zu machen.

Es ist also nicht sowohl die Erschöpfung der Charaktere und des Lächerlichen, noch die Begierde nützlicher zu seyn, noch die Vorstellung eines grössern Vergnügens, welche uns die Gattung des weinerlich Komischen verschaft hat, sondern vielmehr die Schwierigkeit, den Ton des Moliere zu erreichen, oder vielmehr die Begierde unsre Bewunderung durch die glänzenden Reitze der Neuigkeit zu überraschen. Diese Krankheit, welche dem Französischen Genie so eigen ist, erzeugt die Moden in der Litteratur, und stekt mit ihren Sonderlichkeiten sowohl alle Schreibarten, als alle Stände an. Unsre Neugierde will alles durchlaufen; unsre Eitelkeit will alles versuchen; und auch alsdenn, wenn wir der Vernunft nachgeben, scheinen wir nicht sowohl ihrem Reitze, als unserm Eigensinn gefolgt zu seyn.

Wann diese Betrachtungen wahr sind, so ist es leicht, das Schicksal des weinerlich Komischen vorher zu sagen. Die Mode hat es eingeführt, und mit der Mode wird es vergehen, und in das Land des Tragikomischen verwiesen werden, aus welchem es gekommen ist. Es glänzet vermöge der schimmernden Blitze der Neuigkeit, und wird eben so geschwind, als diese, verlöschen. Das schöne Geschlecht, welches der gebohrne Beschützer aller zärtlichen Neuerungen ist, kann nicht immer weinen wollen, ob es gleich immer empfinden will. Wir dürfen uns nur auf seine Unbeständigkeit verlassen.

Unter die Gründe, warum man den Geschmack an dem weinerlich Komischen wird fahren lassen, gehöret auch noch die äußerste Schwierigkeit, in dieser Gattung glücklich zu seyn: die Laufbahn ist nicht von grossem Umfange, und es wird ein eben so glänzendes und bearbeitetes Genie, als das Genie des Verfassers der Melanide ist, dazu erfordert, wenn man sie mit gutem Fortgange ausfüllen will. Der Herr von Fontenelle hat einen Ton, welcher ihm eigen ist, und der ihm allein unvergleichlich wohl läßt; allein es ist unmöglich oder gefährlich ihn nachzuahmen. Der Herr de la Chaussee hat gleichfalls seinen Ton, dessen Schöpfer er ist, und dem es mehr in Ansehung der Art von Unmöglichkeit, seine Fabeln nicht nach zu copiren, als in Ansehung der Schwierigkeit, sie mit eben so vieler Kunst und mit eben so glänzenden Farben vorzutragen, an Nachahmern fehlen wird.

Doch alle Kunst ist unnütze, wenn die Gattung an und für sich selbst fehlerhaft ist, das ist, wenn sie sich nicht auf jenes empfindbare und allgemeine Wahre gründet, welches zu allen Zeiten und für alle Gemüther verständlich ist. Aus dieser Ursache vornehmlich wird die Täuschung des neuen Komischen gewiß verschwinden; man wird es bald durchgängig überdrüßig seyn, die Auskramung der Tugend mit bürgerlichen Abentheuern verbunden zu sehen, und romanenhafte Originale die strengste Weisheit, in dem nachgemachten Tone des Seneca predigen, oder mit den menschlichen Tugenden, zur Nachahmung des berühmten Maximenschreibers, sinnreich zanken zu hören.

Lasset uns daher aus diesem allen den Schluß ziehen, daß keine Erfindungen vergönnt sind, als welche die Absicht zu verschönern haben, und daß die Gattung des weinerlich Komischen eine von den gefährlichen Erfindungen ist, welche dem wahren Komischen einen tödlichen Streich versetzen kann. Wenn eine Kunst zu ihrer Vollkommenheit gelangt ist, und man will ihr Wesen verändern, so ist dieses, nicht sowohl eine in dem Reiche der Gelehrsamkeit erlaubte Freyheit, als vielmehr eine unerträgliche Frechheit. [1] Die Griechen und die Römer, unsre Meister und

[1] Da alle Künste an einander grenzen, so laßt uns noch die Klagen hören, welche Hr. Blondel in seinem 1747 gedruckten Discours sur l'Architecture führet. Es ist zu befürchten, sagt er, daß die sinnreichen Neuerungen, welche man zu jetziger Zeit, mit ziemlichem Glück einführt, endlich von Künstlern werden nachgeahmt werden, welchen die Verdienste und die Fähigkeiten der Erfinder mangeln. Sie werden daher auf eine Menge ungereimter Gestalten fallen, welche den Geschmack nach und nach verderben, und werden ausschweifenden Sonderlichkeiten den schönen Namen der Erfindungen beylegen. Wann dieses Gift die Künste einmal

Muster in allen Geburthen des Geschmacks, haben die Komödie vornehmlich dazu bestimmt, daß sie uns, vermittelst der Critik und des Scherzes, zugleich ergötzen und unterrichten soll. Alle Völker Europens sind hernach dieser Weise mehr oder weniger gefolgt, so wie es ihrem eigenthümlichen Genie gemäß war, und wir selbst haben sie in den Seiten unsers Ruhmes, in dem Jahrhunderte angenommen, das man so oft mit dem Jahrhunderte des Augusts in Vergleichung gestellet hat. Warum will man jezt Thalien nöthigen die traurige Stellung der Melpomene zu borgen, und ein ernsthaftes Ansehen über eine Bühne zu verbreiten, deren vornehmste Zierde allezeit Spiel und Lachen gewesen sind, und beständig ihr unterscheidender Charakter seyn werden?

**Versibus exponi tragicis res comica non vult**

Horaz in der Dichtkunst.

* * *

Hier ist die Schrift des französischen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht scheint, daß sie der Hr. Prof. Gellert gekannt habe, so ist es dennoch geschehen, daß er auf die meisten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil sie dem Leser noch in frischem Andenken seyn müssen, so will ich ihn nicht lange abhalten, sich selbst davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag so gut seyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuschreiben, wann er finden sollte, daß er sich diesesmal schlechter ausdrücke, als er sonst von ihm gewohnt ist. Man sagt, daß auch die besten Uebersetzer Verhunzer wären.

---

## Des Herrn Prof. Gellerts Abhandlung für das rührende Lustspiel.

Man hat zu unsern Zeiten, besonders in Frankreich, eine Art von Lustspielen versucht, welche nicht allein die Gemüther der Zuschauer zu ergötzen, sondern auch so zu rühren und so anzutreiben vermögend wäre, daß sie ihnen so gar Thränen auspresse. Man hat dergleichen Komödie,

ergriffen hat, so fangen die Alten an unfruchtbar zu scheinen, die grossen Meister frostig, und die Regeln allzu enge ꝛc. ꝛc.

zum Scherz und zur Verspottung, in der französischen Sprache, comedie larmoyante,[1] das ist die weinerliche genennt, und von nicht wenigen pflegt sie als eine abgeschmackte Nachäffung des Trauerspiels getadelt zu werden. Ich bin zwar nicht Willens, alle und jede Stücke, welche in diese Klasse können gebracht werden, zu vertheidigen; sondern ich will bloß die Art der Einrichtung selbst retten, und wo möglich erweisen, daß die Komödie, mit allem Ruhme, heftiger bewegen könne. Dacier[2] und andre, welche die von dem Aristoteles entworfene Erklärung weitläuftiger haben erleutern wollen, setzen die ganze Kraft und Stärke der Komödie in das Lächerliche. Nun kann man zwar nicht leugnen, daß nicht der größte Theil derselben darauf ankomme, obgleich, nach dem Voßius,[3] auch dieses zweifelhaft seyn könnte; allein so viel ist auch gewiß, daß in dem Lächerlichen nicht durchaus alle ihre Tugend bestehe. Denn entweder sind die reizenden Stücke des Terenz keine Komödien zu nennen; oder die Komödie hat ihre ernsthaften Stellen, und muß sie haben, damit selbst das Lächerliche durch das beständige Anhalten nicht geschwächt werde. Denn was ohne Unterlaß artig ist, das rührt entweder nicht genug, oder ermüdet das Gemüth, indem es dasselbe allzusehr rührt. Ich glaube also, daß aus der Erklärung des Aristoteles weiter nichts zu folgern ist, als dieses, was für eine Art von Lastern die Komödie vornehmlich durchziehen soll. Es erhellt nehmlich daraus, daß sie sich mit solchen Lastern beschäftigen müsse, welche niemanden ohne Schande, obschon ohne seinem und ohne andrer Schaden, anhängen können; kurz, solche Laster, welche Lachen und Satyre, nicht aber Ahndung und öffentliche Strafe verdienen, woran sich aber doch weder Plautus, noch diejenigen, die er unter den Griechen nachgeahmet hat, besonders gekehrt zu haben scheinen. Ja man muß so gar zugestehen, daß es eine Art Laster giebt, welche gar sehr mit eines andern Schaden verbunden ist, als zum Exempel die Verschwendung, und dennoch in der Komödie angebracht

[1] S. die Vorrede des Hrn. v. Voltaire zu seiner Nanine im IX. Theile seiner Werke, Dresdner Ausgabe.

[2] In den Anmerkungen zu des Aristoteles Dichtkunst Hauptst. V. S. 58. Pariser Ausgabe von 1692. Aristote en faisant la definition de la Comedie decide, quelles choses peuvent faire le sujet de son imitation. Il n'y a quc celles qui sont purement ridicules, car tous les autres genres de mechanceté ou de vice, ne sçauroient y trouver place, parce qu'ils ne peuvent attirer que l'Indignatiòn, ou la pitié, passions, qui ne doivent nullement regner dans la Comedie.

[3] In seiner Poetik. lib. I. c. V. p. 123.

werden kann, wenn es nur auf eine geschickte und kunstmäßige Art geschieht. Ich sehe also nicht, worinne derjenige Lustspieldichter sündige, welcher, in Betrachtung der Nützlichkeit, die Regeln der Kunst dann und wann bey Seite setzt, besonders wenn man von ihm sagen kann:

> **Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi**
> **Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.**

Es sey also immer die sinnreiche Verspottung der Laster und Ungereimtheiten die vornehmste Verrichtung der Komödie, damit eine mit Nutzen verbundene Fröhlichkeit die Gemüther der Zuschauer einnehme; nur merke man auch zugleich, daß es eine doppelte Gattung des Lächerlichen giebt. Die eine ist die stammhafte und, so zureden, am meisten handgreifliche, weil sie in ein lautes Gelächter ausbricht; die andere ist feiner und bescheidener, weil sie zwar ebenfalls Beyfall und Vergnügen erweckt, immer aber nur einen solchen Beyfall und ein solches Vergnügen, welches nicht so stark ausbricht, sondern gleichsam in dem Innersten des Herzens verschlossen bleibt. Wann nun die ausgelassene und heftige Freude, welche aus der ersten Gattung entspringt, nicht leicht eine ernsthaftere Gemüthsbewegung verstattete; so glaube ich doch, daß jene gesetztere Freude sie verstatten werde. Und wenn ferner die Freude nicht das einzige Vergnügen ist, welches bey den Nachahmungen des gemeinen Lebens empfunden werden kann; so sage man mir doch, worinne dasjenige Lustspiel zu tadeln sey, welches sich einen solchen Innhalt erwählet, durch welchen es, ausser der Freude, auch eine Art von Gemüthsbewegung hervorbringen kann, welche zwar den Schein der Traurigkeit hat, an und für sich selbst aber ungemein süsse ist.[1] Da nun aber dieses alsdann sehr leicht geschehen kann, wenn man die Komödie nicht nur die Laster, sondern auch die Tugenden schildern läßt; so sehe ich nicht warum es ihr nicht vergönnt seyn sollte, mit den tadelhaften Personen auch gute und liebenswürdige zu verbinden, und sich dadurch sowohl angenehmer als nützlicher zu machen, damit einigermaassen jener alten Klage des komischen Trupps bey dem Plautus abgeholfen werde.

[1] Permagna enim, sagt der vortrefliche Engländer, Joseph Trapp, est discrepantia inter istam tristiam, quae in tragoedia dominatur, et istam, quae in comoediam admittitur. Illa tanquam hiemalis tempestas, diem pene integrum nubibus et tenebris obvolvit; interspersis tantum raris et brevibus lucis intervallis: haec actionem dramaticam, tanquam coelum tempore aestivo plerumque sudum, nubibus non nunquam, sed rarius, intercipit. *Praelect. Poet.* p. 323. edit. alt. Londini 1722.

Hujusmodi paucas Poetae reperiunt comoedias,
Ubi boni meliores fiant.

Wenigstens sind unter den Alten, wie Scaliger erinnert, sowohl unter den Griechen als unter den Römern, verschiedene gewesen, welche eine doppelte Gattung von Komödie zugelassen, und sie in die sittliche und lächerliche eingetheilet haben. Unter der sittlichen verstanden sie diejenige, in welcher die Sitten, und unter der lächerlichen, in welcher das Lächerliche herrschte. Doch wenn man nicht allein darauf zu sehen hat, was in der Komödie zu geschehen pflegt, sondern auch auf das, was darinne geschehen sollte, warum wollen wir sie nicht lieber, nach Maaßgebung des Trapps,[1] also erklären, daß wir sagen, die Komödie sey ein dramatisches Gedicht, welches Abschilderungen von dem gemeinen Privatleben enthalte, die Tugend anpreise, und verschiedene Laster und Ungereimtheiten der Menschen, auf eine scherzhafte und feine Art durchziehe. Ich gestehe ganz gerne, daß sich diese Erklärung nicht auf alle und jede Exempel anwenden lasse; allein, wenn man auch durchaus eine solche verlangte, welche alles, was jemals unter dem Namen Komödie begriffen worden, in sich fassen sollte, so würde man entweder gar keine, oder doch ein Ungeheuer von einer Erklärung bekommen. Genug, daß diese von uns angenommene Erklärung von dem Endzwecke, welchen die Komödie erreichen soll, und auch leicht erreichen kann, abgeleitet ist, und auch daher ihre Entschuldigung und Vertheidigung nehmen darf.

Damit ich aber die Sache der rührenden Komödie, wo nicht glücklich, doch sorgfältig führen möge, so muß ich einer doppelten Anklage entgegen gehen; deren eine dahinaus läuft, daß auf diese Weise der Unterscheid, welcher zwischen einer Tragödie und Komödie seyn müsse, aufgehoben werde; und deren andre darauf ankömmt, daß diejenige Komödie sich selbst zuwieder wäre, welche die Affecten sorgfältig erregen wolle.

Was den ersten Grund anbelangt, so scheint es mir gar nicht, daß man zu befürchten habe, die Grenzen beyder Gattungen möchten vermengt werden. Die Komödie kann ganz wohl zu rühren fähig seyn, und gleichwohl von der Tragödie noch weit entfernt bleiben, indem sie weder eben dieselben Leidenschaften rege macht, noch aus eben derselben Absicht,

[1] An angef. Orte S. 314. und folglich.

und durch eben dieselben Mittel, als die Tragödie zu thun pflegt. Es wäre freylich unsinnig, wenn sich die Komödie jenen großen und schrecklichen Zurüstungen der Tragödie, Mord, Verzweiflung und dergleichen, anmaassen wollte; allein wenn hat sie dieses jemals gethan? Sie begnügt sich mit einer gemeinen, obschon seltnen, Begebenheit, und weis von dem Adel und von der Hoheit der Handlung nichts; sie weis nichts von den Sitten und Empfindungen großer Helden, welche sie entweder durch ihre erhabne Tugend, oder durch ihre ausserordentliche Häßlichkeit ausnehmen; sie weis nichts von jenem tragischen hohen und prächtigen Ausdrucke. Dieses alles ist so klar, daß ich es nur verdunkeln würde, wenn ich es mehr aus einander setzen wollte. Was hat man also für einen Grund, zu behaupten, daß die rührende Komödie, wenn sie dann und wann Erbarmen erweckt, in die Vorzüge der Tragödie einen Eingriff thue? Können denn die kleinen Uebel, welche sie dieser oder jener Person zustoßen läßt, jene heftige Empfindung des Mitleids erregen, welche der Tragödie eigen ist? Es sind kaum die Anfänge dieser Empfindung, welche die Komödie zuläßt und auf kurze Zeit in der Absicht anwendet, daß sie diese kleine Bewegung durch etwas erwünschtes wieder stillen möge; welches in der Tragödie ganz anders zu geschehen pflegt. Doch wir wollen uns zu der vornehmsten Quelle wenden, aus welcher die Komödie ihre Rührungen herhohlt, und zusehen, ob sie sich vielleicht auf dieser Seite des Eigenthums der Tragödie anmaasse. Man sage mir also, wenn rühret denn diese neue Art von Komödie, von welcher wir handeln? Geschicht es nicht meistentheils, wenn sie eine tugendhafte, gesetzte und ausserordentliche Liebe vorstellet? Was ist aber nun zwischen der Liebe, welche die Tragödie anwendet, und derjenigen, welche die Komödie braucht, für ein Unterscheid? Ein sehr großer. Die Liebe in der Komödie ist nicht jene heroische Liebe, welche durch die Bande wichtiger Angelegenheiten, der Pflicht, der Tapferkeit, des größten Ehrgeitzes, entweder unzertrennlich verknüpfet, oder unglücklich zertrennet wird; es ist nicht jene lermende Liebe, welche von einer Menge von Gefahren und Lastern begleitet wird; nicht jene verzweifelnde Liebe: sondern eine angenehm unruhige Liebe, welche zwar in verschiedene Hindernisse und Beschwerlichkeiten verwickelt wird, die sie entweder vermehren oder schwächen, die aber alle glücklich überstiegen werden, und einen Ausgang gewinnen, welcher, wenn er auch nicht für alle Personen des Stücks angenehm, doch dem Wunsche der

Zuschauer gemäß zu seyn pflegt. Es ist daher im geringsten keine Vermischung der Kunst zu befürchten, so lange sich nicht die Komödie mit eben derselben Liebe beschäftigt, welche in der Tragödie vorkömmt, sondern von ihr in Ansehung der Wirkungen und der damit verknüpften Umstände eben so weit, als in Ansehung der Stärke und Hoheit, entfernt bleibt. Denn so wie die Liebe in einem doppelten Bilde strahlt, welche auf so verschiedene Weise ausgedrückt werden, daß man sie schwerlich für einerley halten kann; ja wie so gar die Gewalt, die sie über die Gemüther der Menschen hat, von ganz verschiedner Art ist, so daß, wenn der eine mit zerstreuten Haaren, mit verwirrter Stirn, und verzweifelnden Augen herumirret, der andere das Haar zierlich in Locken schlägt, und mit lächelnd trauriger Mine und angenehm unruhigen Augen seinen Kummer verräth: eben so, sage ich, ist die Liebe, welche in beyden Spielen gebraucht wird, ganz und gar nicht von einerley Art und kann also auch nicht auf einerley, oder auch nur auf ähnliche Art rühren. Ja es fehlt so viel, daß die Komödie in diesem Stücke die Rechte der Tragödie zu schmälern scheinen sollte, daß sie vielmehr nichts als ihr Recht zu behaupten sucht. Denn ob ich schon denjenigen nicht beystimme, welche, durch das Ansehen einiger alten Tragödienschreiber bewogen, die Liebe gänzlich aus der tragischen Fabel verbannen wollen; so ist doch so viel gewiß, daß nicht jede Liebe, besonders die zärtlichere, sich für sie schickt, und daß auch diejenige, die sich für sie schickt, nicht darinne herrschen darf, weil es nicht erlaubt ist, die Liebe einzig und allein zu dem Innhalte eines Trauerspiels zu machen. Sie kann zwar jenen heftigern Gemüthsbewegungen, welche der Tragödie Hoheit, Glanz und Bewunderung ertheilen, gelegentlich beygefügt werden, damit sie dieselben bald heftiger antreibe, bald zurückhalte, nicht aber, damit sie selbst das Hauptwerk der Handlung ausmache. Dieses Gesetz, welches man der Tragödie vorgeschrieben hat, und welches aus der Natur einer heroischen That hergehohlet ist, zeiget deutlich genug, daß es allein der Komödie zukomme, aus der Liebe ihre Haupthandlung zu machen. Alles derohalben, was die Liebe, ihren schrecklichen und traurigen Theil bey Seite gesetzt, im Rührenden vermag, kann sich die Komödie mit allen Recht anmaassen. Der vortrefliche Corneille erinnert sehr wohl, daß dasjenige Stück, in welchem allein die Liebe herrschet, wann es auch schon in den vornehmsten Personen wäre, keine Tragödie, sondern, seiner natürlichen Kraft nach, eine Komödie

sey.[1] Wie viel weniger kann daher dasjenige Stück, in welchem nur die heftige Liebe einiger Privatpersonen aufgeführet wird, das Wesen des Trauerspiels angenommen zu haben scheinen? Das, was ich aber von der Liebe, und von dem Anspruche der Komödie auf dieselbe, gesagt habe, kann, glaube ich, eben so wohl von den übrigen Stücken behauptet werden, welche die Gemüther zu bewegen vermögend sind; von der Freundschaft, von der Beständigkeit, von der Freygebigkeit, von dem dankbaren Gemüthe, und so weiter. Denn weil diese Tugenden denjenigen, der sie besitzt, zwar zu einem rechtschafnen, nicht aber zu einem grossen und der Tragödie würdigen Manne machen, und also auch vornehmlich nur Zierden des Privatlebens sind, wovon die Komödie eine Abschilderung ist: so wird sich auch die Komödie die Vorstellung dieser Tugenden mit allem Rechte anmaassen, und alles zu gehöriger Zeit und an gehörigen Orte anwenden dürfen, was sie, die Gemüther auf eine angenehme Art zu rühren, darbiethen können. Allein auf diese Art, kann man einwenden, wird die Komödie allzu frostig und trocken scheinen; sie wird von jungen Leuten weniger geliebt, und von denjenigen weniger besucht werden, welche durch ein heftiges Lachen nur ihren Bauch erschüttern wollen. Was schadet das? Genug, daß sie alsdann, wie der berühmte Wehrenfels[2] saget, weise, gelehrte, rechtschafne und kunstverständige Männer ergötzen wird, welche mehr auf das schickliche, als auf das lächerliche, mehr auf das artige als auf das grimassenhafte sehen: und wann schon die, welche nur Possen suchen, dabey nicht klatschen, so wird sie doch denen gefallen, welche, mit dem Plautus zu reden, pudicitiae praemium esse volunt.

Ich komme nunmehr auf den zweyten Einwurf. Rührende Komödien, sagt man, widersprechen sich selbst; denn eben deswegen weil sie rühren wollen, können entweder die Laster und Ungereimtheiten der Menschen darinne nicht zugleich belacht werden, oder, wenn beydes geschieht, so sind es weder Komödien noch Tragödien, sondern ein drittes, welches zwischen beyden inne liegt, und von welchem man das sagen könnte, was Ovidius von dem Minotaurus sagte:

> Semibovemque virum, semivirumque bovem.

[1] S. die erste Abhandlung des P. Corneille über das dramatische Gedicht.

[2] In seiner Rede von der Komödie. S. 365. Diss. var. argum. Parte altera. Amstelod. 1617.

Dieser ganze Tadel kann, glaube ich, sehr leicht durch diejenigen Beyspiele nichtig gemacht werden, welche unter den dramatischen Dichtern der Franzosen sehr häufig sind. Denn wenn Destouches, de la Chaussee, Marivaux, Voltaire, Fagan und andre, deren Namen und Werke längst unter uns bekannt sind, dasjenige glücklich geleistet haben, was wir verlangen, wann sie nehmlich, mit Beybehaltung der Freude und der komischen Stärke, auch Gemüthsbewegungen an dem gehörigen Orte angebracht haben, welche aus dem Innersten der Handlung fliessen und den Zuschauern gefallen; was bedarf es alsdann noch für andre Beweise? Doch wenn wir auch ganz und gar kein Exempel für uns anführen könnten, so erhellet wenigstens aus der verschiednen Natur derjenigen Personen, welche der Dichter auf die Bühne bringt, daß sich die Sache ganz wohl thun lasse. Denn da, wie wir oben gezeugt haben, den bösen Sitten ganz füglich gute entgegen gesetzt werden können, damit durch die Annehmlichkeit der letztern, die Häßlichkeit der erstern sich desto mehr ausnehme; und da diese rechtschaffnen und edeln Gemüthsarten, wenn sie sich hinlänglich äussern sollen, in schwere und eine Zeit lang minder glückliche Zufälle, bey welchen sie ihre Kräfte zeugen können, verwickelt seyn müssen: so darf man nur diese mit dem Stoffe der Fabel gehörig verbinden und kunstmäßig einflechten, wenn diejenige Komödie, die sich am meisten mit Verspottung der Laster beschäftiget, nichts destoweniger die Gemüther der Zuhörer durch ernsthaftere Rührungen vergnügen soll. Zwar ist allerdings eine grosse Behutsamkeit anzuwenden, daß dieses zur rechten Zeit, und am gehörigen Orte und im rechten Maasse geschehe; ja der komische Dichter, wenn er unser Herz entflammen will, muß glauben, daß jene Warnung, nihil citius inarcescere quam lacrumas, welche man dem Redner zu geben pflegt, ihm noch weit mehr als dem Redner angehe. Vornehmlich hat er dahin zu sehen, daß er nicht auf eine oder die andere lustige Scene, sogleich eine ernsthafte folgen lasse, wodurch das Gemüth, welches sich durch das Lachen geruhig erhohlt hatte, und nun auf einmal durch die volle Empfindung der Menschlichkeit dahin gerissen wird, eben den verdrüßlichen Schmerz empfindet, welchen das Auge fühlt, wenn es aus einem finstern Orte plötzlich gegen ein helles Licht gebracht wird. Noch vielweniger muß einer gesetzten Person alsdann, wenn sie die Gemüther der Zuschauer in Bewegung setzt, eine allzulächerliche beygesellet werden; überhaupt aber muß man nichts von dieser Gattung anbringen, wenn

man nicht die Gemüther genugsam dazu vorbereitet hat, und muß auch bey eben denselben Affecten sich nicht allzulange aufhalten. Wenn man also die rührenden Scenen auf den bequemen Ort verspаret, welchen man alsdann, wann sich die Fabel am meisten verwirret, noch öftrer aber, wenn sie sich aufwickelt, findet: so kann das Lustspiel nicht nur seiner satyrischen Pflicht genug thun, sondern kann auch noch dabey das Gemüth in Bewegung setzen. Freylich trägt hierzu der Stoff und die ganze Einrichtung des Stückes viel bey. Denn wenn dasjenige, was der Dichter, glückliches oder unglückliches, wider alle Hoffnung sich ereignen läßt, und zu den Gemüthsbewegungen die Gelegenheit geben muß, aus den Sitten der Personen so natürlich fließt, daß es sich fast nicht anders hätte zutragen können: so überläßt sich alsdann der Zuschauer, dessen sich Verwundrung und Wahrscheinlichkeit bemächtiget haben, er mag nun der Person wohl wollen oder nicht, willig und gern den Bewegungen, und wird bald mit Vergnügen zürnen, bald trauren, und bald über die Zufälle derjenigen Personen, deren er sich am meisten annimmt, für Freuden weinen. Auf diese Art, welches mir ohne Ruhmredigkeit anzuführen erlaubt seyn wird, pflegen die Zuschauer in dem letzten Auftritte des Looses in der Lotterie gerührt zu werden. Damons Ehegattin, und die Jungfer Caroline haben durch ihre Sitten die Gunst der Zuschauer erlangt. Jene hatte schon daran verzweifelt, daß sie das Looß wiederbekommen würde, welches für sie zehn tausend Thaler gewonnen hatte, und war auf eine anständige Art deswegen betrübt. Ehe sie sichs aber vermuthet, kömmt Caroline, und bringt ihrer Schwägerin mit dem willigsten Herzen dasjenige wieder, was sie für verlohren gehalten hatte. Hieraus nun entstehet zwischen beyden der edelste Streit freundschaftlicher Gesinnungen, so wie bald darauf zwischen Carolinen und ihrem Liebhaber ein Liebesstreit; und da sowohl dieser als jener schon für sich selbst, als ein angenehmes Schauspiel, sehr lebhaft zu rühren vermögend, zugleich auch nicht weit hergehohlet, sondern in der Natur der Sache gegründet, und freywillig aus den Charakteren selbst geflossen sind: so streitet ein solcher Ausgang nicht allein nicht mit der Komödie, sondern ist ihr vielmehr, wenn auch das übrige gehörig beobachtet worden, vortheilhaft. Mir wenigstens scheint eine Komödie, welche, wenn sie den Witz der Zuschauer genugsam beschäftiget hat, endlich mit einer angenehmen Rührung des Gemüths schliesset, nicht tadelhafter, als ein Gastgeboth, welches, nachdem man leichtern Wein zur Gnüge

dabey genossen, die Gäste zum Schlusse durch ein Glas stärkern Weins erhitzen und so auseinander gehen läßt.

Es ist aber noch eine andre Gattung, an welcher mehr auszusetzen zu seyn scheinet, weil Scherz und Spott weniger darinne herrschen, als die Gemüthsbewegungen, und weil ihre vornehmsten Personen entweder nicht gemein und tadelhaft, sondern von vornehmen Stande, von zierlichen Sitten und von einer artigen Lebensart sind, oder, wenn sie ja einige Laster haben, ihnen doch nicht solche ankleben, dergleichen bey dem Pöbel gemeiniglich zu finden sind. Von dieser Gattung sind ungefehr die verliebten Philosophen des Destouches, die Melanide de la Chaussee, das Mündel des Fagan, und der Sidney des Gresset s. Weil nun aber diejenige Person, auf die es in dem Stücke größten Theils ankömmt, entweder von guter Art ist, oder doch keinen allzulächerlichen Fehler an sich hat, so kann daher ganz wohl gefragt werden, worinne denn ein solches Schauspiel mit dem Wesen der Komödie übereinkomme? Denn obschon meistens Theils auch lustige und auf gewisse Art lächerliche Charaktere darinne vorkommen, so erhellt doch genugsam aus der Ueberlegenheit der andern, daß sie nur der Veränderung wegen mit eingemischt sind und das Hauptwerk ganz und gar nicht vorstellen sollen. Nun gebe ich sehr gerne zu, daß dergleichen Schauspiele in den Grenzen, welche man der Komödie zu setzen pflegt, nicht mit begriffen sind; allein es fragt sich, ob man nicht diese Grenzen um so viel erweitern müsse, daß sie auch jene Gattung dramatischer Gedichte mit in sich schliessen können.[1] Wenn dieses nun der Endzweck der Komödie verstattet, so sehe

[1] Wenn der Endzweck der Komödie überhaupt eine anständige Gemüthsergötzung ist, und diese durch eine geschickte Nachahmung des gemeinen Lebens verschaft wird: so werden sich die verschiednen Formen der Komödie gar leicht erfinden und bestimmen lassen. Denn da es eine doppelte Art von menschlichen Handlungen giebt, indem einige Lachen, und andre ernsthaftere Gemüthsbewegungen erwecken: so muß es auch eine doppelte Art von Komödie geben, welche die Nachahmerin des gemeinen Lebens ist. Die eine muß zu Erregung des Lachens, und die andre zu Erregung ernsthaftrer Gemüthsbewegungen geschickt seyn. Und da es endlich auch Handlungen giebt, die in Betrachtung ihrer verschiednen Theile, und in Ansehung der verschiednen Personen von welchen sie ausgeübt werden, beydes hervorzubringen fähig sind: so muß es auch eine vermischte Gattung von Komödien geben, von welcher der Cyclops des Euripides, und der Ruhmredige des Destouches sind. Dieses hat der jüngst in Dennemark verstorbene Hr. Prof. Schlegel, ein Freund dessen Verlust ich nie genug betauren kann, und ein Dichter der eine ewige Zierde der dramatischen Dichtkunst seyn wird, vollkommen wohl eingesehen. Man sehe was in den Anmerkungen zu der deutschen Uebersetzung der Schrift des Herrn Batteux, Les beaux Arts reduits à un même principe, welche vor einiger Zeit in Leipzig herausgekommen, aus einer von seinen noch ungedruckten Abhandlungen, über diese Materie angeführet worden. S. 316.

ich nicht, warum es nicht erlaubt seyn sollte? Das Ansehen unsrer Vorgänger wird es doch nicht verwehren? Es wird doch kein Verbrechen seyn, dasjenige zu versuchen, was sie unversucht gelassen haben, oder aus eben der Ursache von ihnen abzugehen, aus welcher wir ihnen in andern Stücken zu folgen pflegen? Hat nicht schon Horatius gesagt:

Nec minimum meruere decus, vestigia graeca
Ausi deserere.

Wenn man keine andre Komödien machen darf, als solche, wie sie Aristophanes, Plautus und selbst Terenz gemacht haben; so glaube ich schwerlich, daß sie den guten Sitten sehr zuträglich seyn, und mit der Denkungsart unsrer Zeiten sehr übereinkommen möchten. Sollen wir deswegen ein Schauspiel; welches aus dem gemeinen Leben genommen und so eingerichtet ist, daß es zugleich ergötze und unterrichte, als welches der ganze Endzweck eines dramatischen Stücks ist; sollen wir, sage ich, es deswegen von der Bühne verbannen, weil die Erklärung, welche die Alten von der Komödie gegeben haben, nicht völlig auf dasselbe passen will? Muß es deswegen abgeschmackt und ungeheuer seyn? In Dingen, welche empfunden werden, und deren Werth durch die Empfindung beurtheilet wird, sollte ich glauben, müsse die Stimme der Natur von größerm Nachdrucke seyn, als die Stimme der Regeln. Die Regeln hat man aus denjenigen dramatischen Stücken gezogen, welche ehedem auf der Bühne Beyfall gefunden haben. Warum sollen wir uns nicht eben dieses Rechts bedienen können? Und wenn es, außer der alten Gattung von Komödie, noch eine andre giebt, welche gefällt, welche Beyfall findet, kurz welche ergötzt und nützt, übrigens aber die allgemeinen und unveränderlichen Regeln des dramatischen Gedichts nicht verletzet, sondern sie in der Einrichtung und Eintheilung der Fabel und in der Schilderung der menschlichen Gemüthsarten und Sitten genau beobachtet; warum sollten wir uns denn lieber darüber beklagen, als erfreuen wollen? Wenn diese Komödie, von der wir handeln, abgeschmackt wäre, glaubt man denn, daß ein so abgeschmacktes Ding sich die Billigung, sowohl der Klugen als des Volks, erwerben könne? Gleichwohl wissen wir, daß dergleichen Spiele, sowohl in Paris, als an andern Orten, mehr als einmal mit vielem Glücke aufgeführet worden, und gar leicht den Weg zu den Gemüthern der Zuhörer gefunden haben. Wenn nun also die meisten durch ein solches Schauspiel auf eine angenehme Art gerühret werden, was haben wir uns um jene

viel zu bekümmern, welche nichts dabey zu empfinden vorgeben? [1] Es giebt Leute, welchen die lustige Komödie auf keine Art ein Genüge thut, und gleichwohl hört sie deswegen nicht auf, gut zu seyn. Allein, wird man sagen, es giebt unter den sogenannten rührenden Komödien sehr viel trockne, frostige und abgeschmackte. Wohl gut; was folgt aber daraus? Ich will ja nicht ein jedes armseliges Stück vertheidigen. Es giebt auch auf der andern Seite eine große Menge höchst ungereimter Lustspiele, von deren Verfassern man nicht sagen kann, daß sie die allgemeinen Regeln nicht beobachtet hätten; nur Schade, daß sie, mit dem Boileau [2] zu reden, die Hauptregel nicht inne gehabt haben. Es hat ihnen nehmlich am Genie gefehlt. Und wenn dieser Fehler sich auch bey den Verfassern der neuen Gattung von Komödie findet, so muß man die Schuld nicht auf die Sache selbst legen. Wollen wir es aber gründlich ausmachen, was man ihr für einen Werth zugestehen müßte, so müssen wir sie, wie ich schon erinnert habe, nach der allgemeinen Absicht der dramatischen Poesie beurtheilen. Ohne Zweifel ist die Komödie zur Ergötzung erfunden worden; weil es aber keine kunstmäßige und anständige Ergötzung giebt, mit welcher nicht auch einiger Nutzen verbunden wäre, so läßt sich auch von der Komödie sagen, daß sie nützlich seyn könne und müsse. Das erstere, die Ergötzung nehmlich, wird theils durch den Inhalt der Fabel selbst, theils durch die neuen, abwechselnden und mit den Personen übereinstimmenden Charaktere, erlangt. Und zwar durch den Inhalt; erstlich, wenn die Erwartung sowohl erregt als unterhalten wird; und hernach, wenn ihr auf eine ganz andere Art ein Genüge geschieht, als es Anfangs das Ansehen hatte, wobey gleichwohl alle Regeln der Wahrscheinlichkeit genau beobachtet werden müssen. Dieses hat so gewiß seine Richtigkeit, daß weder eine wahre noch eine erdichtete Begebenheit, wann sie für sich

[1] Es scheint als ob man auf unsere Komödie dasjenige anwenden könne, was Cicero von dem Werth einer Rede gegen den Brutus behauptet. Tu artifex, sagt er, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo et ducitur oratione et quasi voluptate quadam perfunditur. Quid habes quod disputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, audit, contemnit, invidet, ad miserationem inducitur, ad pudendum, ad pigendum, irascitur, miratur, sperat, timet: haec proinde accidunt, ut eorum, qui adsunt, mentes verbis et sententiis et actione tractantur. Quid est quod expectetur docti alicujus sententia? Quod enim probat multitudo, hoc idem doctis probandum est. Denique hoc specimen est popularis judicii, in quo nunquam fuit populo cum doctis intelligentibusque dissensio. *Cic.* in Bruto p. 569. s. edit. Elzev.

[2] In der Note zu dem ersten Verse der Dichtkunst.

selbst auch noch so wunderbar wäre, auf der Bühne einiges Vergnügen erwecken wird, wenn sie nicht zugleich auch wahrscheinlich ist.

> **Respicere exemplar vitae morumque jubebo**
> **Doctum imitatorem.**

Bey jeder Erdichtung nehmlich verursacht nicht so wohl die Fabel selbst, als vielmehr das Genie und die Kunst, womit sie behandelt wird, bey den Zuschauern das Vergnügen. „Denn derjenige, sagt Wehrenfels,[1] „erlangt einen allgemeinen Beyfall, derjenige ergötzt durchgängig, welcher „alle Personen, Sitten und Leidenschaften, die er auf der Bühne vor„stellen will, vollkommen, und so viel möglich, mit lebendigen Farben „abschildert; welcher die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln, und ihrem „Busen alle Bewegungen mitzutheilen weis, die er ihnen mitzutheilen für „gut befindet.“ Denn nicht nur deswegen gefällt die Komödie, weil sie andrer abgeschmackte und lächerliche Handlungen, den Augen und Gemüthern darstellet; (denn dieses thut eine jede gute Satyre) sondern auch weil sie eine einfache und für sich selbst angenehme Begebenheit so abhandelt, daß sie überall die Erwartung des Zuschauers unterhält, und durch dieses Unterhalten Vergnügen und Beyfall erwecket. Denn wie hätten sonst fast alle Stücke des Terenz, so viel wir deren von ihm übrig haben, und auch einige des Plautus, als zum Exempel die Gefangnen, in welchen durch die Darzwischenkunft eines Simo, eines Chremes, eines Phädria, eines Hegio, ein großer Theil derselben, nicht nur nicht scherzhaft, sondern vielmehr ernsthaft wird; wie hätten sie, sage ich, sonst gefallen können? Wenn nun aber zu dem Ergötzen nicht nothwendig eine lächerliche Handlung erfordert wird; wenn vielmehr eine jede Fabel, die der Wahrheit nachahmet, und Dinge enthält, welche des Sehens und Hörens würdig sind, die Gemüther vergnügt: warum sollte man denn nicht auch dann und wann der Komödie einen ernsthaften, seiner Natur nach aber angenehmen Inhalt, geben dürfen?[2] „Auch alsdann empfinden „wir eine wunderbare Wollust, wenn wir mit einer von den Personen in „der Komödie eine genaue Freundschaft errichten, für sie bekümmert sind, „für sie uns ängstigen, mit ihr Freund und Feind gemein haben, für sie „stille Wünsche ergehen lassen, bey ihren Gefahren uns fürchten, bey ihrem „Unglücke uns betrüben, und bey ihrer entdeckten Unschuld und Tugend

[1] In angeführter Rede S. 367.
[2] Wehrenfels am angeführten Orte.

„uns freuen.“ Es giebt viel Dinge, welche zwar nicht scherzhaft, aber doch deswegen auch nicht traurig sind. Ein Schauspiel, welches uns einen vornehmen Mann, der ein gemeines Mägdchen heyrathet, so vor die Augen stellet, daß man alles, was bey einer solchen Liebe abgeschmacktes und ungereimtes seyn kann, genau bemerket, wird ergötzen. Doch laßt uns diese Fabel verändern. Laßt uns setzen, der Entschluß des vornehmen Mannes sey nicht abgeschmackt, sondern vielmehr aus gewissen Ursachen löblich, oder doch wenigstens zu billigen; sollte wohl alsdann die Seltenheit und Rühmlichkeit einer solchen Handlung weniger ergötzen, als dort die Schändlichkeit derselben? Der Herr von Voltaire hat eine Komödie dieses Inhalts, unter dem Titel Nanine, verfertiget, welche Beyfall auf der Bühne erhalten hat; und man kann auch nicht leugnen, daß man nicht noch mehr dergleichen Handlungen, welche Erstaunen erwecken, und dennoch nicht romanenhaft sind, erdenken und auf das gemeine Leben anwenden könne, als welches von dem Gebrauche selbst gebilliget wird.

Wir müssen uns nunmehr zu den guten Charakteren selbst wenden, welche hauptsächlich in der Komödie, von welcher wir handeln, angebracht werden, und müssen untersuchen, auf was für Weise Vergnügen und Ergötzung daraus entspringen könne. Die Ursache hiervon ist ohne Zweifel in der Natur der Menschen und in der wunderbaren Kraft der Tugend zu suchen. In unsrer Gewalt wenigstens ist es nicht, ob wir das, was gut, rechtschaffen und löblich ist, billigen wollen oder nicht. Wir werden durch die natürliche Schönheit und den Reiz dieser Dinge dahin gerissen: und auch der allernichtswürdigste Mensch findet, gleichsam wider Willen, an der Betrachtung einer vortreflichen Gemüthsart, Vergnügen, ob er sie gleich weder selbst besitzt, noch sie zu besitzen, sich einige Mühe giebt. Diejenigen also, aus welchen eine große und zugleich gesellschaftliche Tugend hervorleuchtet, pflegen uns, so wie im gemeinen Leben, also auch auf der Bühne werth und angenehm zu seyn. Doch dieses würde nur sehr wenig bedeuten wollen, wenn nicht noch andre Dinge dazu kämen. Die Tugend selbst gefällt auf der Bühne, wo sie vorgestellt wird, weit mehr als im gemeinen Leben. Denn da bey Betrachtung und Bewundrung eines rechtschafnen Mannes, auch oft zugleich der Neid sich mit einmischet, so bleibt er doch bey dem Anblicke des bloßen Bildes der Tugend weg, und anstatt des Neides wird in dem Gemüthe eine süße Empfindung des Stolzes und der Selbstliebe erweckt. Denn wenn wir sehen, zu was für einem Grade

der Vortreflichkeit die menschliche Natur erhoben werden könne, so dünken wir uns selbst etwas grosses zu seyn. Wir gefallen uns also in jenen erdichteten Personen selbst, und die auf die Bühne gebrachte Tugend fesselt uns desto mehr, je leichter die Sitten sind, welche den guten Personen beygelegt werden, und je mehr ihre Güte selbst, welcher immer mäßig und sich immer gleich bleibet, nicht so wohl die Frucht von Arbeit und Mühe, als vielmehr ein Geschenke der Natur zu seyn scheint. Mit einem Worte, so wie wir bey den lächerlichen Personen der Bühne, uns selbst freuen, weil wir ihnen nicht ähnlich scheinen; eben so freuen wir uns über unsere eigne Vortreflichkeit, wenn wir gute Gemüthsarten betrachten, welches bey den heroischen Tugenden, die in der Tragödie vorkommen, sich seltner zu ereignen pflegt, weil sie von unsern gewöhnlichen Umständen allzuentfernt sind. Ich kann mir leicht einbilden, was man hierwieder sagen wird. Man wird nehmlich einwerfen, weil die Erdichtung alltäglicher Dinge weder Verlangen, noch Bewunderung erwecken könne, so müßte nothwendig die Tugend auf der Bühne grösser und glänzender vorgestellet werden, als sie im gemeinen Leben vorkommen; hieraus aber scheine zu folgen, daß dergleichen Sittenschilderungen, weil sie übertrieben worden, nicht sattsam gefallen könnten. Dieses nun wäre freylich zu befürchten, wenn nicht die Kunst dazu käme, welche das, was in einem Charakter Maaß und Ziel zu überschreiten scheinet, so geschickt einrichtet, daß das ungewöhnliche wenigstens wahrscheinlich scheinet. Ein Schauspiel, welches einem Mägdchen von geringem Stande, Zierlichkeit, Witz und Lebensart geben wollte, würde den Beyfall der Zuschauer wohl nicht erlangen. Denn

Si dicentis erunt fortunis absona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Allein wenn man voraussetzt, dieses Mägdchen sey, von ihren ersten Jahren an, in ein vornehmes Haus gekommen, wo sie Gelegenheit gefunden habe, ihre Sitten und ihren Geist zu bessern: so wird alsdann die zuerst unwahrscheinliche Person wahrscheinlich. Weit weniger aber können uns auserlesene Sitten und edle Empfindungen bey denjenigen anstößig seyn, von welchen wir wissen, daß sie aus einer ansehnlichen Familie entsprungen sind, und eine sorgfältige Erziehung genossen haben. Die Wahrscheinlichkeit aber ist hier, nicht so wohl nach der Wahrheit der Sache, als vielmehr nach der gemeinen Meinung zu beurtheilen; so daß

es gar nicht darauf ankömmt, ob es wirklich solche rühmliche Leute, und wie viele es derselben giebt, sondern daß es genug ist, wenn viele, so etwas zu seyn scheinen. Dieses findet auch bey den tadelhaften Charakteren Statt, die deswegen nicht zu gefallen aufhören, ob sie schon die Beyspiele des gemeinen Lebens überschreiten.[1] So wird der Geitzige in dem Lustspiele, ob er gleich weit geitziger ist, als alle die Geitzigen, die man alltäglich sieht, doch nicht mißfallen. Der Thraso bey dem Terenz ist so närrisch, daß er den Gnatho und seine übrigen Knechte, als ob es Soldaten wären, ins Gewehr ruft, daß er sich zu ihrem Heerführer macht, und einem jeden seine Stelle und seine Pflicht anweiset: ob nun aber gleich vielleicht niemals ein Soldate so großsprecherisch gewesen ist, so ist dennoch die Person des Thraso, weil sie sonst alles mit den Großsprechern gemein hat, der Wahrheit nicht zuwider. Eben dieses geschieht auch auf der andern Seite, wenn nehmlich die Vortreflichkeit einer Person auf gewisse Art gemäßiget, und ihr, durch die genaue Beobachtung der Wahrscheinlichkeit in den andern Stücken, nachgeholfen wird. Es finden sich übrigens in uns verschiedne Empfindungen, welche dergleichen Charaktere glaubwürdig machen, und das übertriebne in denselben zu bemerken verhindern. Wir wünschen heimlich, daß die rechtschafnen Leute so häufig als möglich seyn möchten, gesetzt auch, daß uns nicht so wohl der Reitz der Tugend, als die Betrachtung der Nützlichkeit, diesen Wunsch abzwinget; und alles was der menschlichen Natur in einem solchen Bilde rühmliches beygeleget wird, das glauben wir, werde uns selbst beygelegt. Daher kömmt es, daß die guten Charaktere, ob sie gleich noch so vollkommen sind, und alle Beyspiele übertreffen, in der Meinung die wir von unsrer eignen Vortreflichkeit, und von der Nützlichkeit der Tugend haben, ihre Vertheidigung finden. Wenn nun also diese Charaktere schon des Vergnügens wegen, welches sie verursachen, billig in dem Lustspiele können gebraucht werden, so hat man noch weit mehr Ursache, sie in Betrachtung ihrer Nützlichkeit anzuwenden. Die Abschilderungen tadelhafter Personen zeigen uns bloß das Ungereimte, das Verkehrte und Schändliche; die Abschilderungen guter Personen aber zeigen uns das Gerechte, das Schöne und Löbliche. Jene schrecken von den Lastern ab;

[1] Hiervon haben die Verfasser der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, S. 266. und fol. sehr geschickt gehandelt.

Die Abhandlung, welche der Herr Professor hier mit seinem Beyfalle beehrt, ist von dem seel. Hrn. Mylius.

diese feuern zu der Tugend an, und ermuntern die Zuschauer, ihr zu folgen. Und wie es nur etwas geringes ist, wenn man dasjenige, was übel anstehet, kennet, und sich vor demjenigen hüten lernet, was uns dem allgemeinen Tadel aussetzt; so ist es Gegentheils etwas sehr großes und ersprießliches, wenn man das wahre Schöne erkennt, und gleichsam in einem Bilde sieht, wie man selbst beschaffen seyn solle. Doch diese Kraft haben nicht allein die Reden, welche den guten Personen beygelegt werden; sondern auch dasjenige, was in dem Stücke löbliches von ihnen verrichtet und uns vor die Augen gestellet wird, giebt uns ein Beyspiel von dem, was in dem menschlichen Leben schön und rühmlich ist. Wenn also schon dergleichen Schauspiele, dem gewöhnlichen und angenommenen Gebrauche nach, sich mit Recht den Namen der Komödien nicht anmaaßen können; so verdienen sie doch wenigstens die Freyheiten und Vorzüge der Komödie zu genießen, weil sie nicht allein ergötzen, sondern auch nützlich sind, und also denjenigen Dramatischen Stücken beigezehlt werden können, welche Wehrenfels, am angeführten Orte, mit folgenden Worten verlangt. „Endlich sollen unsre Komödien so beschaffen seyn, daß sie Plato „in seiner Republick dulden, Cato mit Vergnügen anhören, Vestalinnen „ohne Verletzung ihrer Keuschheit sehen, und was das vornehmste ist, „Christen aufführen und besuchen können.“ Diejenigen wenigstens, welche Komödien schreiben wollen, werden nicht übel thun, wenn sie sich unter andern auch darauf befleißigen, daß ihre Stücke eine stärkere Empfindung der Menschlichkeit erregen, welche so gar mit Thränen, den Zeugen der Rührung, begleitet wird. Denn wer wird nicht gerne manchmal auf eine solche Art in Bewegung gesetzt werden wollen; wer wird nicht dann und wann diejenige Wollust, in welcher das ganze Gemüth gleichsam zerfließt, derjenigen vorziehen, welche nur, so zu reden, sich an den äußern Flächen der Seele aufhält? Die Thränen, welche die Komödie auspresset, sind dem sanften Regen gleich, welcher die Saaten nicht allein erquickt, sondern auch fruchtbar macht. Dieses alles will ich nicht darum angeführt haben, als ob jene alte fröhliche Komödie aus ihrem rechtmäßigen Besitze zu vertreiben wäre; (sie bleibe vielmehr ewig bey ihrem Ansehen und ihrer Würde!) sondern bloß darum, daß man diese neue Gattung in ihre Gesellschaft aufnehmen möge, welche, da die gemeinen Charaktere erschöpft sind, neue Charaktere, und also einen reichern Stof zu den Fabeln darbiethet, und zugleich die Art des Vortrags ändert. Wenn es Leute giebt,

welche nur deswegen den Komödien beywohnen wollen, damit sie in laute Gelächter ausbrechen können, so weis ich gewiß, daß sich die Terenze und die Destouches wenig um sie bekümmern werden. Denjenigen aber zu mißfallen, welche nichts als eine ausgelassene und wilde Possenlust vergnügt, wird wohl keine allzugrosse Schande seyn. Es werden auch nach uns einmal Richter kommen; und auch auf diese sollten wir sehen. Flaccus hat schon einmal sein critisches Ansehen gebraucht, und den Ausspruch gethan:

> At proavi nostri Plautinos et numeros et
> Laudavere sales; nimium patienter utrumque
> (Ne dicam stulte) mirati.

Vielleicht werden sie auch einmal welche finden, die uns darum tadeln, daß wir bey Annehmung des rührenden Lustspiels, uns allzuunleidlich, ich will nicht sagen, allzuhartnäckig erwiesen haben.

* * *

So weit der Hr. Prof. Gellert! Ich würde meinen Lesern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß sie es nunmehr von selbst wissen könnten, auf welche Seite die Wage den Ausschlag thue. Ich will zum Ueberflusse, alles, was man für und wider gesagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal übersehen kann. Ich will sie so einrichten, daß sie, wo möglich, alles Mißverständniß heben, und alle schweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine solche darunter verstanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspressende Scenen hat; oder eine solche, welche aus nichts als dergleichen Scenen besteht? Meinet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden sind, oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erste Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernst abwechseln, ist offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwieder etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyspiele der alten Dichter vertheidigen sie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen nicht selten Witz und Anständigkeit, wie man sagt, bey Seite gesetzt hat, Plautus hat die Gefangnen gemacht und, was noch mehr ist, dem Philemon

seinen Schatz, unter der Aufschrift Trinummus abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen kosten müssen. Im Moliere selbst, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von dem schleinigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen desselben gesagt hat; betrift nicht die Sache selbst, sondern die ungeschickte Ausführung. Man sehe das Exempel, welches der Franzose aus dem Schauspiele, Simson, anführt. Freylich muß der Dichter gewisse Staffeln, gewisse Schattirungen beobachten, und unsre Empfindungen niemals einen Sprung thun lassen. Von einem Aeussersten plötzlich auf das andre gerissen werden, ist ganz etwas anders, als von einem Aeussersten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß also die andre Gattung seyn, über die man hauptsächlich streitet; diejenige nehmlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmahl lächelt; worinne man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kan man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen, ist ein solches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verstanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert selbst Nein. Ist es aber gleichwohl ein Schauspiel, welches nützlich und für gewisse Denkungsarten angenehm seyn kann? Ja; und dieses kann der französische Verfasser selbst nicht gänzlich in Abrede seyn.

Worauf kömmt es also nun noch weiter an? Darauf, sollte ich meinen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauspiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie bestimme, und nach Maaßgebung dieser Bestimmung entscheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müsse oder nicht? Ich habe schon gesagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chaussee in eine Klasse gesetzt hat, und daß die hartnäckigsten Feinde des letztern, niemals dem erstern den Ruhm eines vortreflichen komischen Dichters abgesprochen haben, so viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in seinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieses allein wahre Komödien sind, welche sowohl Tugenden als Laster, so wohl Anständigkeit als Ungereimtheit schildern, weil sie eben durch diese Vermischung ihrem Originale,

dem menschlichen Leben, am nächsten kommen. Die Klugen und Thoren sind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß ist, daß die erstern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, so ist doch eine Gesellschaft von lauter Thoren, beynahe eben so unwahrscheinlich, als eine Gesellschaft von lauter Klugen. Diese Erscheinung ahmet das Lustspiel nach, und nur durch die Nachahmung derselben ist es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, sondern beydes zugleich in einem Lichte vorzustellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man sieht leicht, daß man von diesem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man schon längst den Namen des Possenspiels gegeben, dessen charakteristische Eigenschaft darinne besteht, daß es nichts als Laster und Ungereimtheiten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieses Lachen nun ein nützliches oder ein sinnloses Lachen seyn. Edle Gesinnungen, ernsthafte Leidenschaften, Stellungen, wo sich die schöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demselben ganz und gar weg; und wenn es ausserdem auch noch so regelmäßig ist, so wird es doch in den Augen strenger Kunstrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worinne wird also die andre Abweichung bestehen? Ohnfehlbar darinne, wenn man nichts als Tugenden und anständige Sitten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche Bewunderung und Mitleid erwecken, beydes mag nun einen Einfluß auf die Beßrung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausschweifungen, Stellungen, die den Narren in seiner Blöße zeigen, sind gänzlich aus einem solchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein solches Stück nennen? Jedermann wird mir zuruffen: das eben ist die weinerliche Komödie! Noch einmal also mit einem Worte; das Possenspiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Lustspiel will nur rühren; die wahre Komödie will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erstern in eine Klasse setzen will; es ist noch immer der Unterscheid zwischen beyden, der zwischen dem Pöbel und Leuten von Stande ist. Der Pöbel wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein ist für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beyfall zu

erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu stiften. Was sie bey dem einen nicht durch die Schahm erlangt, das erlangt sie durch die Bewunderung; und wer sich gegen diese verhärtet, dem macht sie jene fühlbar. Hieraus scheinet die Regel des Contrasts oder der Abstechung, geflossen zu seyn, vermöge welcher man nicht gerne eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gerne zugebe, daß sie auch darinne gegründet ist, daß ohne sie der Dichter seine Charaktere nicht wirksam genug vorstellen könnte.

Dieses nun, sollte ich meinen, bestimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er ist nehmlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den sich die wahre Komödie vorstellet; und auch von dieser Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuschauer wollen ausgesucht seyn, und sie werden schwerlich den zwanzigsten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch gesetzt sie machten die Hefte derselben aus. Die Aufmerksamkeit, mit der sie zuhören, ist, wie es der Herr Prof. Gellert selbst an die Hand giebt, doch nur ein Kompliment, welches sie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beßrung erfolgen könne, sehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Gesinnungen und der großmüthigen Thaten, die er siehet und höret, desto eher fähig zu seyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und sich mit demselben zu vergleichen Gelegenheit findet. Er bleibt was er ist, und bekömmt von den guten Eigenschaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er sie schon besitze.

Wie steht es aber mit dem Namen? Der Name ist etwas sehr willkührliches, und man könnte unserer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie geben, wenn sie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil sie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, sondern bloß eine Untergattung der Komödie ist.

Ich wiederhohle es aber noch einmal, daß dieses alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des la Chaussee ähnlich sind. Ich bin weit entfernt, den Herrn Gellert für einen eigentlichen Nachahmer desselben auszugeben. Ich habe beyde zu wohl gelesen, als daß ich in den Lustspielen des letztern, nicht noch genug lächerliche Charaktere und satyrische Züge angetroffen haben sollte, welche aus den Lustspielen des erstern ganz und gar verwiesen sind. Die rührenden Scenen sind bey dem Herrn Gellert nur die meisten; und ganz und gar nicht

die einzigen. Wer weis aber nicht, daß das mehrere oder wenigere, wohl die verschiedne Gemüthsart der Verfasser anzeigt, nicht aber einen wesentlichen Unterscheid ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meinung vor aller Mißdeutung zu sichern.

---

## II.

# Leben des Herrn Jacob Thomson.

Thomson ist auch in Deutschland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine Jahrszeiten sind von denen, welche ihn in seiner Sprache nicht lesen können, in der Uebersetzung des Herrn Brockes bewundert worden, so viel sie auch von ihrer Schönheit darinne verlohren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Uebersetzung seines Agamemnons erhalten, deren ich weiter unten mit mehrern gedenken werde. Es wäre schlecht, wenn beydes seine Leser nicht sollte begierig gemacht haben, nähere Umstände von dem Verfasser zu wissen. Man erlaube mir also, daß ich mir schmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derselben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig seyn vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Diese sind die Lebensbeschreibungen der Dichter Großbritanniens und Irrlands,[1] welche im vorigen Jahre in fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verschiedene daran gearbeitet, der vornehmste Verfasser aber, der auf dem Titel genennt wird, ist Herr Cibber, welcher auch die Leben der berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen Englands heraus gegeben hat.[2] Aus diesem Werke also, welches Lobsprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn Thomson angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatralischen Dichters betrachtet.

Jacob Thomson war der Sohn eines Geistlichen der Schotischen Kirche, in dem Presbyteriate von Jedburgh.

[1] The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.
[2] The Lives and Characters of the most eminent Actors and Actresses of Great Britain and Ireland, from Shakespear to the present Time etc.

Er ward an eben dem Orte gebohren, wo sein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erste Erziehung genoß er in einer Privatschule der dasigen Gegend. In seinen ersten Jahren zeigte er so wenig ein besonders Genie, daß ihm vielmehr sein Lehrmeister, und alle die mit seiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichsten und schlechtesten Gaben zutrauten.

Als er auf gedachter Schule die lateinische und griechische Sprache lernte, besuchte er oft einen Geistlichen, dessen Kirchspiel mit dem Kirchspiele seines Vaters in eben demselben Presbyteriate lag. Es war dieses der Herr Rickerton, ein Mann von so besondern Eigenschaften, daß sehr viel Leute von Einsicht, und Herr Thomson selbst, welcher mit ihm umging, erstaunten, so große Verdienste an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu sehen, wo er weder Gelegenheit hatte sich zu zeigen, noch sonst mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bey den periodischen Zusammenkünften der Geistlichen.

Ob nun schon der Lehrmeister unsers Thomsons seinen Schüler kaum mit einem sehr geringen Verstande begabt zu seyn glaubte, so konnte sich doch den Augen des Hrn. Rickerton dessen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poesie bey ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verschiedne von den ersten Versuchen, die Hr. Thomson in dieser Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unser junge Dichter, durch den fernern Umgang mit dem Hrn. Rickerton sehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wissenschaften einflößte. Und die Einsicht in die natürliche und sittliche Philosophie, welche er hernach in seinen Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrücken dieses Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Hr. Rickerton den jungen Thomson für einen Menschen ohne alle Gabe hielt, sondern vielmehr ein sehr feines Genie an ihm wahrnahm: so hätte er sich doch, wie er oft selbst gestanden, niemals eingebildet, daß er es so weit bringen und auf eine so erhabne Staffel unter den Dichtern gelangen sollte. Als er daher zuerst Thomsons Winter zu sehen bekam, welches in einem Buchladen zu Edinburg geschah, erstaunete er ganz, und ließ, nachdem er die ersten Zeilen desselben, welche nicht erhabener seyn könnten, gelesen hatte, das Buch vor Verwundrung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. Thomson die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der

todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf der Universität nach Edinburg geschickt, wo er seine Studien enden und sich zu dem geistlichen Amte tüchtig machen sollte. Hier machte er eben so wenig als auf der Schule eine grosse Figur; seine Mitschüler dachten sehr verächtlich von ihm, und die Lehrer selbst, unter welchen er studirte, hatten keinen bessern Begrif von seiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philosophischen Klassen durchgegangen war, ward er als ein Candidat des h. Predigtamts, in das theologische Collegium aufgenommen, in welchem die Studirenden sechs Jahr verziehen müssen, ehe sie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwey Jahr in diesem theologischen Collegio, dessen Professor damals Hr. William Hamilton war, als ihm von diesem eine Rede über die Macht des höchsten Wesens auszuarbeiten, aufgetragen ward. Als es seine Mitschüler erfuhren, hielten sie sich nicht wenig über die schlechte Beurtheilungskraft des Professors auf, eine so fruchtbare Materie einem jungen Menschen aufzugeben, von dem man sich ganz und gar nichts versprechen konnte. Doch als Herr Thomson seine Rede ablegte, fanden sie Ursache, sich ihre eigene schlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß sie einen Menschen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Diese Rede war so erhaben, daß sowohl der Professor als die Studirenden, welche sie halten hörten, darüber erstaunten. Sie war in reimlosen Versen abgefaßt, welches aber Hr. Hamilton daran aussetzte, weil es sich zu dieser Materie nicht schicke. Verschiedne von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch diese Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebstahl begangen haben, und gaben sich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforschen war vergebens, und Hr. Thomson blieb in dem unverkürzten Besitze seiner Ehre, so lange er sich auf der Universität aufhielt.

Man weis eigentlich nicht, warum Herr Thomson den Vorsatz, in das heilige Predigtamt zu treten fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieser Stand sey zu strenge, als daß er sich mit der Freyheit seiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er sich auch selbst und glaubte, daß er sich, in Ansehung seiner Gaben, auf etwas grössers Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianischer Geistlicher zu werden: denn selten pflegt sich ein grosses Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit

einer jährlichen Einkunft von sechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer schlechten Provinz, zu begnügen, welches doch gewiß das Schicksal des Herrn Thomson gewesen wäre, wenn sich seine Absichten nicht über die Sphäre eines Predigers der schottischen Kirche erstreckt hätten.

Nachdem er also alle Gedanken auf den geistlichen Stand aufgegeben hatte, so war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, sich zu zeigen und sich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich seyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er sich jetzo befand, ihm ganz und gar keine Hofnung hierzu machen konnte, so fing er an, sein Augenmerk auf die Hauptstadt zu richten.

Das erste Gedicht des Hrn. Thomsons, welches ihm einiges Ansehen bey dem Publico erwarb, war sein Winter, dessen schon gedacht worden; doch hatte er auch schon wegen verschiedner andern Stücke, noch ehe er sein Vaterland verließ, den Beyfall deren, welchen sie zu Gesichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphrasin über den 104ten Psalmen, welche er seinen Freunden abzuschreiben erlaubte, nachdem sie vorher von dem Hrn. Rickerton war gebilliget worden. Diese Paraphrasis kam endlich durch verschiedne Wege in die Hände des Hrn. Auditor Benson, welcher seine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich sagte, wenn der Verfasser in London wäre, so würde es ihm schwerlich an einer seiner Verdienste würdigen Aufmunterung mangeln. Diese Anmerkung ward dem Hrn. Thomson durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen so starken Eindruck bey ihm, daß er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen, beschleinigte. Er machte sich alsobald nach Newcastle, wo er zu Schiffe ging, und in Billinsgate anlandete. Als er angekommen war, ließ er seine unmittelbare Sorge seyn, den Herrn Mallet, seinen ehemaligen Schulkameraden zu besuchen, welcher jetzo in Hannover-Square lebte, und zwar als Hofmeister bey dem Herzoge von Montrose und seinem verstorbnen Bruder dem Lord Graham. Ehe er aber in Hannover-Square anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich ist. Er hatte von einem vornehmen Manne in Schottland Empfehlungsschreiben an verschiedne Standespersonen in London mitbekommen, die er sehr sorgfältig in sein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gassen schlenderte, konnte er die Grösse, den Reichthum und die verschiednen Gegenstände, die ihm alle Augenblicke in dieser berühmten Hauptstadt vorkamen,

nicht genug bewundern. Er blieb oft stehen, und sein Geist war mit diesen Scenen so erfüllt, daß er auf das beschäftigte Gedrenge um sich herum wenig Achtung gab. Als er nun endlich den Weg nach Hannover-Square, in einer zehnmal längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurück gelegt hatte, und daselbst ankam, fand er, daß er seine Neugierde habe bezahlen müssen; man hatte ihm nehmlich das Schnupftuch aus dem Schubsacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieser Zufall würde einem, der weniger philosophisch gewesen wäre, als Hr. Thomson, sehr empfindlich gewesen seyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft selbst seine Freunde durch die Erzehlung desselben zum lachen.

Es ist natürlich, daß Hr. Thomson, nach seiner Ankunft in die Stadt, verschiednen von seinen Bekannten das Gedichte auf den Winter zeigte. Es bestand Anfangs aus abgerissenen Stücken und gelegentlichen Beschreibungen, die er auf des Hrn. Mallets Rath hernach in ein Ganzes zusammenbrachte. So vielen Beyfall es nun auch etwa fand, so wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bey seinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verschiednen Buchhändlern vergebens anzubiethen, welche die Schönheit desselben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch sich eines unbekannten Fremdlings wegen, dessen Name keine Anpreisung seyn konnte, in Unkosten setzen wollten. Endlich both es Hr. Mallet dem Hrn. Millan, jetzigen Buchhändler in Charingcroß an, der es auch ohne Umstände übernahm, und drucken ließ. Eine Zeitlang glaubte Hr. Millan sehr schlecht gefahren zu seyn; es blieb liegen und nur sehr wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortreflichkeit desselben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewisser Herr Whatley, ein Mann von einigem Geschmacke in den Wissenschaften, der aber die Bewunderung alles dessen, was ihm gefiel, bis zum Enthusiasmus übertrieb, warf ungefehr die Augen darauf; und weil er verschiednes fand, was ihn vergnügte, so las er es ganz durch und erstaunte nicht wenig, daß ein solches Gedicht eben so unbekannt als sein Verfasser sey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jetzt gedachten Umstände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffehause auf das andre, posaunte die Schönheiten seines Dichters aus, und both alle Leute von Geschmack auf, eines von den größten Genies, die jemals erschienen wären, aus seiner Dunkelheit zu retten. Dieses

Verfahren hatte eine sehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedichte lasen, glaubten den Hrn. Whatley keiner Uebertreibung beschuldigen zu dürfen, weil sie es selbst so vortreflich fanden, daß sie sich glücklich schätzten, einem Manne von solchen Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zulassen.

Das Gedicht auf den Winter ist ohne Zweifel das am meisten vollendete und zugleich das mahlerischste von seinen Jahrszeiten. Es ist voll großer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung scheinet in dieser Jahrszeit in Trauer zu seyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholische Bildung an. Eine so poetische Einbildungskraft, als des Thomsons seine war, konnte also keine andre, als die grausesten und schrecklichsten Bilder darbiethen, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die Dünste, Stürme und Wolken, die er so schön schildert, erfüllen. Die Beschreibung ist die eigene Gabe des Thomsons; wir zittern bey seinem Donner im Sommer; wir frühren bey der Kälte seines Winters; wir werden erquickt, wenn sich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling seinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote ist hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedruckt war, schickte Hr. Thomson seinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. Joseph Mitchel ein Exemplar zum Geschenke. Dieser fand sehr wenig darinne, was nach seinen Gedanken zu billigen wäre, und schickte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults so thick lie scatter'd here,
Those i could read, if these were not so near.

d. i. Schönheiten und Fehler liegen hier sehr dicke unter einander. Ich könnte jene gelesen haben, wenn diese ihnen nicht so nahe wären. Hr. Thomson antwortete hierauf aus dem Stegreife:

Why all not faults, injurious Mitchell? why
Appears one beauty to thy blasted eye?
Damnation worse than thine, if worse can be,
Is all i ask, and all i want from thee.

d. i. Warum siehest du nicht überall Fehler, ehrenrühriger Mitchell? Warum entdeckt sich deinem verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch eine ungerechtere Verdammung, wenn es eine ungerechtere giebt, ist alles, was ich von dir

verlange, und alles was ich von dir erwarte. Auf die Vorstellung, die ein Freund dem Hrn. Thomson that, daß man den Ausdruck blasted eye (verdorbenes Auge) für eine persönliche Anzüglichkeit annehmen könnte, weil Herr Mitchell wirklich dieses Unglück hatte, änderte er das Beywort blasted in blasting. (verderbend.)

Weil der Winter einen so allgemeinen Beyfall fand, so ward Herr Thomson, besonders auf das Anrathen des Herrn Mallet bewogen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben so wohl glückte. Die, welche davon zuerst ans Licht trat, war der Herbst; hierauf folgte der Frühling und endlich der Sommer.

Von jedem dieser vier Stücke, als ein besonders Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Ansehung des Plans fehlerhaft sey. Nirgends zeigt sich ein besonderer Zweck; die Theile sind einer den andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieses ist vielleicht ein Fehler der von einer so abwechselnden Materie untrennbar war. Genug, daß er sich keiner Unfüglichkeit schuldig gemacht, sondern durchgängig lauter solche Scenen geschildert hat, die jeder Jahrszeit besonders zukommen.

Was den poetischen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt, so ist dieser dem Herrn Thomson gänzlich eigen: er hat eine Menge zusammengesetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geschaffen. Man hat seine Schreibart als sonderbar und steif getadelt, und wenn man dieses auch schon nicht gänzlich leugnen kann, so muß man doch zugestehen, daß sie sich zu den Beschreibungen vortreflich wohl schicket. Der Gegenstand, den er mahlet, stehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem seinen Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergrösserungsglas, welches alle kleine Schönheiten desselben zu entdecken fähig ist, betrachten, ob es gleich noch so schlecht gefaßt ist, als durch ein anders, welches zu dieser Absicht nichts taugt, aber sonst mit vielen Zierathen versehen ist? Thomson ist in seiner Manier ein wenig steif; aber seine Manier ist neu; und es ist niemals ein vorzügliches Genie aufgestanden, welches nicht seine eigene Weise gehabt hätte. So viel ist wahr, daß sich die Schreibart des Herrn Thomsons zu den zärtlichen Leidenschaften nicht allzuwohl schickt, welches man näher einsehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatischen Dichter betrachten werden; eine

Sphäre, in welcher er zwar sehr, aber doch nicht so sehr, als in andern Gattungen der Dichtkunst geglänzet hat.

Die Vortreflichkeit dieser Gedichte hatte unserm Verfasser die Bekanntschaft verschiedner Personen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabnen Talente berühmt waren. Unter den letztern befand sich der D. Rundle, nachheriger Bischof von Derry, welchem der Geist der Andacht, der überall in den Jahrszeiten hervorstrahlet, so wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundschaft des verstorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufsicht über seinen ältesten Sohn anvertraute, welcher sich eben zu seiner Reise nach Frankreich und Italien fertig machte.

Mit diesem jungen Edelmanne hielt er sich drey Jahr lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel seinen Geist durch die vortrefflichen Denkmäler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung die er zwischen dem neuen Italien und dem Begriffe anstellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall seine Freyheit, in drey Theilen zu schreiben. Der erste Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen Italiens; der zweyte Griechenland, und der dritte Britannien. Das ganze Werk ist an den ältesten Sohne des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734. auf seinen Reisen starb.

Unter den Gedichten des Herrn Thomsons findet sich auch eines zum Andenken des Isaac Newtons, von welchem wir nichts mehr sagen wollen, als dieses, daß er durch dieses Stück allein, wenn er auch sonst nichts mehr geschrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728. schrieb Herr Thomson ein Gedicht, welches er Britannia nennte. Sein Vorsatz war darinne, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieses Gedicht ist bei weiten nicht eines von seinen besten.

Auf den Tod seines großmüthigen Beförderers des Lord Talbots, welchen die ganze Nation mit dem Herrn Thomson zugleich aufrichtig betauerte, schrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfasser, und dem Andenken des großen Mannes, den er darinne gepriesen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler Talbots, eine sehr einträgliche

Stelle, die ihm dieser würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geist seines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach seinem Tode behielt der Nachfolger desselben diese Stelle dem Hrn. Thomson vor, und wartete nur darauf, bis dieser zu ihm kommen, und durch Beobachtung einiger kleinen Formalitäten, sie in Besitz nehmen würde. Doch dieses versäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, so daß zuletzt seine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die letzten Werke des Hrn. Thomsons gehöret seine Burg der Trägheit, (Castle of Indolence) ein allegorisches Gedicht von so ausserordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieses einzige Stück zeige mehr Genie und poetische Beurtheilungskraft, als alle seine andern Werke. Es ist in dem Stile des Spencers geschrieben, welchen die Engländer in den allegorischen Gedichten eben so nachahmen, als die Franzosen den Stil des Marots in den Erzehlungen und Sinnschriften.

Es ist nunmehr Zeit den Hrn. Thomson auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unsrer Absicht eine nähere Verwandtschaft hat; nehmlich auf der Seite eines dramatischen Dichters. Im Jahre 1730, ungefehr in dem sechsten Jahre seines Aufenthalts in London, brachte er seine erste Tragödie, unter dem Titel Sophonisbe, auf die Bühne, die sich auf die Karthaginensische Geschichte dieser Prinzeßin gründet, welche der bekannte Nathanael Lee gleichfalls in ein Trauerspiel gebracht hat. Dieses Stück ward von dem Publico sehr wohl aufgenommen. Die Mad. Oldfield that sich in dem Character der Sophonisbe ungemein hervor, welches Hr. Thomson selbst in seiner Vorrede gestehet. „Ehe ich „schliesse, sagte er, muß ich noch bekennen, wie sehr ich denjenigen, welche „mein Trauerspiel vorgestellt haben, verbunden bin. Sie haben in der „That mir mehr als Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Was ich dem Masinissa nur liebenswürdiges und einnehmendes gegeben hatte, alles dieses „hat Hr. Wilk vollkommen ausgedrückt. Auch die Mad. Oldfield hat „ihre Sophonisbe unverbesserlich gespielt; schöner als es der zärtlichste „Eigensinn eines Verfassers verlangen, oder sich einbilden kann. Der „Reitz, die Würde und die glückliche Abwechslung aller ihrer Stellungen „und Bewegungen hat den durchgängigsten Beyfall erhalten, und ihn auch „mehr als zu wohl verdient.

Bey der ersten Vorstellung dieses Trauerspiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Hr. Thomson läßt eine von seinen Personen gegen die Sophonisbe folgende Zeile sagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe O!

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut schrie:

O Jacob Thomson, Jacob Thomson O!

So ungesittet es nun auch war, die Vorstellung durch einen so lächerlichen Einfall zu unterbrechen, so kann man doch das falsch Pathetische dieser getadelten Zeile nicht leugnen, und ein tragischer Dichter muß es sich zur Warnung dienen lassen, ja wohl auf sich Acht zu haben, daß er nicht schwülstig wird, wenn er erhaben seyn will.... Hr. Thomson mußte nothwendig an dem ersten Tage seines Trauerspiels alle die Bewegungen und Besorgnisse eines jungen Schriftstellers empfinden; er hatte sich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der obersten Gallerie gemacht, wo er die Vorstellung ungehindert abwarten könnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu stark bey ihm, als daß er sich hätte enthalten können, die Rollen den Schauspielern nachzusagen, und manchmal bey sich zu murmeln: „nun muß die Scene kom„men; nun muß das geschehen." Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des grossen Gedrengs keinen Platz, als auf der Gallerie, hatte finden können, als der Verfasser entdeckt.

Nach einem Zwischenraume von vier Jahren brachte Thomson seine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorscheine. Hr. Pope gab bey dieser Gelegenheit einen sehr merklichen Beweis seiner grossen Gewogenheit gegen den Hrn. Thomson; er schrieb seinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erste Vorstellung mit seiner Gegenwart. Weil er seit langer Zeit in kein Schauspiel gekommen war, so wurde dieses für ein Zeichen einer ganz besondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun schon an dem Hrn. Thomson aussetzte, daß er in diesem Trauerspiele die Handlung allzusehr verkürzt habe; daß verschiedne Theile desselben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Person, sondern der Dichter darinne rede; und obschon die Aufführung selbst erst in dem Monate April vor sich ging, so ward sie doch zu verschiednenmalen mit Beyfall wiederhohlt.

Einige Kunstrichter haben angemerkt, daß die Charaktere in seinen

Tragödien mehr durch Beschreibungen, als durch thätige Leidenschaften ausgedrückt werden; daß sie aber alle einen Ueberfluß an den seltensten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken, und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geschrieben sind. Seine Reden sind oft zu lang, besonders für ein englisches Auditorium, dem sie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es ist überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öftrer gebrochen wird; doch wird die angestrengte Aufmerksamkeit desselben wohl in keinem Stücke des Thomsons besser belohnt, als in dem Agamemnon, und besonders in der beweglichen Erzehlung, welche Melisander von seiner Aussetzung auf die wüste Insel macht.

. . . Als ich im Schoos der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in stillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm, von des Aegisthus Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Absicht angesehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycenen,
Jetzt besser weis als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich schon die bestimmte Speise
Der Fische, als das Schiff vom Ufer stieß: die Fluth
Die brausend klatschete, entdeckte mir mein Schicksal.
Es schien, der Tod war selbst ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An dessen rauhen Fuß die stärkste Brandung zürnte,
War mir bestimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht selbst sein eigner Rächer seyn:
Stumm klagt sichs an, und schreit um die verdiente Strafe!
Du öfnest ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter . . Dieser Schwarm setzt mich die nächste Nacht
(Die mir noch schrecklich ist) an das betrübte Ufer
Der wildsten Insel: nie hat ausser mir ein Mensch
Auf sie den Fuß gesetzt. Allein die Menschenliebe
(Das glaube) ist so tief in unsre Brust gepflanzt
Und unser menschlich Herz ist so mit ihr durchwachsen,
Daß ich im Leben nichts erschrecklichers gehört,

Als den betrübten Schall, da mich ihr Bot verließ.
Ich seufzte ihnen nach! . . Die fürchterlichste Stille
Umschloß mich nun, die bloß das brausende Geräusch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.
Bisweilen bließ ein Wind durch den betrübten Wald,
Und seufzte fast wie ich. Hier setzt ich mich im Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muse die die Wälder
Bewohnt, und (ich weis nicht ob fast aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menschen sucht, sang über meinem Haupte
Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend schöner Ton
Betrog mich fast, als ob sie meine Noth besänge.
Ich hört ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten sein Geschenk,
Das er dem ärmsten giebt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, so weckte mich ihr Lied;
Das Auge schloß sich auf: vermissend suchte es
Den alten Gegenstand, und fand doch nichts als Wellen
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grausen Wald. In einem Augenblick,
Indem ich mich vergaß, entzückte mich das Schrecken;
Ich schien mir nicht mehr Ich. Doch eben so geschwind
War dieser Traum vorbey, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth . . .

Ich habe mich nicht enthalten können, diese Stelle abzuschreiben; und zwar nach der obgedachten Uebersetzung. Sie ist in Göttingen im Jahr 1750 auf 7 Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weis ich nicht zu nennen; zwar könnte ich mit einem vielleicht angezogen kommen; doch dieses vielleicht könnte sehr leicht falsch seyn. Wie man wird gemerkt haben, so ist sie, gleich dem englischen Originale, in reimlosen Versen abgefaßt. Nur bey der Rolle der Cassandra ist eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet diese in Reimen, um sich von den übrigen Personen zu unterscheiden. Der Einfall ist sehr glücklich; und er würde gewiß die beste Wirkung von der Welt thun, wann wir uns nur Hofnung machen dürften, diese Uebersetzung auf einer deutschen

Bühne aufgeführt zu sehen. Sie ist, überhaupt betrachtet, treu, fliessend und stark. Ihr Verfasser aber gestehet, daß er die zweyte Hand nicht daran habe legen können, sondern daß er den ersten Entwurf dem Drucker ohne Abschrift habe ausliefern müssen. Diesem Umstande also müssen wir nothwendig einige kleine Versehen zuschreiben, die ich vielleicht schwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehmals selbst an einer Verdolmetschung dieses Trauerspiels gearbeitet hätte.[1] Zum Exempel; in der ersten Scene des ersten Aufzuges werden die Worte **given to the Beasts a Prey, or wilder famine** übersetzt: dich gab ich den Thieren Preis: ihr wilder Hunger hat längst meinen Freund verdauet. Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Aegisthus aber nicht Klytemnestra den Melisander auf die wüste Insel setzen lassen; auch nicht daß der Ausdruck, der wilde Hunger der Thiere hat ihn schon längst verdaut, der schönste nicht sey: sondern nur dieses muß ich anmerken, daß **wilder famine** gar nicht auf **Beasts** gehet, und daß der Dichter die Klytemnestra eigentlich sagen läßt: entweder die Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müssen. Auch gewisse kleine Zusätze würde der Verfasser hoffentlich ausgestrichen, und einige undeutsche, wenigstens nicht allen verständliche Worte mit gewöhnlichern vertauscht haben, wenn ihm eine Uebersehung seiner Arbeit wäre vergönnt gewesen. Zum Exempel, am Ende des zweyten Auftritts im ersten Aufzuge, giebt er die Worte: **and as a Greek regoic'd me** sehr gut und poetisch durch: es schwoll mein treu und griechisch Herz; allein der Anhang, den er dazu macht, und drohete dem überwundnen Troja, taugt gar nichts. Der Engländer schildert seine Person, als einen Mann, der sich über die Siege seines Vaterlands erfreut; der Uebersetzer aber bildet ihn durch den beygefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit seyn, einer überwundnen Stadt zu drohen? . Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort Brandung in der angeführten Stelle. . . Doch ich bekenne es nochmals, alles dieses sind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen sollen. Wo das meiste glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Flecken nicht beleidiget. Wollen wir eckeler seyn als Horaz?

[1] Diese Uebersetzung, in Prosa, bis in den fünften Auftritt des zweiten Aufzugs fortgeführt, befindet sich in dem Breslauischen Convolute.

Ich komme wieder zu unserm Dichter selbst. Im Jahr 1736. both Herr Thomson der Bühne ein Trauerspiel an, unter dem Titel Edward und Eleonora, dessen Vorstellung aber, aus politischen Ursachen, welche nicht bekannt geworden, untersagt wurde.

Im Jahr 1744 ward sein Tancred und Sigismunda aufgeführt; welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andre Stücke des Thomsons, und noch jetzt gespielet wird. Die Anlage dazu ist von einer Begebenheit in dem bekannten Roman des Gil Blas geborgt. Die Fabel ist ungemein anmuthig; der Charaktere sind wenige, aber sie werden alle sehr wirksam vorgestellt. Nur den Charakter des Seffredi hat man mit Recht als mit sich selbst streutend, als gezwungen und unnatürlich getadelt.

Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wallis verfertigte Herr Thomson, gemeinschaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maske des Alfred, welche zweymal in dem Garten Sr. Hoheit zu Cliffden aufgeführet ward. Nach dem Tode des Herrn Thomsons ward dieses Stück von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeitet, und 1751. wieder auf die Bühne gebracht.

Die letzte Tragödie des Herrn Thomsons ist sein Coriolanus, welcher erst nach seinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfasser davon zukommenden Einkünfte wurden seinen Schwestern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geistlichen daselbst, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in Edinburgh verheyrathet ist. Dieses Trauerspiel, welches unter allen Trauerspielen des Thomsons, ohne Zweifel, das am wenigsten vollkommne ist, ward zuerst dem Herrn Garrik angebothen, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prologus war von dem Herrn George Lyttleton verfertiget worden, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen sehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr Quin war ein besondrer Freund des Herrn Thomson gewesen, und als er folgende Zeilen, die an und für sich selbst sehr zärtlich sind, aussprach, stellten sich seiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen flossen über seine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this gushing tear:
Alas! I feel i am no actor here)
He lov'd his friends with such a warmth of heart,
So clear of int'rest, so devoid of art,

Such generous freedom, such unshaken zeal,
No words can speak it, but our tears may tell.

D. i. Er liebte seine Freunde . . verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler mehr . . Er liebte seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmüthigen Freyheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken ist. Unsre Thränen mögen davon sprechen! Die schöne Abbrechung in diesen Worten fiel ungemein glücklich aus. Herr Quin übertraf sich selbst, und er schien niemals ein größerer Schauspieler, als in dem Augenblicke, da er von sich gestand, daß er keiner sey. Die Pause, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung, und alles das übrige war so voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunst seyn konnte; die Natur mußte dabey das beste thun.

Auch der Epilogus, welcher von dem Herrn Weffington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Diese Umstände nun, nebst der Ueberlegung, daß der Verfasser nunmehr dahin sey, verschafften diesem Trauerspiele eine neunmalige Vorstellung, die es an und vor sich selbst schwerlich würde gefunden haben. Denn, wie gesagt, es ist bey weitem nicht, irgend einem von den Thomsonschen Werken, an Güte gleich. Er hatte als ein dramatischer Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müsse; er läßt jeden Charakter reden, so lange noch etwas zu sagen ist; die Handlung steht also, während dieser gedehnten Unterredungen, still, und die Geschichte wird matt. Nur sein Tancred und Sigismunde muß von diesem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber sind auch die Charaktere darinne nicht genug unterschieden, welche sich fast durchgängig auf einerlei Art ausdrücken. Kurz, Thomson war ein gebohrner malerischer Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde bestieg, der allzubekannt ist, und dem man allzuschwerlich widersteht. Er ist in der That der Aeltstgebohrne des Spencers, und er hat es selbst oft bekannt, daß er das beste, was er gemacht habe, der Begeisterung verdanken müsse, in die er schon in seinen jüngsten Jahren durch die Lesung dieses alten Dichters sey gesetzt worden.

Im August 1748 verlohr die Welt diese Zierde der poetischen Sphäre

durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48ten Jahre seines Alters dahin riß. Vor seinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttleton die einträgliche Stelle eines Controlleurs von America verschaft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr Thomson ward von allen, die ihn kannten, sehr geliebt. Er war von einer offnen und edelen Gemüthsart; hing aber dann und wann den gesellschaftlichen Ergötzungen allzu sehr nach; ein Fehler, von welchem selten ein Mann von Genie frey zu seyn pfleget. Sein äußerliches Ansehen war nicht sehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringste erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu seyn bereit war; er vergaß, der langen Abwesenheit, der neuen Bekanntschaft und des Zuwachses eigner Verdienste ungeachtet, seine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es ist eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig ist; wie ihm Gegentheils, wenn diese großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenschaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und so war das Herz unsers vortrefflichen Dichters beschaffen, dessen Leben eben so untadelhaft als lehrreich seine Muse war: denn von allen englischen Dichtern ist er derjenige, welcher sich von allem, was unanständig war, am meisten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prologo ertheilt hat.

— His chaste Muse employ'd her heav'ntaught lyre
None but the noblest passions to inspire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to blot.

d. i. Seine keusche Muse brauchte ihre himmlische Leyer zu nichts, als zu Einflössung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er sterbend ausstreichen zu können, hätte wünschen dürfen.

Zum Schlusse muß ich noch erinnern, daß sein Bildniß, welches man vor diesem Stücke findet, nach demjenigen getreulich gestochen ist, welches vor seinen sämmtlichen Werken stehet, deren wir hoffentlich noch einmal gedenken werden.

## III.

## Auszug aus dem Trauerspiele Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier sind diejenigen, welche unter allen ausländischen Schriften am wenigsten unter uns bekannt werden. Kaum daß man einige ihrer jetztlebenden Gelehrten in Deutschland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntschaft uns einen ganz andern Begrif von der Spanischen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich schmeichle mir, daß schon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein großes erhöhen wird, und daß meine Leser erfreut seyn werden, den größten tragischen Dichter kennen zu lernen, den jetzt Spanien aufweisen und ihn seinen Nachbarn entgegen stellen kann. Es ist dieses Don Augustino de Montiano y Luyando, von dessen Lebensumständen ich, ohne weitre Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem der vorzüglichsten seiner Werke einen umständlichen Auszug vorlege.

Don Augustino de Montiano y Luyando ist den ersten März im Jahre 1697 gebohren, und also jezt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und seine Mutter stammten aus adlichen Familien in Biscaya, und zwar aus den allervornehmsten dieser Provinz. Seine Erziehung war seiner Geburth gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl studiret, und die gewöhnlichen Wissenschaften eines jungen Menschen von Stande begriffen hatte, that er sich als ein geschickter Weltweiser und Rechtsgelehrter vor. Er versteht übrigens die französische und italiänische Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der englischen. Er fand, schon in seiner zartesten Jugend, einen besondern Geschmak an der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, so, daß er bereits in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, nehmlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne seinem Namen, unter dem Titel die Leyer des Orpheus, (**la Lira de Orfeo**) in 8vo drucken ließ, welche zu verschiednen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptstadt dieser Insel, gesungen ward. Im Jahre 1724 gab er in eben derselben Stadt eine prosaische und poetische Beschreibung der bey der Krönung Ludewigs des **I.** angestellten Feyerlichkeiten, in Quart heraus. Fünf Jahr hernach entwandte man ihm ein

kleines Werk in Versen über die Entführung der Dina, der Tochter des Jacobs, da er es eben noch ausbesserte, und stellte es in eben dem 1729. Jahre zu Madrid in Quart ans Licht. Dieses Gedicht ist nachher weit vollkommner in Barcellona in Octav, doch ohne Jahrzahl und ohne Erlaubniß, ans Licht getreten. Es führet den Titel: **El robo de Dina.**

Die Verdienste des Don Augustino bewegten den König Philipp den **Vten** ihn im Jahre 1732. zum Secretär bey den Conferenzen der spanischen und englischen Commissare zu ernennen. Im Jahre 1738. ward er in der Kanzeley der allgemeinen Staatsangelegenheiten gebraucht. Das Jahr darauf trat er in die Königl. spanische Akademie; und als einer von den Stiftern und ältesten Mitgliedern der Königl. Gesellschaft der Geschichte, ward er von der erstern in eben dem Jahre, als sie unter Königl. Schutz genommen ward, zu ihrem Director ernennt, welche Stelle ihm 1745. auf Zeitlebens aufgetragen ward. Im Jahre 1746 beehrte ihn Se. Majestät mit der Stelle eines Secretärs bey der Begnadigungs- und Gerichtskammer und dem Staate von Castilien. Auch war er im Jahre 1742. in die Gesellschaften der schönen Wissenschaften zu Barcellona und Sevilien aufgenommen worden.

Ausser den angeführten Werken gab er auch im Jahr 1739. zu Madrid eine Vergleichung der Aufführung des Königs von Spanien mit der Aufführung des Königs von England, in Quart heraus; (**El cotejo de la conducta de S. M. con la del Rey Britannico**) desgleichen in eben diesem Jahre eine Rede an die Königl. Akademie der Geschichte; und im Jahre 1740 eine Rede an den König Philipp den **V.** im Namen gedachter Akademie, über eine Anmerkung die dieser Monarch gemacht hatte. Beyde Reden sind in Octav gedrukt, und befinden sich in dem ersten und zweyten Theile der Schriften dieser Akademie. Ferner hat man von ihm eine Rede im Namen der Spanischen Akademie an den König, bey Gelegenheit der Vermählung der Infantin Donna Maria Antoinetta Ferdinanda mit dem Herzoge von Savoyen, in Quart; und eine Lobschrift auf den Doctor Don Blasio Antonio Nassarra y Ferriz, die er auf Verlangen der Spanischen Akademie machte, und 1751. zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmste von seinen Werken sind unstreitig zwey Tragödien, deren eine 1750. und die andre gegen das Ende des Jahres 1753. gedruckt ward. Die eine führet den Titel Virginia, und die andre

Athaulpho. Beyden ist eine Abhandlung von den spanischen Tragödien vorgesetzt, in welchen er besonders gegen den Herrn du Perron de Castera beweiset, daß es seiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerspielen fehle. Wir werden ein andermal dieser Abhandlung mit mehrern gedenken, oder sie vielmehr ganz mittheilen; vorjetzo aber wollen wir uns an das erste der gedachten Trauerspiele machen, und dem Leser das Urtheil überlassen, was für einen Rang unter den tragischen Dichtern er dem Verfasser einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg schicken. Ich habe nicht so glücklich seyn können das Spanische Original der Virginia zu bekommen, und bin also genöthiget gewesen mich der Französischen Uebersetzung des Herrn Hermilly zu bedienen, die in diesem Jahre in zwey kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten ist. Der eine Band enthält die erste der angeführten Abhandlungen über die Spanischen Tragödien, und der andre eine abgekürzte Uebersetzung der Virginia; beyden ist ein historisches Register der in der Abhandlung erwähnten Verfasser zur Helfte beygefügt, welches eine Arbeit des Herrn Hermilly ist. Eben diesem habe ich auch die angeführten Lebensumstände des Spanischen Dichters zu danken, die ihm dieser selbst überschrieben hat. Er hat die Virginia deswegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar übersetzen wollen, weil die Franzosen keine prosaische Trauerspiele lesen mögen. Ich kann keine ähnliche Ursache für mich geltend machen, sondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit entschuldigen, meinen Lesern eine so angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder durch die Vermittelung des französischen Uebersetzers mitzutheilen. Es ist kein Zweifel, daß dieses nicht noch immer besser seyn sollte, als jenes.

Die Geschichte der Virginia ist aus dem Livius und andern zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzehlung ihrer wahren Umstände aufhalten dürfte. Man sehe, wie sich der Dichter dieselben zu Nutze gemacht hat.

# Virginia.

## Erster Aufzug.

### Erster Auftritt.

Virginia und Publicia eröfnen die Scene. Sie wollen sich nach dem Foro begeben, um der Feyerung des Festes der Göttin Pales mit

beyzuwohnen. Weil es aber noch allzu früh ist, so will Virginia wieder zurück gehen, aus Furcht, sie möchte den Decemvir Appius antreffen. Im hereintreten spricht sie: „Ja, Publicia, ich gebe es zu. Die Rö„merinnen, welche an der freudigen Verehrung unserer alten Göttin Pales „Theil nehmen sollen, werden mich ungesäumt abhohlen, so wie sie mir „es versprochen haben; allein mein Herz werden sie wegen der Furcht, „in der es stehet, nicht beruhigen noch die traurigen Bilder auslöschen „können, die in demselben eingeprägt sind und es betrüben. Weil wir „uns in der Stunde geirret haben, und zu früh hergekommen sind; ich „aber wegen des Gewühls und der Menge Menschen, die auf dem Platze „auf und nieder gehen, leicht wieder zurück kehren kann, ohne daß man „es merkt, so widersetze dich meinem Willen nicht länger. Laß mich die„sen Ort fliehen, wo der unverschähmte Decemvir Appius sein Tribunal „hat, und sich so oft befindet.

Ihre Sorgfalt den Appius zu vermeiden scheinet der Publicia sehr löblich; gleichwohl aber besteht diese darauf, sie dazubehalten, und stellt ihr vor, daß sie, wenn sie wider die Gewohnheit dem Feste nicht beywohne, selbst zu dem Verdachte dessen, was sie vermeiden wollte, Gelegenheit geben und sich in die Umstände setzen würde, daß man ihr ein Verbrechen daraus mache. „Die Gefahr, setzt sie hinzu, ist übrigens „nicht so groß, als du dir einbildest. Wenn die Antwort, die ich in dei„nem Namen dem Appius wegen seiner Forderung, wegen seiner An„erbiethungen und seiner Drohungen gegeben habe, ihm seinen Irrthum „auch nicht gänzlich benommen hat, so wird sie doch wenigstens seinen „Eifer erkältet haben. Eine Liebe, welche nur den Eigensinn zum Grunde „und nur die Sinne zum Sporen hat, ist niemals von langer Dauer.

Ob nun schon Virginia zugesteht, daß ihre Ehre einige Gefahr laufen könne, und daß sie sorgfältig alles vermeiden müsse, was ihr irgend nachtheilig seyn dürfte; so überredet sie sich doch, daß es weit gefährlicher sey, dem Rathe der Publicia zu folgen. Nicht zwar, als ob sie sich fürchte, sich von dem Appius endlich erweichen zu lassen; nein, ihr Herz ist einzig und allein mit dem, was sie dem Icilius, dem sie von ihrem Vater zur Ehe versprochen werden, schuldig ist, erfüllet und gänzlich unfähig, irgend einen andern Eindruck anzunehmen. Sie befürchtet nur, ihr Widerstand möchte die blinde Liebe des Appius noch mehr erhitzen, und ihr noch empfindlichere Verfolgungen von Seiten dieses

Decemvirs zuziehen. „Sein Stolz, spricht sie, seine unverschähmte Kühn„heit, seine natürliche Treulosigkeit lassen mich es glauben.

Publicia lobt die Ergebung der Virginia in den Willen ihres Vaters, ihre Ueberlegung, ihre Tugend, und ihre Klugheit. Sie erkennt sie an diesen Zügen für eine würdige Tochter des Virginius und der Numitoria, und sich selbst schätzt sie glücklich, ihr so zärtliche Empfindungen beygebracht zu haben. Gleichwohl will sie sie noch immer da behalten, und sagt: „lege alle Furcht bey Seite. Appius muß nothwendig „gegen den Stand, gegen das Ansehen und gegen die Thaten deines Vaters „Achtung haben. Sey zugleich überzeugt, daß ihn wichtigere und für ihn „schmeichelhaftere Gegenstände von seinen Verfolgungen abziehen werden. „Es ist auch nicht möglich, daß er sich ohne Schauer alle dem überlassen „sollte, was ihm etwa seine sträfliche Leidenschaft eingeben könnte.

Doch weit gefehlt, daß sich Virginia durch diese Gründe sollte verblenden lassen; sie besteht vielmehr darauf, daß sie alles von einem so niederträchtigen Manne befürchten müsse. „Wie sehr betriegst du dich, „antwortet sie der Publicia, wenn du glaubst, daß ein Mann, der nicht „den geringsten Schein der Tugend auch nicht bey der kleinsten seiner „Handlungen beybehält, fähig sey, des Bösen überdrüßig zu werden. Hast „du nicht gesehen, daß sich dieser Appius, wider die Erwartung des „Senats, selbst zum Decemvir ernennte? Hast du nicht gesehn, daß er „der Gesetze spottete, unter dem Vorwande sie zu erweitern? Hast du „ihn nicht die Consuls und Tribune unterdrücken sehen, welche die Stütze „und der Schutz des Adels und des Volks waren? Hast du nicht gesehen, „bis zu welchem Grade er seine Tyranney und Grausamkeit gegen sein „eigen Vaterland getrieben? Wie kannst du dir denn also einbilden, daß „er von seiner Ausschweifung wieder zu sich selbst kommen werde, wenn „ihn nichts dazu zwingt? Gesetzt auch, daß er mich nicht als ein unge„rechter Liebhaber verfolgen sollte, so wird er mich doch immer als die „Geliebte des Icilius zu beleidigen suchen? Er hat diesen Römer bey „der heftigen Streitigkeit wegen des Tribunats zum Gegner gehabt, und „sein Groll wird die ganze Last seiner Wuth auf mich fallen lassen, weil „ich für die Freyheit und für den bin, welcher sie vertheidiget.

Da endlich Publicia der Stärke dieser Gründe nachgeben muß, so thut sie den Ausspruch, daß bey gegenwärtigen Umständen die Gegenwart des Virginius, unumgänglich nöthig sey, „welcher sich auf dem

„Algido einzig und allein beschäftiget, seine Tapferkeit zu üben, und der „kleinen Entfernung von Rom ungeachtet, von dem Schimpfe, den man „ihm drohet, nichts weis.

Virginia giebt ihr hierauf zu verstehen, daß dieses für sie eine neue Ursache zur Unruhe sey. „Wenn ich erwäge, sagt sie, wie eyfersüchtig „mein Vater auf seine Ehre ist; mit was für Hitze er alle Gefahren ver„achtet, um den Ruhm, den er sich in Rom durch seine Tapferkeit er„worben hat, zu erhalten; wie ausserordentlich argwöhnisch und zugleich „unbeweglich er ist; und kurz, daß ich mit wenigen alles sage, wenn ich „erwäge, daß er mein Vater ist, welcher mich auferzogen hat und mit der „äußersten Zärtlichkeit liebt: so stellen sich tausend verwirrte Gedanken „auf einmal meiner Einbildungskraft dar. Wozu würde er in der That „nicht fähig seyn, wenn der Decemvir mich zu verfolgen fortführe, und „er auf eine nicht allzugenaue Art oder durch einen fremden Kanal davon „Nachricht bekäme?

Bey Erblickung dieser Gefahr scheint Publicia selbst vor Furcht ausser sich zu seyn; und damit ihre junge Gebietherin zu dem, was sich etwa gefährliches ereignen könnte, durch ihr Stillschweigen nichts beytrage, so ist sie der Meinung, daß sie ihren Vetter Numitor und den Icilius von allem unterrichten solle. „Wenn du, fügt sie hinzu, dieser ihrem „Rathe folgest, so darfst du nicht fürchten, dich zu verirren. Erlaube mir, „sie sogleich aufzusuchen. Andacht und Liebe werden sie, ohne Zweifel, „schon beyde auf diesen Platz gebracht haben.

Durch diesen Vorschlag fühlt sich Virginia ein wenig beruhiget; sie ergreift ihn mit Eifer und Entzücken und läßt die Publicia mit dem Befehle von sich, nur dem Numitor etwas zu entdecken, dem Icilius aber, wenn sie ihn antreffen würde, bloß zu sagen, daß er zu ihr kommen solle. „Wenn wir alle beysammen sind, spricht sie, so werden wir seine „Heftigkeit leichter mäßigen können, indem er dasjenige erfährt, was ich „ihm mit Recht nicht länger verbergen kann, und was er endlich wissen muß.

## Zweyter Auftritt.

Nachdem Publicia weg ist, beklaget Virginia ihr Schicksal, welches sie ihrem Vaterlande zu einem traurigen Schauspiele mache, ohne daß sie sich gleichwohl das geringste in ihrer Liebe für den Icilius, in ihren Gedanken und Handlungen vorzuwerfen habe. Was ihren Verdruß

noch mehr vermehret, ist dieses, daß sie vorher sieht, ihre Aufopferung werde dem Vaterlande, welches von einem Wüthriche beherrscht werde, nicht einmal etwas nützen; der tödtliche Schlag werde sie nicht allein treffen, sondern ihr geliebter Icilius werde die ganze Last desselben mit ihr zu theilen haben. Sie fühlt sich stark genug, den Tod zu erleiden, und aller der Wuth ihres Verfolgers mit Standhaftigkeit zu widerstehen. Selbst der Verlust ihres Lebens würde ihr angenehm seyn, wenn alles Uebel in dem Staate mit demselben aufhörte; wenn ihre Besiegung der Republik zum Vortheil gereichte, dessen Ruhm man allen andern vorziehen müsse. Aber wird dieses geschehen? Werden ihr Vater, ihr Geliebter deswegen glüklicher seyn? Dieses ist es, dessen sich zu schmeicheln ihr die Betrübniß nicht erlaubt; dieses ist es, was ihrem Kummer aufs höchste bringt. In dieser traurigen Stellung ruft sie aus: „Warum gabst du mir, grosser „Jupiter, eine römische Seele, zu einer Zeit, da man nichts als Unrecht „verübt, wenn sie nicht die Beschimpfung zu rächen dienen soll, die man „der Stadt erweiset, welche dein Thron ist, und welche du auf eine so „besondre Art schützest? War es nur deswegen, um auch an mir kund „zu machen, daß in dem großen Rom nichts kleines ist? Hast du in „meiner Person nur zeigen wollen, daß, wie die Glieder des Römischen „Senats alle Monarchen an Würde und Glanz überträffen, also auch „das Herz einer Plebejin dem erhabensten Herze in der ganzen Welt gar „wohl gleich kommen könne? Vielleicht! doch, gerechter Himmel, nicht „meine heroischen Gesinnungen machen mich unglücklich. Das, was man „an mir als Schönheit erhebet, und ich als ein vergängliches Geschenke „betrachte, ist die wahre Quelle meiner Noth. Dieses nur ist die eigent„liche Ursache meines Verdrusses. Das, was ich am wenigsten schätze, „ist das, was den Appius am meisten erhitzt; und das worauf ich alle „meine Sorge, alle meine Aufmerksamkeit wende, ist das, was von den „Göttern verlassen zu seyn scheinet. Wessen kann ich mich noch getrösten, „da ich der Hülfe der Götter und der Menschen beraubt bin?

## Dritter Auftritt.

Mittlerweile kömmt Icilius herzu, welcher die Virginia nicht zu Hause gefunden hatte, und also auf den Markt geeilt war, sie da zu suchen. Er ist erfreut, sie anzutreffen, und sagt ihr gleich Anfangs alles, was die verbindlichste und zärtlichste Liebe nur eingeben kann. Virginia

antwortet ihm nichts; Icilius, welcher über ihr Stillschweigen, und noch mehr darüber erstaunt, daß er sie in Thränen zerfliessen, und das Gesicht von ihm abwenden sieht, kömmt zuerst auf den Verdacht, ob dieses nicht die Wirkung der Unbeständigkeit sey? Doch er läßt diesen Gedanken gar bald fahren, und fragt sie, wer der Verwegne sey, der sich unterstehe, ihr Verdruß zu verursachen, und dadurch die erste Schönheit Rom zu verdunkeln? „Kann es wohl, ruft er aus, eine so ungerechte Seele geben, „welche für eine so vollkommene Person nicht Achtung haben sollte? Kann „wohl jemand seyn, der sein Leben so geringe schätzet, daß er meine Wuth „aufbringt, ohne sie zu fürchten? Bin ich es nicht, der sich, unter dem „Schutze des Volks, zu einem Schrecken der Tyrannen Roms zu machen „gewußt hat? Bin ich es nicht, welcher Tribun eben dieses Volks ge„wesen ist? Habe ich nicht noch Hofnung, es wieder zu werden? Wenn „du einige Ursache hast, dich zu beklagen, glaubst du nicht, daß ich ver„mögend sey, dich zu rächen? Bekümmre mich also nicht länger. Eile, „mir den Grund deines Verdrusses zu entdecken, oder fürchte, daß ein „längers Zögern mein Tod sey!

Virginia antwortet hierauf bloß durch eine Betheurung ihre Liebe, welche fähig ist, ihn wegen der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zu beruhigen. Sie sagt ihm, daß er allein ihr Herz besitze, daß es ihm nie ein andrer rauben solle, und daß es ihr unanständig seyn würde, einer neuen Leidenschaft nachzuhangen. Sie gesteht es zu, daß, ehe ihr Vater ihre Liebe gebilliget habe, ihr ein jeder Gegenstand habe gleichgültig seyn können. „Aber jezt, setzt sie hinzu, verbinden Pflicht und Vergnügen unsre „Herzen auf ewig.

Ein so schmeichelhaftes Bekenntniß erfüllet den Icilius mit Freude, und macht daß ihn sein erster Verdacht reuet. Gleichwohl aber ist dieses für ihn noch nicht genung. Er will durchaus die Ursache des Kummers seiner geliebten Virginia wissen, damit er ihn wenigstens mit ihr theilen könne. Er dringt aufs neue in sie, ihm denselben zu entdecken; doch Virginia sucht sich zu entschuldigen, und wendet vor, die Ursache sey so groß, daß sie keine Worte finde, sie auszudrücken, besonders, wenn sie überlege, daß sie ihm, ihrem Icilius, die Erzehlung davon machen solle. „Fordre also, schließt sie, nicht von mir, dir etwas zu sagen, das „ich nicht weis, wie ich dir es sagen soll.

Diese abschlägliche Antwort bringt den Icilius auf den Verdacht,

daß es etwas sehr wichtiges seyn müsse, und daß vielleicht seine eigne Ehre daran Theil nehme. Umsonst sucht Virginia ihn wegen des letztern Puncts zu beruhigen; umsonst versichert sie ihn, daß wenn seine oder ihre Ehre wäre beleidiget worden, sie den Schimpf, sollte es auch mit ihrem Blute seyn, schon würde gerächet haben: Icilius ist darum nichts ruhiger. „Aber, sagt er, wenn es weder die Liebe, noch die Ehre betrift, was ist „denn sonst auf der Welt, was dich betrüben, und dir Thränen auspressen „könne? Was kann dich bewegen, mich als einen Fremden zu betrachten? „Ach, Virginia, entweder du kennst die Ursache deines Verdrusses nicht, „oder du hintergehest meine Geduld!

Die gewöhnliche Aufrichtigkeit der Virginia wird durch diesen Vorwurf beleidiget. Sie weis, daß sie unfähig ist, irgend eine Wahrheit zu verbergen, und läßt also den Icilius von der Gewalt urtheilen, die sie sich besonders mit ihm anthun müsse. Ihr Herz kennet keine Verstellung. „Aber fügt sie hinzu, es giebt Fälle, welche eine kluge Behutsamkeit er„fordern, damit man sich nicht, aus Mangel der Ueberlegung, allem, was „Leidenschaft und Zorn eingeben können, blindlings überlasse. Vielleicht „würden ich und du dieser Gefahr ausgesetzt seyn.

So viel Zurückhaltung macht den Icilius ungeduldig, welcher nichts mehr hören will, wenn es nicht eine Erläuterung auf seine Frage sey. Virginia fürchtet sich ihn allzusehr zu erbittern, und macht sich eben gefaßt, sie ihm zu geben, als Publicia mit dem Numitor dazu kömmt.

## Vierter Auftritt.

Numitor erstaunt, den Icilius zornig, und die Virginia in Bewegung zu finden, und fragt, was sie beyde mit einander haben. „Was giebt es denn? Wie? Ihr seyd beyde stumm? Icilius überläßt es der Virginia die Ursache ihrer Verwirrung zu erzehlen; die Römerin nimmt also das Wort, und spricht: „Icilius sahe einige Thränen aus „meinen Augen fliessen, und ich konnte keinen Ausdruck finden, ihm die „Ursache davon zu sagen. Mußte er sich deswegen wohl erzürnen? Ur„theile selbst, Numitor, und weil dir Publicia doch schon etwas wird „gesagt haben, so bringe ihn doch, ich bitte dich, meinentwegen aus seinem „Irrthume.

Numitor billiget die kluge Zurückhaltung seiner Muhme, und weil Icilius in ihn dringt, ihm den Handel zu entdecken, so giebt er gleich

Anfangs dem jungen Römer zu verstehen, daß es besser für ihn seyn würde, wenn er in seiner Unwissenheit bliebe, als wenn man ihn daraus zöge und er seine natürliche Hitze weder zurück zu halten, noch sich einer so nöthige als klugen Verstellung zu bedienen wüßte. Er kömmt hierauf sogleich zur Sache selbst, und fügt hinzu: „Appius, der Tyrann Ap-„pius, begehret der Schönheit, die du, Icilius, verehrest. Er hat sich „deswegen der Publicia entdeckt, welche ihm mit aller Verachtung, und „mit allem Abscheu, den er verdient, und den seine sträflichen Absichten „werth waren, geantwortet hat. Sie ist ihm wirklich so hart begegnet, „daß ich ihn weder für so blind, noch für so verwegen halte, einen neuen „Versuch zu wagen. Ich bin vielmehr gewiß, daß er nach dieser Abfer-„tigung, weder Güte noch Drohungen mehr anwenden wird.

Auf diese Erzehlung kann sich Icilius nicht enthalten, das Still-schweigen der Virginia zu billigen. „Wie wohl hast du gethan, ruft er „aus, indem er sich gegen sie wendet, daß du mir eine solche Beschimpfung „verschwiegen hast! Wie klüglich hast du gehandelt! Heiligsten Götter! „Wo ist das Herz, das sie erdulden könnte? Welcher Mensch ist so nieder-„trächtig, daß er sich hierbey halten könne? Kann es eine so nichtswür-„dige und unempfindliche Seele geben, welche hier nicht nach Blut und „Rache dürste? Was hat man noch zu verlieren, wenn Ehrgeitz, Grau-„samkeit und Gierde, uns Güter, Ehre, Freyheit und Vergnügen ge-„raubet haben? Den Feind hinrichten und sterben, das ist das beste, was „unser Unglück vergönnet. Lebe wohl, Virginia, lebe wohl! Ich eile „mich für mein Vaterland, für meine Liebe, für meine Wuth, für meine „Eyfersucht, aufzuopfern. Großer Jupiter, nimm das Opfer, das ich „dir bringen will, geneigt an! Nimm Theil an der Handlung, auf die „ich sinne. Wann ich dich beleidige, so laß mich umkommen; wann ich „dir diene, so verleihe mir Sieg!

Indem er diese lezten Worte sagt, will er fortgehen; doch er wird von dem Numitor zurückgehalten, welcher ihm, seine Hitze zu mäßigen, verschiedne seiner Urtheilskraft würdige Vorstellungen macht. Die Gefahr, in welche Virginia gestürzt würde, wenn ihm sein Anschlag mißlänge, ist ein Grund, welchen der Alte am meisten treibet. Virginia steht ihm bey, und beschwöret ihren Liebhaber, sie nicht zu verlassen. Ohne ihm würde sie das Leben verachten, aber seitdem sie es ihm ganz geweiht habe, sey es für sie ein kostbarer Schatz, auf dessen Erhaltung sie bedacht seyn

müsse. „Wenn ich deinen Schutz habe, sagt sie, und dennoch in Gefahr „bin, wie würde es nicht mit mir werden, wenn ich dich nicht mehr hätte? „Habe doch also Mitleiden mit mir. Halte deinen Arm zurück. Du wirst „ihn mit größerm Ruhme brauchen, wenn du wartest, bis er keinen zweifel„haftern Stoß thun darf.

Solche kluge und vernünftige Gründe machen bey dem Icilius Eindruck, und bringen ihn wieder zu sich selbst. Doch weil er allzu aufgebracht ist, als daß er einigen Entschluß fassen könnte, so bittet er die Virginia und den Numitor, ihm die Aufführung, die er beobachten solle, vorzuschreiben. Dieser giebt ihm daher verschiedne heilsame Anschläge, nehmlich, seine erste Bewegung zu unterdrücken, sich durch sie zu keinen Ausschweifungen bringen zu lassen, seinen Schmerz zu verbergen, damit er dem kühnen Appius keinen Verdacht erwecke, sondern ihn überraschen könne, wenn er am sichersten zu seyn glaube, und am wenigsten auf seiner Hut stehe. Die Virginia aber ermahnt er, an den Feyerlichkeiten des Fests der Pales Theil zu nehmen. Er verspricht ihr, für ihre Sicherheit zu wachen, dem Virginius von allen Nachricht zu geben, und ihn zu nöthigen, sogleich nach Rom zu kommen. „Weil er „so nahe ist, fährt er fort, so beruhige dich nur unterdessen. Fürchte „unter der Aufsicht des Icilius nichts. Die Gegenwart eines Ehegatten „ist immer von großem Gewichte.

Valerius und Horatius sind noch zwey Stützen, welche Icilius seiner verfolgten Freundin geben will. Diese zwey Rathsherren, welche seit langer Zeit mit ihm verbunden, und heftige Feinde des Decemvirats sind, erwarten ihn eben, sich wegen der gemeinen Noth mit ihm zu berathschlagen; des Icilius Begierde also, sich zu rächen, wird gewiß für ihn ein neuer Bewegungsgrund seyn, ihre Anschläge, so bald als möglich ausbrechen zu lassen. Die Umstände scheinen ihm übrigens vortheilhaft. Der tapfre Siccius ist, nach der Aussage der ganzen Armee, durch die allerschimpflichste Verrätherey umgekommen. Man ist deswegen in Rom in der äussersten Bewegung. Icilius schmeichelt sich, das Volk werde vielleicht seinen Groll ausbrechen lassen, und das schimpfliche Joch, das man ihm auflege, abzuschütteln suchen. Alle diese Betrachtungen scheinen ihm für Virginien eben so viel Gründe, sich zu beruhigen, zu seyn; und nachdem er sie ihr also alle vorgelegt, setzt er hinzu: „Geh nur Virginia, und sey ohne Sorgen. So

„große und so entschloßne Seelen sind fürchterlich genug, wenn sie die „Wuth belebet.

Gleichwohl beruhigen alle diese schöne Hofnungen Virginien nicht völlig. Doch ohne ihre Furcht zu verrathen, begnügt sie sich, für den Icilius und sich, um den Schutz der Götter zu flehen, und sie zu bitten, daß Appius umkommen, Rom seine Freyheit wieder erlangen, und sie selbst ihre Pflicht erfüllen möge. Icilius und Numitor begeben sich hierauf weg; dieser aber, welcher ein eben so eifriger Patriot, als guter Vetter ist, giebt jenem bey dem Weggehen noch zu überlegen, daß er so viel als nichts würde gethan haben, wenn aus dem kühnen Anschlage, den er etwa im Sinne habe, der Republik einiger Schaden erwüchse, oder wenn er nicht mit seiner eignen Rache die Rache des Vaterlandes verknüpfe.

## Fünfter Auftritt.

Virginia und Publicia bleiben also allein, und diese thut ihr möglichstes, ihrer Gebietherin zu beweisen, daß sie nichts zu fürchten habe, weil sie sich schmeicheln könne, daß Rom selbst ihre Vertheidigung auf sich nehmen werde; doch Virginia behauptet, daß sie deswegen nichts ruhiger zu seyn Ursache habe. So lange sie ihr Vaterland unterdrückt sehe, so lange ihre Ehre und ihr Geliebter in Gefahr sey, könne sie nicht anders, als in Furcht und Betrübniß leben. Unterdessen zweifle sie weder an der Macht der Götter, noch an ihrer Liebe zur Gerechtigkeit; es sey ihr aber auch nicht unbekannt, daß nach verehrungswürdigen Rathschlüssen, deren Weisheit man nicht ergründen könne, es oft geschehe, daß die Tugend unterliege, und das Laster ungestraft bleibe. Und dieses sey es, weswegen sie zittere.

## Sechster Auftritt.

Indem Virginia noch redet, kommen verschiedne Römerinnen, welche sie zu dem Feste der Pales abhohlen wollen, und nach einigen verbindlichen und bescheidnen Reden von beyden Theilen, gehen sie alle unter Begleitung der Publicia ab.

# Zweyter Aufzug.

## Erster Auftritt.

Appius tritt allein auf, und beklagt sich, daß er bey Virginien, welche er anbethe, ein Herz finde, das sich seiner Neigung widersetze. Ohne dieses würde sein Glück vollkommen seyn. Er sieht sich als Herrn von Rom, wo alles nach seinem Willen gehet; er sieht sich von den andern neun Decemvirs, welche ihren Namen und ihre Würde bloß ihm zu danken haben, weil er durch sein Ansehen die Comitialerwehlungen abgeschaft, verehret und befolgt; er siehet die Kriegsheere in seiner Gewalt, die nichts ohne seinen Befehl thun dürfen: was fehlet also noch seiner Größe? Auf den höchsten Gipfel der Ehre erhaben, und mit der höchsten Gewalt versehen, konnte er wohl vermuthen, daß ihm etwas widerstehen werde? Gleichwohl unterstehet sich ein Weibsbild seine Anerbiethungen auszuschlagen, über seine Drohungen zu lachen, ihn selbst zu verachten, und auf diese Art den Lauf seines Glücks zu unterbrechen. Da er sich eben schmeichelt, Rom zu seinen Füßen zu sehen, will sich das Herz einer Plebejin ihm nicht unterwerfen, und ein Plebejus ist Ursache daran. Welche Erniedrigung! Alles was er unternimmt, hat den guten oder schlechten Ausgang, den er sich vorsetzt, und nur die Liebe muß ihm ihre Widerwärtigkeiten entgegen stellen. Es war für den Icilius nicht genug die Stimmen des Raths gegen ihn im Gleichgewichte gehalten zu haben; er mußte auch hier sein Nebenbuhler seyn, und ihm mit größerm Glücke den vornehmsten Gegenstand seiner Begierden entreißen. Was kann die Wuth eines hochmüthigen Liebhabers mehr aufbringen? Aus Höflichkeit gegen eine Plebejin soll Appius seinen Zorn, und das grausame Feuer, das ihn verzehret, auslöschen? „Nein, ruft er aus, das ist nicht möglich. „Meine Leidenschaft ist zu starck, mein Schmerz zu heftig, als daß ich „die Schönheit, die ich anbethe in eines andern Armen sollte sehen können. „Aber, gerechter Himmel, wenn die Maaßregeln, die ich genommen habe, „nicht anschlagen; wenn ich nicht darauf bestehen kann, ohne daß man „meinen Ehrgeiz als eine Tyranney verflucht, wenn meine großen An„schläge zu nichte werden, ehe alles zu meinem Vortheile eingerichtet ist, „und wenn ein gegenseitiger Nutzen . . .

## Zweyter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des Claudius seines Lieblings unterbrochen, welcher seine heftige Bewegung bemerkt, und ihm den Rath giebt, sich zu mäßigen, so wohl um seine Gesundheit zu schonen, von welcher er versichert, daß sie dem ganzen Volke kostbar sey, als auch um an einem Tage, an welchem er öffentlich erscheinen solle, und eine Menge von Leuten die Augen auf ihn heften würden, keinen Verdacht zu erwecken.

So klug dieser Rath ist, so bedarf doch Appius desselben ganz und gar nicht. Er ist in der Kunst, sich zu verstellen, vollkommen unterrichtet, er hat seine Minen in seiner Gewalt, er weis seine Gedanken zu verbergen; er weis seine Handlungen und seine Worte zu verstecken, nur das weis er nicht, wie er sein Herz gegen die Reize der Virginia schützen soll. Dieses Geheimniß möchte er gerne erfinden, und dieses verlangt er von seinem Lieblinge zu wissen.

Claudius erkennt die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit desselben, wenn die Liebe ausserordentlich stark ist. Das einzige Mittel, welches ihm einfällt und seiner würdig ist, bestehet darinne, daß er ihm räth, seine Leidenschaft zu sättigen, wenn er sie nicht erstücken könne.

Ob nun gleich den Appius seine eigne Gemüthsart, diesen Schluß zu ergreifen, geneigt macht, so glaubt er doch, daß er noch vorsichtig gehen müsse. Weil er selbst die Gesetze gegeben habe, so scheint es ihm allzuverwegen zu seyn, wenn er sie so bald, ohne einem anständigen und scheinbaren Vorwande selbst übertreten wollte; doch Claudius, welcher noch ein größer Bösewicht ist als er, denkt ganz anders. „Es gehört „gemeinen Seelen, sagt er, sich den Regeln der Tugend zu unterwerfen. „Große Leute und Helden sind über alles erhaben, und scheuen sich für „nichts, wenn ihnen das Laster gefällt. Als Römer muß zwar Appius „seine Handlungen im Zaume halten; aber als Decemvir, als Herr des „Volks, der Patricier und der Kriegsheere, kann Appius seine eigen„sinnigsten Begierden zu Gesetzen machen. Gnade und Mäßigung hören, „wie er sagt, auf, Tugenden zu seyn, wenn es auf die Befestigung einer „neuen Herrschaft ankömmt.

Diese Reden schmeicheln dem Stolze und der Eitelkeit des Appius ungemein; gleichwohl aber hält er für gut, ehe er die Larve ganz und gar ablege, mit aller Klugheit und ohne Anstand die besten Maaßregeln

zu ergreifen, die ihn zu seinem Zwecke führen und alle Hindernisse aus dem Wege räumen können. Claudius überläßt diesen Punct der Klugheit des Decemvirs, und versichert ihn bloß, daß er allen seinen Befehlen, als einer der ihm weit mehr, als irgend ein ander ergeben sey, blindlings folgen will. Appius zweifelt daran nicht. Er hat schon so viel Beweise von seiner Treue, von seinem Eifer, von seinen Gaben, daß er ihn ganz besonders hochschätzet; weil er aber jezt die Rathsherren Valerius und Horatius, zwey von seinen hartnäckigsten Feinden, und die größten Anhänger des Volks, auf sich zukommen sieht, so läßt er ihn von sich, und verschiebt es bis auf eine andre Zeit, sich umständlicher mit ihm zu berathschlagen.

## Dritter Auftritt.

Die zwey Rathsherren, welche schlau und geschmeidig sind, und sich vortreflich zu verstellen wissen, reden ihn an. Valerius führt das Wort, und versichert ihn gleich Anfangs, daß sie in der besten Absicht, voller guten Vertrauens zu ihm kämen, ohne sich an den Ort, wo er jezt sey, noch an die Streitigkeiten zu kehren, welche sie mit einander im Senate gehabt hätten, weil sie befürchten müßten, ihre Trennung möchte dem Vaterlande, besonders bey so dringenden Gefahren, schädlich seyn. Er setzt voraus, daß Appius ein Römisches Herz und eine aufrichtige Liebe für Rom habe, und stellt ihm hierauf vor, daß das Volk den Tod des Siccius erfahren habe, und ihn durchgängig dem Decemvir und General Cornelius zuschreibe, daß es diese That grausam und tyrannisch schelte, daß es neue Beleidigungen von dieser Art fürchte, seufze und sich beklage; daß auch der Adel nicht weniger beunruhiget und aufgebracht sey, und daß es die äußerste Nothwendigkeit erfordre, sie insgesammt zufrieden zu stellen, ehe sie einerley Geist des Verdachts und der Wuth vereinige, und alle Hülfsmittel vergeblich mache.

Horatius ersucht den Appius auf diese Vorstellung wohl Acht zu haben, und den traurigen Folgen eines allgemeinen Mißvergnügens durch eine schleunige Gerechtigkeit zuvorzukommen, und sich ihres Beystandes, wenn er das Laster bestrafen wolle, zu versprechen, ja, wenn ihm dieser nicht genug sey, des Beystandes des Volks, der Ritterschaft und des Senats. „Da alle Wünsche, sagt er, nur auf die gemeine Ruhe ab„zielen, so wird ein jeder, so bald es darauf ankömmt, sie zu rächen, mit

„Vergnügen dazu bereit seyn; und gleichwohl wirst du allein die Ehre „der Erleichterung, nach welcher wir seufzen, genießen.

Weit gefehlt, daß Appius gegen die Reden der zwey Rathsglieder Achtung haben sollte; er erstaunt vielmehr, wie er sie mit so vieler Geduld habe anhören können. Er behauptet, daß das, was sie ihn jezt gesagt hätten, eine schändliche Verleumdung sey; und erklärt sich, daß er es ganz wohl wisse, daß nicht sowohl der Tod des Siccius als die Begierde, die Decemvirs unter sich uneins zu machen und ihre Gewalt zu schwächen, ihr Geschrey veranlasse. „Aber wißt, sagt er zu ihnen, daß „ich, noch ehe euer falscher Eifer den Endzweck, auf welchen euch eure „Kühnheit und Untreue zielen lassen, wird erlangt haben, das Volk durch „Strenge zu bändigen, den Adel durch exemplarische Strafen zu bessern, „und beyde durch Furcht zurück zuhalten wissen werde, weil es doch un„möglich ist, ihnen Liebe einzuflößen und die Gelindigkeit zu nichts taugt.

Gleichwohl weis es die ganze Welt, auf was für Weise Siccius ist umgebracht worden. Heftigkeit und Grausamkeit werden die Gemüther nur noch mehr aufbringen. Das Volk ist schon in der Wuth. Die Truppen stehen in der Nähe des Berges Vellejus, und man muß fürchten, daß sie das Andenken des Siccius aufmuntern werde, zu zeigen, was die angeerbte Liebe zur Freyheit vermögend sey. Dieses ist es, was Valerius dem Decemvir noch vorstellet, und Horatius, welcher diese klugen Vorstellungen unterstützt, giebt sich alle Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß die Dinge wohl noch weiter gehen könnten; daß er selbst, wenn es das Volk erführe, wie wenig er nach den allgemeinen Trangsalen frage, und deswegen einen Aufstand machte, gar leicht das Opfer seines unversöhnlichen Zornes werden, und die Gefahr für ihn allein weit größer, als für alle seine Anhänger ausfallen könnte. Doch nichts vermag den hochmüthigen Appius zu bewegen. Er glaubt vielmehr es sey gut, wenn er nie aufhöre, sich fest und hart zu zeigen, und drohet dem ersten den besten vom Tarpejo herabstürzen zu lassen, welcher sich unterstehen würde, das Volk in Bewegung zu setzen. „Denn, sagt er, die kluge Aufführung „des Magistrats stören, ist kein geringer Verbrechen, als die Freyheit „Roms durch eine schändliche Unterdrückung mißhandeln. Mit diesen Worten geht er ab.

## Vierter Auftritt.

Des Appius Vermuthung, als ob Valerius und Horatius seine Gewalt zertheilen und ihn hernach den Gesetzen ihres Eigensinnes unterwerfen wollten, ist für diese zwey Rathsglieder eine Art von Genugthuung. Aus seinem Abscheu vor allem Zwange, aus seinem heftigen Charakter schliessen sie, daß er fähig seyn werde, sich noch größerer Verbrechen schuldig zu machen, von einer verwegnen Unternehmung auf die andre zu fallen, und dadurch die Zahl seiner Gegner zu vermehren, und sie in Stand zu setzen, das Vaterland aus seiner Unterdrückung zu retten, und zugleich dem Icilius und der Virginia nützlich zu seyn. Sie reden es mit einander ab, die erste Gelegenheit zum öffentlichen Ausbruche zu ergreifen. Beyde haben ihre Anverwandten und Freunde auf dem Markte verstreuet, welche bereit sind, sich auf das geringste Zeichen thätig zu erweisen. Es kommt nur darauf an, ein Wort auszumachen, an welchem sie sich alle erkennen, sich vereinigen und gemeinschaftlich beystehen können. Dieses ist es, was sie thun müssen. Die Unterstützung des Icilius scheinen sie noch nöthig zu haben, weil dieser eine große Menge Anhänger hat; sie machen sich also gefaßt, ihn aufzusuchen, als sie ihn eben mit einem Eifer herbey kommen sehen, welcher seine Absichten und die Stärke seiner Liebe genugsam anzeigt. Valerius schlägt sogleich vor, ihm mit wenig Worten das, was zwischen ihnen und dem Appius vorgefallen, zu erzehlen, und ihn dadurch zu ihrem Vertrauten zu machen.

## Fünfter Auftritt.

Die Neugierde ist es, welche den Icilius herzuführet. Er hatte den Decemvir die beyden Rathsglieder zornig verlassen sehen, er ist also begierig zu erfahren, wie er ihre friedsamen Reden, und ihre klugen Rathschläge aufgenommen habe. Valerius läßt ihn nicht lange warten. Er sagt ihm sogleich; daß Appius nur seinem Ehrgeize folge, daß er seinen Zorn nirgends verberge, daß er sie kaum gewürdiget habe, ihre Vorstellungen anzuhören, und daß ihn alles in Grimm und Wuth bringe. „Er „behauptet, sezt Valerius hinzu, daß Siccius nicht vorsetzlich sey ermordet worden; daß der Unwille des Volks erdichtet und unser Eifer eine „Treulosigkeit sey. Kurz, nach seinem ausgelaßnen Betragen zu urtheilen,

„scheint er kein Gesetz, als seinen Eigensinn zu erkennen, und Leben und „Ehre sind bey ihm in Gefahr.

Hier unterbricht ihn Horatius, und wendet das Gespräch auf eine geschickte Art auf das, was für Virginien zu fürchten sey, und fragt, wer sie schützen werde? Auf diese Frage antwortet der eben so unerschrokne als verliebte Icilius hitzig: „mein Degen! Ich werde ihn brau„chen so bald ich sehe, daß mir keine andre Hülfe übrig bleibt. In einer „so dringenden Noth werden meine Anhänger thun, was ich ihnen befehlen „werde. Wer wird aus dem Volke mir diese Schöne nicht vertheidigen „helfen, wenn ihr beyde selbst, aus Mitleid gegen sie, euch ihrer annehmt?

Valerius verspricht es ihm in beyder Namen; allein er glaubt, daß man keine Zeit zu verlieren habe. Es sey von der äußersten Wichtigkeit, die Wuth eines Ungeheuers, als Appius, so bald als möglich zu hemmen, und dem tödtlichen Gifte, welches er aushauche, ein Ende zu machen. Man müsse daher die erste Gelegenheit, die sich darbieten werde, nicht aus den Händen lassen. Icilius denkt in diesem Stücke wie Valerius, und versichert ihn, daß, so bald es darauf ankommen werde, mit einer rächenden Hand seinen Degen mit dem Blute des Tyrannen zu benetzen, und die abscheuliche Brunst zu zerfleischen, in welcher so viel barbarische Anschläge verschlossen lägen, er nicht einen Augenblick anstehen wolle.

So viel Entschlossenheit ist gleichwohl nicht nach dem Geschmacke des Horatius. Es scheint ihm, der Muth müsse mit mehr Ueberlegung angewendet werden. Alles, was er von dem Icilius verlangt, ist dieses, daß er seine Leute berede, sich den Verschwornen zuzugesellen, und daß er die Virginia dahin vermöge, daß sie bloß ihren Namen hergebe, damit man überall, wo es Nothwendigkeit erfordern werde, zusammen kommen könne. Icilius giebt sein Wort darauf, und weil die Umstände der Zeit ihrem Anschlage, in Betrachtung der Menge Volks, welche das Fest der Pales auf dem Markte versammelt, vortheilhaft sind, so begeben sich die Rathsglieder weg, um alles zur Ausführung fertig zu halten.

## Sechster Auftritt.

So bald sie weg sind, spricht Icilius „Ha! erlauchte Patricier, „welche Ehre habt ihr euch nicht ehedem erworben, als die Maaßregeln, „die ihr zu Stürzung eines tyrannischen Königs nahmt, so glücklich von

„Statten gingen! Möchte doch Rom, eure Mutter, euch, so wie euren „berühmten Vorfahren, den Tod oder die Verbannung dieses neuen Tar- „quins, bald zu danken haben. Möchte doch das Volk, welches edelmüthig „nach der ihm geraubten Freyheit seufzet, aus einer so harten Knechtschaft „gerissen werden! Lasset uns, durch die gerechten Bewegungsgründe, die „uns vereinigen, selbst das Werkzeug dazu seyn! Und du Virginia, du, „mein höchstes Gut, und Gebietherin dieses entbrannten Herzens, welches „nur dich bey allem, nach dem es strebt, zur Absicht hat; erfülle dieses „Herz dergestalt, daß es sich nichts vorsetze, und nach keiner andern Ehre „geize, als deinetwegen unbesorgt seyn zu können. Sollte man mir auch „vorwerfen, daß ich von allen Römern, die dieses großen Namens wirklich „werth wären, der erste sey, welcher der Liebe den Vorzug gegeben habe, „der dem Vaterlande gehöre! Dennoch soll alles, was in mir ist, nur „durch meinen Verdruß belebt werden. Meine wüthende Eifersucht will sich „nicht länger in meiner Seele verschließen lassen, und schon eile ich, alle „meine Anhänger aufzubringen. O gieb nicht zu, großer Jupiter, daß „der grausame Appius, einer so starken Verschwörung entkomme.

## Siebender Auftritt.

In dieser Gemüthsbewegung wird er von dem klugen Numitor überrascht, welcher es ihm verweiset, daß er sich nicht besser mäßigen könne. Er stellte ihm vor, daß ihn sein Gesicht und seine Handlungen verriethen, welches dem Fortgange seiner Anschläge sehr nachtheilig seyn könnte. Er ermahnt ihn folglich, sich den zwey Rathsgliedern gleich zu stellen, welche viel zu klug und viel zu verschlagen wären, als daß sie ihr Vorhaben merken ließen; sie zwängen sich vielmehr in Gegenwart des Tyrannens, und verbärgten dem Icilius selbst den ganzen Umfang ihrer Absichten, indem sie bloß mit ihm von der Ursache seines Verdrusses offenherzig sprächen.

Diese vernünftigen Rathschläge gehen Anfangs dem Icilius sehr schwer ein, weil der Decemvir gegen alle Klagen und Erinnerungen sich zu verhärten geschienen, und er also keine Hofnung hat, Virginien ausser Gefahr zu wissen. Er glaubt so gar, es sey keine andre Hülfe übrig, als daß sie bey dem geringsten Vergehen des treulosen Appius alle zu den Waffen grieffen, um die Freyheit zu vertheidigen, und die allgemeine Sicherheit für Kränkungen zu schützen. Doch da er endlich die tiefere Einsicht des klugen Numitors zu erkennen genöthiget wird, so giebt er

nach. Er verspricht, so lange es für Virginien nicht gefährlich sey, dem Beyspiele der zwey edeln Senatoren zu folgen, und ihnen zur Reifung ihres Entschlusses alle Zeit zu lassen, damit sie bey ihren Unternehmungen eines glücklichen Ausganges könnten versichert seyn, aus welchem seine Liebe den größten Vortheil ziehen werde. „Dem Proteus gleich, spricht „er, will ich alle Gestalten, nachdem es nöthig seyn wird, anzunehmen „wissen. Als ein andrer Janus mit zwey Gesichtern, will ich mir die „vergangnen Fehler zu Nutze machen, um mich in Zukunft desto vor„sichtiger aufzuführen.

Numitor erfreut sich über diesen Vorsatz und berichtet ihm, daß er dem Virginius von allem habe Nachricht geben lassen, daß er ihn alle Augenblicke erwarte, und daß er selbst entschlossen sey, den Verschwornen durch seine Anhänger beyzustehen, welche weder an Menge noch an Tapferkeit den Anhängern irgend einer Parthey nachzusetzen wären. Dieses bestärkt die Hofnung des Icilius, der sich nunmehr im Stande sieht, den größten Gefahren Troz zu biethen; doch ungeachtet dessen, was er sich von einer so mächtigen Verschwörung versprechen kann, wird sein Herz gleichwohl von einer heimlichen Ahndung beunruhiget, als ob ihn an diesem Tage ein ganz besonders Unglück bevorstehe. Unterdessen verlassen sich beyde in ihren ersten Entschließungen, und machen dem zweyten Aufzuge ein Ende.

## Dritter Aufzug.

### Erster Auftritt.

Appius und Claudius treten mit einander auf, und unterreden sich von dem, was die zwey Senatores dem Decemvir gesagt haben. Dieser lobt den Appius ungemein, daß er sich nicht an sie gekehrt, noch seinem Ansehen, durch Annehmung ihrer Rathschläge etwas vergeben habe. Unterdessen ist es doch nicht sehr zu verwundern. Der Decemvir hat Ursache dem Valerius und Horatius nicht zu trauen; und auch außer seinem Stolze, welcher ihm nicht erlaubt, in seiner angemaaßten Herrschaft sich irgend Grenzen setzen zu lassen, ist seine Liebe zu Virginien so stark, daß er den Tod der geringsten Verkürzung seiner Macht vorziehen würde. Alles was sich seiner heftigen Leidenschaft zu widersetzen scheinet, dienet bloß sie zu unterhalten, und der Verlust seines Ansehens selbst würde

seine Begierden nur mehr reitzen, indem er ihn von dem Gegenstande, nach welchem er seufzet, entfernte.

Claudius, der ihn in dieser Verfassung sieht, bezeigt ihm sein Erstaunen über seine Mäßigung. Umsonst sucht Appius sie unter dem Vorwande, daß die Strenge und die Verachtung der Virginia für ihn eine Art von Bezauberung sey, zu rechtfertigen; sein Liebling giebt sich alle Mühe, ihn zu überreden, daß er im geringsten nicht verzweifeln müße, so lange er mit dieser Römerin noch nicht selbst gesprochen habe. „Ist „sie nicht ein Weibsbild? fügt er hinzu. Sollten Lobsprüche, Schmeiche„leyen, Eitelkeit, Eigennutz, die Ehre dich zu ihren Füssen zu sehen, nicht „fähig seyn, den Eigensinn zu verführen, gesetzt auch, daß sie das Herz „nicht gewinnen könnten? Sollte bey ihrem Geschlechte alles vergebens „seyn? Entschließe dich nur, mit ihr zu sprechen. Dieser Tag ist ohne „Zweifel der vortheilhafteste, den du nur dazu aussehen könntest.

Der Decemvir gesteht zu, daß er alles anwenden müsse, um sein Uebel zu erleichtern, allein er glaubt, daß es sich für ihn nicht schicke, öffentlich etwas zu versuchen. Seine Leidenschaft würde gar bald allen bekannt werden, und wenn ihm sein Unternehmen mißlingen sollte, so wäre er vor der ganzen Welt zum Gelächter gemacht. Ehe er sich einer so großen Beschimpfung aussetzte, wolle er lieber Virginien aus dem Hause ihres Vaters oder ihres Gemahls zu entführen und sie aus dem Schooße der Glückseligkeit zu reißen trachten.

Ob nun gleich Claudius der Mann gar nicht ist, der diesen letztern Anschlag mißbilligen sollte, so besteht er doch auf seinem ersten Rathschlage und muntert den Decemvir durch Gründe auf, die seiner Ruchlosigkeit würdig sind. „Wenn es, sagt er, darauf ankömmt, dasjenige „was man begehrt, zu erlangen, so setzt man alles Bedenken und alle „Besorgniß bey Seite. Ein Mann, der die Gewalt in seinen Händen „hat, kennet weder Furcht noch Ueberlegung. Wenn man sein Glück durch „ein Laster erlangen kann, so ist die Tugend unnütze. Unterlaß also ja „nicht, dich der gelegenen Zeit eines Festtags zu bedienen. Es ist natür„lich, daß sich Virginia, bloß in Begleitung der Publicia, dabey „einfinden wird. Suche sie auf, und wenn du sie findest, so laß es sie „aus deinem eignen Munde hören, wie viel du für sie empfindest. Wenn „sie dich anhört, gesetzt auch, daß sie dich mit keiner Gegenliebe belohnt, „so muß sie dir doch wenigstens dafür verbunden seyn, und schon dieses

„wird für dich eine Art von Erleichterung seyn, die dir noch bis jezt „gefehlt hat.

Endlich entschließt sich Appius, so hart es ihm auch fällt, diesem Rathe zu folgen; und weil er in eben dem Augenblicke Virginien mit der Publicia herbey kommen sieht, so macht er sich ein wenig bey Seite, damit sie, wenn sie ihn erblickten, nicht wieder zurück gehen möchten; Claudius aber geht noch weiter zurück, um ihm völlige Freyheit zu lassen.

## Zweyter Auftritt.

Virginia ist ihres geliebten Icilius wegen besorgt. Weil sie fürchtet, daß ihn seine natürliche Hitze allzuweit treiben, und er seine Person der Gefahr allzusehr aussetzen dürfte, so betauert sie es, daß sie ihm nicht alle ihre Furcht entdeckt habe, um ihn dadurch zurück zu halten. Sie möchte ihm gerne antreffen, um es nach zu thun, und dieses ist es, was sie hierher bringt. Publicia hat ihrer Ungeduld nachgegeben; allein sie fürchtet ihr Nachgeben könne ihrer jungen Gebietherin nachtheilig seyn, wenn sie Appius etwan antreffen sollte. Sie findet ihre Treue dadurch beleidiget, und erkennt, daß es der bitterste Vorwurf seyn würde, den sie sich selbst machen könnte. Diesem Unglücke vorzukommen, nöthiget sie Virginien, mit ihr wieder fortzugehen; doch in eben dem Augenblicke entdeckt sie den Decemvir. Voller Bestürzung ruft sie sogleich aus: „gerechter „Himmel! Meine Besorgniß trift ein. Ich sehe den Appius.

Bey diesem Namen erkaltet das Herz der Virginia, und diese tugendhafte Römerin stellt ihre Aufseherin zwischen sich und den Decemvir, um ihr gleichsam zur Schutzwehr zu dienen. Doch dieses verhindert den Appius nicht, sich ihr zu nähern, und ihr alles zu sagen, was die Liebe nur zärtliches und lebhaftes einflössen kann. Publicia welche beständig ihrer Pflicht auf das genaueste nachzukommen sucht, erinnert den Decemvir an die Antwort, die sie ihm schon im Namen ihrer jungen Gebietherin gegeben habe, und sezt hinzu: „Schmeichle dir nicht, daß Virginia deinem „Verlangen heut geneigter seyn werde. Sie ist kein Weibsbild, welches „gewohnt ist Reden anzuhören, die ihre Tugend beleidigen. Wende dich „damit zu andern, die sie anhören wollen, wenn du dich durch ihr Still„schweigen nicht einer neuen noch größern Kränkung aussetzen willst.

Der Decemvir ist zu verliebt, als daß er sich so plötzlich sollte

abschrecken lassen, und beschwört sie, daß sie ihm erlauben wolle, Virginien alle die Stärke seiner Leidenschaft zu erkennen zu geben, oder daß ihm wenigstens diese anbethenswürdige Schöne mit ihrem eignen Munde die abschlägige Antwort ertheilen dürfe. Doch die Aufseherin erklärt ihm, daß es umsonst seyn würde, wenn sie es auch erlaubte, ja wenn auch Virginia selbst darein willigte.

Um so wohl die eine als die andre zu gewinnen, zeigt Appius beyden die Vortheile, die sie aus dem Opfer seines Herzens und seines Ansehens ziehen könnten. „Fragt ihr denn, spricht er zu ihnen, so wenig „nach dem Glücke, daß ihr es so verächtlich von euch stosset? Und du „Virginia, kannst du mit einem gleichgültigen Auge denjenigen zu deinen „Füßen sehen, welchem als Herrn von Rom, alles zu Gebothe steht? „Schmeichelt es dir so gar wenig, daß er dir nicht einmal des geringsten „Zeichens der Erkenntlichkeit werth zu seyn scheinet? Ich halte dich für zu „klug, als du dein Glük so hassen, und den Appius verachten solltest, „der dir seine Hoheit anbiethet und aufopfert.

Unterdessen kömmt er damit nicht weiter. Virginia und Publicia halten es für ihrer unwürdig, sich durch die Reizungen des Eigennutzes und des Glückes verführen zu lassen. Der Decemvir geräth darüber in Wuth, er kann sich nicht länger halten, und drohet der Virginia, ihr und ihrem Geliebten die Wirkungen seines Zorns und der Macht, die sie verachtet, empfinden zu lassen. „Ich will dich, spricht er, die Güter die „du verachtest, höher schätzen lehren. Ich will . . .

Publicia will ihn hier unterbrechen, doch Virginia legt ihr Stillschweigen auf, und ergreift das Wort selbst. Wenn es Klugheit und Anständigkeit von ihr forderten, bey verliebten Schmeicheleyen taub zu seyn, so ist es mit Drohungen ganz anders beschaffen. Es würde eine Niederträchtigkeit seyn, sie ruhig zu ertragen, und ihr edler Stolz erlaubt es ihr nicht. Was kann sie auch mehr beleidigen, als daß man sie zu der geringsten unanständigen Schwachheit für fähig hält? Ob schon ihre Familie geringer als die Familie des Decemvirs ist, so weicht sie ihr doch nicht an Verdiensten. Niemanden ist der Ruhm unbekannt, den sie erhalten hat, und den sie noch jezt, ohne dem geringsten Fleck, behauptet. Sollte Appius allein keine Kenntniß davon haben? Und weis er denn übrigens nicht, daß Virginia ihr Herz nicht mehr in ihrer Gewalt hat? Weis er denn auch nicht, daß er kein Recht hat, einigen Anspruch darauf zu

machen? Warum wagt er es dennoch? Auf was gründet er sich, da er das untadelhafte Band, welches den Icilius und die Virginia verbindet, zertrennen will? Ist er es nicht selbst, welcher das Gesetz bekannt gemacht hat, das die Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern verbiethet? Wie kann er die Unverschämtheit haben, sich von demselben auszuschließen? Sollte nicht schon das genug seyn, ihn zurück zu halten, wenn ihm die Tugend der Virginia auch nicht bekannt wäre? Darf er sich wohl schmeicheln, diese Tugend zu verführen? Heißt nicht, nur so etwas zu denken, sie beleidigen? Daran zu zweifeln, und es zu versuchen, heißt dieses nicht, sich selbst schuldig machen? Was für starke Gründe können nicht dem Decemvir vorgelegt werden, um ihm die Ungerechtigkeit und die Abscheulichkeit seines kühnen Unternehmens zu zeigen! Virginia vergißt keinen einzigen, und nachdem sie sogar dem Decemvir einen ewigen Groll geschworen, sagt sie zum Schlusse: „Mässige also deine nichtswür„dige, blinde und eitle Kühnheit, mit der du nichts suchst, als mich zu „beleidigen. Befürchte, daß mich die Götter entweder selbst, oder durch „die Hand eines Sterblichen, vielleicht rächen werden. Mit diesen Worten geht sie zugleich mit ihrer Aufseherin, ab.

## Dritter Auftritt.

Appius will sie zurück halten, er ruft sie, aber es ist umsonst. Bald aber sieht er auf sich selbst zurück, und schämt sich einer solchen Schwachheit. Er hält es für seiner unwürdig, wie der Pöbel zu lieben und sich den Gesetzen dabey zu unterwerfen. Wenn seine Liebe dergleichen erkennen müßte; so würde er glauben, daß sein Ansehen dadurch eingeschränkt wäre. Er vermeint, daß seine Ehre darauf beruhe, sich überall Gehorsam zu verschaffen. Er faßt hierauf den Entschluß, seine Wuth zu verbergen, ein ruhiges und freudiges Ansehen anzunehmen, um seine Absichten desto gewisser zu erreichen, in der That aber Gewalt, List, Betriegerey, und alles anzuwenden, wodurch er über das hartnäckige Weigern der Virginia siegen könne. „Es empfinde dieses Weibsbild, was der„jenige vermag, welcher Rom beherrscht, und keinen Höhern erkennt; „derjenige, welcher nur deswegen Gesetze gegeben hat, damit er desto freyer „leben könne; kurz derjenige, welcher durch seine Standhaftigkeit selbst „die Religion wird zu zwingen wissen, sich nach seinem Gutdünken zu „bequemen.

## Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Zurückkunft des Claudius unterbrochen, welchem er den schlechten Fortgang seines Unternehmens erzehlt. Ob er gleich schon entschlossen ist, sich an nichts ferner zu kehren; ob er gleich bereits einen Anschlag ausgedacht, dem zu Folge er dem Cornelius einen Befehl zugeschickt, den Virginius nicht aus dem Lager zu lassen, sondern auf alle seine Handlungen sorgfältig Acht zu haben; und ob er gleich versichert, daß er die Gegenbemühungen des Icilius und des Numitors, welche einzig und allein im Stande wären, sich ihm mit ihren Anhängern zu widersetzen, auf keine Weise fürchte: so gesteht er doch dem Claudius, daß die List, welche er erdacht habe, so sonderbar sey, daß er sie noch vorher überlegen wolle, ehe er sie zur Ausführung brächte.

Claudius, der würdige Liebling eines solchen Herren, mißbilliget diese Langsamkeit. Bey gegenwärtigen Umständen, scheinet ihm die Eilfertigkeit unumgänglich nöthig zu seyn, und da er überzeugt ist, daß man keine Zeit zu verlieren habe, so dringt er in den Appius, auf das schleunigste seinen Entschluß zu fassen. „Entschließe dich noch heut, spricht „er, entschließe dich noch in diesem Augenblicke. Fange an, meine Treue „zu beschäftigen. Bediene dich meiner; befiehl!

Der Decemvir zweifelt an seinem Eifer nicht, und weil er endlich seiner Meinung nachgiebt, so will er ihm eben sein Vorhaben entdecken, als er durch die Ankunft des Icilius daran verhindert wird.

## Fünfter Auftritt.

Dieser macht sich die Gelegenheit zu Nutze, um ihm seine Aufwartung zu machen, und ihm mit dem verbindlichsten und ehrfurchtsvollsten Bezeigen seine Dienste anzubieten. Allein Appius kehrt ihm den Rücken zu, und begiebt sich mit seinem Lieblinge fort, nachdem er hochmüthig zur Antwort gegeben: „Wenn ich mir auch selbst nicht genug wäre, so sind „doch schon die Schergen, auch alsdann, wenn ich allein zu seyn scheine, „so nahe um mich, daß alle Gesellschaft für mich unnöthig ist; besonders „weil ich bey ihnen, Icilius, nichts zu fürchten habe, und versichert „seyn kann, daß man mir gehorcht.

## Sechster Auftritt.

Es scheint als ob der Anblick und die hochmüthige Antwort dieses Tyrannen die Wuth des Icilius aufs neue angeflammt habe. Bey der Verzweiflung, Rom von seiner Höhe herab gestürzt, den Adel und das Volk unterdrükt, und die Hitze und den Eifer der Römer für die Freyheit fast ganz erkaltet zu sehen, erstaunt er eben so sehr über sich selbst, daß er, der so viele andre durch seinen Widerstand, sich unter das schimpfliche Joch zu biegen, übertroffen habe, nunmehr selbst so geduldig die schimpflichen Reden dieses verhaßten Ungeheuers anhören könne. „Numitor, „ruft er aus, indem er sich des Raths dieses klugen Alten erinnert, das „also ist die Frucht, die man von der Zurückhaltung seines Zornes hat? „Was gewinne ich, wenn mich der Grausame beleidiget, und ich mich nicht „den Augenblick räche? Soll ich lieber warten, bis der Eigensinn des „Schicksals mir die Gelegenheit versagt, die es mir heute anbiethet? Ich „schwöre bey dem allmächtigen Vater der Götter, welcher in unserm alten „Latium verehret wird, daß, wenn mir jemals die Zeit loszubrechen „erlaubet, dieser abscheuliche Barbar, dieser grausame Feind meiner Ruhe, „zu seinem Unglücke erfahren soll, daß noch unter den Ruinen des Vater„landes ein Römisches Herz zu finden sey.

## Siebender Auftritt.

Icilius läßt seine Wuth austoben, als eben Virginia, die ihn, in der Absicht ihn selbst anzufeuern, aufsucht, mit der Publicia weinend herzukömmt. So bald sie den Icilius gewahr werden, räth Publicia ihrer jungen Gebietherin ihre Thränen zu hemmen; doch es ist umsonst. Das Herz der Virginia ist allzuempfindlich verwundet, und von der kühnen Beleidigung des Decemvirs allzuschmerzlich durchdrungen. Sie muß ihnen, wieder ihren Willen freyen Lauf lassen. Ihr Geliebter sieht es, wird darüber unruhig und fragt nach der Ursache. „So lange „Icilius lebt, sprich, was kann dich betrüben? Sollte dich sein bren„nender Eifer, seine Liebe nicht gegen alles beruhigen? Rede doch, und „verbirg mir die Ursache deines Verdrusses nicht länger. Du hast jezt „ohne Zweifel eine neue und eine empfindlichere als die ist, die ich schon weis.

Virginia läßt nicht sehr in sich dringen. Ihre Thränen haben angefangen, ihren Schmerz zu entdecken, und ihr Mund zaudert nicht, das

übrige hinzu zu thun. Nachdem sie ihrem Geliebten zu verstehen gegeben, daß sie den Appius gesehen habe, und nicht länger seinen unverschähmten Reden ausgesetzt seyn wolle, so entdeckt sie ihm, ohne allem Umschweif, ihr Verlangen. Sie ist nicht mehr die zärtliche Liebhaberin, die für das Leben ihres Liebhabers und ihr eignes zittert, und den Zorn ihres theuren Icilius zu mäßigen sucht. Sie ist nunmehr ein wüthendes Weibsbild, welches nach nichts als Rache dürstet. Keine Gefahr ist fähig, sie zu erschrecken. Ihr Geliebter, so werth er ihr ist, soll alles wagen. Sie will, daß er nebst ihrem Vater, den sie alle Augenblicke erwarte, nebst dem Numitor und den zwey Rathsgliedern, auf das schleunigste die nöthigen Maaßregeln ergreife, um den Tyrannen zu stürzen, und sein Vaterland indem er sie räche, aus der schimpflichen Knechtschaft, in welcher es seufze, zu retten. „Icilius besonders, setzt sie hinzu, darf sich an „nichts weiter kehren. Was haben wir noch zu verlieren, wenn man uns „die Freyheit sogar in den Gesetzen und in der Liebe raubet?

So viel war nicht einmal nöthig, um den Icilius aufzumuntern, das alleräußerste zu wagen. Es tauert ihn nur, daß er nicht in dem Augenblicke alle Verschworne versammeln, und mit ihnen eilen kann, seine Hand in das Blut des grausamen Appius zu tauchen. Seitdem er weis, daß seiner geliebten Virginia selbst daran gelegen ist, sind ihm alle Augenblicke kostbar. Er will sich einen jeden derselben sogleich zu Nutze machen, um alles zu einer schleunigen Ausführung seines Anschlages zu veranstalten. Unterdessen räth er der Virginia, sich ohne Anstand wieder zu ihren Römerinnen zu begeben, welche sie bereits zur Feyerung des Festes der Pales suchten; er verspricht ihr zugleich, daß er sie nicht aus dem Gesichte verlieren, sondern auf ihre Sicherheit äußerst bedacht seyn wolle.

Nach diesen Versicherungen befürchtet Virginia weiter nichts. Sie ist an Geist und Herz mit dem Icilius vereint, und scheuet weder den verhaßten Namen, noch selbst die Gegenwart des Tyrannen. Die zwey Verliebten nehmen hierauf auf das zärtlichste von einander Abschied, versprechen sich eine beyderseitige Liebe, welche selbst der Tod nicht auslöschen soll, und Publicia schließt diese letzte Scene des dritten Aufzuges mit folgenden Worten: „Möchten doch die Götter an euch beyden zeigen wollen, „daß sie die Tugend beschützen und belohnen, ob sie dieselbe gleich manchmal zu verlassen scheinen.

# Vierter Aufzug.

## Erster Auftritt.

Der Anschlag des Appius in Ansehung der Virginia ist dem Claudius kein Geheimniß mehr. Appius selbst hat ihn davon unterrichtet, und ihm die gehörigen Befehle ertheilet. Man kann es aus den Worten schließen, die er im hereintreten zu dem Claudius sagt. „Dieses, Claudius, dieses ist das letzte Hülfsmittel, welches mir meine „unumschränkte Herrschaft anbiethet, um meinen brennenden Begierden „Genüge zu thun. Du, der du die Seele des ganzen Unternehmens seyn „mußt, mache dich fertig, alles, was ich dir gesagt habe, zu vollziehen.

Claudius entdeckt nunmehr vollends seinen verhaßten Charakter, und zeigt wie viel ähnliches er mit dem Appius habe. „Wenn man, „spricht er, so glücklich ist, eine Creatur von dir zu seyn, so weis man „nichts zu antworten. Der Gehorsam spricht allein. Bis hierher sind „weder Laster noch Schwierigkeiten fähig gewesen, mich zurück zu halten. „Die Gewohnheit und das Vergnügen dir zu dienen, zerstreuen alle Be„denklichkeiten.

Noch mehr wird er durch die schmeichelhaften Versprechungen aufgemuntert, welche ihm der Decemvir macht. Er will ihm zum Lohne in allen behülflich seyn, wornach seine Begierde nur streben werde, und seine Unterstützung soll ihm in keiner Sache mangeln.

## Zweyter Auftritt.

Nachdem aber Appius weg ist, so scheint es doch, als ob er beynahe unentschlossen sey, was er eigentlich thun solle. So lange er die Gefahr nur von weiten gesehen, so lange hat ihm seine Verblendung nicht erlaubt, sie in ihrer ganzen Größe und nach allen ihren Eigenschaften zu entdecken; jetzt aber, da er sie in der Nähe betrachtet, und sich ihr eben aussetzen soll, ist es ganz etwas anders. Ihr Anblick scheint ihn zu erschrecken. Die Ungewißheit des Ausganges, die traurigen Folgen, welche dieses Unternehmen haben kann, bewegen ihn einige kluge Betrachtungen anzustellen; und ob ihn diese Betrachtungen gleich nicht anders Sinnes machen, so halten sie ihn doch einige Zeit in Ungewißheit und seine Kühnheit geht fast verlohren. Unterdessen sind sie viel zu schwach, als daß sie

einen allzudauerhaften Eindruck auf ein verderbtes Herz machen sollten, und es währt nicht lange, so hat er sie gänzlich aus seiner Einbildung verjagt. Das Glück ist viel zu reizend für ihn, als daß er es nicht zu erhalten suchen solle, wenn es ihm auch noch so theuer zu stehen käme. Die allerabscheuligsten Laster sind bey ihm gerechtfertiget, wenn sie geschickt sind, glücklich zu machen. Was liegt ihm daran, daß die That die er begehen soll, ihres gleichen nicht habe? Wenn er keine Ehre dabey einlegt, so wird er doch Nutzen daraus ziehen, welches seine Eitelkeit eben so sehr schmeicheln muß. Dieses ist ihm genug, und in diesem Entschlusse begiebt er sich bey Seite, weil er Virginien nebst der Publicia und andern Römerinnen gewahr wird.

## Dritter Auftritt.

Unter dem Vorwande einer kleinen Unbäßlichkeit, die ihr in der ungesunden Luft zugestossen sey, bittet Virginia die Römerinnen, es nicht übel zu nehmen, daß sie sich nach Hause begeben müsse. Die Römerinnen sind wegen ihre Gesundheit besorgt und wollen sie begleiten, worein Publicia auch williget, als plötzlich der treulose Claudius erscheint, auf Virginien los gehet, sie bey der Hand ergreift und gebiethrisch spricht. „Du mußt mir vorher folgen, weil es erlaubt ist, das Seine wieder zu „nehmen, wo man es findet.

Virginia erstaunt über diese Gewaltsamkeit, und ruft aus: „Was „soll dieses sagen, mächtige Götter!" Aber Claudius antwortet ihr mit Ungestüm. „Es will sagen, daß du nicht als diejenige gebohren bist, die „du dir zu seyn einbildest; sondern du bist die Tochter einer Sklavin, die „mir zugehört, und jezt will ich mich, da es mir der Zufall erlaubet, „meines Rechts bedienen.

Auf diese Rede nimmt das Erstaunen der Virginia noch mehr zu; und indem sie sich mit Gewalt aus den Händen ihres ungerechten Räubers loßreißen will, ruft sie den Beystand der Götter an, welchen die Abscheulichkeit dieser Verleumdung bekannt sey. Publicia die, wie es ihre Pflicht erfordert, bey ihrer Gebietherin fest hält, ist über eine so gräßliche Beleidigung nicht weniger betroffen. Sie ist bey der Geburth der Virginia gegenwärtig gewesen, allein ihr Zeugniß kann hier von keinem Gewichte seyn. Uebrigens fehlt ihr auch die Stärke, es geltend zu machen. Was kann sie also thun? Nichts, als um Rache zu schreyen,

und die andern Römerinnen zu ersuchen, ein gleiches zu thun, weil ihre eigne Freyheit in der Entführung der Virginia angegriffen sey. Dieses ist ihre einzige Hülfe. Eine von ihren Gefehrtinnen erhebt auch sogleich die Stimme und ruft: „Römer, wann ihr für die Ehre einer Weibs„person empfindlich seyd, so eilet schleunig herzu, ihr beyzustehen.

## Vierter Auftritt.

Sie findet auch sogleich einen Vertheidiger an dem Numitor, welchen seine großmüthige Gesinnung den Augenblick herbey bringt. Aber wie erstaunt dieser Römer, als er Virginien in den Händen des Claudius gewahr wird! „Was seh ich! ruft er. Virginien beleidiget man! „Wie kannst du dich Claudius einer solchen Ausschweifung unterfangen?

Doch Claudius läßt sich durch diese Frage nicht abschrecken, sondern bestehet auf seinem Vorgeben, und antwortet mit Uebermuth: „Weil „eben dasselbe Gesetz, Numitor, welches mich berechtiget, das Meine zu „vertheidigen, mir zugleich die Macht giebt, es dem, der sich dessen an„maaßen will, wieder zunehmen.

Umsonst wirft ihm Numitor seine Ungerechtigkeit vor; umsonst nimmt er Virginien bey der Hand, um sie ihm zu entreißen, und räth ihm sie fahren zu lassen; umsonst ermuntert Virginia selbst durch Reden und Thränen ihren Vetter, sie zu befreyen; der Betrieger Claudius ist unbeweglich. In der Gewißheit, daß er den Richter bey dieser Streitigkeit für sich haben werde, sagt er zu dem Numitor. „Es ist so leicht nicht, „sie mir wieder zu nehmen. Und zu Virginien spricht er: „Und du, „schmeichle dir nur nicht, das geringste durch deine verstellten Thränen „zu erlangen. Der, fährt er gegen beyde fort, welcher uns richten muß, „wird meine Gründe gewiß hören.

Unterdessen bestehet Numitor darauf, Virginien zu haben, und Claudius, welcher durchaus nicht nachgiebt, spricht: „Brauche keine Ge„walt bey einer Sache, die durch einen Rechtsspruch muß entschieden wer„den. Höre nicht auf das unsinnige Geschrey eines Weibes. Spare deine Mühe, oder . . . . Hier machen sie beyde eine Bewegung, der eine um Virginien zu befreyen, und der andere, um sie zu behalten, bis sie endlich den Appius, mit seinen Schergen herbey kommen sehen, da sie denn Claudius fahren läßt.

## Fünfter Auftritt.

Appius thut als ob er von nichts wisse, und fragt indem er herzukömmt, mit einer angenommenen frommen Mine, woher das Geschrey, das er gehört habe, entstanden, und welches der Unheilige sey, der die Begehung eines so feyerlichen Tages beunruhige? „Sollte man etwa vergessen haben, setzt er hinzu, daß es in Rom einen Beschützer der Freyheit „des Volks und seiner Andacht giebt? Gleich, entdeckt mir die Ursache „einer so großen Unordnung, oder mein Zorn wird . .

Claudius fällt ihm ins Wort, und mit einer Mine, die allen Verdacht einiges Verständnisses unter ihnen vernichtet, bittet er ihn vor allen Dingen, seinen Zorn zu mäßigen. Hierauf entdeckt er ohne Schwierigkeit, daß er selbst der vornehmste Urheber dieses Lerms sey, und bemüht sich, ihm durch folgende Erzehlung die Ursache davon anzugeben. „Dieses arme „Weibsbild, welches sich einbildet, die Tochter des Virginius und der „Numitoria zu seyn, hat zu ihrer Mutter eine elende Sklavin, Namens „Servilia gehabt, die ich gekauft habe, und die mir zugehört. Ihre „vorgegebene Mutter kaufte sie gleich nach der Geburth, und gab sie für „ihre Tochter aus, um durch diese Unterschiebung ihre Unfruchtbarkeit zu „verbergen. Ich habe sie hier angetroffen, und da ich gewiß weis, daß „sie mir zugehört, und glaubte, die Römerinnen würden meinem unleugbaren Rechte nur schwach widerstehen können, so wollte ich mir sie wieder „zueignen. Numitor, der auf das Geschrey herbey kam, setzte sich ohne „Grund darwider. Und mittlerweile kamst du dazu, da ich dann sogleich „aus Ehrfurcht von meinem Unternehmen abstand.

Der Decemvir scheinet sich wieder zu besänftigen, und will von dem Numitor wissen, was er hierauf zu antworten habe. Numitor versichert, daß dieses die schändlichste Betriegerey sey, die jemals ein Mensch erfunden habe. Ganz Rom ist für ihn, und Publicia insbesondre, welche allezeit Numitorien die Virginia an ihrer Brust habe säugen sehen. „Was kannst du für dich anführen, Nichtswürdiger? sagt er zu „dem Claudius. Was kannst du einem so klaren Zeugnisse entgegen setzen?

Der Betrieger Claudius ist nichts weniger als betroffen. Er verwirft Publicien als verdächtig; und wenn ihm Numitor nicht den Augenblick Virginien wiedergeben wolle, so erbiethe er sich, sogleich glaubwürdige Zeugen, die aller Partheylichkeit unfähig wären, darzustellen.

Doch Appius will dieser Erleichterung ausweichen. Die Angelegenheit ist allzuwichtig, und die Untersuchung würde allzulang seyn. Weder Zeit noch Ort sind dazu bequem. Es sind auf dem Markte eine Menge Personen in Bewegung, und er muß sich durchaus nicht von dem vornehmsten Gegenstande seiner Aufmerksamkeit abziehen lassen. Alle Sorgfalt der Obrigkeit muß dem andächtigen Eyfer des Volks gewidmet seyn. Und dieses ist für dem Decemvir der scheinbare Vorwand, warum er sich jezt die Zeugen zu hören, weigert. Alles was er thun kann, ist, daß er die Entscheidung dieses Handels auf den Nachmittag verschiebt. Die Hitze des Volks wird ohne Zweifel ein wenig nachgelassen haben, und der Zulauf desselben wird nicht so beträchtlich seyn. Durch diesen Aufschub werden beyde Theile Zeit haben, sich zur Führung ihrer Beweise vorzubereiten. Sie können alsdenn vor dem Tribunale des Decemvirs erscheinen, und daselbst ihre Rechte vortragen und vertheidigen, und bey der höchsten Macht, welche Rom verehret, Gerechtigkeit suchen. Unterdessen aber, behauptet Appius, müsse man sich der Virginia versichern. Er kann nicht umhin, für denjenigen eingenommen zu seyn, welcher sich seinen Sklaven wieder zueignen will. Das Recht scheint ihm einigermaaßen durch die That selbst gerechtfertiget zu seyn, und er hat auch sonst noch für sich einige geheime Bewegungsgründe, welche ihn so zu denken nöthigen. Was kann er also bey diesen Umständen thun? Er muß vorläufig befehlen, daß diese Unglückliche (das sind seine eigne Worte) in die Hände des Claudius, oder einer andern sichern Person, die dieser Römer erwählen würde, geliefert werde.

Numitor bezeigt dem Decemvir sein Erstaunen, daß er ihn wider alle Gerechtigkeit einem Betrieger, einem Nichtswürdigen, auf ein blosses Vorgeben, das nicht die geringste Wahrscheinlichkeit habe, den Besitz desjenigen, was er verlangt, zusprechen höre, ohne sich an so viel rechtschafne Personen, welche wider ihn zeugen, zu kehren. Ist es erlaubt, die Ehre eines angesehenen Bürgers so zu erniedrigen? Will man ihm das Seinige, ohne ihn zu hören, rauben? Soll dieses der Lohn für die ausnehmenden Dienste seyn, die er dem Vaterlande leistet? Wird man ihm nicht erlauben, da er Rom so nahe ist, seine eigene Sache zu vertheidigen? Kann man sich weigern, einen Termin, zu seiner Verhörung anzusetzen? Wird man ihn zu Rom so verächtlich mißhandeln, jezt da er eben das seine dazu beyträgt, die siegenden Adler dem Feinde fürchterlich zu machen? Sollte

sich Appius zu solchen Ausschweifungen verleiten lassen? Numitor thut, als ob er sich dieses nicht überreden könne, und beschwört daher den Decemvir, sein gesprochnes Urtheil zu wiederrufen.

Appius gesteht, daß Virginius in Ansehung seiner und seine Vorfahren viel Achtung verdiene; allein dieses sey nicht Grundes genug, den Lauf der Gerechtigkeit aufzuhalten. Je nützlicher dieser Römer dem Vaterlande sey, destoweniger schicke es sich, ihn zurück zu rufen. Wäre es wohl gerecht, ihn, der der allgemeinen Mutter diene, für die man alles aufopfern müße, wegen eines zweifelhaften Handels zurück kommen zu lassen, besonders da es so viele Rechtsgelehrte giebt, welche ihn untersuchen, und aufs reine bringen können? Wenn Claudius die Ausführung seines Rechts bis zu Ende des Krieges versparen wolle, so sey es der Decemvir ganz wohl zufrieden. Außerdem aber, könne er sich, aller seiner Gewalt ungeachtet, nicht entbrechen, ihm, sobald er es verlange, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Claudius nimmt sich wohl in Acht, einen solchen Vorschlag anzunehmen. Er setzt sich feyerlich darwieder, daß man den Virginius erwarten wolle. „Die Anhänger dieses Gegners, sagt er, könnten vielleicht „vermögend seyn, alsdann mit Gewalt das Urtheil zu verhindern, welches „sein ungegründetes Recht nicht aufhalten kann.

Dieser abschlägigen Antwort ungeachtet, beharrt Numitor darauf; er stützt sich auf die Feyerlichkeit des Tages, und auf die notorische und empfindliche Beschimpfung, die den Virginius in Gegenwart einer solchen Menge Menschen treffen würde, und sucht durch diese Vorstellungen den Claudius zu bewegen. Doch Appius, dem daran gelegen ist, das, was er gethan hat, zu behaupten, antwortet, es sey seine eigentlichste Pflicht, die Streitigkeiten, welche unter dem Volke entstehen, beyzulegen; auch die allerheiligste Beschäftigung müsse ihn nicht davon abhalten, und der Schimpf, wenn anders einiger damit verknüpft sey, könne demjenigen nicht zugerechnet werden, der aus Unwissenheit in der Sache nicht eher habe verfahren können.

Da Numitor sieht, daß alles, was er vorbringt oder einwirft, nichts nützen will, so verlangt er, daß man wenigstens ihm die Virginia aufzuheben geben solle, weil er ihr nächster Anverwandter sey, und selbst durch die Gesetze, welche Appius auf die zwölf Tafeln habe graben lassen, dazu berechtiget werde. Doch eitle Zuflucht! Appius, der die

Gesetze gemacht hat, weis sie auch nach seinem Willen auszulegen. Ihr Wille ist, noch seiner Meinung gar nicht, einem Vetter dasjenige zu vergönnen, was man einem Vater, wenn er es als Väter begehrte, ohne Grausamkeit nicht versagen könnte. Die Umstände sind hier ganz anders. Der Decemvir verlangt also, daß man seinem Befehle ohne Aufschub nachkommen solle, weil er jezt unumgänglich Angelegenheiten des Staats besorgen müße, und also nicht länger überlästige Reden anhören könne, die zu nichts taugten.

Sein unwürdiger Liebling scheint darüber vergnügt; Virginia aber, welche bis hieher ein finstres Stillschweigen beobachtet hatte, glaubt nunmehr, es brechen zu müssen. Sie will die List dieses schändlichen Urtheils entdecken, und der ganzen Welt offenbaren, warum die Bosheit ein so gräßliches Verfahren wider sie beginne. Sie ist auf das äusserste gebracht, und hat sich für nichts mehr zu scheuen. Die Menschen hören sie ohne Erbarmung an, sie muß also die Götter zu ihrem Beystande anrufen, ehe Appius sie ohne Vertheidigung finde, und seine schändliche Begierden zu stillen, vermögend sey. „So mache ich dann kund, sagt sie zu dem „Decemvir mit erhabner Stimme, daß die viehische und strafbare Leiden„schaft die einzige Ursache ist — — Hier fällt ihr Appius ins Wort und sagt: „mach ein Ende, nichtswürdige Sklavin.“ Und hierauf befiehlt er dem Claudius die Kühnheit dieses Weibsbildes zurück zu halten, und seinen Schergen, an die Vollstreckung seines Befehls Hand anzulegen.

Der Liebling ergreift Virginien sogleich bey der Hand, und diese unglückliche Römerin, deren Klagen nichts verhindern kann, bemüht sich, sich mit Gewalt loszureissen, und ruft aufs neue: „Römer! Icilius!

Hierdurch scheint sie den Zorn des Claudius erregt zu haben, welcher ihr den Mund zuhalten will, und ihr zu schweigen befiehlt, oder zu fürchten, daß er sie mit Gewalt dazu nöthigen werde.

Diese Härte bringt endlich den Numitor auf; er ermahnt den Claudius die Ehre der Virginia auf solche Art nicht zu beleidigen, sondern er und sein Herr möchten sich so lange mäßigen, bis man sie angehöret habe; doch Virginia läßt ihn nicht weiter reden. Sie ist in ihrer Verwirrung allzu aufgebracht, und glaubt fest, daß sie in ihrem geliebten Icilius einen hitzigern und standhaftern Vertheidiger finden werde, und fährt daher fort, zu rufen: „Komm! fordre deine Gattin „wieder! Wo bist du? Warum hörst du mein Geschrey nicht?

## Sechster Auftritt.

Sie wird in ihrer Erwartung nicht betrogen. Icilius hört sie, antwortet ihr, erscheint den Augenblick, reißt sie mit Gewalt aus den Händen den Claudius, und spricht zu diesem Treulosen: „Weg, Bar-„bar! Du mußt keine Hand entheiligen, die mir selbst nicht erlaubt ist, „zu berühren! Dein scheußliches Unternehmen ist gar bald, von Mund „zu Mund, bis zu meinen Ohren gelangt. Das Volk breitet es bereits „als das abscheulichste deiner Verbrechen aus, und die Neugierde hält „noch diejenigen auf dem Markte zurück, die du hier und da zerstreut „siehst. Deine Forderung scheint ihnen so sonderbar, daß sie dir sie kaum „zu trauen. Sie warten voll Scham und Wuth, daß man sie ihnen „bekräftige. Du allein bist bey deiner frechen Unternehmung blind, und „bestehst darauf, eine Person zu mißhandeln, die dir nichts als Ehrer-„biethung einflössen sollte. Umsonst, Tollkühner, schmeichelst du dir, sie „zu erhalten. Wie hast du dir einbilden können, daß sie dir jemand zu-„sprechen werde, so lange Icilius noch lebt?

Durch diese Frage fühlt sich der Decemvir beleidiget, und ergreift sogleich das Wort, und sagt: „Wenn Rom einen obersten Richter erkennt, „kann die Gerechtigkeit wohl noch durch die Furcht aufgehalten werden? „Dieses zu versuchen, kömmst du zu spät, Icilius. Deine Drohungen „werden mich nicht bewegen, dasjenige zu wiederrufen, was ich einmal „gesprochen habe.

Doch diese hochmüthige Antwort ist auch eben so wenig vermögend, den muthigen Icilius abzuschrecken. Er ist ganz anders als Numitor, und erklärt dem Decemvir, daß er sich nicht werde begnügen lassen, sich seinem ungerechten Urtheile durch blosse Worte zu widersetzen. Er hat noch in seinem Arme Stärke genung, die grausame Wuth des Appius und seiner Anhänger zurück zu halten. So lange er lebet, wird er es zu verwehren wissen, daß ihm Claudius seine Gattin entreisse, und sie zu einer Beute der viehischen Lust des Decemvirs mache. War es für den grausamen Appius nicht genug, daß er die Consuls und Tribune, welche eine sichre Zuflucht für den Adel und für das Volk waren, aufhob? Hätte er sich nicht damit sollen begnügen lassen, daß er den Römern die stärkste Stütze ihrer Freyheit geraubet, indem er dem Volke durch seine Treulosigkeit, die Berufung auf die allgemeinen

Versammlungen benommen? Will er noch durch eine andre abscheuliche List die Ehre der keuschen Römerinnen kränken, und sie zu seinen Ausschweifungen mißbrauchen? Mag er doch mit allem, was er als Reichthum ansieht, den Durst, der ihn verzehret, löschen. Mag er ihn doch, wenn dieses nicht genug ist, in dem reinen und edeln Blute der Römer kühlen: nur verehre er wenigstens ihre Gattinnen, und suche sie nicht zu Opfern seiner wüthenden Wollust zu machen. Es schickt sich für römische Seelen nicht, sich bis zur Erduldung einer solchen Entehrung herabzulassen. Als Erben der Keuschheit ihrer Vorfahren, bewahren sie in dieser Tugend das Andenken ihrer ersten Stifter. Appius, wenn er es darauf ankommen läßt, soll erfahren, daß es noch Männer giebt, welche dem Beyspiele des Brutus zu folgen, fähig sind. Er soll wissen, daß obgleich die Furcht die Bewegungen, die unter den Volke entstehen, unterdrückt, er dennoch deswegen nichts mehr gesichert ist. Der, der den Brutus in der Liebe nachahmet, wird es ihm auch an Entschlossenheit und Muthe gleich thun. Wie? Icilius sollte von der Hand des nichtswürdigen Unterhändlers der unreinen Lüste des Decemvirs, die anbetungswürdige Schönheit empfangen, die ihm von ihrem Vater selbst versprochen ist. Nein, nein. Appius schmeichle sich dessen nur nicht. Er lege diesen Wahn ab, und lasse sich von seiner Leidenschaft nicht verblenden. Die Römer, welche den Icilius begleiten, und mit einem scharfen Blick alles, was vorgehet bemerken, werden sein unbilliges Urtheil niemals unterschreiben. Die Soldaten kennen gleichfalls die Tapferkeit und Verdienste des Virginius allzugut, als daß sie bey dergleichen Gelegenheit einem so großen Manne entstehen sollten. Wenn sich aber auch niemand dieser Ungerechtigkeit widersetzen, noch sich der Ehre des Schwiegervaters und des Eidamms annehmen sollte, so sind die zwey Verliebten allein vermögend genug, die sträflichen Anschläge des Decemvirs fehl schlagen zu lassen.

Durch die Entschlossenheit, mit welcher Icilius dieses spricht, wird einer von den Römern aus seinem Gefolge dreuste gemacht, und erklärt öffentlich, daß er bey einem so gerechten Unternehmen auf den Beystand aller seiner Mitbürger, sobald er ihn nöthig haben werde, Rechnung machen könne.

Alle diese Reden werden von dem Apppius frech und unverschähmt gescholten; gleichwohl aber machen sie einigen Eindruck bey ihm. Er thut,

als ob er sie nicht so wohl für eine Folge der Liebe des Icilius gegen Virginien, sondern für eine Wirkung des boshaften Neides dieses Römers hielte, welcher gerne einen Aufstand unter dem Volke anspinnen, und vermittelst desselben das Ansehen des Tribunats, nachdem er strebe, wieder herstellen möchte. Unter dem Vorwande also, daß er mehr Klugheit als Rache zeigen wolle, um seine Aufführung zu rechtfertigen und dem Icilius alle Gelegenheit zu einem Aufruhre zu benehmen, ist er es zufrieden, daß Virginia ihre Freyheit so lange wieder erhalte, bis der Handel vor seinem Richterstuhle geschlichtet sey. „Ich befehle, spricht „er, daß diese Unglückliche, deren Namen ich noch nicht einmal weis, „frey bleibe, und ich hoffe, daß Claudius, aus Liebe zur Ruhe des „Vaterlandes, darein willigen werde.

Claudius findet keine Ursache sich darwider zu setzen. Die vorgegebene Gerechtigkeit, die er begehrt, ist bloß aufgeschoben. Alles was er verlangt, ist dieses, daß Icilius Virginien nicht ohne Gewehrleistung überkomme. Ein Römer von dem Gefolge des Icilius erbiethet sich, mit allen seinen Gefehrten dafür zu stehen; doch Icilius, welche ihre Dienste auf eine wichtigere Gelegenheit versparen will, wenn sich dergleichen zeigen sollte, dankt ihnen, und schlägt sich mit den Anverwandten der Virginia selbst als hinlänglich sichere Gewehrleister vor, die Appius in Ansehung ihrer Personen und des Ranges, den sie begleiten, nicht ausschlagen könne.

Der Decemvir, welcher genöthiget ist, sich in die Zeit zu schicken, macht auch nicht die geringste Schwierigkeit sie anzunehmen, und wendet dieses zur Ursache vor, daß er dadurch seine Redlichkeit rechtfertigen, und seine größere Neigung zur Gnade als Strenge, an den Tag legen wolle, ob er gleich, dem Rechte nach, befugt sey, sie nicht anzunehmen, wenn er nicht wolle, wie er den Numitor davon überzeugt zu haben, sich schmeichle.

## Siebender Auftritt.

Nachdem sich Appius und sein Liebling hierauf wegbegeben haben, so drückt Virginia ihrem Befreyer alle ihre Dankbarkeit aus. Sie ist ihm ihre Ehre und ihre Freyheit schuldig; zwey Schätze, die sie für kostbarer hält, als ihr Leben. Sie wollte daher fast, daß sie ihn noch nicht zu ihrem Gemahl erwählt hätte, damit sie ihm so große Wohlthaten

durch das Geschenk ihres Herzens bezahlen könne. Alles was sie thun kann, ist, ihm auf ewig diese Freyheit, die sie von ihm habe, zu weihen, wenn er sie, als ein Gut, das ihm ohnedem zugehöret, annehmen will.

Diese Belohnung ist allzuschmeichelhaft, als daß sie Icilius nicht mit dem größten Eifer annehmen sollte. Je reizender sie ihm aber vorkömmt, desto mehr bedauert er es, daß er nicht alle seine Anhänger bey sich habe, um Virginien von aller Unruhe durch die gänzliche Stürzung ihres Feindes befreyen zu können; allein er hat derselben nur eine Handvoll aufraffen können, und auch die zwey Rathsglieder mangeln ihm, weil sie entweder, was ihm begegnet sey, nicht erfahren haben, oder, wie er vermuthet, so schleunig ihm nicht zu Hülfe haben kommen können. In Ansehung seiner wenigen Kräfte hat er sich also noch Glück zu wünschen, daß er dem ungerechten Appius nur so viel Furcht eingejagt, daß er nicht nach aller Härte seiner Gewaltsamkeit verfahren.

Virginia giebt dem Icilius zu verstehen, daß sie, was den Valerius und Horatius anbelange, ganz anders denke; sie verspart es aber bis auf eine andre Zeit, sich deutlicher zu erklären, weil jezt keine vortheilhafte Gelegenheit dazu ist, und sie übrigens beyde herzu kommen sieht.

## Achter Auftritt.

Valerius und Horatius rennen eiligst herbey, und versichern den Icilius, daß sie, so bald sie das, was vorgegangen sey, erfahren hätten, auf das ungesäumteste zu ihm geeilet wären, sogar, daß sie sich nicht einmal Zeit genommen, ihre Leute davon zu unterrichten.

Icilius antwortet ihnen, daß die Eilfertigkeit sehr wichtig hätte seyn können, wenn der kühne Appius auf seiner gräßlichen Treulosigkeit bestanden wäre; daß er aber auf ihre Tapferkeit Rechnung mache, im Fall diesen Nachmittag die ungerechten Forderungen des Claudius, über welche der Decemvir alsdann sprechen werde, über das Recht siegen sollten.

Ob ihm nun schon die zwey Rathsglieder ihr Wort geben, daß sie ihm mit allen ihren Leuten beystehen wollen, so scheint doch Virginia, welche noch immer mißtrauisch ist, ihnen nicht viel Glauben beyzumessen. Sie bemüht sich daher, durch Vorstellungen, wie sie nur immer, ihren Ehrgeiz rege zu machen, fähig seyn können, sich der Wirkungen dieses

Versprechens zu versichern, und bringet ihnen eine neue Bekräftigung ab, daß sie sie nicht verlassen wollen.

Nach so oft wiederhohlten Angelobungen, glaubt Icilius, daß er nichts mehr zu fürchten habe, und legt alles Mißtrauen bey Seite. Endlich ist Numitor der Meinung, daß man zusehen müsse, ob Virginius, welchen man erwarte, angekommen ist, um mit ihm zu überlegen, was nunmehr zu thun sey. Es gehet also ein jeder ab, ausgenommen Valerius und Horatius.

### Neunter Auftritt.

Diese zwey sind erfreut, daß sie alle Gemüther zur Rache geneigt sehen, und die Geschicklichkeit gehabt haben, dem Icilius ihre wahre Triebfeder zu verbergen. Sie argwohnen zwar, daß Virginius und Numitor viel zu scharfsichtig sind, als daß sie sich hinters Licht sollten führen lassen. Aber was verschlägt es ihnen, wenn einem jeden für sich daran gelegen ist, die Sache zu treiben, und ein jeder seinen besondern Vortheil in der Verschwörung findet. Sie beschliessen also, ehe sie abgehen, daß sie fortfahren wollen, die Hofnung dieser zwey Alten zu unterstützen, ihren Zorn in Gluth zu erhalten, und alles zu einem glücklichern Ausgange vorzubreiten. „Das hiesse nicht siegen, sagt Horatius, wenn „Virginia frey und Rom in Knechtschaft bliebe.

## Fünfter Aufzug.

### Erster Auftritt.

Nachdem Virginius aus dem Lager angelangt, begiebt er sich auf den Markt, in Begleitung des Icilius, des Numitors, der Virginia, der Publicia und eines Trupps von Römern und Römerinnen. Hier nun beklagt er sich gleich Anfangs, seine Ehre den viehischen Lüsten des Appius, und der Betriegerey des Claudius zum Raube ausgesetzt zu sehen. Da ihm die Götter Numitorien genommen, so hätten sie ihm wenigstens Virginien gelassen, um ihm in seinem Alter zum Troste zu dienen; aber nun muß diese unschuldige Schöne die Leidenschaft eines ehrlosen Wollüstlings erwecken, und dadurch ihrem Vaterlande zu einem Gegenstande des Aergernisses werden. Was für Kränkung ist dieses nicht für ihn! Wenn er nur noch einige Hofnung, einige Zuflucht vor sich

sehe! Aber so fehlt ihm alles. So viel Eifer Valerius und Horatius zu haben, sich auch stellen, so glaubt er doch nicht, daß er grosse Rechnung auf sie machen dürfe. Hat man ihm nicht gesagt, daß sie sich nicht eher gezeigt hätten, als bis Icilius Virginien schon wieder frey gemacht, und daß sie noch darzu ganz allein gewesen? Hätten sie eine vorsichtigere Aufführung beobachten können? Virginius kennt ihre Maximen. Sie mögen sagen oder thun, was sie wollen, so weis er doch, daß sein Nutzen dasjenige gar nicht ist, was sie zur Absicht haben. Ihre verschlagne Staatsklugheit hat sie die Ausführung hochmüthiger Anschläge, die sie gemacht haben, bis jezt versparen lassen. Diese zu Stande zu bringen, ist das einzige, worauf sie sinnen; sie suchen nichts als die Gemüther zu erbittern, und alsdann sich die Gelegenheit zu Nutze zu machen. Sobald die Sachen so beschaffen seyn werden, daß sie nichts mehr zu fürchten haben, werden sie sich aller Heftigkeit ihrer herrschsüchtigen Wuth überlassen. Was wird die Frucht des glücklichen Ausganges ihrer Unternehmungen seyn? Die Wiederherstellung der Consuls. Sie werden die Namen der Obrigkeit ändern, in der That aber wird die Unterdrückung immer eben dieselbe bleiben. Auf das Volk darf man auch keine Rechnung machen, weil ein Nichts es in Bewegung sezt und ein Nichts es auch beruhiget. Wenn es einmal aufgebracht ist, so wird es sich der Gefahr mit Ungestüm aussetzen, so lange es sich nehmlich einbildet, daß man ihm nur wenig wiederstehe, oder gar vor ihm fliehe; merkt es aber, daß man sich nicht vor ihm scheuet, so wird es gar bald seiner natürlichen Furchtsamkeit nachgeben. Man muß sich übrigens nicht einbilden, daß Appius noch einmal sein tyrannisches Ansehen brauchen werde, ohne vorhero alle nöthige Maaßregeln genommen zu haben. Die ungerechten Urthelssprüche seiner Leidenschaft vollziehen zu lassen, wird er ohne Zweifel die Truppen zu Hülfe nehmen, deren eine grosse Anzahl in dem Capitolio ist. Er läßt gemeiniglich nichts auf den Zufall ankommen. Er thut alles mit Vorsichtigkeit. Hat man nicht einen Beweis von seiner List an dem Befehle, welchen er an den Cornelius stellte, daß er den Virginius nach Rom zu kommen verhindern solle? Dieser Befehl kam zu eben der Zeit im Lager an, als Virginius von dem Numitor Bericht erhielt; und es war bereits alles sowohl veranstaltet, daß er schwerlich würde haben durchkommen können, wenn er nicht die allerunbekanntesten Schleifwege genommen hätte. Kurz, alles bringt ihm das größte Mißtrauen gegen den Decemvir bey. Virginius sieht

nichts, was seine Verwirrung und seine Unruhe nicht vermehre. Je mehr er nachdenkt, desto bestürzter wird er. Er fürchtet zwar nicht, daß es ihm an Muthe, allem zu widerstehen, fehlen werde; aber Virginiens Zustand zerreißt ihm das Herz. Gesetzt auch, daß die gute Sache siege, so wird es doch gewiß nicht anders, als durch die Gewalt der Waffen geschehen können, und seine geliebte Tochter wird allzeit Gefahr laufen, entweder die Ehre oder das Leben zu verlieren. „So habt ihr mich, „mächtige Götter, ruft er aus, keiner andern Ursache wegen so vielen „Gefahren, in welchen ich mich befunden habe, entrissen, als um mich „heut solchen Widerwärtigkeiten Preis zu geben? Habt ihr nur deswegen „die Dauer meines hohen Alters verlängert? Habt ihr nur deswegen — — —

Hier unterbricht Virginia ihren Vater, und will seinen Schmerz zu lindern, versuchen. Sie bemüht sich, ihm die Hofnung einzuflössen, daß das Glück vielleicht Mitleiden mit ihr haben, oder auch nach seiner eignen Unbeständigkeit, sich für sie erklären werde. Allenfalls aber, versichert sie, lieber das edle Blut, welches in ihren Adern rinne, zu vergiessen, als entehren zu lassen. Dieser heldenmüthige Entschluß thut dem Alten Genüge, welcher, so lange seine Tochter darinne beharren werde, kein widriges Schicksal fürchten zu dürfen versichert.

Numitor will ihn des Valerius und Horatius wegen beruhigen. Ob er schon selbst in ihre Treue ein Mißtrauen setzt, so behauptet er doch, daß sie bey gegenwärtiger Gelegenheit, ihren Beystand nimmermehr versagen können. Es scheint ihnen zu viel daran gelegen zu seyn, daß Appius über den Widerstand des Virginius und des Volkes, auf welchen sie alle ihre Hofnung gründen, nicht siege.

Icilius geht noch weiter. Wenn auch alle beyde, Valerius und Horatius ausbleiben sollten, so versichert er doch, daß Virginius Numitor und er, unter dem Beystande der jungen Mannschaft, welche ihn begleite, und deren Tapferkeit schon bekannt sey, über die Gewalt und den Stolz des Decemvirs lachen könnten. Unterdessen ist er aber noch immer für diese zwey Patricier eingenommen, und ist nicht damit zufrieden, daß man sie durch einen schimpflichen Verdacht beleidige. Sie sind nur noch vor einem Augenblicke bey ihm gewesen, und haben ihm die Versicherungen ihrer Treue und ihrer Freundschaft erneuret. Dieses ist, nach seiner Meinung genug, blindlings auf sie und ihre Anhänger, welche zahlreich, tapfer und entschlossen sind, zu trauen.

Auf diese Rede versichert Virginius, daß es gar nicht sein Wille sey, diese zwey Rathsglieder zu verschreyen. Sein hohes Alter und seine lange Erfahrung haben ihn gelehrt, daß sie es nicht für schimpflich halten, ihren eignen Nutzen dem zufälligen Vortheile ihrer Freunde vorzuziehen. Er zweifelt auch eben so wenig an der Tapferkeit und Entschlossenheit der Anhänger des Icilius; er befürchtet nur, daß nicht alle, die sich einlassen möchten, eben dieselbe Tapferkeit zeigen, und daß sie nicht sowohl Vertheidiger abgeben, als bloß die Zahl vermehren werden. Wollte sich wohl Icilius unterfangen, ihm diesen Argwohn zu benehmen? Oder wollte er ihm wohl beweisen, daß dieses weder natürlich, noch glaublich, noch wahrscheinlich wäre? Uebrigens lassen den Virginius sein Alter, seine Gemüthsart väterliche Liebe nichts glückliches voraussehen. Er setzt alle seine Hofnung auf die jungen Römer, welche ihm Icilius so sehr rühmet. Ihnen kömmt es zu, die Vertheidigung eines unglücklichen und betrübten Alten über sich zu nehmen. Ihnen kömmt es zu, Virginien, diese traurige Schöne von einem Schicksale zu befreyen, von welchem die Freyheit der keuschen Römerinnen abhängt. Alles, was Virginius von ihnen verlangt, um die Frucht eines so wichtigen Unternehmens nicht zu verlieren, ist dieses, daß sie alle ihre Thaten nach dem Plane, den er ihnen durch sein Beyspiel zeigen werde, einrichten möchten. Er will auch, daß Icilius die Klugheit allem vorziehe, und so lange an sich halte, bis er den Dolch in seiner Hand sehen werde.

Ob nun gleich so viel Mäßigung gar nicht nach dem Geschmacke des Icilius ist, so bequemt er sich doch, aus Achtung und Ehrfurcht gegen den alten Virginius, nach dessen Willen. Die Römer folgen seinem Beyspiel, und nachdem Virginius verlangt, daß sie sich durch einen Eid anheischig machen sollen, so willigen Icilius und die übrigen darein. Endlich muß ihm auch Virginia versprechen, ihre Thränen und ihr Geschrey nach seinem Befehle einzurichten.

## Zweyter Auftritt.

In dem Augenblicke kömmt der Decemvir in Begleitung des Claudius, und unter Bedeckung der Schergen und Soldaten dazu, welche sich um den Richterstuhl, auf den er sich setzt, stellen. Er thut gleich Anfangs, als ob er von allen Bemühungen, die man, das Volk aufzubringen, angewendet habe, hinlänglich unterrichtet sey, und drohet daher

alle seine Gewalt und Entschlossenheit anzuwenden, diejenigen zurück zu halten und zu bestrafen, welche kühn genug seyn würden, die öffentliche Ruhe zu stören, und die Gerechtigkeit zu verhindern, welche in dem Staate die Grundfeste der Freyheit sey. Er wirft hierauf dem Virginius vor, daß er aus dem Lager entlaufen und nach Rom ohne Urlaub, seinem Eide zuwider, gekommen sey. Er setzt voraus, daß er von dem Cornelius Nachricht davon müsse bekommen haben, und will, daß eine weit wichtigere Sache darunter verborgen sey, als der Handel mit Virginien. Damit er unterdessen zeige, wie wenig er sich deswegen beunruhige, so befiehlt er dem Claudius, sogleich seine Forderung vorzutragen, und dem Virginius, seine Sache zu vertheidigen.

Claudius gehorchte ohne Anstand; und behauptet zu Unterstützung seines Vorgebens, daß Numitoria unfruchtbar gewesen sey, und erbiethet sich, seine Sklavin Servilia und verschiedne andre Personen abhören zu lassen, welche an dem Verkaufe und an der Unterschiebung Theil gehabt hätten.

Virginius hebt damit an, daß er seine Zurückkunft nach Rom vertheidiget. „Auf die Nachricht, sagt er zu dem Decemvir, die man mir „von dem, was Virginien zugestossen, ertheilte, und von deren Wahrheit „ich jetzt durch die Gefahr, welcher sie deine Leidenschaft aussetzet, nur „allzuwohl überzeugt werde, habe ich das Lager verlassen, um zu ihrem „Beystande herzuzueilen. Was die Erlaubniß des Cornelius anbelangt, „von welcher du vorgiebst, daß sie unumgänglich nothwendig gewesen sey, „wenn man mich nicht als einen treulosen Ueberläufer betrachten solle, „so glaube ich, daß ich sie deswegen ganz wohl habe entbehren können, „weil man noch zweifelt, ob das Ansehen dieser obrigkeitlichen Person „rechtmäßig ist. Vorausgesetzt also, daß mich bloß meine Ehre, und nicht „das, was du etwa erdenken willst, nach Rom gebracht habe; so laß uns „nunmehr zu der Sache selbst kommen, welche dieser Rechtshandel betrift.

Er wendet sich hierauf gegen den Claudius und bestreitet dessen Vorgeben bis auf den ersten Grund. „Weit gefehlt, fährt er fort, daß „Numitoria unfruchtbar gewesen ist; ich habe vielmehr von ihr eine „zahlreiche Nachkommenschaft erhalten, die mir aber, bis auf die schöne „Virginia, das genaueste Ebenbild aller meiner übrigen Kinder, der „Tod entrissen hat. Dieses werden verschiedne von denen, die mich jezt „hören, bezeugen können. Doch wenn auch niemand etwas davon wüßte,

„ist es wohl wahrscheinlich, daß sie ihrer Unfruchtbarkeit durch die Tochter „einer Sklavin würde haben aushelfen wollen? Sollte sie sich nicht viel „eher an eine Freygebohrne gewendet und von dieser etwa einen Sohn „zu erhalten gesucht haben, welcher den Glanz seiner ehrlichen Herkunft „nicht verläugnet hätte? Und wenn auch noch dieses einigen Zweifel litte, „und die Lügen dieses nichtswürdigen Betriegers noch nicht deutlich genug „an den Tag legte; kann man wohl glauben, daß dieser Elende es so „lange sollte haben anstehen lassen, ein Gut, das ihm zugehöre, wieder „zurück zu fordern? Ist es wohl zu glauben, daß er so lange werde ge„wartet haben, bis die ganz besondere und vollkommene Schönheit der „Virginia, welche von dem Neide selbst gepriesen wird, ein Gegenstand „seiner Unverschämtheit, welche das Eigenthum aller Lasterhaften ist, gewor„den wäre? Beweiset diese Aufführung nicht, daß in Ermangelung eines „gegründeten Rechts, die Ursache, die ihm seine böse Gemüthsart darge„bothen, falsch und erdichtet sey?

Ein jeder andrer, als Appius, würde vielleicht nicht wissen, was er auf so triftige Vertheidigungen antworten solle; ihm aber, der in allen Ränken so geübt ist, fehlt es an Ausflucht gar nicht. Er ist es selbst, der für den Claudius antworten will. Er ist, seines Gewissens wegen dazu verbunden. Jedermann weis, wie ergeben ihm Claudius sey, und kann sich also leicht einbilden, daß er bey aller vorfallenden Noth seine Zuflucht zu seinem Beschützer werde genommen haben. Er nimmt also daher den Vorwand zu versichern, daß ihm Claudius schon vor vielen Jahren inständigst gebeten habe, ihn zu dem Eigenthume derjenigen wieder zu verhelfen, welche Virginius für seine Tochter halte. Er betheuert es, daß dieser Römer beständig wegen seines Rechts bey einerley Gründen geblieben sey, und sich allezeit auf dieselben Zeugen beruffen habe, auf die er sich heut beruffe. „Die öffentlichen Angelegenheiten, setzt er hinzu, „und die vorgefallenen Veränderungen der Regierung, sind wegen der „vielen Beschäftigungen, die ich dabey gehabt, die Ursache dieses langen „Aufschubes. Nun aber, da Claudius auf seiner Forderung besteht, „kann ich mich nicht weigern, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

„Wie? ruft Virginius. Ist es möglich, Appius, daß dich deine „Blindheit, der offenbaren Wahrheit ungeachtet, ein solches Urtheil fällen „läßt? Bemerkst du denn nicht, daß sich dieser Betrieger auf Zeugen be„ruft, und doch keine vorstellt? Willst du das Volk aufs neue zu schreyen

„bewegen? Willst du seine Ruhe nochmals auf das Spiel setzen? Ver„dienen die Töchter der Römer, daß du ihnen ohne Untersuchung, mit „so vieler Härte und Verachtung begegnest? Nimm dich in Acht, daß ein „solches Verfahren . .

Diese Rede beleidiget den Appius zu sehr, als daß er sie nicht unterbrechen sollte. Er steht zornig auf und spricht: „Meine Wuth wird „aufgebracht, da ich die Vollziehung meines Urtheils durch deine bos„haften Ausflüchte so lange verzögern sehe. Du willst ohne Zweifel die „Anhänger des Icilius dadurch Zeit gewinnen lassen, sich zu versamm„len; doch meine Wache soll mir bald Gehorsam verschaffen. Gleich, „Schergen und Soldaten, macht, daß dem Eigenthümer seine Sklavin „wieder zugestellt werde.

Diese setzen sich hierauf sogleich in Bewegung; doch Virginius hält sie zurück, in dem er vorstellt, daß die Gewalt gegen ein Weibsbild, welche nichts als ihre Thränen entgegen stellen könne, ganz unnöthig seyn würde. Es scheint ihm übrigens, daß Claudius, ohne etwas zu befürchten, warten, und Appius einige Vorschläge, die er thun wolle, anhören könne, weil sie doch die Macht in Händen hätten. Dieser unglückliche Vater will noch einen neuen Versuch wagen, Virginien zu retten. Es ist ihm nicht möglich die natürliche Zärtlichkeit abzulegen, er will also lieber sein ganzes Vermögen hingeben, wenn man ihm nur diese geliebte Tochter lassen wolle. Er will nichts als die Waffen behalten, das Eigenthum eines jeden würdigen Bürgers. Seine langen Dienste, seine bekannten Thaten, seine Lorbeern, seine Wunden, sein hohes Alter, sein durch die Last und Beschwerlichkeiten des Krieges entkräfteter Körper, sind die Gründe die er zur Genehmhaltung dieses Vergleichs anführt. Er beschwört den Decemvir einige Achtung davor zu haben, und nicht zuzugeben, daß ein so schlechtes und unschuldiges Mittel die Partheyen zu vereinigen, fruchtlos bleibe.

Doch Claudius will von keinem Vergleiche hören. „Kein Vortheil, „sagt er, kann die Beschimpfung wieder gut machen, die man meiner „Redlichkeit erwiesen hat.

Und Appius seines Theils behauptet, daß diese Betrachtung, welche die Ehre zum Grunde habe, ihm den Mund schließe, und die Hände binde.

Umsonst bestehet Appius sowohl bey dem einen als bey dem andern

darauf. Claudius versichert, daß seine eigne Ehre ihn einen so vortheilhaften Vergleich auszuschlagen nöthige; und der Decemvir schützt seine Unpartheylichkeit vor, ihn zu befehlen. Alles, was der verzweifelnde Vater erhalten kann, ist, daß er mit seiner Tochter noch insgeheim reden darf, und zwar unter dem Vorwande, wo möglich, einige Erläuterungen von ihr zu erhalten, die seinen Schmerz etwa lindern könnten. Appius legt ihm aber gleichwohl die Bedingung auf, daß sie Claudius nicht aus dem Gesichte verlieren solle, worein Virginius auch willigen muß, und es verspricht. Der Vater und die Tochter begeben sich also zusammen weg, und Claudius folgt ihnen.

## Dritter Auftritt.

Nachdem sie weg sind, befiehlt der Decemvir allen übrigen sich gleichfalls fortzubegeben, weil, wie er sagt, der Proceß aus sey, und sein Urtheil nicht aufgehoben werden könne. Er droht so gar, sie mit Gewalt dazu zu zwingen; doch der muthige Icilius, welcher bis jetzt ein tiefes Stillschweigen beobachtet hat, antwortet ihm. „Deine Befehle, Appius, „erschrecken mich nicht. In Erwartung andrer, kann ich mich noch nicht „von hier begeben.

„Wie? versetzt Appius; so ist mein Zorn nicht vermögend deine „Kühnheit im Zaume zu halten. Auf dann, Schergen und Soldaten . .

## Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des Valerius und Horatius unterbrochen, welche an der Spitze einer Menge Römer herbey eilen. Diese zwey Rathsherren brauchen weiter keine Mäßigung. Sie werfen dem Decemvir öffentlich seine Tyranney und seine Ausschweifungen vor. Sie dringen darauf, daß er Virginien ihrem Vater zurückgeben, oder des Mißvergnügens so vieler rechtschafnen Leute, die sie zurück verlangen, und die ihn ohne dieses Verbrechen schon verabscheuen, gewärtig seyn solle. Doch Appius beharrt halsstarrig bey seiner Verirrung und antwortet mit zuversichtlicher Mine: „Ob ich gleich den ungestümen Lerm „sehe, auf welchen sich eure Kühnheit stützet, so werden die Drohungen „meinen Arm doch nicht abwenden, so lange ihn die Gerechtigkeit selbst „lenket.

## Fünfter Auftritt.

In diesem Augenblicke erscheint Virginius wieder, mit einem blutigen Dolche in der Hand, und spricht einige abgebrochne Worte, welche seine Verwirrung, seinen Schmerz und seine Verzweiflung ausdrücken. Alle die ihn sehen sind in der größten Erwartung, und einen jeden schauert, als endlich der unglückliche Greis anhebt: „Es ist geschehen, Barbar; es „ist geschehen. Ich habe für meine Ehre nichts mehr zu fürchten. Dieser „Dolch hat eben der schönen Virginia das Leben genommen, welche mit „Vergnügen ihre Jugend und ihre Reize aufgeopfert, um ihre Tugend „zu retten und sie gegen deine strafbaren Begierden in Sicherheit zu setzen. „Auch der nichtswürdige Claudius ist durch mein Schwerd umgekommen.

„Nun aber, liebsten Freunde, . . welche Wuth bemeistert sich mei„ner! . . Wenn meine grauen Haare einigen Trost von euch hoffen können; „wenn das schöne und unschuldige Opfer, welches ich habe schlachten müssen, „die unbeweglichsten Herzen rühren kann; wenn die mächtige Liebe des „Vaterlandes ihre Rechte zurück heischt; wenn der offenbare Mißbrauch „der obersten Gewalt, eure alten Gesinnungen wieder erweckt; wenn euch „die Knechtschaft schimpflich und entehrend scheinet: so steht mir wider „dieses Ungeheuer bey. Halte nicht länger an dich, tapfrer Icilius. „Und ihr, edle Rathsglieder, verbindet euch mit mir. Ob ihr schon bis „jetzt, uns zu Hülfe zu kommen, gezaudert habt, so erlaubt euch doch „noch die Zeit, an der gemeinen Rache Theil zu nehmen.

„Die erniedrigte Vernunft verlangt den Tod des Tyrannen. Das „Blut einer unglücklichen Römerin verlangt ihn.

Welchen Streich versetzt diese Nachricht dem verliebten Icilius! Sein Haß, seine Wuth, sein gerechter Zorn gegen den Decemvir kennen weiter keine Grenzen. Er zieht so gleich den Degen, und da die übrigen alle ein gleiches thun, so stürzen sie insgesammt auf den Appius und seine Wache. Die zwey Rathsglieder treten auf ihre Seite, und der stolze Appius, welcher viel zu schwach ist, einen so harten Anfall auszuhalten, ist genöthiget mit seinen Leuten in das Capitolium zu fliehen.

## Sechster Auftritt.

Indem man ihn verfolgt, beklagt Publicia mit den andern Römerinnen das traurige Schicksal der Virginia, und die unglücklichen

Umstände, in welchen sie sich selbst befinden. Sie sehen überall nichts als Grauß, Verwirrung und Schrecken. Und indem sie so zwischen Furcht und Hoffnung schweben, bitten sie die Götter das Leben der tapfern Verschwornen zu erhalten, und ihren Waffen Sieg zu verleihen.

## Siebender und letzter Auftritt.

Unterdessen verbleiben sie nicht lange in dieser grausamen Ungewißheit. Icilius kömmt, mit seinem vom Blute rauchenden Degen in der Hand, zurück, und meldet ihnen den Tod des verhaßten Appius.

Diese Nachricht lindert ein wenig den Schmerz der Publicia; doch ist dieses für sie, deren Herz von dem Verluste ihrer Gebietherin auf das empfindlichste durchdrungen ist, und die nach nichts als nach Rache dürstet, noch nicht genug. Sie muß zu ihrer Tröstung noch wissen, wie der Barbar umgekommen ist. Sie ersucht den Icilius, es ihr zu erzehlen, damit sie an der Ehre dieses Ausganges Theil nehmen könne; und Icilius thut ihr mit folgenden ein Genüge.

„Kaum waren wir, Publicia, über ihn her gefallen, als ihn seine „Schergen und seine Soldaten verliessen. Sie flohen und zerstreuten sich, „ohne einen Streich zu wagen, die einen aus Haß, die andern aus Furcht. „Als der Tyrann sich von den Schwerdtern umringt sahe, und gewahr „ward, daß ich bereits den Arm erhoben hatte, ihn ohne Erbarmen zu „durchstossen, so stieß er sich sein eigen Schwerd durch die nichtswürdige „Brust, fast in eben dem Augenblicke, als er von dem meinigen durch„bohrt ward. Der Geschwindigkeit also ungeachtet mit welcher er sich den „Streich versetzte, kann ich sagen, daß ich zu seinem Tode etwas beyge„tragen habe, ob ich ihn schon nicht zuerst verwundet. So bald man ihn „in seinem Blute schwimmend, auf den Boden gestürzt, und unter schreck„lichen Gebrülle den Geist aufgeben sahe, beschlossen alle Verschworne, „ein so grosses Werk nicht unvollendet zu lassen, sondern gingen einmü„thig, auch die übrigen Tyrannen, die an seinen Gewaltthätigkeiten Theil „gehabt, aufzusuchen und zu bestrafen. Ich aber, als ein betrübter und „aufrichtiger Liebhaber, dem kein andrer Gegenstand von dem kostbaren „Gute, das ich verlohren habe, so leicht abwendig machen kann, eile, „meiner geliebten Virginia mit gefälligen Händen die letzte Ehre zu„erweisen. Ich will, ihr Gedächtniß zu verewigen, ihrer Asche ein Grab„mahl errichten, welches sie den spätesten Jahrhunderten überliefern soll.

„Kommt, begleitet mich, ihr getreuesten Freundinnen meiner Geliebten! „Ihr Verdienst und meine Liebe heischen es. Ihr werdet meine Thränen „rechtfertigen, und sie eines so grossen Gegenstandes würdig machen helfen.

Publicia ist über das, was sie gehört hat, vergnügt, und beschließt das ganze Stück mit folgenden Worten: „Komm, Icilius, komm; und „vergiß nicht, dadurch, daß die zwey Bösewichter unbegraben liegen blei„ben, und durch das prächtige Leichenbegängniß, welches du für Virgi„nien vorhast, der Welt zwey Beweise zu geben, daß die Tugend niemals „ohne Belohnung, und das Laster niemals ohne Strafe bleibe!

---

## IV.

## Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remond von Sainte Albine.

Ich habe lange Zeit vorgehabt, dieses Werk des Herrn von Sainte Albine zu übersetzen. Doch Gründe, die ich am Ende anführen will, haben mich endlich bewogen, die Uebersetzung in einen Auszug zu verwandeln. Ich werde mich bemühen, ihn so unterrichtend, als möglich, zu machen.

Unsre Schrift ist schon im Jahr 1747. zu Paris auf zwanzig Bogen in Octav unter folgendem Titel ans Licht getreten: Le Comedien. Ouvrage divisé en deux Parties; par M. *Remond de Sainte Albine.* Ich kann von ihrem Verfasser weiter keine Nachricht geben, als daß er selbst kein Schauspieler ist, sondern ein Gelehrter, der sich auch um andre Dinge bekümmert, welche die meisten, ohne Zweifel, wichtiger nennen werden. Ich schliesse dieses aus seinem Aufsatze sur le Laminage (vom Blechschlagen) wovon ich bereits die dritte Ausgabe habe angeführt gefunden.

Sein Schauspieler ist, wie gleich auf dem Titel gesagt wird, ein Werk, welches aus zwey Theilen besteht. Zu diesen kommt noch eine Vorrede und eine kurze Einleitung.

In der Vorrede wundert sich der Verfasser, daß noch niemand in Frankreich darauf gefallen sey, ein eigentliches Buch über die Kunst Tragödien und Komödien vorzustellen, zu verfertigen. Er glaubt, und das

mit Recht, seine Nation habe es mehr als irgend eine andre verdient, daß ihr ein philosophischer Kenner ein solches Geschenk mache. — — Was er sonst in der Vorrede sagt, sind Complimente eines Autors, die eines Auszuges nicht wohl fähig sind. Man läßt ihnen nichts, wenn man ihnen die Wendungen nicht lassen will.

Die Einleitung fängt mit einer artigen Vergleichung der Mahlerey und Schauspielkunst an. Diese erhält den Vorzug. „Umsonst rühmt sich „die Mahlerey, daß sie die Leinewand belebe; es kommen aus ihren Hän„den nichts als unbelebte Werke. Die dramatische Dichtkunst hingegen, „giebt den Wesen, welche sie schaft, Gedanken und Empfindungen, ja so „gar, vermittelst des theatralischen Spiels, Sprache und Bewegung. Die „Mahlerey verführt die Augen allein. Die Zauberey der Bühne fesselt „die Augen, das Gehör, den Geist und das Herz. Der Mahler stellt „die Begebenheiten nur vor. Der Schauspieler läßt sie auf gewisse „Weise noch einmal geschehen. Seine Kunst ist daher eine von denjenigen, „welchen es am meisten zukömmt, uns ein vollständiges Vergnügen zu „verschaffen. Bey den übrigen Künsten, welche die Natur nachahmen, „muß unsre Einbildungskraft ihrem Unvermögen fast immer nachhelfen. „Nur die Kunst des Schauspielers braucht diese Nachhülfe nicht; und „wenn ihre Täuscherey unvollkommen ist, so liegt es nicht an ihr, son„dern an den Fehlern derjenigen, welche sie ausüben. — — Hieraus folgert der Verfasser, wie unumgänglich nöthig es sey, daß sich diejenigen, die sich damit abgeben wollen, vorher genau prüfen. Sie müssen untersuchen, ob ihnen nicht diejenigen natürlichen Gaben fehlen, ohne welche sie nicht einmal dem allergemeinsten Zuschauer gefallen können. Besitzen sie diese, so kömmt es darauf an, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihnen den Beyfall der Zuschauer von Geschmack und Einsicht erwerben. „Die Natur muß den Schauspieler entwerfen. Die Kunst muß „ihn vollends ausbilden.

Nach diesen zwey Puncten ist das ganze Werk geordnet. In dem ersten Theile nehmlich wird von den vorzüglichsten Eigenschaften geredet, welche die Schauspieler von der Natur müssen bekommen haben. In dem zweyten Theile wird von dem gehandelt, was sie von der Kunst erborgen müssen.

Der erste Theil sondert sich wiederum in zwey Bücher ab. Das erste Buch macht verschiedne Anmerkungen über die natürlichen Gaben,

welche allen Schauspielern überhaupt unentbehrlich sind. Das zweyte Buch betrachtet diejenigen natürlichen Gaben, welche zu dieser oder jener Rolle insbesondere erfordert werden.

Wir wollen das erste Buch näher zu betrachten anfangen. Es besteht aus vier Hauptstücken und zwey angehängten Betrachtungen. Gleich das erste Hauptstück untersucht, ob es wahr sey, daß es vortreflichen Schauspielern an Witze gefehlt habe? Man glaubt zwar fast durchgängig, daß man sich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauspieler wohl in seiner Kunst vortreflich seyn, wenn er nicht, in allen verschiednen Stellungen mit einem geschwinden und sichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukömmt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung dessen, was sich schickt, muß ihn überall leiten. „Doch nicht genug, daß er alle „Schönheiten seiner Rolle faßt. Er muß die wahre Art, mit welcher jede „von diesen Schönheiten auszudrücken ist, unterscheiden. Nicht genug, „daß er sich bloß in Affect setzen kann; man verlangt auch, daß er es „niemals als zur rechten Zeit, und gleich in demjenigen Grade thue, „welchen die Umstände erfordern. Nicht genug, daß sich seine Figur für „das Theater schickt, daß sein Gesicht des Ausdrucks fähig ist; wir sind „unzufrieden, wenn sein Ausdruck nicht beständig und genau mit den Be„wegungen zusammen trift, die er uns zeigen soll. Er muß nicht bloß „von der Stärke und Feinheit seiner Reden nichts lassen verlohren gehen; „er muß ihnen auch noch alle die Annehmlichkeiten leihen, die ihnen Aus„sprache und Action geben können. Es ist nicht hinreichend, daß er bloß „seinem Verfasser treulich folgt; er muß ihm nachhelfen; er muß ihn unter„stützen. Er muß selbst Verfasser werden; er muß nicht bloß alle Fein„heiten seiner Rolle ausdrücken; er muß auch neue hinzuthun; er muß „nicht bloß ausführen, er muß selbst schaffen. Ein Blick, eine Bewegung „ist zuweilen in der Komödie ein sinnreicher Einfall, und in der Tragödie „eine Empfindung. Eine Wendung der Stimme, ein Stillschweigen, die „man mit Kunst angebracht, haben zuweilen das Glück eines Verses ge„macht, der nimmermehr die Aufmerksamkeit würde an sich gezogen haben, „wenn ihn ein mittelmäßiger Schauspieler, oder eine gemeine Schauspie„lerin ausgesprochen hätte. . . Der Witz ist ihnen also eben so unumgänglich nöthig, als der Steuermann dem Schiffe. Eine lange Erfahrung auf der Bühne kann zwar dann und wann den Mangel desselben

verbergen, und ein Schauspieler ohne Witz kan andre Gaben in einem hohen Grade haben, und sie oft zufälliger Weise so glücklich anwenden, daß wir ihm Beyfall geben müssen. Doch es währt nicht lange, so erinnert uns wieder ein Mißverstand in dem Tone, in der Bewegung, in dem Ausdrucke des Gesichts, daß wir seiner Organisation, und nicht ihm den Beyfall schuldig sind. — — Sonst hat man noch bemerkt, daß man die tragischen Schauspieler weit öftrer, als die komischen des Mangels am Witze beschuldiget hat. Dieser Unterschied kömmt ohne Zweifel daher, weil das Feine in dem Spiele der letztern von den gemeinen Zuschauern leichter kann erkannt werden, als das Feine in dem tragischen Spiele. Der Witz in der Tragödie muß sich größten Theils, sowohl bey dem Verfasser als bey dem Acteur, unter der Gestalt der Empfindung zeigen, und man hat Mühe ihn unter dieser Verkleidung zu erkennen. Und überhaupt geht man nicht sowohl in die Tragödie seinen Witz, als sein Herz zu brauchen. Man überläßt sich den Bewegungen, die der Schauspieler erweckt, ohne zu überlegen, durch welchen Weg er dazu gelangt ist. — — Man muß aber nur hier merken, von was für einem Witze die Rede ist. An dem leichten Witze, welcher nur zur Prahlerey dienet, und uns nur in Kleinigkeiten und unnützen Dingen ein Ansehen giebt, kann es ganz wohl grossen Schauspielern gemangelt haben: aber niemals an dem gründlichen Witze, welcher uns das verborgenste an einem Dinge entdeckt, und es uns anzuwenden lehret — — Von dem Witze kommt der Verfasser im zweyten Hauptstücke auf die Empfindung. Er untersucht, was die Empfindung sey, und ob sie bey dem tragischen Schauspieler wichtiger sey, als bey dem komischen. Unter der Empfindung wird hier nicht bloß die Gabe zu weinen verstanden, sondern dieses Wort hat einen grössern Umfang, und bedeutet bey den Schauspielern die Leichtigkeit in ihren Seelen die verschiedenen Leidenschaften, deren ein Mensch fähig ist, auf einander folgen zu lassen. Aus dieser Erklärung ist das übrige zu entscheiden. In den Bezirk des Trauerspiels gehören nur sehr wenig Leidenschaften, Liebe, Haß, Ehrgeitz, welche noch dazu in dem Schrecklichen und Traurigen alle mit einander übereinkommen. Die Komödie hingegen schließt keine einzige Leidenschaft aus; und diese alle muß der Schauspieler annehmen und von einer auf die andre überspringen können. Weil aber die Leidenschaften in der Komödie nicht so gewaltsam sind, als in der Tragödie: so muß der komische Schauspieler

zwar die Empfindung in einem größern Umfange, der tragische aber in einem männlichern Grade besitzen. — — Mit der Empfindung hat das Feuer einige Verwandtschaft, und von diesem untersucht der Verfasser im dritten Hauptstücke, ob ein Schauspieler dessen zu viel haben könne? Das Feuer besteht nicht in der Heftigkeit der Declamation, oder in der Gewaltsamkeit der Bewegungen, sondern es ist nichts anders als die Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauspieler ausmachen, zusammen treffen, um seiner Action das Ansehen der Wahrheit zu geben. In diesem Verstande nun ist es unmöglich, daß eine spielende Person allzuviel Feuer haben könne. „Man wird sie zwar mit Recht tadeln, wenn ihre Action mit „ihrem Charakter, oder mit der Stellung, in welcher sie sich befindet, „nicht überein kömmt, und wenn sie, anstatt Feuer zu zeigen, nichts „als convulsivische Verzückungen sehen, und nichts als ein überlästiges „Geschrey hören läßt. Allein alsdenn werden Leute von Geschmack ihr „nicht allzuviel Feuer Schuld geben, sondern sie werden sich vielmehr „beklagen, daß sie nicht Feuer genug hat; so wie sie, anstatt mit dem „Publico bey gewissen Schriftstellern allzuviel Witz zu finden, vielmehr „finden, daß es ihnen daran fehlt. Ein Schriftsteller leihet zum Exempel „in einem Lustspiele dem Bedienten oder dem Mägdchen die Sprache eines „witzigen Kopfes; er legt einer Person, welche von einer heftigen Leiden„schaft getrieben wird, Madrigale oder Sinnschriften in Mund: und als„denn sagt man, er habe allzuviel Witz. Genauer zu reden, sollte man „vielmehr sagen, er habe nicht Witz genung, die Natur zu erkennen, und „sie nachzuahmen. So auch mit dem Schauspieler; kömmt er bey Stellen „außer sich, wo er nicht außer sich kommen soll, so ist dieses unnatürlich. „Allein er verfällt in diesen Fehler nicht aus Ueberfluß, sondern aus „Mangel der Hitze. Er empfindet alsdenn nicht das, was er empfinden „sollte; und drückt das nicht aus, was er ausdrücken sollte. Es ist daher „kein Feuer, was wir bey ihm gewahr werden, sondern es ist Unge„schicklichkeit; es ist Unsinn — — Aus diesem wird man leicht urtheilen können, ob ein Schauspieler des Feuers ganz und gar überhoben seyn könne. Unmöglich; wenn man anders das, was wir angeführt haben, und nicht die blosse äußerliche Heftigkeit in der Stimme und in den Bewegungen darunter versteht — — Bis hierher hat der Verfasser die innerlichen natürlichen Gaben betrachtet, nun kömmt er auf die

äußerlichen, und untersucht in dem vierten Hauptstücke, ob es vortheilhaft seyn würde, wenn alle Personen auf dem Theater von ausnehmender Gestalt wären? „Gewisse Zuschauer, welche das „sinnliche Vergnügen dem geistigen vorziehen, werden mehr durch die „Schauspielerinnen, als durch die Stücke vor die Bühne gelockt. Als „Leute, die nur gegen die Gestalt empfindlich, und immer geneigt sind, „ein liebenswürdiges Gesicht für Talente anzunehmen, wollten sie lieber „gar, daß auch die alte Mutter des Orgons im Tartüff, die Madam „Pernelle, reitzend wäre. — — Doch diese Herren verstehen den Vortheil der Zuschaner sehr schlecht, und noch schlechter verstehen sie das, was die Einrichtung der Komödie selbst erfordert. Den erstern verstehen sie deswegen nicht, weil, wenn es wahr wäre, daß nur ausnehmend schöne Gestalten auf dem Theater erscheinen dürften, das Publicum nicht selten die vortreflichsten Schauspieler entbehren würde, denen es sonst an keiner Art von Geschicklichkeit mangelt. Noch schlechter, wie gesagt, verstehen sie das, was die Einrichtung der Komödie erfordert, nach welcher die äusserlichen Vollkommenheiten unter die Acteurs nicht gleich vertheilt seyn müssen, ja nach welcher es so gar oft gut ist, wenn gewisse Acteurs einige von diesen Vollkommenheiten ganz und gar nicht besitzen. „Regel„mäßige Gesichtszüge, ein edles Ansehen nehmen uns freylich überhaupt „für eine Person auf dem Theater ein; allein es giebt Rollen, welche „ihr weit besser anstehen, wenn ihr die Natur diese Vorzüge nicht ertheilt „hat. Ich weis wohl, daß man, ohne von dem Mangel der Wahrschein„lichkeit beleidiget zu werden, ja daß man sogar mit Vergnügen eine junge „Schöne die Person einer Alten, und einen liebenswürdigen Schauspieler „einen groben und tölpischen Bauer vorstellen sieht. Ich weis wohl, daß „wir nicht in die Komödie gehen, die Gegenstände selbst, sondern blos „ihre Nachahmung zu sehen . . Gleichwohl aber muß man doch unter „den Gattungen der komischen Rollen einen Unterschied machen. Einige „ergötzen uns durch die blosse Nachahmung gewisser lächerlichen Fehler. „Andre aber ergötzen uns durch die Abstechung, die sich entweder zwischen „dem Vorgeben der Person und den Beweisen, auf welche sie dasselbe „gründet, oder zwischen dem Eindrucke befindet, den sie bey denjenigen „Personen, die mit ihr spielen, machen sollte, und zwischen dem Eindrucke, „welchen sie wirklich bey ihnen macht. Je mehr ein Schauspieler, in den „Rollen von der ersten Art, die Vollkommenheiten hat, die den Fehlern,

„welche er nachahmt, entgegen gesetzt sind; desto mehr wissen wir es ihm „Dank, wenn er uns gleichwohl eine vollkommene Abschilderung von diesen „Fehlern macht. Je weniger aber, in den Rollen von der zweyten Art, „ein Schauspieler die Vollkommenheiten hat, welche die Person, die er „vorstellt, haben will, oder welche ihm die andern ausschweifenden Per„sonen des Stücks beylegen, desto lächerlicher macht er die närrische Ein„bildung des einen und das abgeschmackte Urtheil des andern, und desto „komischer folglich wird seine ganze Action. Die Rolle eines Menschen, „der nach der Meinung des Verfassers, mit aller Gewalt den Titel eines „Schönen haben will, wird weit weniger belacht werden, wenn sie von „einem Komödianten gespielt wird, der sich dieses Titels in der That „anmaaßen könnte, als wenn sie einer vorstellt, der der Natur in diesem „Stücke weniger zu danken hat. Der Irrthum eines albernen Tropps, „welcher einen Bedienten für einen Menschen von Stande ansieht, wird „uns weniger ergötzen, wenn das gute Ansehen des Bedienten den Irr„thum entschuldigen kann, als wenn er ganz und gar nichts an sich hat, „das ihn rechtfertigen könnte. Weit gefehlt also, daß es gut seyn sollte, „wenn alle Schauspieler von reizender und ausnehmender Gestalt wären; „es ist vielmehr unserm Vergnügen zuträglicher, wenn sie nicht alle nach „einem Muster gebildet sind. Unterdessen aber muß man diese Maxime „nicht allzuweit ausdehnen. Wir erlauben ihnen zwar, gewisse Vollkom„menheiten nicht zu haben; aber die gegenseitigen Fehler zu besitzen, ver„statten wir ihnen durchaus nicht. Sie müssen so gar völlig von gewissen „Mängeln frey seyn, die uns bey andern Personen, die sich dem Schau„spiele nicht widmen, wenig oder gar nicht anstößig seyn würden. Der„gleichen sind, zu lange oder kurze Arme, ein zu großer Mund, übel„gestaltene Füße ꝛc. . . Zu diesen vier Hauptstücken fügt der Verfasser noch zwey Anmerkungen, die mit dem Inhalte des ersten Buches genau verbunden sind. Die erste ist diese: Die Schauspieler können in den Nebenrollen, des Witzes, des Feuers und der Empfindung eben so wenig entübrigt seyn, als in den Hauptrollen. Die Ursache ist, weil in guten Stücken auch die Nebenrollen, nicht etwa zum Ausflicken da sind, sondern einen Einfluß in das Ganze haben, und sich oft eben so thätig erweisen, als die allervornehmsten Personen. Die Vertrauten, zum Exempel, in den Trauerspielen, haben oft so vortref„liche Stellen, besonders in den Erzehlungen, die ihnen meisten Theils

aufgetragen werden, zu sagen, daß sie ohne Witz, ohne Feuer und ohne Empfindung gewiß alles verderben würden. Die zweyte Anmerkung ist diese: Wenn man auch schon die vornehmsten Vollkommenheiten hat, die zu einem Schauspieler erfordert werden, so muß man doch in einem gewissen Alter zu spielen aufhören. Denn in den Schauspielen beleidiget uns unumgänglich alles dasjenige, was uns Gelegenheit giebt, die Schwachheiten der menschlichen Natur zu überlegen, und auf uns selbst verdrüßliche Blicke zurück zu werfen. Es werden hier bloß diejenigen Rollen ausgenommen, deren Lächerliches durch das wahre Alter des Schauspielers vermehrt wird, zum Exempel, die Rollen der Alten, die mit aller Gewalt noch jung seyn wollen; auch muß man gegen Acteurs von ausserordentlichen Gaben einige Nachsicht haben; nur werden diese alsdann so billig seyn, wenn es in ihrer Gewalt stehet, keine andre als solche Rollen zu wählen, welche mit ihrem Alter nicht allzusehr abstechen. Frankreich hat es selbst seinem Baron nicht vergeben, daß er noch in seinen letzten Jahren so gern junge Prinzen vorstellte. Es konnte es durchaus nicht gewohnt werden, ihn von Schauspielerinnen Sohn nennen zu hören, deren Großvater er hätte seyn können.

In dem zweyten Buche des ersten Theils handelt der Verfasser von einigen Vorzügen, welche gewisse Schauspieler insbesondere haben müssen. Diese Schauspieler sind erstlich diejenigen, welche man in der Komödie Vorzugsweise die komischen nennt; zweytens diejenigen, welche sich in der Tragödie durch ihre Tugenden unsere Bewunderung, und durch ihre Unglücksfälle unser Mitleiden erwerben sollen; und drittens diejenigen, welche so wohl in der Tragödie als Komödie die Rollen der Liebhaber vorstellen. Alle diese haben gewisse besondere Gaben nöthig, welche Theils innerliche, Theils äußerliche sind. Dieser Eintheilung gemäß macht der Verfasser in diesem zweyten Buche zwey Abschnitte, deren erster die innerlichen, und der zweyte die äußerlichen Gaben untersucht. Wir wollen uns zu dem ersten Abschnitte wenden, welcher aus fünf Hauptstücken besteht. In dem ersten Hauptstücke zeigt er, daß die Munterkeit denjenigen Schauspielern, welche uns zum lachen bewegen sollen, unumgänglich nöthig sey. „Wenn man, sind „seine Worte, eine komische Person vorstellt, ohne selbst Vergnügen daran „zu haben, so hat man das bloße Ansehen eines gedungenen Menschen, „welcher nur deswegen Komödiant ist, weil er sich seinen Lebensunterhalt

„auf keine andre Art verschaffen kann. Theilt man aber das Vergnügen „mit dem Zuschauer, so kann man sich allezeit gewiß versprechen, zu ge„fallen. Die Munterkeit ist der wahre Apollo der komischen Schauspieler. „Wenn sie aufgeräumt sind, so werden sie fast immer Feuer und Genie „haben. . . Es ist aber hierbey wohl zu merken, daß man diese Munterkeit mehr in ihrem Spiele als auf ihren Gesichtern zu bemerken verlangt. Man giebt tragischen Schauspielern die Regel: weinet wenn ihr wollt, daß ich weinen soll; und den komischen Schauspielern sollte man die Regel geben: Lachet fast niemals, wenn ihr wollt, daß ich lachen soll. . . Das zweyte Hauptstück zeigt, daß derjenige, welcher keine erhabne Seele habe, einen Helden schlecht vorstelle. Unter dieser erhabnen Seele muß man nicht die Narrheit gewisser tragischen Schauspieler verstehen, welche auch außer dem Theater noch immer Prinzen zu seyn sich einbilden. Auch nicht das Vorurtheil einiger von ihnen, welche große Acteurs den allergrößten Männern gleich schätzen, und lieber gar behaupten möchten, es sey leichter ein Held zu seyn, als einen Helden gut vorzustellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, besteht in einem edeln Enthusiasmo, der von allem was groß ist in der Seele gewirkt wird. Dieser ist es, welcher die vortreflichen tragischen Schauspieler von den mittelmäßigen unterscheidet, und sie in den Stand setzt, das Herz des gemeinsten Zuschauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er sich selbst nicht zugetrauet hätte . . Mit diesem Enthusiasmo, welcher für diejenige Person gehöret, die Bewunderung erwecken soll, muß derjenige Theil der Empfindung verbunden werden, welchen die Franzosen unter dem Namen des Eingeweides (d'Entrailles) verstehen, wenn eben dieselbe Person unser Mitleiden erregen will. Hiervon handelt das dritte Hauptstück. „Wollen die tragischen Schau„spieler, sagt der Verfasser, uns täuschen; so müssen sie sich selbst täuschen. „Sie müssen sich einbilden, daß sie wirklich das sind, was sie vorstellen; „eine glückliche Raserey muß sie überreden, daß sie selbst diejenigen sind, „die man verräth, die man verfolgt. Dieser Irrthum muß aus ihrer „Vorstellung in ihr Herz übergehen, und oft muß ein eingebildetes Un„glück ihnen wahrhafte Thränen auspressen. Alsdann sehen wir in ihnen „nicht mehr frostige Komödianten, welche uns durch gelernte Töne und „Bewegungen für eingebildete Begebenheiten einnehmen wollen. Sie wer„den zu unumschränkten Gebiethern über unsre Seelen; sie werden zu

„Zaubrern, die das unempfindlichste empfindlich machen können . . Und „dieses alles durch die Gewalt der Traurigkeit, welche Leidenschaft eine „Art von epidemischer Krankheit zu seyn scheinet, deren Ausbreitung eben „so schnell als erstaunlich ist. Sie ist von den übrigen Krankheiten darinne „unterschieden, daß sie sich durch die Augen und durch das Gehör mit= „theilet; wir brauchen eine mit Grund wahrhaft betrübte Person nur zu „sehen, um uns zugleich mit ihr zu betrüben. Der Anblick der andern „Leidenschaften ist so ansteckend nicht. Es kann sich ein Mensch in unsrer „Gegenwart dem allerheftigsten Zorne überlassen; wir bleiben gleichwohl „in der vollkommensten Ruhe. Ein andrer wird von der lebhaftesten „Freude entzückt, wir aber legen unsern Ernst deswegen nicht ab. Nur „die Thränen, wenn es auch schon Thränen einer Person sind, die uns „gleichgültig ist, haben fast immer das Vorrecht uns zu rühren. Da wir „uns zur Mühe und zum Leiden gebohren wissen, so lesen wir voll Trau= „rigkeit unsere Bestimmung in dem Schicksale der Unglücklichen, und ihre „Zufälle sind für uns ein Spiegel, in welchem wir mit Verdruß das mit „unserm Stande verknüpfte Elend betrachten. . . Dieses bringt den Ver= fasser auf eine kleine Ausschweifung, welche viel zu artig ist, als daß ich sie hier übergehen sollte. . . „Es ist nicht schwer, spricht er, von unsrer „Leichtigkeit uns zu betrüben einen Grund anzugeben. Allein desto schwerer „ist es die Natur desjenigen Vergnügens eigentlich zu bestimmen, welches „wir, bey Anhörung einer Tragödie, aus dieser Empfindung ziehen. Daß „man in der Absicht vor die Bühne geht, diejenigen Eindrücke, welche „uns fehlen, daselbst zu borgen, oder uns von denjenigen, die uns miß= „fallen, zu zerstreuen, darüber wundert man sich gar nicht. Das aber, „worüber man erstaunt, ist dieses, daß wir oft durch die Begierde Thrä= „nen zu vergießen dahin geführt werden. Unterdessen kann man doch „von dieser wunderlichen Neigung verschiedne Ursachen angeben, und die „Schwierigkeit dabey ist bloß, die allgemeinste davon zu bestimmen. Wenn „ich gesagt habe, daß das Unglück andrer ein Spiegel für uns sey, in „welchem wir das Schicksal, zu dem wir verurtheilet sind, betrachten, so „hätte ich einen Unterschied dabey machen können. Dieser Unterschied kann „hier seine Stelle finden, und er wird uns eine von den Quellen des= „jenigen Vergnügens, dessen Ursprung wir suchen, entdecken. Der An= „blick eines fremden Elends ist für uns schmerzlich, wenn es nehmlich ein „solches Elend ist, dem wir gleichfalls ausgesetzt sind. Er wird aber zu

„einer Tröstung, wenn wir das Elend nicht zu fürchten haben, dessen „Abschilderung er uns vorlegt. Wir bekommen eine Art von Erleichterung, „wenn wir sehen, daß man in demjenigen Stande, welchen wir beneiden, „oft grausamen Martern ausgesetzt sey, für die uns unsre Mittelmäßig„keit in Sicherheit stellet. Wir ertragen alsdenn unser Uebel nicht nur „mit weniger Ungeduld, sondern wir wünschen uns auch Glück, daß wir „nicht so elend sind, als wir uns zu seyn eingebildet haben. Doch daher, „daß uns fremde Unglücksfälle, welche grösser als die unsrigen sind, unsrer „geringen Glücksumstände wegen trösten, würde noch nicht folgen, daß „wir in der Betrübniß über diese Unglücksfälle ein Vergnügen finden „müßten, wenn unsre Eigenliebe, indem sie ihnen diesen Tribut bezahlt, „nicht dabey ihre Rechnung fände. Denn die Helden, welche durch ihr „Unglück berühmt sind, sind es zugleich auch durch ausserordentliche Eigen„schaften. Je mehr uns ihr Schicksal rührt, desto deutlicher zeigen wir, „daß wir den Werth ihrer Tugenden kennen, und der Ruhm, daß wir „die Größe gehörig zu schätzen wissen, schmeichelt unserm Stolze. Uebri„gens ist die Empfindlichkeit, wenn sie von der Unterscheidungskraft geleitet „wird, schon selbst eine Tugend. Man setzt sich in die Klasse edler Seelen, „indem man durchlauchten Unglücklichen das schuldige Mitleiden nicht ver„saget. Auf der Bühne besonders läßt man sich um so viel leichter für „vornehme Personen erweichen, weil man weis, daß diese Empfindung „durch die allzulange Dauer uns nicht überlästig fallen, sondern eine glück„liche Veränderung gar bald ihrem Unglücke, und unsrer Betrübniß ein „Ende machen werde. Werden wir aber in dieser Erwartung betrogen, „und werden diese Helden zu Opfern eines ungerechten und barbarischen „Schicksals; so werfen wir uns alsdann zwischen ihnen und ihren Fein„den zu Richtern auf. Es scheint uns sogar, wenn wir die Wahl hätten, „entweder wie die einen umzukommen, oder wie die andern zu trium„phiren, daß wir nicht einen Augenblick in Zweifel stehen würden, und „dieses macht uns in unsern Augen desto größer. Vielleicht würde die „Untersuchung, welche von diesen Ursachen den meisten Einfluß in das „Vergnügen habe, mit dem wir in einem Tauerspiele weinen, ganz und „gar vergebens seyn. Vielleicht wird jede von denselben nach Beschaffen„heit derjenigen Seele auf welche sie wirken, bald die vornehmste, bald „die geringste . . . Wir kommen von dieser Ausschweifung wieder auf den geraden Weg. Das vierte Hauptstück beweiset, daß nur diejenigen

Personen allein, welche gebohren sind zu lieben, das Vorrecht haben sollten, verliebte Rollen zu spielen. „Eine gewisse „Sängerin, erzehlt der Verfasser, stellte in einer neuen Oper eine Prin„zeßin vor, die gegen ihren Ungetreuen in einem heftigen Feuer ist; allein „sie brachte diejenige Zärtlichkeit, welche ihre Rolle erforderte, gar nicht „hinein. Eine von ihren Gesellschafterinnen, die der Ursachen ungeachtet, „warum zwey Personen von einerley Profeßion und von einerley Geschlecht „einander nicht zu lieben pflegen, ihre Freundin war, hätte gar zu gerne „gewollt, daß sie diese Rolle mit Beyfall spielen möchte. Sie gab ihr „daher verschiedene Lehren, aber diese Lehren blieben ohne Wirkung. End„lich sagte die Lehrerin einmal zu ihrer Schülerin: Ist denn das, was „ich von ihnen verlange, so schwer? Setzen sie sich doch an die „Stelle der verrathenen Geliebte! Wenn sie von einem Men„schen, den sie zärtlich liebten, verlassen würden, würden sie „nicht von einem lebhaften Schmerze durchdrungen seyn? „Würden sie nicht suchen — — Ich? antwortete die Actrice, an „die dieses gerichtet war; ich würde auf das schleunigste, einen „andern Liebhaber zu bekommen suchen. Ja, wenn das ist, „antwortete ihre Freundin, so ist ihre und meine Mühe vergebens. „Ich werde sie ihre Rolle nimmermehr gehörig spielen lehren. Diese Folge war sehr richtig; denn eine wahre Zärtlichkeit auszudrücken, dazu ist alle Kunst nicht hinlänglich. Man mag sich auch noch so sehr bestreben, das unschuldige und rührende Wesen derselben zu erreichen; es wird doch noch immer von der Natur eben so weit unterschieden seyn, als es die frostigen Liebkosungen einer Buhlerinn, von den affektvollen Blicken einer aufrichtigen Liebhaberin sind. Man stellt alle übrige Leidenschaften unvollkommen vor, wenn man sich ihren Bewegungen nicht überläßt, aber wenigstens stellt man sie doch unvollkommen vor. Man ahmet mit kaltem Blute den Ton eines Zornigen schlecht nach, allein man kann doch wenigstens einige von den andern äusserlichen Zeichen, durch welche er sich an den Tag legt, entlehnen; und wenn man in verschiedenen Rollen schon nicht die Ohren betriegt, so betriegt man doch wenigstens die Augen. In den zärtlichen Rollen aber kann man eben so wenig die Augen, als die Ohren betriegen, wenn man nicht von der Natur eine zur Liebe gemachte Seele bekommen hat. — — „Will man, fährt der „Verfasser fort, die Ursache wissen, warum man zwar die Larve der

„andern Leidenschaften borgen, die Entzückungen der Zärtlichkeit aber nur „auf eine sehr ungetreue Art nachbilden kann, wenn man nicht selbst liebt, „oder wohl gar zu lieben nicht fähig ist, so will ich es wagen eine Ver= „muthung hierüber vorzutragen. Die übrigen Leidenschaften mahlen sich „blos dadurch auf dem Gesichte, daß sie in den Zügen eine gewisse Art „von Veränderung verursachen; die Zärtlichkeit hingegen hat, so wie die „Freude, das Vorrecht, der Gesichtsbildung neue Schönheiten zu geben „und ihre Fehler zu verbessern. Daher also, daß man uns von gewissen „Leidenschaften ein unvollkommenes Bild vorstellen kann, ohne von ihnen „selbst beherrscht zu werden, folgt noch nicht, daß man auch die sanfte „Drunkenheit der Liebe auch nur unvollkommen nachahmen könne, ohne „sie selbst zu fühlen. — — Aus allem diesem zieht der Verfasser in dem fünften Hauptstücke die Folgerung, daß man sich nicht mehr mit diesen Rollen abgeben müsse, wenn man nicht mehr in dem glücklichen Alter zu lieben sey. Die Wahrheit dieser Folgerung fällt zu deutlich in die Augen, als daß es nöthig wär, seine Gründe anzuführen, die ohnedem auf das vorige hinaus lauffen. — — Wir kommen vielmehr sogleich auf den zweyten Abschnitt dieses zweyten Buchs, worinn, wie schon gesagt, die äusserlichen Gaben abgehandelt werden, welche zu gewissen Rollen ins= besondere nöthig sind. Es geschieht dieses in vier Hauptstücken, wovon das erste die Stimme angeht, und zeiget, daß eine Stimme, welche in gewissen Rollen hinlänglich ist, in andern Rollen, welche uns einnehmen sollen, es nicht sey. Bey komischen Schauspielern ist es fast genug, wenn wir ihnen nur alles, was sie sagen sollen, hin= länglich verstehen können, und wir können ihnen eine mittelmäßige Stimme gar gern übersehen. Der tragische Schauspieler hingegen muß eine starke, majestätische und pathetische Stimme haben; der, welcher in der Komödie Personen von Stande vorstellt, eine edle; der, welcher den Liebhaber macht, eine angenehme, und die, welche die Liebhaberin spielt, eine be= zaubernde. Von der letztern besonders verlanget man diejenigen über= redenden Töne, mit welchen eine Schöne aus dem Zuschauer, alles was sie will, machen und von ihrem Liebhaber, alles was sie begehrt, erlangen kann. Eine reitzende Stimme kann anstatt vieler andern Vorzüge seyn. Bey mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der Augen gesiegt, und eine Person, der wir unsere Huldigung verweigerten, wenn wir sie blos sahen, hat sie vollkommen zu verdienen

geschienen, wenn wir sie gehöret haben — — Von der Stimme kommt der Verfasser auf die Gestalt und zeigt in dem zweyten Hauptstücke, daß die Liebhaber in der Komödie eine liebenswürdige, und die Helden in der Tragödie eine ansehnliche Gestalt haben müssen. Weil es wahrscheinlich ist, daß die erhabenen Gesinnungen einer Prinzeßin sie bewegen können, bey einem Helden die nicht allzu regelmässige Bildung seines Gesichts in Ansehung seiner übrigen grossen Eigenschaften, zu vergessen: so ist es eben nicht so unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber in der Tragödie von einer durchaus reitzenden Gestalt sey, wenn seine Rolle sich nur ungefehr zu seinem Alter schickt. In der Komödie aber pflegen wir strenger zu seyn. Weil diese uns in den Gesinnungen und Handlungen ihrer Personen nichts als das Gemeine zeigt, so bilden wir uns ihre Helden auch von keinen so ausnehmenden Verdiensten ein, daß sie über das Herz siegen könnten, ohne die Augen zu reitzen, und ihre Heldinnen stellen wir uns nicht so gar zärtlich vor, daß sie bey dem Geschenke ihres Herzens nicht ihre Augen zu Rathe ziehen sollten. Die Gestalt des Liebhabers muß die Zärtlichkeit derjenigen, von welcher er geliebet wird, rechtfertigen; und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht blos mit lebendigen Farben abschildern, sondern wir müssen sie auch nicht für unwahrscheinlich halten, noch ihren schlechten Geschmak dabey tadeln können. Man wirft zwar ein, daß man im gemeinen Leben oft genug eine Schöne nach einem gar nicht liebenswürdigen Menschen seufzen sehe, und daß uns daher ein klein wenig Ueberlegung gleiche Ereignungen auf dem Theater erträglich machen könne. Hierauf aber ist zu antworten, daß man in der Komödie das Vergnügen durchaus nicht von der Ueberlegung will abhangen lassen. Bey den Liebhaberinnen ist diese Bedingung noch nothwendiger, als bey den Liebhabern. Es ist zwar nicht eigentlich Schönheit, was sie besitzen müssen; sondern es ist etwas, was noch mehr als Schönheit ist, und welches noch allgemeiner und noch mächtiger auf die Herzen wirkt; es ist ein ich weis nicht was, wodurch ein Frauenzimmer reitzend wird, und ohne welches sie nur umsonst schön ist; es ist eine gewisse siegende Anmuth, welche eben so gewiß allezeit rührt, als es gewiß ist, daß sie sich nicht beschreiben läßt. — — Gleiche Bewandniß hat es auch mit denjenigen Personen, welche der Verfasser in Ansehung ihres Standes und ihrer Gesinnungen über das Gemeine hinaus setzt; ihre äusserliche Gestalt muß ihre Rolle nicht erniedrigen.

Obgleich die Natur ihre Gaben nicht allezeit dem Glanze der Geburth gemäß einrichtet, und obgleich oft mit einer sehr schlechten Physiognomie sehr ehrwürdige Titel verbunden sind: so ist es uns doch zuwieder, wenn wir einen Schauspieler von geringen Ansehen eine Person von Stande vorstellen sehen. Seine Gestalt muß edel, und seine Gesichtsbildung muß sanft und glücklich seyn, wenn er gewiß seyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Man weis in Paris noch gar wohl, was einem gewissen Schauspieler wiederfuhr, welcher seine Probe spielen sollte. Es fehlte ihm weder an Empfindung, noch an Witze, noch an Feuer; nur sein äusserliches war gar nicht heldenmäßig. Einsmals stellte er die Person des Mithridats vor, und stellte sie so vor, daß alle Zuschauer mit ihm hätten zufrieden seyn müssen, wenn er lauter Blinde zu Zuschauern gehabt hätte. In dem Auftritte, wo Monime zu dem Könige sagt: Herr, du änderst dein Gesicht, rufte ein Spottvogel aus dem Parterre der Schauspielerin zu: Laßt ihn doch ändern. Auf einmal verlohr man alle Gaben des Schauspielers aus den Augen, und dachte bloß und allein an die wenige Uebereinstimmung, die sich zwischen ihm und seiner Person befände. —— In dem dritten Hauptstücke kömmt der Verfasser auf das wahre oder anscheinende Verhältniß, welches zwischen dem Alter des Schauspielers und dem Alter der Person seyn muß. Ein Portrait, das wegen seiner Zeichnung und seiner Farbenmischung auch noch so schätzbar ist, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Person, die es vorstellen soll, älter macht. Eben so wird uns auch ein Schauspieler, wenn er auch sonst noch so vollkommen spielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für seine Rolle allzu alt ist. Es ist nicht genug, daß man uns Iphigenien nicht mit Runzeln und den Britannicus nicht mit grauen Haaren zeiget; wir verlangen beide in allen Reitzungen ihrer Jugend zu sehen. Einige Jahre zwar kann der Acteur älter als seine Person seyn, weil er uns alsdann, wenn er diesen Unterscheid wohl zu verbergen weis, das Vergnügen einer doppelten Täuschung verschaft, welches wir nicht haben würden, wenn er in diesem Falle nicht wäre. —— Dieses ist zu deutlich, als daß der Verfasser nöthig haben sollte viel Worte damit zu verschwenden. Er thut es auch nicht, sondern eilt mit dem ersten Theile seines Werks zu Ende, indem er nur noch ein kleines Hauptstück, welches das vierte ist, und besonders die Mägdchen und die Bedienten angehet, hinzu thut.

Bey einigen Rollen ist es gut, wenn die Schauspielerinnen, welche die Mägdchen vorstellen, nicht allzu jung mehr sind; bey einigen aber müssen sie nothwendig jung seyn, oder wenigstens jung scheinen, um ihre Jugend zu einer Art von Entschuldigung für die unbedachtsamen Reden, welche sie meistentheils führen, oder für die nicht allzuklugen Rathschläge, die sie ihren Gebietherinnen oft bey Liebeshändeln geben, zu machen. Wenn aber das Mägdchen eben nicht allezeit jung seyn darf, so muß sie doch immer eine ausserordentliche Flüchtigkeit der Zunge besitzen. Diese Eigenschaft ist besonders in den Lustspielen des Regnards sehr nöthig, wo ohne dieselbe bey verschiednen Rollen alle Anmuth wegfällt. Auch fordert man von den Mägdchen eine schalkhafte Mine, und von den Bedienten Geschwindigkeit und Hurtigkeit. Ein dicker Körper schickt sich daher für die Bedienten eben so wenig, als sich für die Mägdchen das Stottern schicken würde.

Dieses also wäre der Inhalt des ersten Theils. Er handelt, wie man gesehen hat, nichts anders ab, als diejenigen natürlichen Gaben, ohne welche es nicht einmal möglich ist, ein guter Schauspieler zu werden. Wie viel häßliche Gegenstände würden wir unter ihnen entbehren, wenn sie alle so billig gewesen wären, sich darnach zu prüfen. Noch weniger Stümper aber würden wir sehen, wenn diejenigen die diese Prüfung vorgenommen, und darinne bestanden haben, nicht geglaubt hätten, daß sie nunmehr schon vollkommne Schauspieler wären, und nichts mehr als diese natürlichen Vorzüge nöthig hätten, um den Beyfall der Zuschauer zu erzwingen. Sie mögen sich ja nicht betriegen; sie haben aufs höchste nur die Anlage von dem, was sie seyn müssen, und wenn sie sich nicht durch Kunst und Fleiß ausarbeiten wollen, so werden sie zeitlebens auf dem halben Wege stehen bleiben. Wie dieses aber geschehen müsse und worauf sie insbesondere zu sehen haben, handelt unser Verfasser in seinem zweyten Theile ab, welcher, ohne einige Unterabtheilungen, aus neunzehn Hauptstücken besteht, deren Inhalt ich gleichfalls anzeigen will.

Das erste Hauptstück untersucht worinne die Wahrheit der Vorstellung bestehe? Diese Wahrheit bestehet in dem Zusammenfluße aller Wahrscheinlichkeiten, welche den Zuschauer zu betriegen geschickt sind. Sie theilen sich in zwey Klassen. Die einen entstehen aus dem Spiele des Acteurs; und die andern aus gewissen Modificationen des Schauspielers, in Ansehung seiner Verkleidung oder der Auszierung des

Orts, wo er spielt. Die Wahrscheinlichkeiten von der ersten Art gehören vornehmlich hierher, und bestehen in der genauen Beobachtung alles dessen, was sich geziemt. Das Spiel des Acteurs ist nur alsdann wahr, wenn man alles darinne bemerkt, was sich für das Alter, für den Stand, für den Charakter und für die Umstände der Person, die er vorstellt, schicket. Diese Wahrheit aber theilt sich in die Wahrheit der Action, und in die Wahrheit der Recitation.

Von der ersten handelt das zweyte Hauptstück. Diese Wahrheit ist oft diejenige gar nicht, welche dem Schauspieler zuerst in die Gedanken kömmt. Agamemnon zum Exempel, (Iphigenia Aufz. **II.** Auft. 2.) als ihn Iphigenia fragt, ob er ihr erlauben werde, dem Opfer, das er vorhabe, beyzuwohnen, antwortet ihr: Du bist dabey, mein Tochter. Verschiedne Schauspieler glauben diese Stellung recht pathetisch auszudrücken, wenn sie Blicke voll Zärtlichkeiten auf Iphigenien heften, allein diese Action ist ganz wider die Wahrscheinlichkeit, weil Agamemnon, indem er dieses zu seiner Tochter gesagt, die Augen gewiß wird abgewendet haben, damit sie den tödlichen Schmerz, der sein Herz zerfleischte, nicht darinne lesen möge. Die Schwierigkeit alle kleine Schattirungen zu bemerken, aus welchen die Wahrheit der Action bestehet, zeigt sich besonders in den verwickelten Stellungen. Der Verfasser verstehet unter dieser Benennung diejenigen Stellungen, in welchen die Person entgegengesetzten Ansichten ein Genüge thun muß. In diesem Falle ist Isabelle in der Männerschule, wenn sie sich zwischen dem Sganarelle und Valere befindet, und den einen umfaßt indem sie dem andern die Hand giebt, und zu dem einen etwas spricht, was sich der andre annehmen soll. Die Schauspielerin, die dieses spielt, hat sehr viel Genauigkeit anzuwenden, damit ihr die Zuschauer weder allzuwenige Vorsicht in Ansehung ihres Eifersüchtigen, noch allzuwenig Zärtlichkeit gegen ihren Liebhaber Schuld geben können.

In dem dritten Hauptstücke betrachtet der Verfasser die zwey vornehmsten Stücke der Action; die Minen nehmlich und die Gestus. Beyde müssen hauptsächlich wahr seyn. Der Schauspieler muß die Leidenschaften nicht allein in seinem Gesichte ausdrücken, sondern er muß sie auch lebhaft ausdrücken können. Nur muß es nicht so weit gehen, daß er sein Gesicht dadurch verstellet. Gemeiniglich aber fällt man in diesen Fehler nur alsdenn, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung

der Person erfordert, aufgebracht oder gerührt ist. Empfindet man wirklich eine von diesen beyden Eindrücken, wie man sie empfinden soll, so wird sie sich ohne Mühe in den Augen abmahlen. Muß man aber seine Seele erst mit aller Gewalt aus ihrem Todenschlafe reissen, so wird sich der innere gewaltsame Zustand auch in dem Spiele und in den Minen verrathen. — — Die Gestus theilt der Verfasser in zwey Arten; einige, spricht er, haben eine bestimmte Bedeutung, andre aber dienen bloß die Action zu beleben. Die erstern sind nicht willkührlich, sondern sie machen eine gewisse Sprache aus, die wir alle reden, ohne sie gelernt zu haben, und durch die uns alle Nationen verstehen können. Die Kunst kann sie weder deutlicher noch nachdrücklicher machen; sie kann sie aufs höchste nur ausputzen, und den Schauspieler lehren, sich ihrer so zu bedienen, wie es sich für seine Rolle schickt. Sie kann ihn zum Exempel lehren, daß das edle Komische weniger heftige Gestus erfordert, als das niedrig Komische; und das Tragische noch wenigere, als das edle Komische. Die Ursache hiervon ist leicht zu errathen. Die Natur nehmlich macht, wenn sie sich selbst gelassen ist, weit unmäßigere Bewegungen, als wenn sie von dem Zaume der Erziehung, oder von der Ernsthaftigkeit eines zu beobachtenden Ansehens zurück gehalten wird. Was die andre Art der Gestus anbelangt, so müssen sie wenigstens eine Art des Ausdruckes haben; sie müssen nicht studirt seyn, und müssen oft abgewechselt werden. Bey denjenigen komischen Rollen, bey welchen man gewisser Maassen die Natur nicht vor sich haben kann, dergleichen die erdichteten Rollen der Crispins, der Pourceaugnacs und andre sind, thut man wohl, wenn man seinen Vorgänger in denselben, dessen Art Beyfall gefunden hat, so viel wie möglich nachahmt. Vielleicht ist es gut, wenn man manchmal auch sogar dessen Fehler nachahmt, um den Zuschauern die Action desto wahrer scheinen zu lassen.

Von der Action kömmt nunmehr der Verfasser in dem vierten Hauptstücke auf die Recitation und derselben Wahrheit. Nach einigen Stellen bey den Alten muß man glauben, daß sie die Declamation ihrer dramatischen Werke nach Noten abgemessen haben. Wenn dieses harmonische Noten gewesen sind, so haben sich ihre Schauspieler in eben den Umständen befunden, in welchen sich die heutigen Opersänger in Ansehung der Recitative befinden, allein die Wahrheit der Recitation kann dabey nichts gewonnen haben, weil die Musik keine an und vor sich

bestimmten Mittel hat, die verschiednen Leidenschaften auszudrücken. Sollen aber diese Noten bloß die Töne der gemeinen Unterredung angegeben haben, wie der Abt du Bos behauptet, so muß man voraussetzen, daß sich dergleichen Töne, in Vergleichung mit andern gegebenen Tönen wirklich ausdrücken lassen, und daß jede Empfindung nur einen Ton habe, welcher ihr eigentlich zukomme. Allein beydes ist falsch. Die verschiednen Veränderungen der Stimme, welche aus einerley Eindrücken entstehen, haben zwar mit einander etwas gemein; allein sie sind auch wegen der verschiednen Sprachwerkzeuge nothwendig unterschieden. Wer daher die Kunst zu recitiren methodisch abhandeln wollte, der müßte eben so vielerley Regeln geben, als Arten von Stimmen sind. Kurz, es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche sich am besten schicken, vorzuschreiben, und die Empfindung ist die einzige Lehrerin in dieser bezaubernden Beredsamkeit der Schalle, durch welche man in den Zuhörern alle beliebige Bewegungen erregen kann. Das vornehmste Geheimniß ist dabey dieses, daß man diejenigen Töne, welche dem Anscheine nach einerley sind, in der That aber unterschieden werden müssen, nicht unter einander verwechsele, und die einen für die andern brauche. Man betrachtet zum Exempel den naiven Ton als zwey Töne, die unter einerley Art gehören, allein es würde ganz unrecht gethan seyn, wenn man den einen anstatt des andern nehmen wollte. Der eine gehört derjenigen Person zu, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gedanken und ihre Gesinnungen zu verbergen, sondern die Geheimnisse ihrer Seele wider ihren Willen, und wohl gar zu ihrem Schaden, entwischen läßt. Der andre ist vielmehr das Zeichen der Redlichkeit, als der Dummheit oder Schwachheit, und gehört für diejenigen Personen, welche Geschicke und Herrschaft über sich selbst genug hätten, um ihre Art zu denken und zu empfinden zu verbergen, gleichwohl aber sich nicht entschliessen können, der Wahrheit Abbruch zu thun. Es giebt übrigens auch Töne, welche zu mehr als einer Art gehören. Die Ironie kann, zum Exempel, aus Zorn, aus Verachtung, und aus blosser Munterkeit gebraucht werden. Allein der ironische Ton, welcher sich bey dem einen Falle schickt, schickt sich ganz und gar nicht bey dem andern, und so weiter.

Dieses war von der Recitation überhaupt. In dem fünften Hauptstücke handelt der Verfasser mit wenigen, von der Art, wie die Komödie recitirt werden müsse. Sie muß durchaus nicht declamirt

werden; wenige Stellen ausgenommen, die man, um sie den Zuhörern desto lächerlicher zu machen, declamiren kann. „Es ist überhaupt ein „unverbrüchliches Gesetz für die komischen Schauspieler, daß sie eben so „recitiren müssen, als sie außer dem Theater reden würden, wenn sie „sich wirklich in den Umständen befänden, in welchen sich die Person, die „sie vorstellen, befindet. In den prosaischen Komödien wird es ihnen „eben nicht schwer, dieser Regel zu folgen; allein in den Komödien in „Versen haben sie schon mehr Mühe damit. Sie sollten dahero wünschen, „daß sie alle in Prose möchten geschrieben seyn. Dennoch aber, ob schon „oft in ganzen Gesellschaften von Komödianten kaum eine Person Verse „gehörig herzusagen weis, ziehen sie die Stücke in Versen vor, weil diese „sich leichter lernen und behalten lassen. Der größte Theil der Zuhörer „giebt diesen Stücken gleichfalls den Vorzug. Ohne hier zu untersuchen, „ob sich die Sprache der Poesie für die Komödien schickt, und in welchem „Falle sie zu dulden sey, will ich nur anmerken, daß man sich ihrer gewiß „seltner bedienen würde, wenn man nicht in Prose mehr Witz haben „müßte; daß das Sylbenmaaß und der Reim die Wahrheit der Unter„redung nothwendig verringert, und daß folglich die Schauspieler sich nicht „Mühe genug geben können, das eine zu unterbrechen, und den andern „zu verstecken.

In dem sechsten Hauptstücke untersucht der Verfasser, ob die Tragödie declamirt werden müsse? Man ist dieser Frage wegen nur deswegen so sehr uneinig, weil man sich allzu verschiedne Begriffe von der Declamation macht. Einige verstehen darunter eine gewisse schwülstige und prahlende Recitation, ein gewisses unsinniges und monotonisches Singen, woran die Natur keinen Antheil nimmt, und welches bloß die Ohren betäubt, und niemals das Herz angreift. Eine solche Declamation muß aus der Tragödie verbannt seyn; nicht aber die Majestät des Vortrags, welche bey einer natürlichen Recitation ganz wohl bestehen kann. Dieser prächtige Vortrag schickt sich besonders an gewisse Stellen in den Tragödien, deren Begebenheiten aus den fabelhaften Zeiten erborgt sind. Man muß zwar auch da die Natur nicht übertreiben; allein man muß sie doch in aller ihrer Grösse und in allen ihrem Glanze zeigen. Von einer mächtigen Zauberin glaubt man, daß sie etwas mehr als menschliches besitze. Wenn daher Medea nichts als ihren untreuen Gemahl zurückrufen will, so kann sie ganz wohl als eine andre

Weibsperson reden. Wenn sie aber die dreyförmige Hecate citirt, wenn sie mit ihren geflügelten Drachen durch die Luft fährt, alsdann muß sie donnern.

In dem siebenden Hauptstücke werden einige Hindernisse angegeben, welche der Wahrheit der Recitation schaden. Eine von den vornehmsten ist die Gewohnheit verschiedener Schauspieler, ihre Stimme zu zwingen. So bald man nicht mehr in seinem natürlichen Tone redet, ist es sehr schwer, der Wahrheit gemäß zu spielen. Eine andere Hinderniß ist die Monotonie, deren es dreyerley Arten giebt. Die eine ist die Verharrung in eben derselben Modulation, die zweyte die Gleichheit der Schlußtöne, und die dritte die allzuofte Wiederhohlung eben derselben Wendungen der Stimme. Der erste von diesen Fehlern ist den tragischen und comischen Schauspielern gleich gemein. Verschiedne von ihnen bleiben ohn Unterlaß in einem Tone, so wie die kleinen Instrumente, mit welchen man gewisse Vögel abrichtet. In den zweyten Fehler fallen die tragischen Acteurs öfterer als die komischen; sie sind gewohnt, fast immer mit der tiefen Octave zu schliessen. Eben so ist es mit dem dritten Fehler, welchen man gleichfalls den komischen Schauspielern weit seltner als den tragischen vorzuwerfen hat, die besonders durch die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine lange Reihe von Versen majestätisch auszusprechen, dazu verleitet werden. Man würde auch dem geringsten Anfänger unter ihnen Unrecht thun, wenn man ihm noch rathen wollte, so viel möglich den Ruhepunct der Cäsur zu vermeiden. Es ist dieses blos ein Anstoß für diejenigen Komödianten, welche ohne Verstand und ohne Geschmack mehr auf die Zahl der Sylben, als auf die Verbindung der Gedanken Achtung geben. Weil aber die Poesie die natürliche Sprache der Tragödie ist, so sind die tragischen Acteurs nicht so wie die komischen verbunden, den Reim allezeit zu verstecken. Gemeiniglich würde es auch nicht einmal angehen, wenn sie auch gerne wolten. Der Abschnitt des Verstandes zwingt sie oft, bey dem Schlusse eines jeden Verses inne zu halten, und dieses verursacht eine Art von Gesang, welchem man am besten dadurch abhilft, wenn man diesen Abschnitt nach Beschaffenheit der Umstände entweder verkürzt oder verlängert, und nicht alle Verse in einerley Zeit ausspricht. — — Ferner gehöret unter die Hindernisse der vorherrschende Geschmak, welchen gewisse Schauspieler für eine besondre Art zu spielen haben. Besitzen sie zum Exempel die Kunst zu rühren,

so wollen sie diese Kunst überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton wohl läßt, so sind sie fast nie daraus zu bringen.

Das achte Hauptstück untersucht in welcher Vollkommenheit die Schauspieler ihre Rollen auswendig wissen sollen, damit die Wahrheit der Vorstellung nichts darunter leide? Die Antwort hierauf ist offenbar: in der allermöglichsten. „Denn die vornehmste „Aufmerksamkeit des Schauspielers, sagt der Verfasser, muß dahin ge„richtet seyn, daß er uns nichts als die Person, die er vorstellt, sehen „lasse. Wie ist dieses aber möglich, wenn er uns merken läßt, daß er „blos das wiederhohlt, was er auswendig gelernt hat? Ja noch mehr. „Wie kann er uns nur den blossen Schauspieler zeigen, wenn sein Ge„dächtniß arbeiten muß? Wenn der Lauf des Wassers, das durch seine „Erhöhung oder durch seinen Fall eine Fontaine zu verschönern bestimmt „ist, in seinen Kanälen durch etwas aufgehalten wird, so kann es un„möglich die verlangte Wirkung thun. Wenn dem Schauspieler seine Rede „nicht auf das schleunigste beyfällt, so kann er fast nicht den geringsten „Gebrauch von seinen Talenten machen. — — Ja, der Verfasser geht noch weiter und behauptet, daß die Schauspieler nicht allein ihre eigne Rolle, sondern auch die Rollen aller andern, mit welchen sie auf der Bühne zusammen kommen, wenigstens zum Theil, wissen müssen. Man muß fast immer auf dem Theater, ehe man das Stillschweigen bricht, seine Rede durch einige Action vorbereiten, und der Anfang dieser Action muß, nach Beschaffenheit der Umstände, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede vorhergehen. Wenn man aber nichts als die letzten Worte von der Rede, auf die man antworten soll, weis, so ist man oft der Gefahr ausgesetzt, seine Antwort nicht gehörig vorbereiten zu können.

Bis hierher hat der Verfasser die Wahrscheinlichkeit betrachtet, die der Schauspieler in seinem Spiele beobachten muß, wenn die Vorstellung wahr scheinen soll. In dem neunten Hauptstücke betrachtet er nunmehr diejenigen Wahrscheinlichkeiten, welche von den äusserlichen Umständen, in welchen sich der Schauspieler befindet, abhangen. Es muß zum Exempel der Ort der Scene allezeit dem Orte ähnlich seyn, in welchem man die Handlung vorgehen läßt. Die Zuschauer müssen sich nicht mit auf dem Theater befinden, welches in Paris besonders Mode ist. Die Schauspieler müssen gehörig gekleidet seyn; wenn sie ihre Rolle in einem prächtigen Aufzuge zu erscheinen verbindet,

so müssen sie nicht in einem schlechten erscheinen; auch diejenigen Schauspielerinnen, welche die Mägdchen vorstellen, müssen sich nicht allzusehr putzen, sondern ihrer Eitelkeit ein wenig Gewalt anthun. Besonders müssen die Schauspieler die Wahrscheinlichkeit beobachten, wenn sie sich den Zuschauern nach einer That zeigen, die ihre Person nothwendig in einige Unordnung muß gesetzt haben. Orest, wenn er aus dem Tempel kömmt, wo er, Hermionen ein Gnüge zu thun, den Pirrhus umgebracht hat, muß nicht in künstlich frisirten und gepuderten Haaren erscheinen. . . Noch eine gewisse Gleichheit muß zwischen dem Schauspieler und der Person, die er vorstellt, außer der, deren wir oben gedacht haben, beobachtet werden. Derjenige Acteur, welcher zuerst den verlohrnen Sohn vorstellte, schien seiner Vortrefflichkeit in dem hohen Komischen ungeachtet, dennoch an der unrechten Stelle zu seyn, weil man ihn unmöglich für einen jungen unglücklichen halten konnte, der sich durch seine üble Aufführung in die äusserste Armuth gestürzt, und das härteste Elend erduldet habe. Hingegen war das gesunde Ansehen des Montmeny, welcher den eingebildeten Kranken vorstellte, in dieser Rolle gar nicht anstößig, sondern um so viel angenehmer, je lächerlicher es war, daß ein Mensch, dem alles das längste Leben zu versprechen schien, sich beständig in einer nahen Todesgefahr zu seyn einbildete.

Aus den jetzt angeführten Betrachtungen über die Wahrheit der Vorstellung fliessen einige andere Betrachtungen, welche das zehnte Hauptstück ausmachen. Sie betreffen die Vorbereitung grosser Bewegungen, daß stuffenweise Steigen derselben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andre. Ein dramatischer Dichter, welcher seine Kunst verstehet, läßt die Zuschauer mit Fleiß nicht merken, wohin er sie führen will. Der Schauspieler muß sich hierinne nach dem Verfasser richten, und muß uns das letzte nicht eher sehen lassen, als bis wir eben darauf kommen sollen. Allein, wie wir das, was uns vorbehalten wird, nicht gern errathen mögen, so mögen wir auch eben so wenig uns gern betriegen lassen. Es ist uns lieb, wenn wir das zu sehen bekommen, was wir nicht erwarteten, allein mißvergnügt sind wir, wenn man uns etwas anders hat erwarten lassen, als das, was wir sehen. Dieses erläutert der Verfasser durch eine Stelle aus der Phädra, wo diese den Hippolyt zu einer Liebeserklärung vorbereitet. Das stuffenweise Steigen besteht darinne, daß sich die heftige Bewegung immer nach und nach entwickle,

welches eben so nothwendig als die Vorbereitung ist, weil jeder Eindruck, welcher nicht zunimmt, notwendig abnimmt. Die fernere Folge der angeführten Stelle aus der Phädra muß auch dieses erläutern. — — Was aber die Verbindung verschiedner Bewegungen, besonders diejenigen, die einander vernichten, anbelangt, so wird die Stelle aus der Zaire zum Muster angeführt, wo Grosman bald Wuth, bald Liebe, und bald Verachtung gegen den unschuldigen Gegenstand seines Verdachts äussert. Ich müßte sie ganz hersetzen, wenn ich mehr davon anführen wollte.

Ein Schauspieler kann die meisten der nur gedachten Bedingungen beobachten, und dennoch nicht natürlich spielen. Der Verfasser untersucht also in dem eilften Hauptstücke, worinne das natürliche Spiel bestehe, und ob es auf dem Theater allezeit nöthig sey. Wenn man unter dem natürlichen Spiele dasjenige meint, welches nicht gezwungen und mühsam läßt, so ist es wohl gewiß, daß es überhaupt alle Schauspieler haben müssen. Versteht man aber eine durchaus genaue Nachahmung der gemeinen Natur darunter, so kann man kühnlich behaupten, daß der Schauspieler unschmackhaft werden würde, wenn er beständig natürlich spielen wollte. Der komische Schauspieler darf nicht nur, sondern muß auch dann und wann seine Rolle übertreiben. Allein man merke wohl, daß unter diesem Uebertreiben nicht die Heftigkeit der Declamation eines tragischen Acteurs begriffen ist, und daß man sie nur dem komischen Acteur erlaubet, um etwas lächerliches desto stärker in die Augen fallen zu lassen. Doch auch hier müssen gewisse Bedingungen und Umstände beobachtet werden. Der Schauspieler muß noch immer bey seinem Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten; er kann wohl weiter gehen, als die Natur geht, aber keine Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorstellen. So erlaubt man zum Exempel wohl einem Mahler, daß er, in der Hitze einer lustigen Raserey, eine Figur mit einer außerordentlich langen Nase mache; aber diese Nase muß doch sonst mit den andern Nasen übereinkommen, und muß sich an der Stelle befinden, welche ihr die Natur angewiesen hat. Gleichfalls muß der Schauspieler, wenn er übertreiben will, zuerst eine Art von Vorbereitung anwenden, und es nicht eher wagen, als bis er den Zuschauer in eine Art von freudiger Trunkenheit versetzt hat, welche ihm nicht so strenge zu urtheilen erlaubt, als wenn er bey kaltem Blute wäre. Außer diesen zwey Bedingungen muß das Uebertreiben auch nicht allzuhäufig und auch nicht am falschen

Orte angebracht werden. Am falschen Orte würde es zum Exempel angebracht seyn, wenn es diejenigen Acteurs brauchen wollten, die das, was man in der Welt rechtschafne ehrliche Leute nennt, vorzustellen haben, und uns für sich einnehmen sollen. Ein deutliches Exempel übrigens daß das Uebertreiben durchaus nothwendig seyn könne, kömmt in den Betriegereyen des Scapins, (Aufz. 1. Auft. 3.) vor, wo Scapin den Argante nachmacht, um den Octavio die Gegenwart eines aufgebrachten Vaters aushalten zu lehren. Der Acteur kann hier übertreiben so viel als er will, weil die Wahrscheinlichkeit dadurch mehr aufgeholfen, als verletzet wird. Es würde nehmlich weniger wahrscheinlich seyn, daß Octav ganz betäubt wird, und nicht weis, was er sagen soll, wenn nicht die außerordentliche Heftigkeit des Scapins und die Gewaltsamkeit seines Betragens, diesen jungen Liebhaber so täuschte, daß er wirklich den fürchterlichen Argante in dem Scapin zu sehen glaubte.

Alles was unser Verfasser bisher angeführt hat, thut, wenn es von dem Schauspieler beobachtet wird, nur denjenigen Zuschauern Genüge, welche das Gute, was sie sehen, empfinden, und damit zufrieden sind, nicht aber denen, welche zugleich untersuchen, ob das Gute nicht noch besser hätte seyn können. Für diese hat der Schauspieler gewisse Feinheiten von Nöthen, die der Verfasser in den folgenden drey Hauptstücken erklärt. In dem zwölften Hauptstücke handelt er von diesen Feinheiten überhaupt. Eine von den größten bestehet darinne, daß er dem Verfasser nachhilft, wo er etwa durch Unterdrückung eines Worts, oder durch sonst eine kleine Unrichtigkeit, die er vielleicht aus Nothwendigkeit des Reims begangen hat, einen schönen Gedanken nicht deutlich genug ausgedrückt hat. „Wenn zum Exempel Sever nach dem Tode des Polieuct „(Aufz. 5. letzter Auftritt) zu dem Felix und zu der Paulina sagt:

Servez bien votre Dieu, servez votre Monarque,

„so bekümmert er sich wenig darum, daß sie bey ihrer Religion bleiben, „allein die Treue gegen den Kayser betrachtet er, als eine Schuldigkeit, „deren sie sich auf keine Weise entbrechen können. Daher sprach auch „Baron, welcher dasjenige, was die Verfasser nicht sagten, aber doch „gerne sagen wollten, ungemein glücklich zu errathen wußte, die letztern „Worte: dienet eurem Monarchen auf eine ganz andre Art aus, „als die erstern dienet nur eurem GOtt. Er ging über die erste „Helfte ganz leicht weg, und legte allen Nachdruck auf die andere. In

„der ersten nahm er den Ton eines Mannes an, welcher von den Tugen-„den der Christen zwar gerührt, aber von der Wahrheit ihrer Religion „noch nicht überzeugt ist, und also ganz wohl zugeben konnte, daß man „ihr anhing, aber es gar nicht für nöthig hielt, sie selbst zu ergreifen. „In der andern aber gab er durch eine sehr feine Bewegung und durch „eine sehr künstliche Veränderung der Stimme zu verstehen, daß ihm der „Dienst des Kaysers ein weit wichtigerer Punct zu seyn scheine, als die „genaueste Beobachtung des Christenthums. — — Eine andre Art von den Feinheiten des Schauspielers kommt auf die Verbergung der Fehler eines Stücks an. Läßt, zum Exempel, der Verfasser, eine Person, mit der er in Unterredung ist, allzulange sprechen, so macht er es nicht, wie es wohl oft gewisse Schauspielerinnen machen, und läßt seine Augen unterdessen unter den Zuschauern herumschweifen, sondern er bemüht sich, durch ein stummes Spiel auch alsdenn zu sprechen, wenn ihm der Dichter das Stillschweigen auflegt.

In dem dreyzehnten Hauptstücke nimt der Verfasser, um die Feinheiten des Schauspielers näher zu betrachten, diejenigen vor, welche dem Tragischen insbesondere zugehören. „Man glaubt „mit Recht, daß die Tragödie grosse Bewegungen in uns erregen müsse. „Wenn man aber daraus schließt, daß sich folglich der Schauspieler diesen „Bewegungen nicht ununterbrochen genug überlassen könne, so betriegt man „sich. Oft ist es sehr gut, wenn er in denjenigen Augenblicken, in welchen „gemeine Seelen denken, daß er sich in der allergewaltsamsten Bewegung „zeigen werde, ganz vollkommen ruhig zu seyn scheinet. In dieser Ab-„stechung liegt der größte und vornehmste Theil der Feinheiten, welche in „dem tragischen Spiele anzubringen sind. Ein Paar Exempel werden dieses deutlicher machen. „Die ausnehmende Gunst, womit Augustus „den Cinna beehrte, hatte den letztern doch nicht abhalten können, sich „in eine Verschwörung wider seinen Wohlthäter einzulassen. Das Vor-„haben des Cinna wird entdeckt. Augustus läßt ihn vor sich fodern, um „ihm zu entdecken, daß er alle seine Untreue wisse. Wer sieht nicht so-„gleich ein, daß dieser Kayser um so vielmehr Ehrfurcht erwecken muß, „je weniger er seinen Unwillen auslassen wird? Und je mehr er Ursache „hat über die Undankbarkeit eines Verräthers erbittert zu seyn, den er „mit Wohlthaten überschüttet hat, und der ihm gleichwohl nach Thron „und Leben steht, desto mehr wird man erstaunen, die Majestät eines

„Regenten, welcher richtet, und nicht den Zorn eines sich rächenden Feindes „in ihm zu bemerken. — — Eben so deutlich fällt es in die Augen, daß „je weniger man über die Grösse seiner entworfnen Unternehmungen er„staunt scheint, desto grösser der Begrif ist, den man bey andern von „seinem Vermögen, sie auszuführen, erweckt. Mithridat muß daher „einen weit grössern Eindruck machen, wenn er seinen Söhnen die Ent„würfe, die er den Stolz der Römer zu erniedrigen gemacht hat, mit „einer ganz gelassenen und einfältigen Art mittheilet, als wenn er sie mit „Schwulst und Pralerey auskrahmet, und in dem Tone eines Menschen „vorträgt, welcher den weiten Umfang seines Genies und die Grösse seines „Muths gern möchte bewundern lassen. — — Wenn man dieses gehörig überlegt, so wird man hoffentlich nicht einen Augenblick länger daran zweifeln, daß grosse Gesinnungen zur Vorstellung einer Tragödie nothwendig erfordert werden. Ein Acteur, welcher keine erhabene Seele hat, wird diese verlangten Abstechungen auf keine Weise anbringen können; kaum daß er fähig seyn wird, dieselben sich vorzustellen.

Das vierzehnte Hauptstücke handelt von denjenigen Feinheiten insbesondere, welche für das Komische gehören. Diese sind zweyerley. Entweder der komische Schauspieler macht uns über seine eigne Person zu lachen, oder über die andern Personen des Stücks. Das erste zu thun, sind eine unzählige Menge Mittel vorhanden. Das vornehmste aber besteht darinne, daß man sich der Umstände zu Nutze macht, welche den Charakter der Person an den Tag legen können. Ist zum Exempel diese Person ein Geiziger und es brennen zwey Wachslichter in dem Zimmer, so muß er nothwendig das eine auslöschen. Auch bey den Leidenschaften kann man viel komische Feinheiten von dieser Art anbringen; wenn man nehmlich thut, als ob sie sich wider Willen der Person, die sie gerne verbergen will, verriethen. Ferner kann man über seiner Person zu lachen machen, wenn man sie etwas thun läßt, was ihren Absichten zuwider ist. Ein Liebhaber, der wider seine Schöne in dem heftigsten Zorne ist und sie fliehen will, ergötzt uns allezeit, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zu dem Zimmer seiner Geliebten nehmen sehen; desgleichen ein unbedachtsam Dummer, wenn er dasjenige, was er gerne verschweigen möchte, ganz laut erzehlt. — — Unter den komischen Feinheiten, von der andern Art, wodurch man nehmlich andre Personen lächerlich zu machen sucht, gehöret der rechte Gebrauch der Anspielungen,

und besonders das Parodiren, welches entweder aus Unwillen, oder aus blosser Munterkeit geschieht. Gleichfalls gehören die Hindernisse hierher, die man der Ungeduld eines andern in Weg legt. Zum Exempel sein Herr glaubt den Brief, den ihm der Bediente bringt, nicht hurtig genug lesen zu können; und dieser zieht ihn entweder durch die Langsamkeit, mit welcher er ihn sucht, oder durch die Unvorsichtigkeit, ein Pappier für das andre zu ergreifen, auf.

In dem funfzehnten Hauptstücke fügt der Verfasser zu dem, was von den Feinheiten gesagt worden, einige Regeln, die man bey Anwendung derselben beobachten muß. Sie müssen vor allen Dingen diejenige Person nicht witzig machen, welche entweder gar keinen oder nur sehr wenig Witz haben soll. Sie müssen auch alsdenn nicht gebraucht werden, wenn die Person in einer heftigen Bewegung ist, weil die Feinheiten eine völlige Freyheit der Vernunft voraussetzen. Ferner muß man sich lieber gar nicht damit abgeben, als solche anzuwenden wagen, von deren guten Wirkung man nicht gewiß überzeugt ist; denn in Absicht auf angenehme Empfindungen, wollen wir lieber gar keine, als unvollkommene haben.

Alle diese Feinheiten sind von der Art, daß sie fast immer so wohl gesehen als gehöret werden müssen. Es giebt deren aber auch noch eine Art, welche blos gesehen werden dürfen, und diese sind das, was man Theaterspiele nennt. Der Verfasser widmet ihnen das sechszehnte Hauptstück. Sie helfen entweder die Vorstellung blos angenehmer, oder wahrer machen. Die letztern, welche die Vorstellung wahrer machen, gehören für die Tragödie so wohl, als für die Komödie; die andern aber, insbesondere nur für die Komödie. Ferner hangen sie entweder nur von einer Person, oder von allen Personen, die sich mit einander auf der Bühne befinden, zusammen ab. Die letztern müssen so eingerichtet seyn, daß in allen Stellungen und Bewegungen eine vollkommene Uebereinstimmung herrsche. Wenn Phädra dem Hippolyt den Degen von der Seite reißt, so müssen der Schauspieler und die Schauspielerin sich wohl vorgesehen haben, damit sie sich in dem Augenblicke nicht allzuweit voneinander befinden, und damit die Schauspielerin nicht nöthig hat, das Gewehr, dessen sie sich bemächtigen will, erst lange zu suchen. — — Ueberhaupt muß in den Theaterspielen eine grosse Abwechselung zu bemerken seyn; und von dieser handelt der Verfasser

In dem siebzehnten Hauptstücke. Die Abwechselung gehöret nicht allein für diejenigen Schauspieler, welche sich zugleich in der Tragödie zeigen wollen; auch nicht für die alleine, die nur in der einen oder in der andern spielen: sondern auch für die, die sich nur zu gewissen Rollen bestimmen, die alle einigermaassen mit einander übereinkommen. Die Ursache davon ist diese, weil auch diejenigen Personen, die einander am meisten ähnlich sind, dennoch gewisse Schattirungen haben, die sie von einander unterscheiden. Diese Schattirungen muß der Schauspieler aufsuchen, und seine Rolle genau zergliedern, wenn er nicht alles unter einander mengen, und sich nicht einer eckeln Einförmigkeit schuldig machen will. — — Doch auch nicht einmal in den ähnlichen Rollen allein muß der Schauspieler sein Spiel abwechseln; er muß es auch alsdann abwechseln, wenn er eben dieselben Rollen spielt. Die wenige Aufmerksamkeit, die man auf diesen Artickel richtet, ist eine von den vornehmsten Ursachen, warum wir nicht gerne einerley Stück mehr als einmal hintereinander sehen mögen. — — Meistentheils sind die Schauspieler aber nur deswegen so einförmig, weil sie mehr nach dem Gedächtnisse, als nach der Empfindung spielen. Wenn ein Acteur, der Feuer hat, von seiner Stellung gehörig eingenommen ist; wenn er die Gabe hat, sich in seine Person zu verwandeln, so braucht er auf die Abwechselung weiter nicht zu denken. Ob er gleich verbunden ist, so oft er eben dieselbe Rolle spielt, eben derselbe Mensch zu bleiben, so wird er doch immer ein Mittel finden, den Zuschauern neu zu scheinen.

Gesetzt nun, daß das Spiel eines Komödianten vollkommen wahr ist; gesetzt, daß es natürlich ist; gesetzt, daß es fein und abwechselnd ist: so werden wir ihn zwar bewundern, wir werden aber doch immer noch etwas vermissen, wenn er nicht die Anmuth des Vortrags und der Action damit verbindet. Von dieser Anmuth handelt das achtzehnte Hauptstück. Bey Vorstellung der Tragödie, ist sie mit unter der Majestät begriffen, welche überall darinne herrschen muß. Was aber die Anmuth in dem Komischen sey, besonders in dem hohen Komischen, das läßt sich schwer erklären, und eben so schwer lassen sich Regeln davon geben; überhaupt kann man sagen, daß sie darinne bestehe, wenn man der Natur auch so gar in ihren Fehlern Zierde und Reitz giebt. Man muß närrische Originale nachschildern, aber man muß sie auf ihrer schönsten Seite nachschildern. Ein jeder Gegenstand ist einer Art von Vollkommenheit fähig,

und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß so vollkommen seyn, als er nur immer seyn kann. Ein Landmägdchen, zum Exempel, ist auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe ist. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihres gleichen, eben der Unterschied seyn, welche zwischen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin ist.

Das neunzehnte Hauptstück, welches das letzte unsers Schauspielers ist, enthält nichts als einen kurzen Schluß, welcher aus einer Betrachtung besteht, der die natürliche Folge aus den vorhergemachten Anmerkungen ist. „Je schwerer nun, sagt der Verfasser, die Kunst ist, „desto mehr Nachsicht sollten wir gegen die jungen Schauspieler haben, „wenn sie mit den natürlichen Gaben, die ihnen nöthig sind, auch den „gehörigen Eifer, in ihrem Werke vortreflich zu werden, verbinden. Wenn „es aber unser Nutzen erfordert, mit diesen nicht allzustrenge zu verfahren, „so erfordert es auch unsre Billigkeit, vortreflichen Schauspielern alle die „Achtung wiederfahren zu lassen, welche sie verdienen. — — —

Ich bin überzeugt, daß meine Leser aus diesem Auszuge eine sehr gute Meinung von dem Werke des Herrn Remond von Sainte Albine bekommen werden. Und vielleicht werden sie mir es gar verdenken, daß ich sie mit einem blossen Auszuge abgefertiget habe. Ich muß also meine Gründe entdecken, warum ich von einer förmlichen Uebersetzung, die doch schon fast fertig war, abgestanden bin. Ich habe deren zwey. Erstlich glaube ich nicht, daß unsre deutschen Schauspieler viel daraus lernen können; zweytens wollte ich nicht gerne, daß deutsche Zuschauer ihre Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. Das erste zu beweisen berufe ich mich Theils darauf, daß der Verfasser seine feinsten Anmerkungen zu erläutern sehr oft nur solche französische Stücke anführt, die wir auf unsrer deutschen Bühne nicht kennen; Theils berufe ich mich auf die ganze Einrichtung des Werks. Man sage mir, ist es wohl etwas mehr, als eine schöne Metaphysik von der Kunst des Schauspielers? Glaubt wohl jemand wenn er auch schon alles, was darinne gesagt wird, inne hat, sich mit völliger Zuversicht des Beyfalls auf dem Theater zeigen zu können? Man bilde sich einen Menschen ein, dem es an dem äußerlichen nicht fehlt, einen Menschen, der Witz, Feuer und Empfindung hat, einen Menschen, der alles weis, was zur Wahrheit der Vorstellung gehört: wird ihm denn deswegen sogleich sein Körper überall zu Diensten

seyn? Wird er deswegen alles durch äußerliche Merkmahle ausdrücken können, was er empfindet und einsieht? Umsonst sagt man: ja, wenn er nur alsdenn Action und Aussprache seiner Person gemäß, natürlich, abwechselnd und reitzend einrichtet. Alles dieses sind abgesonderte Begriffe von dem, was er thun soll, aber noch gar keine Vorschriften, wie er es thun soll. Der Herr Remond von Sainte Albine setzet in seinem ganzen Werke stillschweigend voraus, daß die äußerlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beschaffenheit der Seele sind, die sich von selbst ohne Mühe ergeben. Es ist zwar wahr, daß jeder Mensch ungelernt den Zustand seiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaaßen ausdrücken kann, der eine durch dieses, der andre durch jenes. Allein auf dem Theater will man Gesinnungen und Leidenschaften nicht nur einigermaassen ausgedrückt sehen; nicht nur auf die unvollkommene Weise, wie sie ein einzelner Mensch, wenn er sich wirklich in eben denselben Umständen befände, vor sich ausdrücken würde; sondern man will sie auf die allervollkommenste Art ausgedrückt sehen, so wie sie nicht besser und nicht vollständiger ausgedrückt werden können. Dazu aber ist kein ander Mittel, als die besondern Arten, wie sie sich bey dem und bey jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zusammen zu setzen, die um so viel wahrer scheinen muß, da ein jeder etwas von der seinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube, der ganze Grundsatz unsers Verfassers ist umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauspieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernet hat, daß sie etwas gewisses ausdrücken, nachzumachen weis, so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in den Stand setzen, der seinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen, auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daseyn man durchgängig zweifelt, ist die einzige und wahre Art die Schauspielkunst zu studiren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen Schauspieler unsers Verfassers? Nichts, oder aufs höchste nur solche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weis nicht was für Erklärungen geben. Und eben dieses ist auch die Ursache, warum es nicht gut wäre, wenn unsre Zuschauer sich nach diesen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. Feuer, Empfindung,

Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wissen, was er dabey denken müsse. Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publico ein kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts sagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben eben so sicher, als leicht zu machen.

---

## V.

## Leben des Herrn Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor kurzen erfolgte Tod dieses berühmten komischen Dichters hat die Vorstellung seiner Vollkommenheiten bey mir so lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieser Bibliothek seiner unter allen Franzosen am ersten zu gedenken. Vor jezt will ich nur einige historische Umstände seines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung seiner Werke, deren vornehmste ich mit allem Fleis zergliedern werde, auf die nächste Fortsetzung versparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiseau, von Vosves, von Vives-Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schlosses Melun, und eines von den vierzig Gliedern der französischen Akademie, war im Jahr 1680 gebohren. In seinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligen Generallieutenant der französischen Armeen, und Gouverneur von Hünningen, in dessen Diensten und unter dessen Aufsicht er sich ganzer sieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geschickt machte. Dieser Herr hatte sich ehedem nicht nur im Felde einen grossen Ruhm und das Vertrauen des Turenne erworben, sondern war auch königlicher Abgesandter bey den Schweitzerischen Cantons gewesen. Er besaß sehr besondere Verdienste, und wußte zwey ganz entgegen gesetzte Eigenschaften, die Klugheit nehmlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten zu verbinden. Der junge Destouches befand sich noch in dem Hause des Marquis, als er seine erste Komödie ans Licht stellte. Es war dieses der unverschämte Neugierige (le Curieux impertinent) in Versen

und fünf Aufzügen. Sie hatte Beyfall gefunden, und er glaubte verbunden zu seyn, sie seinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieser Zueignungsschrift nicht so wohl die Sprache der Schmeicheley, als der Wahrheit geredet hat, so war es auch in der That. Er und seine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, sich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beygebracht; unter ihm hatte er seinen Geist gebildet und sein Herz gebessert, ja von ihm hatte er so gar manche vortrefliche Einsicht in die Kunst, in welcher er sich zu zeigen anfing, erlangt. So viel ist gewiß, daß unser Dichter schon in seinem ersten Stücke eine besondre Kenntniß der grossen Welt und der Art, durch welche sich das Lächerliche derselben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterscheidet, zeigte, und überall diejenige Anständigkeit auch bey Schilderung der Laster blicken ließ, die fast nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachsen sind, natürlich zu seyn scheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlassen, ward er nach und nach in verschiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabey nicht, ein vortrefliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und wiederlegte durch sein Beyspiel auf eine sehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß sich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten schicke, und besonders die geringsten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig sind. Die Belohnungen seiner Verdienste blieben nicht aus. Im Jahr 1723 machte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in seinem höchsten Alter nicht auf, sich immer neue komische Lorbeerkränze zu flechten, und trieb diese seine gelehrte Beschäftigung mit dem mühsamsten Fleise. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahr an dramatischen Commentariis über alle tragische und komische, so wohl alte als neue Dichter, ohne die Spanischen, Englischen und Italiänischen auszunehmen. Er machte über jeden derselben kritische Anmerkungen, und der erste Theil, welcher Versuche über den Sophokles, Euripides Aristophanes, Plautus und Terenz enthält, ist bereits vor verschiedenen Jahren fertig gewesen. In dem andern Theile war er auch schon bis auf die beyden Corneilles gekommen, und fand den jüngern, jemehr er ihn untersuchte, besonders in Ansehung der Erfindung und Einrichtung seiner Stücke, immer schätzbarer, als man sich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfasser dieses Werk noch vor seinem Tode zu Stande

gebracht, und ob es das Licht sehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über grosse Meister besser urtheilen, als wer selbst ein grosser Meister ist, und zugleich die edle Bescheidenheit besitzt, welche den Herrn Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er starb zu Melun, den 5ten Julius dieses Jahres.

Seine dramatischen Stücke sind zu verschiedenen malen zusammen gedruckt worden. Die neuste Ausgabe davon ist ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe und zu Haag 1752 in vier Theilen in Duodez gedruckt ist. Der Buchhändler Benjamin Gibert hat sie dem Herrn Destouches selbst zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne seine Erlaubniß alles, was er von seiner Arbeit auftreiben können, zusammen gedruckt, und der Welt mitgetheilt habe. Ich glaube eine Zueignungsschrift ist in solchen Fällen die geringste Genugthuung, die der gewinsüchtige Buchhändler dem beschämten Verfasser kann wiederfahren lassen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieser Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollständigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erste Theil enthält sechs Stück. Das erstre ist der unverschämte Neugierige, dessen ich schon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgesetzt hat, ist erst lange nach der Zeit dazu gekommen, und ist auf die Feyerlichkeit gerichtet, bey welcher er von einer Gesellschaft Freunde auf dem Lande vorgestellet ward. Das zweyte Stück ist der Undankbare (l'Ingrat) in Versen und fünf Aufzügen. Dieses folgte in der That gleich auf das erste, wie denn überhaupt alle folgende Stücke nach der Zeitrechnung geordnet sind. Das dritte Stück ist der Unentschlüßige (l'Irresolu) auch in Versen und fünf Aufzügen. Der Verfasser hat es dem Marquis von Courcillon zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz in welcher unser Destouches gebohren war, erhalten hatte. Das vierte Stück ist der Verleumder, (le Medisant) gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück ist nur in einem Aufzuge, in Prosa, und heißt: Die dreyfache Heyrath (le triple Mariage.) Das sechste Stück ist auch nur in einem Aufzuge, aber in Versen, und führt den Titel: Die schöne Stolze, oder das verwöhnte Kind (la belle Orgueilleuse ou l'Enfant gaté.)

Der zweyte Theil bestehet aus fünf Stücken. Erstlich aus der

unvermutheten Hinderniß, oder der Hinderniß ohne Hinderniß, (l'obstacle imprevu ou l'obstacle sans obstacle) einem Lustspiele in Versen und fünf Aufzügen. Dieses Stück ist dem Herzoge von Orleans, damaligem Regenten von Frankreich zugeeignet. Zweytens aus dem Verschwender oder der ehrlichen Betriegerin, (le Dissipateur ou l'honnete friponne) in Versen und fünf Aufzügen. Drittens aus dem Ruhmredigen (le Glorieux) auch in Versen und fünf Aufzügen. Dieses ist ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn Destouches den meisten Beyfall erworben hat. Er ist so bescheiden einen grossen Theil dieses Beyfalls, den Schauspielern zuzuschreiben, welche sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich ist der dramatische Dichter, der sich eines solchen Schicksals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, seine Arbeit durch Eigensinn und Unwissenheit verhunzt zu sehen! Der ältere Quinault hatte die Rolle des Licanders darinne gemacht, und sich als der unglückliche Vater des Grafen Tufiere und der Lisette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuschauer erworben. Der Herr Dufresne hatte den Ruhmredigen vorgestellt, und seinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die blosse Art, sich auf der Bühne zu zeigen, auszudrücken gewußt. Solche Leute können auch das schlechteste Stück aufrecht erhalten; doch sollten nur diejenigen Verfasser das Vorrecht haben, sie für ihre Geburthen zu finden, die auch die schlechtesten Schauspieler nicht so vorstellen können, daß sie nicht noch immer Schönheiten genug behalten sollten. — Das vierte Stück in diesem Theile sind die verliebten Philosophen (les philosophes amoureux) gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen; und das sechste Stück ist der poetische Dorfjunker (le poete Campagnard). Dieses letztere hat einen besondern Prolog, welcher der Triumph des Herbstes (le Triomphe de l'Automne) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauspiele, und einige Kleinigkeiten. Das erste Stück ist das Gespenst mit der Trommel, (le Tambour nocturne) in Prosa und fünf Aufzügen. Es ist eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn Destouches, sondern eine Nachahmung eines englischen Stückes des Herrn Addisons, welches in seiner Sprache The Drummer heißt, und auch in Deutschland bekannt genug ist. Unser Dichter war in England gewesen, und hatte den Herrn Addison persönlich kennen lernen. Er giebt ihm das Zeugniß, daß er unter

allen schönen Geistern seiner Nation die wenigste Entfernung für das französische Theater gehabt habe, und mit den regellosen Unanständigkeiten der englischen Bühne gar nicht zufrieden gewesen sey. Er hatte auch seinen Drummer in keiner andern Absicht geschrieben, als seinen Landsleuten zu zeigen, daß sich Regeln und Witz, Anständigkeit und Satyre ganz wohl vertrügen. Gleichwohl aber behielt sein Stück noch allzuviel Englisches, als daß es ohne Veränderungen auf dem französischen Theater hätte gefallen können. Diese nun machte der Herr Destouches mit aller möglichen Geschicklichkeit, und wenn er die stolze Treulosigkeit der englischen Schriftsteller, besonders Drydens hätte nachahmen wollen, so hätte er ganz wohl das ganze Schauspiel für sein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den englischen Urheber schimpfen können. — — Der verheyrathete Philosoph (le Philosophe marié) ist das zweyte Lustspiel im dritten Theile. Es ist in Versen und fünf Aufzügen. Auch dieses fand ungemeinen Beyfall, und sein Verfasser schrieb es dem Minister und Staatssecretair Grafen von Morville zu. Das dritte Stück ist eigentlich nichts als eine dramatische Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidische Kunstrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatten. Es ist in Prosa abgefaßt, hat nur einen Aufzug und heißt der Neidische. (l'Envieux) Der Kürze ungeachtet ist der Charakter darinne vortreflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfasser eine Tragikomödie. Es führt den Titel: Der Ehrgeitzige und die Unbesonnene. (l'Ambitieux et l'Indiscrete) Er hatte ihm deswegen den Namen eines blossen Lustspiels nicht geben wollen, weil alle Personen darinnen von einem gewissen Range sind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müssen, wollte er anders seine Helden in die vortheilhaftesten Umstände für die Entwickelung ihrer Charaktere setzen. Es ist ein Prolog bey dem Ehrgeitzigen, der die innere Einrichtung des Stücks betrift, und worinne verschiedene Personen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauspiel in diesem Theile ist die abgenutzte Liebe, (l'Amour usé) ein prosaisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Mit diesem Stücke ging es dem Verfasser ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der ersten Vorstellung um allen Beyfall. Er beklagt sich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Lustspiele vorgedruckt ist, sehr empfindlich darüber, und es schmerzte ihm, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des

Publici, ihn vor dieser Beschimpfung nicht habe sichern können. — — Ausser diesen fünf Stücken findet man noch in dem dritten Theile drey kleine Divertissements, welche aber durchaus nichts sagen wollen, und beynahe ihres Verfassers unwerth wären, wenn sie vielleicht nicht in dem Zirkel der Freunde, in welchem sie gespielt worden, gewisse gesellschaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leser durchaus unmerklich sind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erste ist der Sonderling (l'Homme singulier) ein Lustspiel in Versen und fünf Aufzügen. Es ist eher gedruckt als aufgeführt worden. Der Verfasser bezeigt eine besondre Liebe für dasselbe und schmeichelt sich selbst, daß man nicht allein das hohe Komische und die lebhafte und männliche Moral, welche seinen übrigen Stücken so viel Beyfall erworben, sondern auch einen ziemlich neuen und sehr lehrreichen Charakter, darinnen antreffen werde. Das zweyte Stück ist die Stärke des Naturells, (la force du naturel) ebenfalls in Versen und fünf Aufzügen. Man ist mit dem Inhalte dieses Lustspiels nicht zufrieden gewesen, und kann es auch gewissermaassen nicht wohl seyn, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es ist gleich das Gegenspiel von der Nanine des Herrn von Voltaire, welcher wenigstens in diesem Stücke ein besserer Kenner der Natur als der alte Destouches gewesen ist. Das dritte Stücke endlich heißt le jeune homme à l'epreuve, der junge Mensch, der die Probe aushält; es ist in Prosa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieses gleich die Frucht des Alters ist, so ist es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftstellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils bestehet aus den ersten Auftritten verschiedener Lustspiele, die der Verfasser ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er sie gleich für nichts, als für blosse Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B. der sich in der komischen Dichtkunst üben wollen, gemacht habe. Die vornehmsten davon sind Anfangsscenen zu einem Lustspiele, welches der liebenswürdige Alte heissen sollen; desgleichen zu einem über den Charakter des Rachsüchtigen. Auch ist der Anfang zu einem Lustspiele Protheus da, worinne der Dichter einen Betrieger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig ist. Wird wohl jemand so kühn seyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein solcher Dichter entworfen hat? — — Noch findet man in diesem vierten Theile

eine Sammlung von hundert und drey und siebenzig Sinnschriften, und ein poetisches Schreiben an den König über seine Genesung. Nur die Lieder des Hrn. Destouches, deren er verschiedene und gewiß sehr artige gemacht hat, vermisse ich in dieser ganzen Sammlung seiner Werke. Sie ist übrigens noch mit dem in Kupfer gestochnen Bilde unsers Dichters geziert, von welchem der Verleger versichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. Ich weis nicht ob es ähnlicher ist als das, welches Petit bereits 1740, nach dem Gemählde eines Largilliere gestochen hat; so viel weis ich, daß dieses von bessern Geschmack ist.

---

## VI.

## Ueber das Lustspiel die Juden,

im vierten Theile der Leßingschen Schriften.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Lustspiele in dem vierten Theile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geschätzt hat. Ich bitte sehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuschreibe, wenn ich mich eben jezt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehe, ist vielmehr ein Zeichen, daß sie mir nicht zuwider gewesen sind, daß ich sie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünsche, als billige Urtheile der Kunstrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn sie mich unglücklicher Weise nicht überzeugen sollten, mit Dank erkennen werde.

Es sind diese Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingschen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieses Jahres, gemacht worden, und in den Jenaischen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß sie nothwendig hersetzen, wenn ich denjenigen von meinen Lesern, welchen sie nicht zu Gesichte gekommen sind, nicht undeutlich seyn will. „Der Endzweck dieses Lustspiels, hat mein Hr. Gegner die Gütigkeit zu „sagen, ist eine sehr ernsthafte Sittenlehre, nehmlich die Thorheit und „Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu zeigen, womit wir den „Juden meistentheils begegnen. Man kann daher dieses Lustspiel nicht „lesen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete Erzählung

„von einem ehrlichen Juden, die in Hrn. Gellerts Schwedischer Gräfin „stehet, beyfallen muß. Bey Lesung beyder aber ist uns stets das Ver„gnügen, so wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen „worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels oder zu künftiger „Verbesserung der Erdichtungen dieser Art bekannt machen wollen. Der „unbekannte Reisende ist in allen Stücken so vollkommen gut, so edel„müthig, so besorgt, ob er auch etwann seinem Nächsten Unrecht thun „und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß „es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich ist, daß unter „einem Volke von den Grundsätzen, Lebensart und Erziehung, das wirk„lich die üble Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft, oder „wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, ein solches „edles Gemüth sich gleichsam selbst bilden könne. Dise Unwahrscheinlich„keit stört unser Vergnügen desto mehr, jemehr wir dem edeln und schönen „Bilde Wahrheit und Daseyn wünscheten. Aber auch die mittelmäßige „Tugend und Redlichkeit findet sich unter diesem Volke so selten, daß die „wenigen Beyspiele davon den Haß gegen dasselbe nicht so sehr mindern, „als man wünschen möchte. Bey den Grundsätzen der Sittenlehre, welche „zum wenigsten der größte Theil derselben angenommen hat, ist auch eine „allgemeine Redlichkeit kaum möglich, sonderlich da fast das ganze Volk „von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung „zum Betruge giebt, als andre Lebensarten."

Man sieht leicht, daß es bey diesen Erinnerungen auf zwey Puncte ankömmt. Erstlich darauf, ob ein rechtschafner und edler Jude an und vor sich selbst etwas unwahrscheinliches sey; zweytens ob die Annehmung eines solchen Juden in meinem Lustspiele unwahrscheinlich sey. Es ist offenbar, daß der eine Punct den andern hier nicht nach sich zieht; und es ist eben so offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit setzen dürfte, wenn ich die Menschenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey diesem, als bey dem erstern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerst erklären.

Habe ich in meinem Lustspiele einen rechtschafnen und edeln Juden wider die Wahrscheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieses nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners untersuchen. Er giebt zur Ursache der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieses Volk seufzet, und die

Nothwendigkeit an, in welcher es sich befindet, blos und allein von der Handlung zu leben. Es sey; folgt aber also nicht nothwendig, daß die Unwahrscheinlichkeit wegfalle, so bald diese Umstände sie zu verursachen aufhören? Wenn hören sie aber auf, dieses zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn sie von andern Umständen vernichtet werden, das ist, wenn sich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Christen weniger zu fühlen, und sich nicht gezwungen sieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieses Reichthums wird dazu erfordert. Man sehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er ist reich; er sagt es selbst von sich, daß ihm der Gott seiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich lasse ihn auf Reisen seyn; ja, ich setze ihn so gar aus derjenigen Unwissenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieset, und ist auch nicht einmal auf der Reise ohne Bücher. Man sage mir, ist es also nun noch wahr, daß sich mein Jude hätte selbst bilden müssen? Besteht man aber darauf, daß Reichthum, bessere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verstand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: so muß ich sagen, daß dieses eben das Vorurtheil ist, welches ich durch mein Lustspiel zu schwächen gesucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß fliessen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menschen macht, sondern sie in der That weit unter die Menschheit setzt. Ist dieses Vorurtheil nun bey meinen Glaubensgenossen unüberwindlich, so darf ich mir nicht schmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen sehen werde. Will ich sie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtschaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meisten dafür gelten zu lassen? Ich sage es gerade heraus; noch alsdenn, wenn mein Reisender ein Christ wäre, würde sein Charakter sehr selten seyn, und wenn das Seltene blos das Unwahrscheinliche ausmacht, auch sehr unwahrscheinlich. — —

Ich bin schon allmälich auf den ersten Punkt gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben eben so wohl wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen

Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschafnen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingischen Erinnerung, an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Avthenticität desselben zu überzeugen. Hier ist er. [1]

Mein Herr,

„Ich überschicke Ihnen hier, das 70 Stück der Göttingschen gelehrten „Anzeigen. Lesen Sie den Artickel von Berlin. Die Herren Anzeiger „recensiren den 4ten Theil der Leßingschen Schriften, die wir so oft mit „Vergnügen gelesen haben. Was glauben Sie wohl, daß sie an dem Lust„spiele, die Juden aussetzen? Den Hauptcharakter, welcher, wie sie sich „ausdrücken, viel zu edel und viel zu großmüthig ist. Das Vergnügen, „sagen sie, das wir über die Schönheit eines solchen Charakters empfin„den, wird durch dessen Unwahrscheinlichkeit unterbrochen, und endlich „bleibt in unsrer Seele nichts, als der blosse Wunsch für sein Daseyn „übrig. Diese Gedanken machten mich schamroth. Ich bin nicht im „Stande alles auszudrücken, was sie mich haben empfinden lassen. Welche „Erniedrung für unsere bedrengte Nation! Welche übertriebene Verachtung! „Das gemeine Volk der Christen hat uns von je her als den Auswurf „der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein „von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; „von diesen vermuthete ich die uneingeschränkte Billigkeit, deren Mangel „uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie sehr habe ich mich „geirrt, als ich einem jeden Christlichen Schriftsteller so viel Aufrichtigkeit „zutrauete, als er von andern fordert.

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch ein

[1] „Michaelis war der Göttingische Recensent. Der Brief ist von Moses Mendelssohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktisirte, sondern von seinen Mitteln lebte, und sich eigentlich mit Mathematik beschäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Secretair bey Maupertuis.“ Karl G. Lessing.

„Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können? „Einer Nation, aus welcher, wie sich der Verfasser der Juden ausdrückt, „alle Propheten und die grösseſten Könige aufstanden? Ist sein grausamer „Richterspruch gegründet? Welche Schande für das menschliche Geschlecht! „Ungegründet? Welche Schande für ihn!

„Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf „so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig „mitten unter freyen und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man „setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur „die Tugend, den einzigen Trost bedrengter Seelen, die einzige Zuflucht „der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen.

„Jedoch man spreche sie uns ab, was gewinnen die Herren Recensenten dabey? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Eigentlich „soll der Charakter des reisenden Juden (ich schäme mich, wann ich ihn „von dieser Seite betrachte) das wunderbare, das unerwartete in der Komödie seyn. Soll nun der Charakter eines hochmüthigen Bürgers der „sich zum türkischen Fürsten machen läßt, so unwahrscheinlich nicht seyn, „als eines Juden, der großmüthig ist? Laßt einen Menschen, dem von „der Verachtung der jüdischen Nation nichts bekannt ist, der Aufführung „dieses Stückes beywohnen; er wird gewiß, während des ganzen Stückes „für lange Weile gähnen, ob es gleich für uns sehr viele Schönheiten „hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie „weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird „er lachen müssen. Die guten Leute, wird er bey sich denken, haben „doch endlich die grosse Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen „sind. So menschlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt ist.

„Nicht daß ich durch diese Betrachtung dem Leßingschen Schauspiele „seinen Werth entziehen wollte; keines weges! Man weis daß sich der „Dichter überhaupt, und ins besondere wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrschenden Meinung zu richten „habe. Nach dieser aber muß der unvermuthete Charakter des Juden „eine sehr rührende Wirkung auf die Zuschauer thun. Und in so weit

„ist ihm die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er „sich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für „sie von grosser Wichtigkeit seyn muß.

„Sollte diese Recension, diese grausame Seelenverdammung nicht „aus der Feder eines Theologen geflossen seyn? Diese Leute denken der „Christlichen Religion einen grossen Vorschub zu thun, wenn sie alle „Menschen, die keine Christen sind, für Meichelmörder und Strassen„räuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion „so schimpflich zu denken; das wäre ohnstreitig der stärkste Beweis wider „ihre Wahrhaftigkeit, wenn man sie festzustellen alle Menschlichkeit aus „den Augen setzen müßte.

„Was können uns unsere strengen Beurtheiler, die nicht selten ihre „Urtheile mit Blute versiegeln, erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle „ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geitz hinaus, den sie vielleicht durch „ihre eigene Schuld, bey dem gemeinen jüdischen Haufen zu finden, froh„locken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn deswegen aufhören „wahrscheinlich zu seyn, daß ein Jude einem Christen der in räuberische „Hände gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder wenn er es „gethan, muß er sich nothwendig das edle Vergnügen, seine Pflicht in „einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Be„lohnungen versalzen lassen? Gewiß nicht! Zuvoraus wenn er in solchen „Umständen ist, in welche der Jude im Schauspiele gesetzt worden.

„Wie aber, soll dieses unglaublich seyn, daß unter einem Volke von „solchen Grundsätzen und Erziehung, ein so edles und erhabenes Gemüth „sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! so ist alle unsere „Sittlichkeit dahin! so regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! „so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste „Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! „Wie weit bist du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!

„Wer sie näher kennt, theuerster Freund! und ihre Talente zu schätzen „weis, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glück„liche Geister, ohne Vorbild und Erziehung empor schwingen, ihre un„schätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz bessern, und sich in den „Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem jeden zu „bedenken, ob sie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im „Schauspiel übernommen hätten, wenn sie auf ihrer gelehrten Reise, in

„seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edlen Gemüthern anzuführen. Nur das ihrige konnte ich nicht übergehen, weil „es so sehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere.

„Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner, „als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu den sie „für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen „können, daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Profeßion aus) einen „Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem „sonst redlichen Christen seinem Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sey Niederträchtigkeit bey den „Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menschenblut verschont; so ist „Niederträchtigkeit eine Tugend.

„Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen „die Armen beyder Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der „meisten Christen gegen ihre Arme genennt zu werden? Es ist wahr, sie „treiben diese beyden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu „empfindlich, und hindert beynah die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit „ist beynah Verschwendung. Allein, wenn doch alle, die ausschweifen, „auf der guten Seite ausschweifeten.

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewunderns„würdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch „schon ihre gesellschaftliche Tugenden sind hinreichend genug, die Göttingsche „Anzeigen zu widerlegen; und ich betaure den, der eine so allgemeine „Verurtheilung ohne Schauern lesen kann. Ich bin ꝛc.

* * *

Ich habe auch die Antwort auf diesen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie hier drucken zu lassen. Sie ist mit zuviel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Correspondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingschen Erinnerungen, worinne man mich zu einem andern ähnlichen Lustspiele aufmuntert, ist zu schmeichelhaft für

mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederhohlen könnte. Es ist gewiß, daß sich nach dem daselbst angegebnen Plane, ein sehr einnehmendes Stück machen liesse. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Absichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

## Zweytes Stück. 1754.

### VII.

### Von den lateinischen Trauerspielen welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind.

Die einzigen Ueberreste, woraus man die tragische Bühne der Römer einigermassen beurtheilen kann, sind diejenigen zehn Trauerspiele, welche unter dem Namen des Seneca gelesen werden.

Da ich jetzt vorhabe, sie meinen Lesern bekannter zu machen, so sollte ich vielleicht verschiedene historischkritische Anmerkungen und Nachrichten voraus schicken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfassern dieser Trauerspiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe rc. erklärten. Doch weil sich hiervon schwerlich urtheilen läßt, wenn man die Stücke nicht schon selbst gelesen hat, so will ich in dieser meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrscheinlicher Weise beobachten würde, der sich selbst von diesen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauerspiele nach der Reihe durchgehen, und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmsten Schönheiten derselben erkennen kann. Ich schmeichle mir, daß diese Auszüge desto angenehmer seyn werden, je grösser die Schwierigkeiten sind, mit welchen die Lesung der Stücke selbst verbunden ist.

Es sind, wie schon gesagt, deren zehne, welche folgende Ueberschriften führen. I. der rasende Herkules. II. Thyest. III. Thebais. IV. Hippolytus. V. Oedipus. VI. Troas. VII. Medea. VIII. Agamemnon. IX. Herkules auf Oeta. X. Octavia. Ich will mich sogleich zu dem ersten Stücke wenden.

## I.

# Der rasende Herkules.

### Inhalt.

Herkules hatte sich mit der Megara, der Tochter des Creons, Königs von Theben vermählt. Seine Thaten und besonders seine Reise in die Hölle nöthigten ihn, lange Zeit von seinem Reiche und seiner Familie abwesend zu seyn. Während seiner Abwesenheit empörte sich ein gewisser Lycus, ließ den Creon mit seinen Söhnen ermorden und bemächtigte sich des Thebanischen Scepters. Um seinen Thron zu befestigen, hielt er es vor gut, sich mit der zurückgelassenen Gemahlin des Herkules zu verbinden. Doch indem er am heftigsten darauf dringt, kömmt Herkules aus der Hölle zurück, und tödtet den tyrannischen Lycus mit allen seinen Anhängern. Juno, die unversöhnliche Feindin des Herkules, wird durch das beständige Glück dieses Helden erbittert, und stürzt ihn durch Hülfe der Furien, in eine schreckliche Raserey; deren traurige Folgen der eigentliche Stof dieses Trauerspiels sind. Ausser dem Chore kommen nicht mehr als sechs Personen darinne vor: Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Herkules, Theseus.

### Auszug.

Juno eröfnet die Scene. Herkules ist in den zwey ersten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als Juno aber weis sie doch schon, daß er gewiß erscheinen werde, und schon bereits siegend die Hölle verlassen habe. Man muß sich erinnern, daß Herkules ein Sohn des Jupiters war, den er mit der Alcmene erzeugt hatte. Sie tobt also in diesem ersten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider diese Frucht derselben insbesondere. Endlich faßt sie wider den Herkules den allergrausamsten Anschlag. — — Wir wollen sehen, wie dieses der Dichter ungefehr ausgeführt hat.

Sie sagt gleich Anfangs, daß sie, die Schwester des Donnergotts — — denn nur dieser Name bleibe ihr noch übrig — — die ätherischen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter verlassen habe. „Ich muß auf der Erde wandeln, um den Kebsweibern Platz zu machen. „Diese haben den Himmel besetzt! Dort glänzt von dem erhabensten „Theile des eisreichen Pols Callisto in der Bärin, und regieret argo„lische Flotten. Da, wo in verlängerten Tagen der laue Frühling herab

„fließt, schimmert der schwimmende Träger Europens. Hier bilden des „Atlas schweifende Töchter das den Schiffern und der See furchtbare „Gestirn; dort schreckt mit drohendem Schwerd Orion die Götter. Hier „hat der güldne Perseus seine Sterne; dort Castor und Pollux 2c. „Und damit ja kein Theil des Himmels unentehrt bleibe, so muß er auch „noch den Kranz des Cnoßischen Mädchens tragen. Doch was klage ich „über alte Beleidigungen? Wie oft haben mich nicht des einzigen gräß„lichen Thebens ruchlose Dirnen zur Stiefmutter gemacht! Ersteige nur „den Himmel, Alcmene; bemächtige dich nur siegend meines Sitzes; und „du, ihr Sohn, um dessen Geburth die Welt einen Tag einbüßte und „der langsame Phöbus später aus dem Eoischen Meere aufstieg, nimm „die versprochnen Gestirne nur ein! Ich will meinen Haß nicht fahren „lassen; mein rasender Schmerz, mein tobender Zorn soll mich zu ewigen „Kriegen reitzen — — Aber, zu was für Kriegen? Was die feindselige „Erde nur scheusliches hervorbringt; was Meer und Luft nur schreckliches, „gräßliches, wildes und ungeheures tragen, alles das ist von ihm gebändigt „und besiegt. Das Ungemach stärkt ihn; er nützet meinen Zorn; er ver„kehret meinen Haß in sein Lob, und je härtere Dinge ich ihm auflege, „je mehr beweiset er seinen Vater! — — Die Göttin berührt hierauf die Thaten des Herkules näher, der als ein Gott schon in der ganzen Welt verehrt werde, und der ihre Befehle leichter vollziehe, als sie dieselben erdenke. Die Erde sey ihm nicht weit genug gewesen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurück gefunden, und schleppe, über sie triumphirend, mit stolzer Faust den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „Der Tag, fährt „sie fort, erblaßte, die Sonne zitterte, als sie den Cerberus erblickte; „mich selbst überfiel ein Schauer, da ich das überwältigte dreyköpfigte Un„geheuer sahe, und ich erschrak über meinen Befehl. — — Sie fürchtet, Herkules werde sich auch des obern Reichs bemächtigen, da er das unterirrdische überwunden habe; er werde seinem Vater den Scepter entreissen, und nicht, wie Bacchus, auf langsamen Wegen sich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt sie ersteigen und über den öden Himmel gebiethen wollen. — „Wüthe nur also fort, mein Zorn; „wüthe fort! Unterdrücke ihn mit seinem grossen Anschlage; falle ihn an, „Juno, zerfleische ihn mit deinen eignen Händen. Warum überträgst du „andern deinen Haß? — — Welche Feinde kannst du ihm erwecken, die

„er nicht überwunden habe? Du suchst einen, der ihm gewachsen sey? „Nur er selbst ist sich gewachsen. So bekriege er sich dann also selbst! „Herbey ihr Eumeniden! Herbey aus dem tiefsten Abgrunde des Tar= „tarus! Schüttelt das flammende Haar; schlagt ihm mit wüthenden Hän= „den vergiftete Wunden! — — Nun, Stolzer, kannst du nach den himm= „lischen Wohnungen trachten! — — Umsonst glaubst du dem Styx ent= „flohen zu seyn! Hier, hier will ich dir die wahre Hölle zeigen! Schon „rufe ich die Zwietracht aus ihrer finstern Höhle, noch jenseits dem Reiche „der Verdammten, hervor! Was du noch schrekliches da gelassen hast, „soll erscheinen. Das lichtscheue Verbrechen, die wilde Ruchlosigkeit, die „ihr eigen Blut leckt, und die irre stets wieder sich selbst bewafnete Ra= „serey; diese, diese sollen erscheinen und Rächer meines Schmerzes seyn! „Fanget dann also an, ihr Dienerinnen des Pluto! Schwinget die lodern= „den Fackeln! Strafet des Styx kühnen Verächter! Erschüttert seine Brust „und laßt sie ein heftiger Feuer durchrasen, als in den Höhlen des Aetna „tobet! — — Ach, daß Herkules rasen möge, muß ich vorher erst selbst „rasen. Und warum rase ich nicht schon? — — Auf diese Art beschließt Juno, daß ihr Feind immerhin aus der Hölle unverletzt und mit unver= ringerten Kräften zurückkommen möge; sie wolle ihn seine Kinder gesund wieder finden lassen, aber in einer plötzlichen Unsinnigkeit solle er ihr Mörder werden. „Ich will ihm selbst die Pfeile von der gewissen Senne „schnellen helfen; ich will selbst die Waffen des Rasenden lenken, und „endlich einmal selbst dem kämpfenden Herkules beystehen. Mag ihn doch „nach dieser That sein Vater in den Himmel aufnehmen — Mit diesem Vorsatze begiebt sich Juno fort, weil sie den Tag anbrechen sieht.

Diesen Anbruch des Tages beschreibt der darauf folgende Chor. Er beschreibt ihm nach den Veränderungen, die an dem Himmel vorgehen, und nach den verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen. „Wie wenige, fügt er hinzu, beglückt die „sichere Ruhe! Wie wenige sind der Flüchtigkeit des Lebens eingedenk, „und nützen die nie wieder zurückkehrende Zeit. Lebt, weil es noch das „Schicksal erlaubt, vergnügt! Das rollende Jahr eilt mit schnellen Tagen „dahin, und die unerbittlichen Schwestern spinnen fort, ohne den Faden „wieder aufzuwinden. — — Er tadelt hierauf diejenigen, welche gleich= wohl freywillig ihrem Schicksale entgegen eilen, und wie Herkules das trübe Reich der Schatten nicht bald genug erblicken können. Er verlangt

die Ehre, die diese treibt, nicht, sondern wünscht sich, in einer verborgenen Hütte ruhig zu leben, wo das Glück auf einem zwar niedrigen aber sichern Orte fest stehe, wenn die kühne Tugend hoch herab stürzet. — — Hier sieht er die traurige Megara, mit zerstreuten Haaren näher kommen, welcher der alte Amphitryo, der Halbvater des Herkules, langsam nachfolgt. Er macht ihnen also Platz und Megara eröfnet den

## Zweyten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Mühseligkeiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß noch nie ein Tag sie mit Ruhe beglückt habe; daß immer das Ende des einen Uebels der Uebergang zu dem andern sey; daß dem Herkules nicht ein Augenblick Ruhe gelassen werde; daß ihn Juno seit der zartesten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden genöthiget habe, noch ehe er fähig gewesen sey, sie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwey Schlangen an, die er schon in der Wiege, so fest sie ihn auch umschlungen hatten, mit lächelnden Blicke zerquetschte, und berührt alle seine übrigen Thaten mit kurzen mahlerischen Zügen, bis auf die schimpfliche Arbeit im Stall des Augias. „Aber, fährt sie fort, was hilft ihn alles dieses? Er muß „der Welt, die er vertheidigte, entbehren. Und schon hat es die Erde „empfunden, daß der Urheber ihres Friedens nicht zugegen sey! Das „glückliche Laster heißt Tugend; die Bösen herrschen über die Guten; Ge„walt geht vor Recht, und die Gesetze verstummen vor Furcht. — — Zum Beweise führt sie die Grausamkeiten des Lycus an, welcher ihren Vater den Creon und ihre Brüder, dessen Söhne, ermordet und sich des Thebanischen Reichs bemächtiget habe. Sie bedauret, daß diese berühmte Stadt, aus welcher so viel Götter entsprossen, deren Mauern Amphion mit mächtigen Melodien aufgeführt, und in welche selbst der Vater der Götter sich so oft herab gelassen habe, jezt einem nichtswürdigen Verbannten gehorchen müsse. „Der, welcher zu Wasser und Land die „Laster verfolgt, und tyrannische Scepter mit gerechter Faust zerbrochen „hat, muß selbst abwesend dienen, und das Joch tragen, wovon er andre „befreyet. Dem Herkules gehöret Theben, und Lycus hat es inne. Doch „lange wird er es nicht mehr inne haben. Plötzlich wird der Held an „das Tageslicht wieder hervor bringen; er wird den Weg zurück entweder „finden, oder sich machen. — — Erscheine denn, o Gemahl, und komm

„als Sieger zu deinem besiegten Hause zurück! Entreisse dich der Nacht, „und wann alle Rückgänge verschlossen sind, so spalte die Erde, so wie „du einst das Gebirge spaltetest, und dahin den Ossa und dorthin den „Olympus warfst und mitten durch den Thessalischen Strom einen neuen „Weg führtest. Spalte sie; treibe was in ewigen Finsternissen begraben „war, zitternde Schaaren des Lichts entwöhnter Schatten, vor dir her, „und so stelle dich deinen Aeltern, deinen Kindern, deinem Vaterlande „wieder dar! Keine andre Beute davon bringen, als die man dir befohlen „hat, ist deiner unwürdig! — — Doch hier besinnt sich Megara, daß diese Reden für ihre Umstände zu großsprechrisch sind; und wendet sich lieber zu den Göttern, welchen sie Opfer und heilige Feste verspricht, wenn sie ihr den Gemahl bald wieder schenken wollen. „Hält dich aber, „fügt sie hinzu, eine höhere Macht zurück; wohl, so folgen wir! Ent„weder schütze uns durch deine Zurückkunft alle, oder ziehe uns alle nach „dir! — — Ja, nachziehen wirst du uns dir; denn uns Gebeugte mag „auch kein Gott aufzurichten.

Hier unterbricht sie der alte Amphitryo. „Hoffe ein besseres, „spricht er, und laß den Muth nicht sinken. Er wird gewiß auch aus „dieser Mühseligkeit, wie aus allen, grösser hervorgehen!

**Meg.** Was die Elenden gern wollen, das glauben sie leicht.

**Amphit.** Oder vielmehr, was sie allzusehr fürchten, dem vermeinen sie auf keine Weise entgehen zu können.

**Meg.** Aber jetzt, da er in die Tiefe versenkt und begraben ist, da die ganze Welt auf ihm liegt, welchen Weg kann er zu den Lebendigen zurückfinden?

**Amph.** Eben den, welchen er durch den brennenden Erdstrich, und durch das trockne Meer stürmenden Sandwogen fand ꝛc.

**Meg.** Nur selten verschonet das unbillige Glück die größten Tugenden. Niemand kann sich lange so häufigen Gefahren sicher blos stellen. Wen das Verderben so oft vorbey gegangen ist, den trift es endlich einmal.

Hier bricht Megara ab, weil sie den wüthenden Lycus mit drohendem Gesicht, und mit Schritten, die seine Gemüthsart verrathen, einhertreten sieht. Er redet die ersten zwanzig Zeilen mit sich selbst, und schildert sich als einen wahren Tyrannen. Er ist stolz darauf, daß er sein Reich nicht durch Erbschaft besitze, daß er keine edeln Vorfahren, kein durch erhabne Titel berühmtes Geschlecht aufweisen könne. Er trozt auf

seine eigene Tapferkeit, und findet, daß seine fernere Sicherheit nur auf dem Schwerde beruhe. „Nur dieses, sagt er, kann bey dem schützen, „was man wider Willen der Unterthanen besitzt. — — Unterdessen will er doch auch nicht unterlassen, einen Staatsgriff anzuwenden. Er bildet sich nehmlich ein, daß er sein neu erobertes Reich durch nichts mehr befestigen könne, als wenn er sich mit der Megara vermählte. Er kann sich nicht vorstellen, daß sie seinen Antrag verachten werde: sollte sie es aber thun, so hat er bereits den festen Entschluß gefaßt, das ganze Herkulische Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von so einer That urtheilen werde; er hält es für eines von den vornehmsten Stücken der Regierungskunst, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu seyn. In dieser Gesinnung will er sogleich den Versuch machen, und geht auf Megara los, die sich schon im voraus von seinem Vorhaben nichts gutes verspricht. Seine Anrede ist nicht schlecht; er macht ihr eine kleine Schmeicheley wegen ihrer edeln Abkunft, und bittet sie, ihn ruhig anzuhören. Er stellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt stehen würde, wenn Sterbliche einander ewig hassen wollten. „Dem Sieger und „dem Besiegten liegt daran, daß der Friede endlich wieder hergestellet „werde. Komm also und theile das Reich mit mir; laß uns in ein enges „Bündniß tretten, und empfange meine Rechte, als das Pfand der Treue. „— — Megara sieht ihn mit zornigen Blicke an. „Ich, spricht sie, „sollte deine Rechte annehmen, an welcher das Blut meines Vaters, und „meiner Brüder klebt? Eher soll man die Sonne im Ost untergehen, „und im West aufgehen sehen; eher sollen Wasser und Feuer ihre alte „Feindschaft in Friede verwandeln rc. Du hast mir Vater, Reich, Brüder „und Götter geraubt. Was blieb mir noch übrig? Eins blieb mir noch „übrig, welches mir lieber als Vater, Reich, Brüder und Götter ist: „das Recht dich zu hassen. Ach! warum muß auch das Volk dieses mit „mir gemein haben. — — Doch herrsche nur, Aufgeblasener; verrathe „nur deinen Uebermuth! Gott ist Rächer und seine Rache folget hinter „dem Rücken der Stolzen.“ Sie stellt ihm hierauf vor, was für ein strenges Schicksal fast alle Thebanische Regenten betroffen habe. Agave und Ino, Oedipus und seine Söhne, Niobe und Cadmus sind ihre schrecklichen Beyspiele. „Sieh, fährt sie fort, diese warten deiner! Herrsche „wie du willst, wenn ich dich nur endlich in eben das Elend, das von „unserm Reiche so unzertrennlich ist, verwickelt sehe. — — Lycus wird

über diese Reden unwillig, und giebt ihr auf eine höhnische Art zu verstehen, daß er König sey, und sie gehorchen müsse. „Lerne, sagt er, von „deinem Gemahl, wie unterwürfig man Königen seyn müsse.“ Er zielet hiemit auf die Befehle des Eurystheus, die sich Herkules zu vollziehen bequemte. „Doch, spricht er weiter, ob ich schon die Gewalt in meinen „Händen habe, so will ich mich doch so weit herablassen, meine Sache „gegen dich zu rechtfertigen. Er bemüht sich hierauf den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder von sich abzuwelzen. „Sie sind im Streite umgekommen. „Die Waffen wissen von keiner Mäßigung; und die Wuth des gezückten „Schwerdes kennet kein Schonen. Es ist wahr, dein Vater stritt für sein „Reich, und mich trieben sträfliche Begierden. Doch jetzt kömmt es nicht „auf die Ursache, sondern auf den Ausgang des Krieges an. Laß uns „daher an das geschehene nicht länger denken. Wenn der Sieger die „Waffen ablegt, so geziemet es sich, daß auch der Besiegete den Haß ab„lege. Ich verlange nicht, daß du mich mit gebogenem Knie verehren „sollst. Es gefällt mir vielmehr, daß du deinen Unfall mit starken Muthe „zu tragen weißt. Und da du die Gemahlin eines Königs zu seyn ver„dienest, so sey es denn an meiner Seite.“ Megara geräth über diesen Antrag ausser sich. „Ich deine Gemahlin? Nun empfinde ich es erst, „daß ich eine Gefangene bin — — Nein, Alcides, keine Gewalt soll „meine Treue überwinden; als die Deinige will ich sterben.

**Lycus.** Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben ist, macht dich so kühn?

**Megara.** Er stieg in die Hölle herab, um den Himmel zu ersteigen.

**Lycus.** Die ganze unendliche Last der Erde liegt nun auf ihm.

**Megara.** Kann eine Last für den zu schwer seyn, der den Himmel getragen hat?

**Lycus.** Aber du wirst gezwungen werden.

**Megara.** Wer gezwungen werden kann, weis nicht zu sterben.

**Lycus.** Kann ich dir ein königlicher Geschenk anbieten, als meine Hand?

**Megara.** Ja; deinen oder meinen Tod.

**Lycus.** Nun wohl; du sollst sterben.

**Megara.** So werde ich denn meinem Gemahl entgegen gehen.

**Lycus.** So ziehst du meinem Throne einen Knecht vor?

**Megara.** Wie viel Könige hat dieser Knecht dem Tode geliefert!

**Lycus.** Warum dient er denn aber einem Könige?

**Megara.** Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienste?

**Lycus.** Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, nennst du Tapferkeit?

**Megara.** Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wofür sich alle entsetzen.

Diese kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten sind, werden noch einige Zeilen fortgesetzt, bis Lycus zuletzt auch die Abkunft des Herkules antastet, und den alten Amphitryo also nöthiget, das Wort zu ergreifen. „Mir spricht er, kömmt es zu, ihm seinen wahren „Vater nicht streitig machen zu lassen." Er führt hierauf seine erstaunlichen Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergestellet, uud die Götter selbst vertheidiget habe. „Zeigen diese nicht deutlich „genug, daß Jupiter sein Vater sey, oder muß man vielmehr dem Hasse „der Juno glauben? Was lästerst du den Jupiter, erwiedert Lycus? „Das sterbliche Geschlecht ist keiner Verbindung mit dem Himmel fähig. — — Er sucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des Herkules verdächtig machen könne. Er nennt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unstätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblicke der Wuth der wilden Thiere Preis gegeben werde. Doch Amphitryo setzt diesen Beschuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte gewesen sey, der auf einer herumirrenden Insel sogar gebohren worden, und mit dem ersten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beyspiel des Bacchus, und zeigt auch an diesem, wie theuer das Vorrecht, als ein Gott gebohren werden, zu stehen komme.

**Lycus.** Wer elend ist, ist ein Mensch.

**Amph.** Wer tapfer ist, ist nicht elend.

Lycus will ihm auch diesen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer sehr spöttischen Art seines Abentheuers mit der Omphale, bey welcher Herkules die Rolle eines Helden in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft sich Amphitryo auf den Bacchus, welcher sich nicht geschämt habe, das Haar zierlich fliegen zu lassen, den leichten Thyrsus mit spielender Hand zu schwenken, und im sanften Gange den güldnen Schweif des herabfallenden Kleides hinter sich her zu ziehen. Nach vielen und schweren Thaten, fügt er hinzu, ist es der Tapferkeit ganz wohl erlaubt, sich zu erhohlen. — —

Lycus. Dieses beweiset das Haus des Thespius, und die nach Art des Viehes durch ihn befruchtete Heerde von Mädchen. Dieses hatte ihm keine Juno, kein Eurystheus befohlen; es waren seine eigne Thaten.

Auf diese höhnische Anmerkung erwiedert Amphitryo, daß Herkules auch noch andre Thaten ungeheissen verrichtet habe. Er gedenkt des Eryx, des Antäus, des Bursiris, des Geryon. „Und auch „du, Lycus, wirst noch unter die Zahl dieser Ermordeten kommen, die „doch durch keine Schändung sein Ehebette zu beflecken gesucht.

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt ist, ist auch dem Könige vergönnt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir soll auch der König eine bekommen 2c. — — Hier treibt Lycus seine Ruchlosigkeit auf das höchste. Er wirft dem guten Alten seine gefällige Nachsicht gegen den Jupiter vor, und will, daß sich Megara nur ein Exempel an der Alcmene nehmen solle. Er droht sogar Gewalt zu brauchen, und sagt, was ich keinem tragischen Dichter jetziger Zeit zu sagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth Megara in eine Art von Wuth, und erklärt sich, daß sie in diesem Falle die Zahl der Danaiden voll machen wolle. Sie zielet hier auf die Hypermnestra, welches die einzige von den funfzig Schwestern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes schonte. Auf diese Erklärung ändert Lycus die Sprache. „Wenn du denn also unsre Verbindung hart„näckig ausschlägst, so erfahre es, was ein König vermag. Umfasse nur „den Altar; kein Gott soll dich mir entreissen; und wenn auch Alcides „selbst triumphirend aus der Tiefe zurückkehrte. — — Er befiehlt hierauf, daß man den Altar und den Tempel mit Holz umlegen solle. Er will das ganze Geschlecht des Herkules in seinem Schutzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reissen durfte, verbrennen. Amphitryo bittet von ihm weiter nichts als die Gnade, daß er zuerst sterben dürfe. „Sterben? „spricht Lycus. Wer alle zum Sterben verdammt, ist kein Tyrann. „Die Strafen müssen verschieden seyn. Es sterbe der Glückliche; der „Elende lebe. Mit diesen Worten geht Lycus ab, um dem Neptunus noch vorher ein Opfer zu brigen. Amphitryo weis weiter nichts zu thun, als die Götter wider diesen Wütrich anzurufen. „Doch was flehe ich umsonst die Götter an. „Höre mich, Sohn, wo du auch bist! — „Welch plötzliches Erschüttern? Der Tempel wankt! der Boden brill !

„Welcher Donner schallt aus der Tiefe hervor — — Wir sind erhört!
„— — Ich höre, ich höre sie, des Herkules nahende Tritte.

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Gesang desselben ist eine Apostrophe an das Glück, welches seine Wohlthaten so ungleich austheile und den Eurystheus in leichter Ruhe herrschen lasse, während der Zeit, da Herkules mit Ungeheuern kämpfen müsse. Hierauf wird die Anrede an diesen Held selbst gerichtet. Er wird ermuntert, siegend aus der Hölle hervor zu gehen, und nichts geringers zu thun, als die Banden des Schicksals zu zerreissen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt seiner Saiten, Eurydicen von den unerbittlichen Richtern, obschon unter einer allzustrengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geschlossen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Gesänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten sey.

## Dritter Aufzug.

Die erwünschte Erscheinung des Herkules erfolgt nunmehr. Er eröfnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweyten durch nichts. als durch den vorigen Chor unterschieden wird. Megara und Amphitryo sind nicht von der Bühne gekommen.

Herkules redet die Sonne an, und bittet sie um Verzeihung, daß er den Cerberus ans Licht gebracht habe. Er wendet sich hierauf an den Jupiter, an den Neptun und an alle andre Götter, die von oben auf das Irdische herabsehen. Dem Jupiter giebt er den Rath, wenn er dieses Ungeheuer nicht sehen wolle, sich unterdessen den Blitz vor die Augen zu halten: visus fulmine opposito tege; dem Neptun, auf den Grund des Meeres herabzufahren, und den übrigen, das Gesicht wegzuwenden. „Der Anblick dieses Scheusals, fährt er fort, ist nur für zwey; für den, „der es hervorgezogen, und für die, die es hervorzuziehen befohlen." Dieser, der Juno nehmlich, spricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt sich das Chaos der ewigen Nacht, und was noch ärger als Nacht sey, und der Finsterniß schreckliche Götter, und das Schicksal überwunden zu haben. Er fordert sie, wo möglich, zu noch härtern Befehlen auf, und wundert sich, daß sie seine Hände so lange müßig lasse. — — Doch in dem Augenblicke wird er die Anstalten gewahr, die Lycus in dem vorigen Aufzuge machen lassen. Er sieht den Tempel mit bewafneter

Mannschaft umsetzt, und da er noch darüber erstaunt, wird er von dem Amphitryo angeredet.

Dieser zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Herkules, oder nur der Schatten desselben sey. Doch endlich erkennt er ihn. Herkules fragt sogleich, was diese traurige Tracht seines Vaters und seiner Gemahlin, und der schmutzige Aufzug seiner Kinder bedeute. „Welch „Unglück drückt das Haus? Amphitryo antwortet auf diese Frage in wenig Worten, daß Creon ermordet sey, daß Lycus herrsche, und daß dieser Tyrann Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Herkules. Undankbare Erde! So ist niemand dem Herkulischen Hause zu Hülfe gekommen? So konnte die von mir vertheidigte Welt solch Unrecht mit ansehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es sterbe der Feind!

Hier fällt ihm Theseus, den er aus der Hölle mit zurück gebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erschienen, ins Wort. „Diesen „Fleck sollte deine Tapferkeit tragen? Lycus sollte ein würdiger Feind „Alcidens seyn? Nein; ich muß sein verhaßtes Blut vergiessen.

Doch Herkules hält den Theseus zurück, entreißt sich den Umarmungen seines Vaters und seiner Gemahlin, und eilet zur Rache. „Es „bringe Lycus dem Pluto die Nachricht, daß ich angekommen sey — — „So sagt er und geht ab. Theseus wendet sich hierauf gegen den Amphitryo, und ermuntert ihn, sein Gesicht aufzuheutern, und die herabfallenden Thränen zurück zu halten. „Wenn ich, sagt er, den Herkules „kenne, so wird er gewiß an dem Lycus des ermordeten Creons wegen „Rache üben. Er wird? Nein er übt sie schon. Doch auch dieses ist „für ihn zu langsam: er hat sie bereits geübt. — — Hierauf wünscht der alte Amphitryo, daß es Gott also gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf eine andere Seite. Er verlangt nehmlich von dem Gefehrten seines unüberwindlichen Sohnes nähere Umstände von dem unterirrdischen Reiche und dem gebändigten Cerberus zu wissen. Theseus weigert sich Anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmsten Gottheiten um Erlaubniß gebethen, fängt er eine lange und prächtige Beschreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das letzte Stück derselben besonders, welches den Kampf des Herkules mit dem höllischen Ungeheuer schildert, ist von einer ausserordentlichen Stärke. Die ganze deutsche Sprache, — —

wenigstens so wie ich derselben mächtig bin, — — ist zu schwach und zu arm, die meisterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glücklichen Kürze auszudrücken. Das starrende Wasser des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte scheusliche Fuhrmann schrecken in den traurigsten Farben — — Charon war eben an dem dißseitigen Ufer mit dem leeren Nachen angelangt; als sich Herkules durch die Schaar wartender Schatten drengte, und zuerst hinüber gesetzt zu werden begehrte. „Wohin, Verwegener? schrie der gräßliche Charon. Hemme die eilenden „Schritte! Doch nichts konnte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entrissenen Ruder, und stieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, sank unter der Last des einzigen tiefer herab, und schöpfte überladen mit schwankendem Rande letheische Fluth — — Endlich näherten sie sich den Wohnungen des geitzigen Pluto, die der Stygische Hund bewacht. Die Gestalt dieses dreyköpfigten Wächters ist die gräßlichste, und der Gestalt gleicht seine Wuth. Fähig auch den leisen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit gespitzten Ohren auf das Geräusche nahender Füsse. Er blieb ungewiß in seiner Höle sitzen, als der Sohn des Donnergottes vor ihm stand; und beyde furchten sich. Doch jezt erhebt er ein brüllendes Bellen, die Schlangen umzischen das dreyfache Haupt, die stillen Wohnungen ertönen und auch die seeligen Schatten entsetzen sich. Herkules löset unerschrocken den cleonäischen Raub von der linken Schulter, und schützt sich hinter dem noch schreckenden Rachen des Löwen. Er schwingt mit siegender Hand die Keule, und Schlag auf Schlag trift das endlich ermüdende Ungeheuer. Er läßt ein Haupt nach dem andern sinken, und räumet seinem Ueberwinder den Eingang. Die unterirrdischen Gottheiten entsetzen sich, und lassen den Cerberus abfolgen, und auch mich, spricht Theseus, schenkte Pluto dem bittenden Alciden. Dieser sträuchelt des Ungeheuers gebändigte Nacken und fesselt sie mit diamantenen Ketten. Es vergaß, daß es der Wächter der Höllen sey, ließ furchtsam die Ohren sinken, und folgte dem Bändiger demüthig nach. Doch als es an den Ausgang des Tänarus kam, und der Glanz des ihm unbekannten Lichts die Augen traf, sträubte es sich, faßte neue Kräfte, schüttelte wüthend die tönenden Ketten, und fast hätte es den Sieger zurück geschleppt. Doch hier nahm Herkules die Fäuste des Theseus zu Hülfe, und so rissen beyde den vergebens rasenden Cerberus auf die Welt heraus. Noch einen Zug setzt der Dichter zu diesem

Bilde, der gewiß wenige seines gleichen hat. Er sagt nehmlich, der Höllenhund habe die Köpfe in den Schatten des Herkules verborgen, um das Tageslicht so wenig als möglich in die verschloßenen Augen zu lassen:

— — — Sub Herculea caput
Abscondit umbra.

Die nahende Schaar des über die Zurückkunft des Herkules frohlockenden Volkes macht der Beschreibung ein Ende. Mit viel mattern Beschreibungen und ziemlich kalten Sittensprüchen ist der Chorus angefüllt. Sie betreffen das unterirrdische Reich und die traurige Nothwendigkeit, daß alle und jede einmal dahin absteigen müssen. „Niemand, „heißt es, kömmt dahin zu spät, von wannen er, wenn er einmal dahin „gekommen ist, nicht wieder zurück kann. — Schone doch, o Tod, der „Menschen, die dir ohne dem zueilen. — — Die erste Stunde, die „uns das Leben schenkte, hat es auch wieder genommen ꝛc. Und andere dergleichen Blümchen mehr.

## Vierter Aufzug.

Es ist geschehen. Herkules hat den Lycus mit allen seinen Anhängern ermordet, und macht sich nunmehr gefaßt, den Göttern ein Opfer zu bringen. Er ruft sie insgesamt dazu an, und nur die Kinder der Juno schließt er davon aus. Er will ganze Heerden schlachten, und ganze Erndten von Weyhrauch anzünden. Amphitryo der noch das Blut an den Händen seines Sohnes kleben sieht, erinnert ihn, sie vorher zu reinigen; doch Herkules antwortet: „ich wünschte, selbst das Blut des „verhaßten Hauptes den Göttern opfern zu können. Kein angenehmeres „Naß würde je den Altar benetzt haben; denn dem Jupiter kann kein „fetteres Opfer geschlachtet werden, als ein ungerechter König. — — Hierauf will er selbst das Opfergebeth anfangen, ein Gebeth, das, wie er sagt, des Jupiters und seiner würdig sey. Er fängt auch wirklich an, und bittet nichts geringeres, als daß der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben, und die ewigen Gestirne ihren Lauf ungestört fortsetzen mögen; daß ein anhaltender Friede die Völker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Blitz aus der Hand des Jupiters schiesse, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überschwemme, und daß nirgends ein wilder Tyrann regiere ꝛc. Schon dieses Gebet ist unsinnig genug, um

der Anfang zu einer förmlichen Raserey zu seyn. Diese äussert sich nunmehr auch auf einmal. „Doch wie? Welche Finsternisse umhüllen den „Mittag? Warum schießt Phöbus so trübe Blicke, ohne von einer Wolke „verdunkelt zu seyn? Wer treibet den Tag zu seiner Demmerung zurück? „Welche unbekannte Nacht breitet ihr schwarzes Gefieder aus? Woher diese „zu frühen Sterne, die den Pol erfüllen? Seht, dort durchglänzet das „erste der von mir gebändigten Ungeheuer, der Löwe, ein weites Gefielde! „Er glüet vor Zorn, und drohet tödtliche Bisse. Er speiet aus dem offenen „Rachen Feuer, und schüttelt die röthliche Mähne. Jezt wird er ein Gestirn herab reissen; jezt wird er des harten Herbstes und des frostigen „Winters breite Zeichen überspringen, den Stier im Felde des Frühlings „anfallen, und seinen Nacken zermalmen. — — Amphitryo erstaunet über diesen plötzlichen Wahnwitz, doch Herkules fährt fort. Er kömmt auf seine Thaten, und will sich mit Gewalt den Eingang in den Himmel eröfnen. Er drohet, wenn Jupiter geschehen lasse, daß ihm Juno noch länger zuwider sey, den Saturn zu befreyen, die Riesen zu neuen Kriegen aufzufrischen und sie selbst anzuführen. Diese Kriege glaubt er bereits mit allen ihren schrecklichen Verwüstungen zu sehen, bis er endlich seine eigne Kinder, die mit der Megara bey dem Opfer gegenwärtig seyn sollten, gewahr wird, und sie für die Kinder des Lycus ansieht. Dieser Wahn bringt seine Wuth aufs höchste. Er spannt seinen Bogen und durchschießt das eine, und das andere, welches seine Knie mit den kleinen Händen umfaßt, und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger Faust, schwenkt es in der Luft herum, und zerschmettert es gegen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches seine Zuflucht zu seiner Mutter nimt, sieht er diese für die Juno an. Erst richtet er das Kind hin, und alsdann seine Gemahlin. — — Alles dieses, wird man sagen, müsse einen sehr gräßlichen und blutigen Anblick machen. Allein der Dichter hat, durch Hülfe der römischen Bühne, deren Bauart von den unsrigen ganz unterschieden war, ein vortrefliches Spiel hier angebracht. Indem nehmlich Herkules seine Kinder und seine Gemahlin verfolgt, und von Zeit zu Zeit den Zuschauern aus dem Gesichte kömmt, so gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo sie nur von den übrigen Personen auf der Bühne können gesehen werden. Von dem Amphitryo vornehmlich, welcher alles was er sieht in eben dem Augenblicke sagt, und die Zuschauer also eben so lebhaft davon unterrichtet, als

ob sie es selbst gesehen hätten. Zum Exempel, wenn Herkules dem dritten Kinde nachgeht, so schreyt Megara: „Wohin, Unsinniger? Du „vergießest dein eigen Blut. Mit diesen Worten eilt sie beyden nach, daß sie also bereits hinter der Scene ist, wenn Amphitryo folgende Erzehlung macht: „das zitternde Kind stirbt vor dem feurigen Blicke des Vaters, „noch ehe es verwundet worden. Die Furcht hat ihm das Leben genom„men. Und nun, nun schwenkt er die tödtliche Keule auf seine Gemahlin. „Sie ist zermalmt, und nirgends sieht man den Kopf des zerstümmelten „Körpers. — — Amphitryo geräth hierüber ausser sich, er verwünscht sein Alter, das ihn zu diesem Unglücke gespart; er will nicht länger leben, sondern eilt den Pfeilen und der Keule des unsinnigen Mörders entgegen. Doch Theseus hält ihn zurück, und beschwört ihn, dem Herkules das letzte und größte Verbrechen zu ersparen. Dieser kömmt unterdessen allmälig wieder zu sich, und Amphitryo erstaunt ihn in einen tiefen Schlaf fallen zu sehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödtlicher Schlaf sey, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingeraft habe; doch das starke Athemhohlen überzeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es also für gut, ihn ruhen zu lassen; nur läßt er vorher von den Dienern die Pfeile wegnehmen, damit er sie nicht in einer neuen Raserey brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kann, beklaget die dem Herkules zugestossene Unsinnigkeit. Er flehet die Götter an, ihn davon zu befreyen, und wendet sich besonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetisch apostrophirt. „Besänftige die rasenden „Aufwallungen seines Gemüths; und gieb dem Helden Frömmigkeit und „Tugend wieder. Wo nicht, so laß ihn fortrasen und in steter Unsinnig„keit dahin leben. In ihr allein beruhet jetzt seine Unschuld. Reinen „Händen kommen diejenigen am nächsten, die ihr Verbrechen nicht kennen. — — Er beschreibt nunmehr, wie verzweifelnd sich Herkules anstellen werde, wenn er wieder zu sich selbst kommen, und sein Unglück erfahren sollte. Und zuletzt beweinet er noch den zufrühzeitigen Tod der Kinder.

## Fünfter Aufzug.

Herkules erwacht, und Amphitrio und Theseus stehen schweigend von ferne. „Wo bin ich? In welchem Lande? Unter welchem

„Himmelsstriche? rc. Welche Luft schöpfe ich? Ich bin doch wenigstens aus „der Hölle wieder zurück? Aber, welche blutige Leichname sehe ich hier „gestreckt? Welche höllischen Schattenbilder schweben mir noch vor den „Augen? Ich schäme mich, es zu sagen: ich zittere. Ich weis nicht, „welcher schreckliche Unfall mir ahndet. Wo ist mein Vater? Wo meine „Gemahlin, die auf die kleine Heerde ihrer muthigen Kinder so stolz ist? „Warum vermisse ich an meiner Linken die Beute des überwundenen „Löwens? — — Wo sind meine Pfeile? Wo der Bogen? Ich lebe, „und man hat mir meine Waffen abnehmen können? Wer hat diesen „Raub davon getragen? Wer hat auch den schlafenden Herkules nicht „gescheuet? Ich muß ihn doch sehen, meinen Sieger; ich muß ihn doch „sehen. Stelle dich, Sieger, den zu zeugen, der Vater den Himmel „nochmals verlassen, und dem zu gefallen die Nacht länger, als mir, „stille gestanden — — Was sehe ich? Meine Kinder ermordet? Meine „Gemahlin todt? Welcher zweyte Lycus hat sich des Reichs bemächtiget? „Herkules ist wieder gekommen, und doch erkühnt man sich zu Theben „solcher Verbrechen? Herbey Boeotier, Phryger rc. Zeiget mir den Ur„heber dieser gräßlichen Morde! — — So breche denn mein Zorn auf „meine Feinde los! Alle sind meine Feinde, die mir meinen Feind nicht „zeigen. — — Du verbirgest dich, Alcidens Sieger? Erscheine rc. Laß „uns ohne Anstand kämpfen. Hier stehe ich frey und bloß; auf! greife „mich mit meinen eignen Waffen an. — — Doch warum entziehet sich „Theseus, warum entzieht sich der Vater meinen Blicken? Warum ver„bergen sie ihr Antlitz? Hemmet dies Winseln! Saget, wer hat meine „Söhne ermordet? Vater, warum schweigst du? Rede, Theseus; aber „rede so, wie ichs vom Theseus gewohnt bin. Schweigt ihr noch? Noch „wendet ihr voll Scham euer Gesichte weg? Noch fallen verstohlne Thrä„nen herab? — — Wessen hat man sich bey solchem Unglücke zu schämen? „Ist es Eurystheus; ist es das feindliche Heer des ermordeten Lycus, „von dem diese Niederlage kömmt? Ich bitte dich, Vater, bey allen mei„nen ruhmvollen Thaten bitte ich dich, sage, wer ist der Mörder meines „Geschlechts? Als wessen Beute habe ich untergelegen?

Amph. Laß uns dies Unglück mit Stillschweigen übergehen.

Herkules. Und ich sollte ungerochen seyn?

Amph. Schon oft ist die Rache schädlich gewesen.

Herkules. Wer war je träge genug dergleichen Unglück zu erdulden?

Amph. Der, welcher noch grösser Unglück zu fürchten hatte.

Herkules. Kann wohl ein grösseres Unglück zu fürchten seyn, als dieses?

Amph. Was du davon weißt, ach! was für ein kleiner Theil ist es.

Herkules. Erbarme dich, Vater. Flehend strecke ich meine Hände gegen dich aus." — — Indem Herkules dieses thut, wird er gewahr, daß seine eigenen Hände voller Blut sind. Er wird gewahr, daß es seine eigenen Pfeile sind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Gewißheit, daß niemand, als er selbst, seinen Bogen habe spannen können, ist er genöthiget sich selbst für den Mörder zu erkennen. „Wie? „Vater, Freund, so bin ich es selbst der dieses Verbrechen begangen hat? „Ach! sie schweigen; ich bin es." Amphytro will ihn trösten, und schiebt alle Schuld auf die Juno. Doch umsonst; er geräth in eine so wüthende Verzweiflung, daß es scheint, die Raserey habe ihn nicht sowohl verlassen, als nur ihre Richtung verändert und sich gegen ihn selbst gewendet. Er bittet seinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergessen, und zornig von dem gestirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucasus gefesselt, oder zwischen den Symplegaden zerschmettert seyn. Er will Wälder zusammen häufen, und sich, befleckt von sträflichen Blute, in den brennenden Holzstoß stürzen. Er will den Herkules der Hölle wieder zurück geben. Diese soll ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenseits dem Erebus liege, verbergen; an einem Orte, der ihm und dem Cerberus unbekannt sey. — — Er beklagt, daß sein Gesicht zu verhärtet sey, und keine Thränen kenne, welche um den Tod seiner Kinder nicht reichlich genug fließen könnten. Er will sein Schwerd, seine Pfeile, seinen Bogen zerbrechen; er will seine Keule, er will seine Hände, die sie geführt haben, verbrennen. — — Hier wagt es Theseus, ihm zuzureden.

Thes. Wer hat dem Irrthume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Herk. Oft ist ein zu grosser Irrthum anstatt des Verbrechens gewesen.

Thes. Hier ist Herkules nöthig. Ertrage diese Last von Uebeln!

Herkules. Noch habe ich in der Raserey nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abscheuligen Anblick nicht vor allen Völkern verbergen

sollte, die ihn ohnedem fliehen müßten. Meine Waffen, Theseus, meine Waffen, die man mir so schimpflich genommen hat, verlange ich wieder. Rase ich nicht mehr; so gieb mir sie zurück. Rase ich aber noch, so entferne dich, Vater. Ich will schon einen Weg zum Tode finden.

**Amphitryo** fängt nunmehr an, den **Herkules** auf das zärtlichste zu bitten. Er beschwört ihn bey allen den Verbindungen, die zwischen ihnen beyden obwalteten; es sey nun, daß er ihn als seinen Vater, oder als seinen Pfleger betrachte. Er stellt ihm vor, daß er die einzige Stütze seines Hauses sey; daß er ihn noch nie genossen habe, sondern immer in der äussersten Furcht seinetwegen habe leben müssen.

**Herkules.** Und warum sollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verlohren? Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raserey selbst habe ich verloren. Es ist kein Rath für meine befleckte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büssen.

**Theseus.** Du wirst deinen Vater ums Leben bringen.

**Herk.** Damit ich es nicht etwa thue, eben deswegen will ich sterben.

**Thes.** In Gegenwart des Vaters?

**Herk.** Solchen Gräul anzusehen, habe ich ihn schon gelehrt.

**Amph.** Siehe doch vielmehr auf deine andern rühmlichen Thaten zurück, und verzeihe dir selbst diese einzige Schuld.

**Herk.** Der sollte sich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieses einzige that ich von mir selbst — —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm seine Waffen wieder zurück geben solle. Umsonst verbindet **Theseus** seine Bitten mit den Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem **Herkules** unanständig sey, irgend einem Unglücke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe meine Verbrechen nicht freywillig, sondern gezwungen gethan. „Jenes würde man glauben, wenn ich leben bliebe; dieses kann nur mein „Tod bekräftigen. — — Der Dichter hat dieses in wenig Worten auszudrücken gewußt: Si vivo, feci scelera; si morior, tuli. — **Herkules** fährt also fort, sich als ein Ungeheuer anzusehen, von welchem er die Welt reinigen müsse. Er drohet, wenn ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bacchus geheiligten Hayne auszurotten, und sich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die

Häuser mit ihren Einwohnern, die Tempel mit ihren Göttern auf sich zu reissen, und sich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch diese Last ihm zu leicht seyn, sollten sieben Thore noch nicht schwer genug auf ihm liegen: so soll die halbe Welt auf sein Haupt stürzen, und ihn in dem Mittelpuncte der Erde erdrücken. — — Diese Hartnäckigkeit des Herkules bringt endlich den alten Amphitryo gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden nunmehr ungemein rührend. Es ist nur zu bedauren, daß der Text hier eine sehr merkliche Verwirrung der Personen gelitten hat. Bald wird der einen etwas in den Mund gelegt, was wahrscheinlicher Weise die andre sagen soll; bald hat man aus zwey Reden eine, und bald aus einer zwey Reden gemacht. Was man noch zuverläßiges daraus erkennen kann, ist dieses, daß Amphitryo selbst sich einen von den Pfeilen an die Brust setzt, und sich zu durchstechen drohet, wenn Herkules seinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder, spricht er, du lebst, oder du wirst auch an mir zum Mörder. „Schon schwebt meine durch Unglück und Alter geschwächte Seele auf den „äussersten Lippen. Wer überlegt es so lange, ob er seinem Vater das „Leben schenken wolle? Jetzt drüke ich, des Verzögerns satt, das tödliche „Eisen durch die Brust. Hier, hier wird des vernünftigen Herkules Verbrechen liegen.“ Und hiermit gelingt es dem Amphitryo den Herkules so zu erweichen, daß er sich zu leben, und diesen Sieg über sich selbst zu seinen übrigen Siegen hinzu zu thun, entschließt. Er ist nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlassen. „Doch wohin soll ich fliehen? „Wo werde ich mich verbergen? Welcher Tanais, welcher Nil, welcher „gewaltige Tigris, welcher wilde Rhein wird meine Rechte abwaschen „können? Und wenn auch der ganze Ocean über meine Hände dahin „strömte, so würden doch noch die gräßlichen Morde daran kleben. — — Er ersucht hierauf den Theseus ihn in dieser Noth nicht zu verlassen, einen Ort, wo er verborgen seyn könnte, für ihn auszusuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirrdische Reich wieder zurück zu bringen. „Da, da will ich mich verborgen halten. Doch auch da bin ich bekannt. — — Theseus schlägt ihm sein eigen Land, Athen, zum Zufluchtsorte vor, und zwar deswegen, weil es das Land sey, wo Mars selbst wegen Ermordung seines Sohnes losgesprochen worden. „Dieses Land, welches die Unschuld der Götter richtet; dieses Land, Alcides, rufet dich.

Und so schließt der rasende Herkules. Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

**Beurtheilung desselben.**

Ueberhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leser zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenschaften können unsre Leidenschaften unmöglich ganz ruhig lassen. Und diese wollen wir vornehmlich in den Trauerspielen erregt wissen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edlen Stolz der Megara, den kühnen Uebermuth des Herkules, das Unglück einer blinden Raserey, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, so kann der Dichter gewiß seyn, daß man ihm seine Fehler willig vergeben wird. Und was sind es denn endlich auch für Fehler? Er ist mit den poetischen Farben allzuverschwenderisch gewesen; er ist oft in seiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Grösse hier und da bis zur Schwulst; und die Natur scheinet bey ihm allzuviel von der Kunst zu haben. Lauter Fehler, in die ein schlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden sie, wenn man sie nach dem Stoffe des Trauerspiels beurtheilet, welcher, wie man gesehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt ist. Die Thaten des Herkules sind für uns unsinnige Erdichtungen, und bey den Heiden waren sie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, wenn sie hörten, daß er Gebirge zerrissen, daß er die Hölle gestürmt, daß er den Himmel getragen: und wir wollen uns kaum des Lachens dabey enthalten können. Allein, ist es billig einen Dichter anders, als nach den Umständen seiner Zeit zu beurtheilen? Ist es billig, daß wir das, was seine Zeitverwandten in dem Munde des Herkules für schreckliche Drohungen hielten, für unsinnige Großsprechereyen halten, und sie als solche, mit samt dem Dichter, auspfeifen wollen? Ich will auf diesen Umstand nicht weiter dringen, weil man schon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unser Verfasser sonst die Regeln der Bühne gekannt, und sich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, ist nicht zu leugnen. Er hat die Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet sich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem also sey, beweiset die Stelle der Juno im ersten Aufzuge. Z. 124.

clarescit dies
Ortuque Titan lucidus croceo subit

und die Stelle im vierten Aufzuge: Z. 939.

Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebrae.

Wenn es also da noch Mittag ist, so bleibt für den Schlaf des Herkules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kann. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene ist bey dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Pallaste des Herkules aufgebauet war. Zu diesem nehmen Amphitryo und Megara nebst ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihres Zuflucht. An diesem wollte sie Lycus verbrennen lassen, weil er sie nicht mit Gewalt davon wegreissen durfte. Bey diesem findet sie Herkules, als er plötzlich erscheinet. Auf diesem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc. Endlich ist auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des Lycus ist eine blosse Episode, welche mit vieler Kunst in das Ganze eingewebt worden. Sie ist nicht die Haupthandlung, sondern bloß die Gelegenheit zu derselben. — — Dieser Umstand führt mich auf eine

### Vergleichung mit des Euripides rasendem Herkules.

Der Ἡρακλης μαινομενος ist das achtzehnte unter den übrig gebliebenen Trauerspielen des Griechen. Daß sich der Römer dasselbe zum Muster vorgestellet habe, ist nicht zu leugnen. Allein er hat nicht als ein Sklave, sondern als ein Kopf, welcher selbst denkt, nachgeahmt, und verschiedne Fehler, welche in dem Vorbilde sind, glücklich verbessert. Ich kann mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechischen Stücks einlassen, so viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar verdoppelt hat. Bey ihm eröfnet Amphitryo das Stück, welcher die Zuhörer von den nöthigsten historischen Umständen unterrichtet. Megara kömmt dazu, und beyde beklagen ihr Unglück. Lycus eröfnet ihnen ihr Todesurtheil, mit den bittersten Verspottungen des Herkules. Megara und Amphitryo ergeben sich in ihr Schicksal, und bitten nur noch um eine kurze Frist, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieses geschehen, und sie vor dem Altar auf die Hinrichtung warten, erscheinet Herkules, welcher unerkannt in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglück, welches seinem Hause drohe, und ermordet den Lycus. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch ehe man sichs versieht erscheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie soll dem

Herkules auf Befehl der Juno den Verstand verrücken; die Furie weigert sich, doch endlich muß sie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Raserey des Herkules nur erzehlt, und in dem fünften kömmt Theseus dazu, welcher seinen Freund, der sich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder zurechte bringt. — — Nun sehe man, wie geschickt der römische Dichter durch eine kleine Veränderung ein zusammenhangendes Stück daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen solchen gefährlichen Ruhepunkt findet, sondern bis ans Ende in einem Feuer erhalten wird. Er fängt nämlich mit dem grausamen Entschlusse der Juno an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den Zuschauern zeigen will. Es ist wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu sehr verräth; doch verräth ihn Euripides in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — — Einen andern Kunstgrif des lateinischen Dichters habe ich bereits angemerkt; die Art nehmlich, wie er die Grausamkeiten des Herkules zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. Euripides läßt sie bloß erzehlen, und unterrichtet den Zuschauer nicht einmal so lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des Lycus unterrichtet, dessen Geschrey, da er ausser der Bühne ermordet wird, man doch wenigstens vernimt. Wie viel besser läßt der Römer bloß den Tod des Lycus erzehlen, und spart seine Theaterspiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieses aber, was ich jezt gesagt habe, muß man nicht so auslegen, als ob ich dem Euripides auch in andern Stücken eben so wenig, als in diesen mechanischen Einrichtungen, den Vorzug zugestehen wollte. Er hat eigenthümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer sonst sein Nachahmer ist, nur selten gekannt zu haben scheinet. Der Affect drückt sich bey ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts: und weis nicht was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Witz ersetzen. Aber glücklich sind die, welche ihn noch so ersetzen können! Sie entgehen doch wenigstens der Gefahr, platt, eckel und wäßrigt zu werden.

### Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht seyn, einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy zu widerlegen. Man kennet das Verdienst dieses Jesuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich gewesen, seinen Auszügen aus den griechischen Trauerspielen, Auszüge aus den ähnlichen römischen Tragödien beygefügt. Man kann

also leicht glauben, daß er auch unsern rasenden Herkules, bey Gelegenheit des Euripidischen, nicht werde vergessen haben. Ich habe nichts darwider, daß er diesen weit vorzieht; allein daß er jenen durch nichtswürdige Einfälle lächerlich zu machen sucht, wo er es nicht ist, dieses kann ich unmöglich so hingehen lassen. Ich muß einige Proben anführen, um zu zeigen, wie lächerlich der Jesuit selbst ist. Man wird sich der Stelle erinnern, die ich oben auf der 24ten [1] Seite, aus dem dritten Aufzuge angeführt habe:

— — — — — si novi Herculem,
Lycus Creonti debitas poenas dabit.
Lentum est, dabit; dat: hoc quoque est lentum; dedit.

Theseus will dem Amphitryo damit Trost zusprechen. Ich habe schon so viel Zutrauen zu meinem Geschmacke, daß ich mich nicht zu gestehen schäme, diese Zeilen allezeit für sehr schön gehalten zu haben. Mußte ich also nicht erstaunt seyn, als ich folgendes Urtheil des Brumoy las. „Das ich sterbe, ich bin tod, ich bin begraben, des Geitzigen bey „dem Moliere (Aufz. 4. Auft. 7.) ist ohne Zweifel aus dieser Quelle „entsprungen. Allein dieses sagt ein Narr, welchen der Dichter in einer „lächerlichen Unsinnigkeit seinem Charakter gemäß sprechen läßt; und The„seus hätte sich, wo nicht als ein König, doch wenigstens als ein ver„nünftiger Mann ausdrücken sollen. — — Wenn es auch wahr wäre, daß Moliere bey Gelegenheit dieser Stelle auf seinen Einfall gerathen sey, so würde dieses doch nichts mehr beweisen, als so viel, daß kein ernsthafter Gedanke, keine Wendung so schön sey, die sich nicht ziemlich lustig parodiren lasse. Hieraus aber zu schliessen, daß die Parodie, und die parodirte Stelle gleich ungereimt seyn müßten, ist eine sehr kindische Uebereilung. Das Ungereimte in der Stelle des Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax selbst, sondern darinne, daß er einen Narren von sich etwas sagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von sich sagen kann, widerlegt wird: nicht darinne, daß der Tod so geschwind auf das Sterben, und das Begräbniß so geschwind auf den Tod folgt; sondern darinne, daß er einen Menschen vorgeben läßt, dieses alles wiederfahre ihm bey lebendigem Leibe. Was hat denn nun also die Rede des Theseus, ausser dem dreyfachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder ist sie an und vor sich selbst abgeschmackt? Hätte doch der Pater

[1] S. S. 278.

dieses gezeigt; hätte er doch auch beyläufig gezeigt, wie es der Dichter schöner ausdrücken sollen, daß Herkules den Lycus ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich strafen werde. — — Mit eben so wenig Grunde tadelt Brumoy diejenigen Stellen, in welchen Herkules raset. „Herkules, sagt er, bildet sich ein den himmlischen Löwen, den er in dem „Nemeäischen Walde überwunden, zu sehen, wie er eben bereit ist, die „Zeichen des Herbstes und des Winters zu überspringen, um den Stier „zu zerreissen, welcher ein Zeichen des Frühlings ist. Das ist wahrhaftig „eine gelehrte Raserey! — — Wie artig der Jesuit spottet. Aber warum ist sie denn gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Jesuiterschüler nicht ganz und gar ein Ignorante seyn muß, wenn er wissen will, daß Herkules einen Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehrsamkeit braucht denn Herkules, dieses von sich selbst zu wissen? Oder steckt etwa die Gelehrsamkeit in der Kenntniß der Zeichen des Thierkreisses? Wenn das ist, so werden ziemlich alle Bauern gelehrt seyn. — — Ich muß noch einen Tadel dieses französischen Kunstrichters anführen, welcher entweder sehr viel leichtsinnige Uebereilung, oder sehr viel Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie man gesehen hat, kömmt Herkules wieder zu sich selbst, und geräth in die äusserste Verzweiflung, als er erfährt, was er in seiner Raserey begangen. Man könnte sagen, er werde aufs neue rasend; so schreckliche Dinge erbittet er über sich selbst. „Allein, sagt Brumoy, seiner Gewohnheit gemäß, mengt er auch lächer„liches Zeug darunter. Er will seine Keule, seine Pfeile, und selbst die „Hände der Juno, die sie so unglücklich geführt haben, verbrennen. — — Nun sehe man, ob es wahr ist, daß ihn der Dichter dieses sagen läßt. Die Stelle ist diese:

Tibi tela frangam nostra, tibi nostros puer
Rumpemus arcus, ac tuis stipes gravis
Ardebit umbris: ipsa Lernaeis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma poenas: vos quoque infaustas meis
Cremabo telis, *ô novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder, eines nach dem andern an, und will zu dessen Genugthuung die Pfeile, zu dessen den Bogen, zu dessen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch euch, spricht er, auch euch, „unselige stiefmütterliche Hände, will ich mit meinen Pfeilen verbrennen.

— — Wer heißt denn nun hier den Jesuiten unter novercales manus die Hände der Juno verstehen? Warum können es denn nicht die eignen Hände des Herkules seyn? Ja freylich wäre alsdann die Stelle nicht mehr lächerlich! Aufs höchste liegt in dem Worte novercales blos eine Anspielung auf die Juno, und er nennt seine Hände bloß darum stiefmütterlich, weil sie nicht minder grausam gegen seine Kinder gewesen waren, als die Juno gegen ihn zu seyn pflegte. — — Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten.

### Von neuern Trauerspielen auf den rasenden Herkules.

Es fehlt an neuern Dichtern nicht, welche gleichfalls diesen Stof bearbeitet haben. Bey den Franzosen führen eine Menge Tragödien den Titel Herkules; ich kann es aber jezt nur von zweyen mit Gewißheit sagen, daß sie den rasenden Herkules angehen. Die mehresten werden ohne Zweifel den sterbenden Herkules aufstellen. Roland Brisset ist der erste, von welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weis. Sein Theater ist zu Tours 1589. in 4to gedruckt, und enthält außer genanntem Stücke, noch folgende: Baptiste; Agamemnon; Octavie; und Thieste. Der zweyte Franzose ist Nicolas L'Heritier Nouvellon, welcher 1638. ein Trauerspiel unter der Aufschrift: Amphitrion ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jezt weder des einen noch des andern Arbeit bey der Hand, und kann also nicht urtheilen, wie sie zu Werke gegangen sind, ob sie mehr den Euripides oder den Seneca nachgeahmt, oder ob sie gar nur einen von beyden übersezt haben. Auf dem italiänischen Theater finde ich einen Ercole furioso vom Lodovico Dolce; allein von diesem weiß ich es zuverläßig, daß es bloß eine poetische Uebersetzung des Seneca ist. Dolce hat noch sieben Trauerspiele unseres lateinischen Dichters übersezt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich also nicht eigentlich sagen kann, mit wie viel Glück man in den neuern Zeiten den rasenden Herkules auf die Bühne gebracht habe: so will ich wenigstens meine Gedanken entdecken, wie er am besten darauf zu bringen sey.

### Vorschlag für einen heutigen Dichter.

So viel ist augenscheinlich, daß aus dem Stücke des Seneca, mit kleinen Veränderungen, eine vollkommene Oper zu machen sey. Die Maschinen finden ihren natürlichen Platz darinne, und wenn die blosse

Erscheinung der Juno für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, so könnte man die Erscheinungen aus dem Euripides borgen. Dieser nehmlich, wie ich schon angemerkt habe, führt anstatt der Juno selbst, die Iris, ihre Bothschafterin, und eine Furie auf. Zwey Gegenstände, an welchen Maschinenmeister und Mahler ihre Kunst hinlänglich zeigen könnten. Auch der Tonkünstler würde sich nicht beschweren dürfen, daß man seine Kunst durch eine verhaßte Monotonie der Leidenschaften einschränkte. Sie sind durchgängig in dem stärksten Spiele. Das Zornige, das Klagende, das Stolze, das Erfreute, das Rasende, das Zärtliche, das Gesetzte, das Freundschaftliche, wechselt unaufhörlich ab, und oft treffen sie so glücklich zusammen, daß sie der schönsten Abstechungen unter einander fähig sind. Auch die Erfindung des Balletmeisters würde sich hier nicht auf dem Trockenen befinden, auf welchen man in einem Schauspiele, das so vorzüglich zum Vergnügen des Gesichts und des Gehörs bestimmt ist, billig auch mit sehen muß. Doch da die Oper mehr in das musikalische, als in das poetische Fach gehöret, so will ich mich nicht weiter damit einlassen. Ich will vielmehr meine Absicht auf ein regelmäßiges Stück richten. Die mechanische Einrichtung desselben würde man gänzlich dem Seneca absehen können. Nur mit der Juno, welche bey ihm ziemlich das Ansehen eines Prologen hat, müßte man eine Aenderung treffen. Unsere neuere tragische Bühne will die Gottheiten nicht mehr leiden. Man hat sie in die allegorischen Stücke verwiesen, und das mit Recht. Was also zu thun? Ich wollte rathen die persönliche Erscheinung der Juno in einen göttlichen Traum eines Priesters zu verwandeln. Er müßte selbst kommen, und es dem Herkulischen Hause erzehlen, was er in seiner Entzückung gesehen, und welche schreckliche Drohungen er gehöret. Diese Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt seyn; sie müßten etwas orakelmäßiges haben, damit sie den Ausgang so wenig, als möglich verriethen, und den Amphitryo und die Megara nicht verhinderten, den Herkules bey seiner Zurückkunft mit aller Zärtlichkeit zu empfangen. In Ansehung der Sitten, wollte ich, daß sich der neuere Dichter den Euripides zum Muster vorstellte; doch mit Beybehaltung des Senecaschen Lycus. Dieser ist bey dem Griechen viel gröber und grausamer geschildert. Er sagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des Herkules umbringen müsse, wenn er sicher herrschen wolle, und thut der Megara den Vorschlag nicht, den ihn der Römer thun

läßt. Dahingegen sind in dem Griechischen der Herkules weit menschlicher, die Megara weit zärtlicher, und Theseus weit freundschaftlicher gebildet. Das Abentheuerliche des erstern ist da ungemein versteckt, und aller seiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaublichkeit nicht so sehr in die Augen fällt. Die prächtige Beschreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als eine unnöthige Zierrath, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund sie zu wagen, ob er gleich freylich besser gethan hätte, wenn er hier der vorsichtigen Anständigkeit seines Musters gefolgt wäre. Seine Stärke war im Schildern, und welcher Dichter läßt sich nicht gerne von der Begierde, seine Stärke zu zeigen, dahin reissen? Was die Person des Theseus anbelangt, so würde man auch bey dieser besser der Einrichtung des lateinischen als des griechischen Dichters folgen. Jener bringt ihn gleich mit dem Herkules auf die Bühne; dieser aber läßt ihn erst in dem fünften Aufzuge darzu kommen, wo er recht vom Himmel fällt. Wenn der neure Dichter übrigens eine Vermehrung der Personen vorzunehmen für nöthig befände, so würde er, vielleicht nicht ohne Glück eines von den Kindern des Herkules, welche seine beyden Vorgänger nur stumm aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter desselben aus Zärtlichkeit und Unschuld zusammen setzen, um unser Mitleiden desto schmerzlicher zu machen, wenn wir es von den blinden Händen seines geliebten Vaters sterben sehen. Doch würde es wohl unsre Bühne zulassen, in Ansehung der Ermordung selbst, das Kunststücke des Römers anzubringen? In seinem ganzen Umfange möchte sie es wohl schwerlich zu lassen, doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuschauer deswegen diesen ganzen schrecklichen Anblick zu entziehen suchte. Wenigstens müßte den Herkules auf der Bühne die Raserey befallen; voller Bestürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtsam von ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und sie ausser dem Gesichte des Zuschauers tödten. Dieses würde das Mittel zwischen dem, was der römische und was der griechische Dichter geschehen lassen, seyn. Amphitryo könnte alsdann den folgenden Aufzug mit der traurigsten und lebhaftesten Beschreibung anfangen; er könnte sich mit dem Theseus berathschlagen, wie sie sich gegen den schlafenden Herkules verhalten sollten, und während der Berathschlagung könnte der erwachte Herkules dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer spielen läßt, ausführen. — — Doch, wird man

nunmehr fragen, ist denn überhaupt ein Held, den eine hassende Gottheit, in einer plötzlichen Raserey, Grausamkeiten begehen läßt, ein würdiges Schauspiel? Ist es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben so abscheuliche und die Menschen zur Verzweiflung bringende Grundsätze als der Oedip? Dieser ist zu den schrecklichsten Verbrechen bestimmt, und kann ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nützlicher Mann zu seyn, und wird mitten unter diesen Bestrebungen, durch die Eifersucht einer obern Macht, der Elendeste. Soll dies das Schicksal derer seyn, die auf dem sauren Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine schöne Ermunterung für die, welche als neue Alciden die Laster überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen; — — Diesen Einwurf wegzuschaffen, muß ich nothwendig

**Die Moral des rasenden Herkules**

untersuchen; so wohl die, welche jezt darinne liegt, als die, welche darein gelegt werden kann. Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerspiels eine gute Lehre fliessen müsse, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein so viel wird doch wenigstens nothwendig seyn, daß man auch keine böse Lehre daraus folgern könne. Und diese, — — ich mag es so ungern gestehen, als ich will — — liegt allerdings in dem rasenden Herkules. Es liegt, sage ich, eine böse Lehre darinne, oder eine abgeschmackte. Entweder die Lehre, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit so wenig versöhnen, daß sie vielmehr dieselbe noch heftiger aufbringen: oder die Lehre, daß man sich hüten müsse, von dem Jupiter aus verstohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grausamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bey dem Euripides zwar, dessen Fabel gleichwohl von dem Wesentlichen der lateinischen Fabel um nichts unterschieden ist, will der Pater Brumoy eine ganz andere Moral entdeckt haben. Weil bey dem Griechen Herkules, der durch die Freundschaft des Theseus gerühret worden, das ganze Stück mit den Worten schliesset: „Unglücklich ist der, welcher Güter oder Ehre einem „wahren Freunde vorzieht; so setzt der Jesuit hinzu: „Dieser Gedanke „ist, wie mich dünkt, die Moral dieses Trauerspiels, weil alles darinnen „auf die Entwicklung des Theseus abzuzielen scheinet. — — Doch es ist offenbar, daß Brumoy den letzten Sittenspruch für die Hauptlehre

genommen hat. Wenn seine Meinung wahr wäre, so hätte Euripides wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger passende Fabel, als durch diese, erleutern können. Die ganzen vier ersten Aufzüge würden in dieser Absicht umsonst geschrieben seyn. Alles, was man also zur Entschuldigung dieser beyden alten Muster anführen kann, ist dieses, daß sie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß sie ihre Tragödien nicht so gemacht haben, wie sie uns eine sogenannte critische Dichtkunst zu machen lehret. Erst eine Wahrheit sich vorzustellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu suchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bey jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überliessen es dem Strome ihrer Gedanken, welche sich besonders darinne ausnehmen würde. Da sie übrigens in gewissen Fällen ziemlich genau bey der hergebrachten Geschichte zu bleiben gezwungen waren, so mußte es ihnen entweder gleichgültig seyn, ob die moralische Folge aus der Begebenheit selbst gut oder böse sey, oder sie mußten überhaupt von der Aufführung gewisser Begebenheiten abstehen. Allein kann ein neuer Dichter eben diese Entschuldigung haben? Und ist seine Freyheit eben so eingeschränkt? Gewiß nicht; er kann ändern was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bey ihm nicht eben so lehrreich ist, als die besondern Theile. — — Nun kömmt es darauf an, was er in dieser Absicht mit dem rasenden Herkules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieses Charakters selbst ankommen. Seine Raserey müßte eine natürliche Folge aus demselben werden. Juno müßte sich daran nur erfreuen, nicht aber sie selbst bewirken. Und dieses ist leicht: denn was ist näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth, als Uebermuth und Wahnwitz. Man schildre also den Herkules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man lasse ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man lasse ihn noch grössere sich vorsetzen. Allein sein allzugrosses Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer stolzen Verachtung der Götter. Man lasse ihn nach und nach sich in seine eigne Anschläge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobsprüche das ohnedem geringe Gefühl seiner Menschheit unterdrückt. Wenn der Dichter alle diese Staffeln glücklich hinan zu gehen weis, so bin ich gewiß, der Zuschauer wird endlich geneigt seyn, die völlige Raserey des Herkules als einen ganz

natürlichen Erfolg anzusehen. Ich habe schon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund giebt, eine sehr feine Vorbereitung ist; und wenn man auch das Gebet wieder vorbereitet, so wird sich eines aus dem andern ungezwungen ergeben. — — Welche schreckliche Lection würde dieses für unsre wilden Helden; für unsre aufgeblasenen Sieger seyn!

Ehe ich dieses Trauerspiel ganz verlasse, will ich vorher noch einen

**Versuch über das in Unordnung gebrachte Stück des lateinischen Dichters,**

dessen ich auf der 37ten [1] Seite gedacht habe, wagen. Es gehet von der 1295sten Zeile bis zu der 1315ten. Ich ordne die Personen darinne folgender Gestalt.

*Am.* Redde arma. *Her.* Vox est digna genitore Herculis.
*Am.* Hoc en peremptus spiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emisit tuis:
Hoc nunc ego utar. *Th.* Ecce, jam miserum metu
Cor palpitat, corpusque sollicitum ferit.
*Am.* Aptata arundo est: ecce jam facies scelus
Volens, sciensque. Pande quid fieri jubes?
*Her.* Nihil rogamus, noster in tuto est dolor.
*Am.* Natum potes servare tu solus mihi,
Eripere nec tu: maximum evasi metum.
Miserum haud potes me facere, felicem potes.
Sic statue quidquid statuis, ut causam tuam
Famamque in arcto stare et ancipiti scias.
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Fessamque senio, nec minus quassam malis
In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,
Letale ferro pectus impresso induam.
Hic, hic jacebit Herculis sani scelus.
*Her.* Jam parce, genitor etc.

Herkules will kurz vor dieser Stelle, wie man gesehen hat, durchaus sterben. Er verlangt seine Waffen mit Ungestimm zurück. Die gemeinsten Ausgaben lassen daher ihn selbst redde arma sagen und legen das folgende Vox est etc. dem Amphitryo in den Mund. Doch wenn man diesen letztern Worten weder eine abgeschmackte noch eine zu weit

[1] S. S 286.

hergehohlte Erklärung geben will, so muß sie kein andrer als Herkules sagen, zu Bezeigung nehmlich seiner Zufriedenheit über das redde arma seines Vaters. Gronov hat dieses durch Hülfe seiner Handschriften sehr wohl eingesehen, nur daß er das redde in reddo verwandelt. Er glaubt nehmlich, daß Amphitryo hier wirklich dem Herkules seine Waffen wiedergebe, und dieser Irrthum hat gemacht, daß er alles das andere unrecht, obgleich scharfsinnig genug erklärt hat. Ich schmeichle mir den rechten Punct getroffen zu haben. Da nehmlich Amphitryo sieht, daß Herkules unbeweglich ist, so sagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: redde arma. Daß er dieses zu einem Diener sagen könne, beweise ich aus einer vorhergehenden Stelle, in welcher er dem schlafenden Herkules die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetat furens.

Wer das Theater ein wenig versteht, wird nunmehr gleich einsehen, daß die Zweydeutigkeit des *redde arma* ein vortrefliches Spiel ausmache. Herkules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben und sagt daher sich und dem Amphitryo die Schmeicheley: vox est digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder genauer verstanden und giebt den Pfeil dem Amphitryo, oder indem der Bediente dem Herkules den Pfeil geben will, reißt ihm Amphitryo denselben weg, und sezt ihn mit den Worten an seine eigne Brust: Hoc en peremptus spiculo etc. „Dieser Pfeil war es, durch den dein Sohn „fiel; dieser war es, den Juno selbst durch deine Hände abschoß: dieser „soll es seyn, den ich nun gegen mich selbst brauchen will. Die folgenden Worte ecce jam miserum bis sollicitum ferit, kann weder Herkules noch Amphitryo sagen. Sie müssen dem Theseus zugehören, und ich nehme sie so an, daß sie den erbärmlichen Anblick des sich zu erstechen drohenden Alten schildern, und den Herkules zur Barmherzigkeit bewegen sollen. Doch weil dieser schweigt, so fährt der Vater fort: aptata arundo est etc. „Der Pfeil ist angesetzt. Siehe, dieses Verbrechen wirst du mit Wissen und Willen begehen. Sprich; was soll ich „thun? Ich schreibe dir nichts vor, antwortet ihm Herkules. Mein „Schmerz ist gesichert. Alles das übrige lasse ich nunmehr den Amphitryo sagen. Das Eripere nec tu ist eine Verbesserung welche Gronov aus seiner Handschrift vorgebracht hat, und ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da Amphitryo fast entschlossen ist, sich zu

durchstechen, wenn Herkules bey dem Vorsatze zu sterben, bleiben sollte, da er sich auf keine Weise von ihm will trennen lassen: so kann man leicht einsehen, was er mit folgenden Worten sagen will: „Den Sohn „mir erhalten, das kannst du allein: aber mir ihn rauben, kannst du „nicht. Der größten Furcht bin ich entledigt. Elend kannst du mich nicht „machen; glücklich machen kannst du mich ꝛc. D. i. da ich einmal beschlossen habe dir zu folgen, so kannst du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kannst mich glücklich machen, wenn du leben bleibst; aber nicht elend, wenn du stirbst, weil du ohne mich nicht sterben sollst.. Die folgenden Zeilen passen in dem Munde des Amphitryo eben so wohl. Sollte aber seine Rede ein wenig zu lang scheinen, so könnte man sie durchschneiden, und die Worte Tam tarde patri vitam dat aliquis? den Theseus sagen lassen. Auf diese nun müßte Amphitryo weiter fortfahren: non feram ulterius moram etc. bis endlich Herkules jam parce genitor, saget. Das jam, welches in eben dieser Zeile nochmals wiederhohlt wird, zeigt genugsam wider Gronoven, daß Amphitryo sich nicht erst in den gleich vorhergehenden zwey Zeilen zu erstechen gedroht, sondern daß er es gleich von Anfange dieser Stelle gethan, und daß man also ihm und nicht dem Herkules das hoc nunc ego utar, und das aptata arundo est müsse sagen lassen. Leser von Geschmack werden mir gewiß recht geben, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stücken meine Ordnung der Personen mit der seinigen zu vergleichen. Andere Kunstrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — — Ich komme zu dem zweyten Trauerspiele.

## II.

# Thyest.

### Innhalt.

Atreus und Thyest, die Söhne des Pelops, regierten beyde zu Argos, ein Jahr um das andre. Thyest verliebte sich in die Gemahlin seines Bruders, in die Aerope, und entwendete durch deren Hülfe den güldnen Widder, mit dessen Besitze das Schicksal des Reichs verknüpft war. Er flohe davon, und entging auf einige Zeit der Rache des Atreus. Doch dieser dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derselben, und hielt endlich eine verstellte Versöhnung für das sicherste Mittel.

Seine eignen Kinder mußten den Thyest bereden, daß er sicher zurückkommen könne, weil sein Bruder alle Feindschaft bey Seite gelegt habe. Er kam. Atreus empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig ist, wenn sie eine leichtgläubige Beute in ihr Netz lockt. Allein wie unmenschlich waren die Folgen. Atreus ermordete die Kinder seines Bruders am Altare; und machte seinem Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird, sich zu entsetzen. — — Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stück selbst nicht zu wissen.

Auszug.

Die Bühne eröffnen der Schatten des Tantalus und die Furie Megära. Tantalus war der Großvater des Atreus und des Thyest. Man kennet seine Verbrechen, und seine Strafe in der Hölle. Jetzt bringt ihn Megära auf die Oberwelt. Er erstaunt und glaubt, daß man eine Veränderung der Quaalen mit ihm vornehmen wolle. Doch Megära entdeckt ihm gar bald, daß er seine Familie mit Wuth und Haß anstecken und zu den grausamsten Verbrechen geneigt machen solle. „In diesen werde um den Vorzug gekämpft, und wechselsweise zücke man „den Dolch. Der Zorn kenne weder Maaß noch Scham, und blinde „Raserey reitze die Gemüther. Die Wuth der Aeltern daure fort, und „anhaltende Bosheit pflanze sich von einem Enkel auf den andern. Ohne „jemanden Zeit zu gönnen, sein Verbrechen zu hassen, fehle es nie an „einem neuen, und nie sey eines allein in einem allein. Es wachse, in„dem es gestraft wird. Den übermüthigen Brüdern entfalle der Scepter, „und ein zweifelhaftes Glück scheine sich ihrer im Elende anzunehmen. „Es wanke betriegrisch zwischen ihnen, und mache jetzt aus dem Mächti„gen den Unglücklichen, und jetzt aus dem Unglücklichen den Mächtigen. „Ein beständiger Wechsel treibe ihr Reich umher. Abscheulicher Laster „wegen mögen sie vertrieben werden, und in eben so abscheuliche Laster „mögen sie wieder fallen, wenn sie Gott in ihr Vaterland zurück bringt. „Allen müssen sie so verhaßt seyn, als sich selbst. Nichts halte sich ihr Zorn „vor unerlaubt. Der Bruder fürchte den Bruder, den Sohn der Vater, „und den Vater der Sohn. Böse sollen die Kinder umkommen, und „noch böser erzeugt werden. Die feindselige Gattin laure auf ihren Mann. „Man führe den Krieg über das Meer; vergoßnes Blut überschwemme „die Länder, und die siegende Wollust triumphire über mächtige Führer

„der Völker. Unzucht sey in dem gottlosen Hause das geringste ꝛc. Alle diese Verwünschungen, und noch mehrere, sind prophetisch und beziehen sich weit auf das zukünftige hinans; auf das, zum Exempel, was sich mit der Clytämnestra, mit dem Orest, mit dem Agamemnon und Menelaus und andern Verwandten des Pelopejischen Hauses zutragen sollte. Endlich kömmt Megära auf die nähern Gräuel mit mehrer Deutlichkeit, und verkündiget dem Tantalus das grausame Mahl, vor welchem sich die Sonne zurück ziehen werde. „An diesem sollst du deinen „Hunger stillen. Vor deinen Augen soll der mit Blut gemischte Wein „getrunken werden. Endlich habe ich die Speisen gefunden, die du selbst „fliehen wirst. — — Auf diese schrecklichen Worte, will der Schatten davon eilen, und alle seine höllischen Strafen scheinen ihm dagegen geringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordlust vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umsonst wendet er ein, es sey zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er andern zur Strafe diene. Umsonst beklagt er sich, daß er gleichsam, als ein giftiger Dampf aus der geborstenen Erde geschickt werde, welcher Pest und Seuchen unter die Völker bringen müsse. Umsonst will er es wagen, nochmals schwazhaft zu seyn, und seine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie droht und vermehrt in dem Schatten das innere Gefühl seiner Qualen so heftig, daß er ihr in den Pallast folgen muß, wo er überall Raserey und Blutdurst verbreitet. — — Man muß sich einbilden, daß dieses sogleich geschicht, sobald er über die Schwelle getreten. Der Pallast empfindet es, daß er von einem unseligen Geiste berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug sey, und befiehlt ihm, in die unterirdischen Höhlen zu seinen Martern zurückzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur sich über seine Gegenwart entsetze. Sie beschreibt dieses Entsetzen in ein Dutzend schönen Versen, die sie hier hätte ersparen können, und macht dem Chore Platz. Der Inhalt seines Gesanges ist eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hause abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen bösen Großvater ein schlimmrer Enkel folge. Er sagt, es sey bereits genug gesündiget worden; und führt dieses zu beweisen, die Geschichte des Myrtilus und die blutige Mahlzeit an, welche Tantalus den Göttern vorgesetzt. Von der Strafe des letztern macht er ein sehr künstliches Gemählde, welches aber den Leser kalt läßt,

und beschließt es so abgebrochen, daß einige Kunstrichter zu glauben bewogen worden, es müsse das eigentliche Ende hier fehlen.

## Zweyter Aufzug.

Auch dieser Aufzug besteht nur aus einer einzigen Scene, zwischen dem Atreus und einem Vertrauten. Atreus ist gleich Anfangs gegen sich selbst unwillig, daß er noch bis jetzt, wegen den schimpflichen Beleidigungen seines Bruders, ungerochen sey. Er tadelt sich, daß er nicht schon längst alles in Blut und Flammen gesetzt. Wie gern hätte er sich wollen unter dem einstürzenden Pallaste begraben lassen, wenn er nur zugleich auch den Bruder zerschmettert hätte. „Auf Atreus, beginne etwas, was keine Nachwelt billige, aber auch keine verschweige. „Auf! erkühne dich einer blutigen gräßlichen Schandthat; einer Schandthat, auf die mein Bruder neidisch werde; die er selbst begangen zu „haben wünschen möchte. Du kannst seine Verbrechen nicht rächen, ohne „sie zu übertreffen. Doch durch welche Abscheulichkeit werde ich ihm überlegen seyn können? Auch in seinem Elende ruhet er nicht. Das Unglück „macht ihn eben so hartnäckig, als übermüthig ihn das Glück macht. Ich „kenne seinen ungelehrigen Geist. Biegen läßt er sich nicht, aber brechen „läßt er sich. Ehe er sich also wieder erhohlt, ehe er neue Kräfte sammelt, muß ich ihn angreifen: denn bleib ich ruhig, so greift er mich an. „Ich komme durch ihn um, oder er muß durch mich umkommen. Das „Verbrechen ist mitten zwischen uns, gleich einem Preise, aufgestellt, welcher dem gehört, der es zuerst unternimmt.

**Der Vertraute.** So kann dich das widrige Urtheil des Volks nicht schrecken?

**Atreus.** Das ist eben das beste an einem Reiche, daß das Volk die Thaten seines Beherrschers eben sowohl dulden als loben muß.

**Der Vertraute.** Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer wahren Liebe strebt, will sich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben lassen.

**Atreus.** Ein wahres Lob kann auch oft einem geringen Manne zu Theile werden! aber ein falsches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müssen wohl wollen, was sie nicht wollen.

Der Vertraute. Wenn der König, was recht ist, will, so wird sein Wille gern aller Wille seyn.

Atreus. Derjenige König ist nur halb König, welcher nur das, was recht ist, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit noch Treue und Glaube ist, da ruhet das Reich auf schwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treu und Glaube sind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thue, was ihm nützt.

Der Vertraute. Auch einem bösen Bruder zu schaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles ist gegen ihn billig, was gegen einen Bruder unbillig ist. Denn welcher Verbrechen hat er sich enthalten? Von welcher Schandthat ist er abgestanden? Durch Schändung hat er mir die Gemahlin, und durch List das Reich entrissen. — — Mit diesem letztern zielet Atreus auf die schon erwehnte Raubung des goldnen Widders, mit dessen Besitze das Reich verbunden war. Es gehen verschiedene Zeilen auf die Beschreibung desselben, bis er endlich wieder schließt: „Meine „Gemahlin ist verführt; die Sicherheit des Reichs ist untergraben; das „Haus ist beschimpft; das Blut ist ungewiß worden. Und nichts ist ge„wiß, als daß mein Bruder mein Feind ist.“ Du zitterst? — — fährt „er zu dem Vertrauten fort. — — „Sieh auf den Tantalus und „Pelops. Dieser ihren Beyspielen zu folgen, werden meine Hände auf„gebothen. Sprich, wie soll ich das verhaßte Haupt verderben?

Der Vertraute. Ein tödlicher Stahl vergiesse sein feindseliges Blut.

Atreus. Du redest von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe selbst hören. Ein sanftmüthiger Tyrann mag umbringen lassen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So ist alle Frömmigkeit bey dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! wenn du anders jemals in unserm Hause gewesen bist. Das wüthende Heer der Furien, die zwistliebende Erynnis, und sie, die in beyden Händen schreckliche Fackeln schüttelt, Megära, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürste nach unerhörten unglaublichen Verbrechen. — — Der Vertraute fragt ihn, worinne diese Verbrechen bestehen sollen, und ob er sich des Schwerds oder des Feuers zu seiner Rache bedienen werde. Doch beydes ist ihm

zu geringe; Thyest selbst soll das Werkzeug seiner Rache seyn. Er entdeckt hierauf sein unmenschliches Vorhaben, und ermuntert sich von Zeit zu Zeit selbst, den Muth darüber nicht sinken zu lassen, sondern es, so gräßlich es auch sey, unerschrocken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es sehr schwer halten werde, seinen Bruder in das Netz zu locken; antwortet er, daß er ihn schon durch das anzukörnen wissen werde, was ihm wichtig genug scheine, sich der äussersten Gefahr deswegen auszusetzen. Nehmlich durch die Hofnung zu regieren. „Voll von dieser Hofnung, wird er dem Blitze des drohenden „Jupiters entgegen zu eilen kein Bedenken tragen. Voll von dieser Hof„nung, wird er, was er für das größte Uebel hält, selbst den Bruder zu „sehen, nicht anstehen. — — Und diese Hofnung will er ihm durch seine eignen Söhne machen lassen, durch den Agamemnon und Menelaus nehmlich, die er mit der Aerope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andre Mittelspersonen darzu zu erwehlen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er sie jetzt an dem Vetter zu thun lehre. Doch Atreus ist von der Ruchlosigkeit seines Bluts schon so überzeugt, daß er zur Antwort giebt: „Wenn sie auch niemand die Wege des Betrugs und der Verbrechen leh„ret, so wird sie doch das Reich dieselben lehren. Du fürchtest, sie möch„ten böse werden? Sie werden böse gebohren. — — Der Vertraute macht ihm noch eine Einwendung, und giebt ihm zu überlegen, ob er sich auch wohl auf die Verschwiegenheit so junger Leute verlassen dürfe? „Oder, spricht er, willst du sie etwa selbst hintergehen, und ihnen „deine wahre Absicht nicht entdecken? Ja, antwortet Atreus; sie sollen „keinen Antheil an meinem Verbrechen haben. Und was ist es auch nöthig, „daß ich sie zu Mitschuldigen machen will? — — Doch den Augenblick besinnt er sich, daß dieses für ihn zu gut gedacht sey. Er schilt sich selbst feig, und vermuthet, daß wenn er seiner Kinder hierinne schonen wolle, er auch seines Bruders schonen werde. Agamemnon und Menelaus sollen es wissen, wozu er sie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob sie auch wirklich seine Kinder sind. „Wenn sie ihn nicht „verfolgen, wenn sie ihn nicht hassen wollen; wenn sie ihn Vetter nennen: „so ist er ihr Vater. — — Er will eben fortgehen, als er sich gleichwohl noch plötzlich anders besinnet. „Ein schüchtern Gesicht, sagt er, „pflegt manches zu entdecken, und große Anschläge verrathen sich wider

„Willen. Nein; sie sollen es nicht wissen, zu welcher That sie die Werk„zeuge werden. Und du — — (zum Vertrauten) halte unser Vor„haben geheim! — — Dieser versichert, daß er sowohl aus Furcht, als aus Treue verschwiegen seyn werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu diesem Aufzuge gehöret, nimmt von der Herrschsucht der zwey Brüder Gelegenheit, eine Menge Sittensprüche über den falschen Ehrgeitz anzubringen, und mehr spitzig als gründlich zu bestimmen, worinne das wahre Königreich bestehe. „Ihr wißt es nicht, „die ihr nach Schlössern geitzet! Nicht der Reichthum, nicht der Glanz „des Tyrischen Purpurs, nicht das strahlende Diadem macht den König. „Nur der ist König, welcher alle Furcht abgelegt, und alles Böse aus „der wilden Brust vertrieben hat. Nur der, welchen nicht der ohnmäch„tige Ehrgeitz, welchen nicht die immer wankende Gunst des Pöbels be„wegt. — — Nur der, welcher von seiner sichern Höhe alles weit unter „sich sieht. Nur der, welcher seinem Schicksale willig entgegen eilt, und „ohne zu klagen stirbt. — — Es ersteige, wer da will, die schlüpfrige „Spitze des Hofes; mich soll die süsse Ruhe sättigen, und verborgen will „ich in sanfter Stille dahin leben. Allen Quiriten unbekannt, sollen meine „Jahre sachte vorüber fliessen. Und wenn meine Tage ohne Geräusche „verschwunden sind, will ich Lebens satt und ohne Titel erblassen. Auf „den wartet ein harter Tod, der, wenn er sterben muß, allen viel zu „bekannt ist, sich selbst aber nicht kennet.

## Dritter Aufzug.

Diesen eröfnet Thyest mit seinen Söhnen, und unter diesen führet Plisthenes das Wort. Sie langen auf die betriegerische Einladung des Atreus, an. Thyest erfreuet sich Anfangs, daß er endlich seine Vaterstadt, und die Götter seiner Väter, wenn anders, setzt er hinzu, Götter sind, wieder siehet. „Bald, spricht er, wird mir nun das Volk aus Argos „fröhlig entgegen kommen. Doch auch Atreus wird mit kommen. O „fliehe Thyest, und suche die dunkeln Wälder wieder, wo du unter dem „Wilde ein ihm ähnliches Leben führtest. Laß dich nicht den falschen „Glanz des Reiches blenden. Wenn du auf das siehest, was dir ange„bothen wird, so siehe auch auf den, der dir es anbietet. Unter den „härtesten Beschwerlichkeiten bin ich bisher muthig und frölich gewesen. „Doch nun falle ich in marternde Furcht zurück; der Geist ist in banger

„Erwartung, und möchte den Körper nur allzugern zurück bewegen. Jeder „Schritt stockt, den ich thun will. — — Plisthenes erstaunt über die „Unentschlossenheit seines Vaters, doch Thyest fährt fort: „Warum stehe „ich noch an? Warum quäle ich mich noch über einen so leichten Ent„schluß? Da ich niemanden trauen darf, soll ich meinem Bruder, soll „ich der Hofnung zu regieren trauen? Was fürchte ich schon überwundene, „von mir schon gebändigte Uebel? Warum fliehe ich Trübsalen, in die „ich mich bereits geschickt? Ich will, ich will elend seyn. Zurück also, „Thyest, zurück, und rette dich, da es dir noch vergönnt ist.

**Plisthenes.** Was bewegt dich, o Vater, deinen Schritt von der nun wieder erblickten väterlichen Burg zurück zu wenden? Warum willst du dich selbst so grossen angebothenen Gütern entziehen? Dein Bruder hat seinen Zorn abgelegt, und wird aufs neue dein Bruder. Er giebt dir deinen Antheil an dem Reiche zurück, sammelt die Glieder des zerrütteten Hauses, und setzt dich wieder in den Besitz deiner selbst.

**Thyest.** Du willst die Ursache der Furcht wissen, die ich selbst nicht weis. Ich sehe nichts, wovor ich mich fürchten sollte, und fürchte mich dennoch. Ich will gern gehen, aber die Knie sinken unter mir zusammen, und ich werde mit Gewalt von dem Orte zurück getrieben, zu dem ich doch will. — —

**Plisth.** O schlage alles nieder, was dein Gemüth so unentschlüßig macht, und betrachte, was für Belohnungen deiner warten. Du kannst regieren, Vater — —

**Thyest.** Unter beständiger Furcht des Todes.

**Plisth.** Du sollst die höchste Gewalt erlangen. — —

**Thyest.** Die höchste Gewalt ist die, nichts zu begehren.

**Plisth.** Du kannst nun deinen Kindern ein Reich lassen.

**Thyest.** Kein Reich fasset zwey Regenten.

**Plisth.** Wer will wohl elend seyn, wenn er glücklich seyn kann?

**Thyest.** Glaube mir; das Grosse gefällt nur durch die falschen Namen, die wir ihm beylegen. Mit Unrecht fürchtet man ein geringes und hartes Schicksal. So lange ich auf der Spitze der Ehren stand, habe ich nicht einen Augenblick zu zittern aufgehört, und mich selbst für mein eignes Schwerd an meinen Lenden gefürchtet. O welch ein Glück ist es, niemanden im Wege zu stehen, und auf dem Boden hingestreckt, sichre Speisen zu geniessen! Kein Verbrechen schleicht sich in schlechte

Hütten, wo man sich an einem geringen Tische sorglos sättigen kann. Das Gift wird aus Golde getrunken; und ich weis es aus der Erfahrung, wie weit das schlechte Glück dem guten vorzuziehen ist. — — Hier verirrt sich Thyest in eine poetische Beschreibung der ausschweifenden Pracht und Ueppigkeit der Grossen. Sie ist schön und paßt sehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deswegen verliert sie in dem Munde des Thyest sehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich schließt er mit den Worten: „Es ist ein Reich über alle Reiche, das Reich entbehren „zu können.

Plisth. Man muß das Reich nicht ausschlagen, wenn es Gott giebt.

Thyest. Noch weniger muß man darnach trachten.

Plisth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyest. Er bittet und das ist schrecklich. Hier muß eine List verborgen liegen.

Plisth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl das Herz, woraus sie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anstatt der verlohrnen, sammeln.

Thyest. Wie? Atreus sollte seinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Wasser, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Friede schliessen.

Plisth. Vor welchem Betruge fürchtest du dich denn aber?

Thyest. Vor allem! Und was kann ich meiner Furcht für Grenzen setzen, da seine Macht so groß ist, als sein Haß?

Plisth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyest. Für mich fürchte ich auch nichts, sondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Plisth. Aber du bist schon gefangen, und fürchtest dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth ist es zu spät, sich dafür zu hüten.

Thyest. So kommt denn. Nur dieses einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: Ich folge euch, nicht ihr mir.

Plisth. Gott wird unsere gute Absicht gnädig ansehen. Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kommt Atreus darzu und macht durch seine Erscheinung die zweyte Scene dieses Aufzuges. In den ersten Zeilen, welche er in der Entfernung vor sich sagt, freut er sich, daß er seinen Bruder nunmehr

im Netze habe; und zwar ganz, mit allen seinen drey Söhnen. Der zweyte dieser Söhne hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kömmt in dem Stücke nicht vor. „Kaum, sagt „Atreus, daß ich mich mäßigen, und die ausbrechende Wuth zurücke „halten kann. So wie ein Spierhund, der an dem langen Leitbande „das Wild ausspiert, und mit gebückter Schnautze die Wege beschnaubert. „So lange er noch durch den schwachen Geruch sich weit von dem Eber „merkt, ist er folgsam, und durchirret schweigend die Spur. Doch kaum „fühlt er sich der Beute näher, so stemmt er sich, kämpfet mit dem un„bändigen Nacken, und ruft winselnd seinen säumenden Führer, bis er sich „ihm entreißt. Wenn der Zorn Blut wittert, wer kann ihn verbergen? „Und doch muß ich ihn verbergen. — — In dem Munde des Dichters würde dieses Gleichniß sehr schön seyn, aber in dem Munde der Person selbst, welche diese schwer zu zähmende Wuth fühlet, ist es ohne Zweifel zu gesucht und zu unnatürlich. — — Je näher Atreus seinem Bruder kömmt; desto mehr verändert er seine Rede. Jetzt, da er ungefehr von ihm gehört werden kann, beklagt er ihn schon, und erstaunt über seinen armseligen Aufzug. „Ich will mein Wort halten, fährt er fort. Und „wo ist er denn, mein Bruder? — — Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, sehnlichst gewünschter Bruder! Aller Zorn sey nunmehr „zwischen uns vorbey. An diesem Tage feyre man den Sieg des Bluts „und der Liebe. Weg mit allem Hasse aus unsern Gemüthern.

Thest. Ach, Atreus, ich könnte alles rechtfertigen, wenn du dich jezt nicht so erzeigtest! Ja, Bruder, ich gestehe es; ich gestehe es, ich habe alles verbrochen, dessen du mich schuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur schlimmsten Sache. Der muß ganz schuldig seyn, den ein so guter Bruder hat für schuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füssen! Laß diese Hände, die noch keines Knie umfaßt haben, die deinigen umfassen. Laß uns allen Zorn bey Seite legen; laß uns allen Unwillen aus den Gemüthern verbannen. Empfange diese Unschuldigen als die Unterpfänder meiner Treue.

**Atreus.** Verlaß diese erniedrigende Stellung, und umarme mich, mein Bruder. Und auch ihr, ihr Stützen unsers Alters, edeln Jünglinge laßt euch an meine Brust drücken. Lege das schmutzige Kleid ab; verschone meine Augen mit einem solchen Anblicke: laß dir einen Schmuck

reichen, der dem meinen gleich ist; und tritt freudig in den Besitz deines Antheils an dem brüderlichen Reiche. Ich will mich des grössern Lobes erfreuen, meinen Bruder unverletzt der väterlichen Würde wieder hergestellt zu haben. Ein Reich besitzen, ist Zufall; ein Reich schenken, ist Tugend.

**Thyest.** Möchten dir doch, Bruder, diese deine Wohlthaten die Götter würdig vergelten. Meine Armseligkeit schlägt er aus, die königliche Binde anzunehmen, und die unglückliche Hand scheuet sich vor dem Scepter. Erlaube mir, daß ich mitten unter dem Volke verborgen leben darf.

**Atreus.** Unser Reich leidet zwey Regenten.

**Thyest.** Was du hast, soll mir so gut seyn, als ob ich es selbst hätte.

**Atreus.** Wer wollte die freywillig zufliessenden Güter des Glücks verschmähen?

**Thyest.** Der, welcher es erfahren hat, wie schnell sie wieder dahin sind.

**Atreus.** So willst du deinen Bruder die unschätzbarste Ehre nicht erlangen lassen?

**Thyest.** Deine Ehre hat bereits die erhabenste Staffel erreicht, und nun ist es nur noch um meine zu thun. Ja, ich habe es fest beschlossen, das Reich auszuschlagen.

**Atreus.** Wenn du deinen Antheil nicht wieder nimmst, so will ich meinen verlassen.

**Thyest.** Wohl ich nehme ihn. Ich will den Namen der mir aufgelegten Herrschaft führen; dir aber allein sollen Gesetze und Waffen mit mir dienen.

**Atreus.** So laß dir denn um die ehrwürdige Stirne das Diadem binden. Ich will gehen, und den Göttern die versprochenen Opfer bringen.

Hiermit gehen beyde Theile ab, und der zu diesem Aufzuge gehörende Chor erhebt die brüderliche Liebe des Atreus, dem man kaum einen Funken derselben hätte zutrauen sollen. Er vergleicht diese nach langen Verfolgungen wieder hergestellte Freundschaft, einer angenehmen Meerstille, welche auf einen schrecklichen Sturm folgt. Er macht dabey Schilderungen über Schilderungen, welche keinen andern Fehler haben, als daß sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers zerstreuen. Vielleicht zwar, daß sie diesen Fehler nicht geäussert haben, wenn die Alten anders die Kunst, etwas

so zierlich herzusingen, daß man kein Wort davon errathen kann, eben so gut verstanden haben, als wir Neuern sie verstehen. — — Der Schluß dieses Chors sind abermals einige moralische Anwendungen über das veränderliche Glück, besonders der Grossen. „O ihr, welchen der Herrscher „über Erd und Meer, das grosse Recht des Lebens und des Todes an„vertrauet hat, entsaget den stolzen aufgeblasenen Gebehrden. Was der „Geringere von euch fürchtet, eben das drohet euch ein größrer Herr. „Jedes Reich stehet unter einem noch mächtigern Reiche. Oft sahe einen, „den der anbrechende Tag im Glanze fand, der untergehende im Staube. „Niemand traue dem ihn anlachenden Glücke; niemand verzweifle, wenn „es ihm den Rücken zukehret. Clotho mischt gutes und böses, und treibt „unaufhörlich das Rad des Schicksals um ꝛc.

## Vierter Aufzug.

In dem Zwischenraum dieses und des vorhergehenden Aufzuges, muß man sich vorstellen, daß Atreus seine Grausamkeiten begangen habe. Sie waren zu schrecklich, als daß sie der Dichter, der sich der Regel des Horaz ohne Zweifel erinnerte:

Nec pueros coram populo Medea trucidet:
*Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.*

dem Zuschauer hätte zeigen sollen. Er läßt sie also blos erzehlen; und giebt sich, diese Erzehlung mit dem Ganzen auf eine kunstmäßige Art zu verbinden, so wenig Mühe, daß er weiter nichts thut, als einen Mann, den er Nuncius nennt, herauskommen und dem Chore von dem, was er gesehen hat, Nachricht geben läßt. Der Chor wird also hier zu einer spielenden Person, welches in den alten Trauerspielen nichts ungewöhnliches ist. Gemeiniglich führte alsdann der Coryphäus das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile desselben zurück blieb, nachdem es die Umstände erforderten. Wir werden unten sehen, warum man annehmen müße, daß er hier nur mit einem Theile zurück geblieben sey. Seine Reden sind sehr kurz, und geben blos dem Erzehler Gelegenheit, so umständlich, als es nöthig ist, zu seyn. Dieser nun tritt voller Schrecken und Entsetzen hervor, und wünscht von einem Wirbelwinde durch die Lüfte gerissen und in eine finstre Wolke gehüllet zu werden, damit er dem Anblicke eines so gräßlichen Verbrechens

entkommen möge. „O Haus, dessen sich selbst Pelops und Tantalus „schämen müssen.

Der Chor. Was bringst du neues?

Der Erzehler. Wo bin ich? Ist dieses das Land, in welchem Argos, Corinth und das durch die frommen Brüder berühmte Sparta liegt? Oder bin ich an dem Ister unter den wilden Alanen? Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauen Hircaniens? Oder unter den schweifenden Scythen? Was ist es für eine Gegend, die zur Mitschuldigen so abscheulicher Verbrechen gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdecke doch — —

Der Erzehler. Noch staunet meine ganze Seele, noch ist der vor Furcht starrende Körper seiner Glieder nicht mächtig. Noch schwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen ꝛc.

Der Chor. Du marterst uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entsetzest, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es seyn, aber welcher? Rede doch — — Nunmehr wäre es ohne Zweifel billig, daß der Erzehler sogleich zur Sache käme, und diese geschwind in wenig kurzen und affectvollen Worten entdeckte, ehe er sich mit Beschreibung kleiner Umstände, die vielleicht ganz und gar unnöthig sind, beschäftige. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beschreibet in mehr als vierzig Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hayn, hinter der mitternächtlichen Seite des Pelopeischen Pallasts, in welchem Atreus die blutigen Opfer geschlacht hatte, ohne dieser mit einer Sylbe zu gedenken. Er sagt uns, aus was für Bäumen dieser Wald bestehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des Tantalus geweihet; mit was für gelobten Geschenken und Denkmählern er ausgezieret und behangen sey. Er meldet, daß es darinne umgehe, und mahlt fast jede Art von Erscheinungen, die den Tag sowohl als die Nacht darinne schrecklich machten. — — Ich begreife nicht, was der Dichter hierbey muß gedacht haben; noch vielweniger begreife ich, wie sich die Zuschauer eine solche Verzögerung können gefallen lassen. Eine kleine Vorbereitung, wenn etwas sehr wichtiges zu erzehlen ist, wird gar wohl erlaubt; sie reitzt die Zuhörer, ihre Aufmerksamkeit auf das was folgen soll, gefaßt zu halten. Allein sie muß diese Aufmerksamkeit nicht vorweg ermüden; sie muß das, was in einer Zeile eine sehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — — Doch damit ich auch meinen

Tadel nicht zu weit ausdehne, so will ich das Gemählde des Hayns an seinen Ort gestellt seyn lassen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun, läßt er den Erzehler fortfahren, der rasende Atreus in Be„gleitung der Kinder seines Bruders in den Hayn gekommen war, wurden „die Altäre sogleich geschmückt. Aber nun, wo werde ich Worte finden? — „Die Hände werden den edlen Jünglingen auf den Rücken gebunden, und „um ihre Stirne wird die traurige Opferbinde geschlagen. Da fehlt kein „Weihrauch, kein geheiligter Wein; das Opfer wird mit Salzmehl be„streuet, ehe es das Schlachtmesser berühren darf. Alle Ordnung wird „beybehalten, damit ja eine solche Lasterthat nicht anders als auf die beste „Weise geschehe."

**Der Chor.** Und wessen Hand führte das Eisen?

**Der Erzehler.** Er selbst ist Priester; er selbst hält das blutige Gebeth, und läßt aus schrecklichem Munde das Sterbelied tönen. Er selbst stehet am Altare, befühlt die dem Tode Geweihten, legt sie zurechte, und ergreift den Stahl. Er selbst giebt Acht, und kein einziger Opfergebrauch wird übergangen. Der Hayn erzittert; der ganze Pallast schwankt auf dem durchschütterten Boden, und drohet bald hier bald dahin zu stürzen. Oben zur Linken schießt ein Stern durch den Himmel, und ein schwarzer Schweif bemerkt seine Bahn. Der in das Feuer gespritzte Wein wird Blut; dreymal entfällt dem Haupte das Diadem; die Bildsäulen weinen, und ein jeder wird von diesen Vorbedeutungen gerührt. Nur Atreus allein bleibt unbeweglich und sich selbst gleich, und hört nicht auf die drohenden Götter zu schrecken. Länger will er nicht verweilen, er springt wieder zu dem Altare, und schielet mit grimmigen Blicken um sich. So irret ein hungriges Tiegerthier in den Gangetischen Wäldern zwischen zwey jungen Stieren. Es ist auf den einen Raub so begierig, wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerst zerreißen solle. Jezt bleckt es den Rachen auf diesen; jezt bleckt es ihn auf jenen zurück, und hält seinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchlose Atreus die Schlachtopfer seines verfluchten Zornes, und steht bey sich an, welches er zuerst, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel, aber doch steht er bey sich an, und freuet sich, über seine verruchte That zu künsteln.

**Der Chor.** Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerst?

**Der Erzehler.** Das erste Opfer — — damit man, ohne Zweifel,

die kindliche Ehrfurcht nicht vermissen möge — — wird dem Großvater geweihet. Tantalus ist dieses erste Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Gesichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzehler. Unbesorgt für sich selbst stand er da, und verschwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wütrich stieß und drückte so lange nach, bis sich der Stahl in der Wunde verlohr, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eisen zurückzog, stand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf diese oder auf jene Seite fallen sollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieser hierauf den Plisthenes zum Altare, und schickte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf fiel vor sich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverständlichen kläglichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er diesen doppelten Mord vollbracht, was that er alsdann? Schonte er des Knabens? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzehler. So wie ein Löwe in Armenischen Wäldern mit siegender Wuth unter den Rindern tobet, und mit blutigem Rachen, auch nach gestilltem Hunger, seinen Grimm nicht ableget; sondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet: eben so wüthet Atreus und schwellet vor Zorn. Er hält das vom doppelten Morde blutige Eisen, vergißt was für ein schwaches Kind er zu durchstossen habe, und hohlt weit von dem Körper aus.[1] Der Stahl drang in der Brust ein, und fuhr durch den Rücken heraus. Das Kind fiel, löschte mit seinem Blute das Feuer auf dem Altar, und starb an der zwiefachen Wunde.

[1] Die Worte heissen in dem Originale:

> Ferrumque gemina caede perfusum tenens,
> Oblitus in quem rueret, infesta manu
> Exegit ultra corpus . . .

Alle Ausleger übergehen diese Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob sie von allen gehörig ist verstanden worden. Das exigere corpus ist mir ungemein verdächtig. Ich weis wohl, was bey dem Virgil exigere ensem per corpus heißt; allein ob schlechtweg exigere corpus eben dieses heissen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bey irgend einem Schriftsteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anstatt infesta manu zu lesen infestam manum; so daß ultra welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präposition wird, die zu corpus gehöret. Was aber manum exigere heisse, und daß es gar wohl aushohlen heissen könne, wird man leicht einsehen. Vielleicht könnte auch die Bedeutung, da exigere versuchen, probiren heißt, hier zu Statten kommen.

**Der Chor.** Abscheuliche Lasterthat!

**Der Erzehler.** Ihr entsetzet euch? Wenn er hier inne gehalten hätte; so wäre er noch fromm.

**Der Chor.** Was kann noch verruchtes in der Natur gefunden werden?

**Der Erzehler.** Ihr glaubt, es sey das Ende seines Verbrechens? Es ist nur eine Staffel desselben.

**Der Chor.** Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreissen vorgeworfen, und ihnen den Holzstoß versagt.

**Der Erzehler.** Wäre es doch nichts als das! — — — Nunmehr folgt eine sehr gräßliche Beschreibung, die aber so eckel ist, daß ich meine Leser damit verschonen will. Man sieht darinne, wie Atreus die todten Körper in Stücken zerhackt; wie er einen Theil derselben an die Spiesse gesteckt, und den andern in Kessel geworffen, um jene zu braten und diese zu kochen; wie das Feuer diesen grausamen Dienst verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe gestiegen. Der Erzehler fügt endlich hinzu, daß Thyest in der Trunkenheit wirklich von diesen abscheulichen Gerichten gegessen; daß ihm oft die Bissen in dem Schlunde stecken geblieben; daß sich die Sonne, obgleich zu spät, darüber zurück gezogen; daß Thyest sein Unglück zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber schwerlich lange verborgen bleiben werde.

Mehr hat der Erzehler nicht zu sagen. Er geht also wieder fort und die vorhin abgegangene Helfte des Chors tritt herein, ihren Gesang anzustimmen. Er enthält lauter Verwunderung und Entsetzen über das Zurückfliehen der Sonne. Sie wissen gar nicht, welcher Ursache sie dasselbe zuschreiben sollen, und vermuthen nichts geringers, als daß die Riesen einen neuen Sturm auf dem Himmel wüßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe sey. Hieraus also, daß sie nicht wissen, daß die Sonne aus Abscheu über die Verbrechen des Atreus zurückgeflohen, ist es klar, daß sie bey der vorhergehenden Unterredung nicht können gewesen seyn. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Person dabey ist, so muß man entweder einen doppelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es ist erstaunend, daß die Kunstrichter solcher Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedenken, und alles gethan zu haben glauben, wenn sie hier ein

Wörtchen und da einen Umstand, mit Auskrahmung aller ihrer Gelehrsamkeit, erklären — — Vielleicht könte man auch sagen, daß der einzige Coryphäus nur mit dem Erzehler gesprochen, und daß ausser ihm der ganze Chor abgegangen seye. Vielleicht könnte man sich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß der Erzehler selbst ihn als eine einzelne Person betrachtet und in der einfachen Zahl mit ihm spricht; als Zeile 746.

— — — Sceleris hunc finem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen Zahl an, wenn er ihn in der 744. Zeile fragt: exhorruistis? Allein dieses exhorruistis wäre sehr leicht in exhorruisti zu verwandeln, welches ohnedem der Gleichförmigkeit wegen höchst nöthig ist. — — Von dem Chore selbst will ich nicht viel sagen, weil er fast aus nichts, als aus poetischen Blümchen bestehet, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kann, reichlich genug darbiethet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreiß durch, und betauert gleichsam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabstürzen und in das alte Chaos zurück fallen würde. Zum Schlusse kömmt er wieder auf einige moralische Sprüche. „So sind „wir denn, nach einer unzehligen Menge von Sterblichen, die, welche „man für würdig erkannt hat, von den Trümmern der Welt zerschmettert „zu werden? So sind wir es, die auf die lezten Zeiten verspart wurden? „Ach, wie hart ist unser Schicksal; es seyn nun, daß wir die Sonne „verlohren, oder sie vertrieben haben! Doch, weg ihr Klagen! weg Furcht! „Der ist auf das Leben zu begierig, der nicht einmahl sterben will, wenn „die Welt mit ihm untergeht.

## Fünfter Aufzug.

Die grausame Mahlzeit ist vorbey. Atreus kann seine ruchlose Freude länger nicht mäßigen, sondern kömmt heraus, sich seinen abscheuligen Frolockungen zu überlassen. Diese sind der vornehmste Inhalt des ersten Auftritts in diesem Aufzuge. Aber doch ist er noch nicht zufrieden; er will dem Thyest, zum Schlusse der Mahlzeit, auch noch das Blut seiner Kinder zu trinken geben. Er befiehlt daher seinen Dienern, die Thore des Pallasts zu eröfnen, und man sieht in der Entfernung den Thyest am Tische liegen. Atreus hatte bey Zermetzlung der Kinder, ihre Köpfe zurücke gelegt, um sie dem Vater, bey Eröfnung seines

Unglücks, zu zeigen. Er freuet sich schon im voraus über die Entferbung des Gesichts, mit welcher sie Thyest erblicken werde. „Das, spricht er, „muß ich mit ansehn. Ich muß es mit anhören, welche Worte sein „Schmerz zuerst ausstossen wird. Ich muß dabey seyn, wenn er starr „und für Entsetzen wie entseelt da stehen wird. Das ist die Frucht meiner „That! Ich mag ihn nicht sowohl elend seyn, als elend werden sehn. — — Er wird mit Vergnügen gewahr, daß Thyest schon fast trunken sey, und hoft daher, daß ihm seine List mit dem Blute welches er unter alten Wein von einer starken Farbe mischen wolle, desto eher gelingen werde. — — „Ein solches Mahl muß mit einem solchen Trunke beschlossen „werden. Er, der lieber mein Blut getrunken hätte, soll das Blut der „Seinen trinken. Hört, schon stimmt er festliche Gesänge an, und ist „seines Verstandes kaum mehr mächtig.

Hier nun kömmt Thyest langsam hervor, und sein Gesang ist eine Ermunterung seiner selbst, alle traurige Vorstellungen fahren zu lassen. „Heitere deine Blicke zur gegenwärtigen Freude auf, und verjage den alten „Thyest aus deinem Gemüthe! Aber so sind die Elenden! Sie trauen „dem Glücke nie, wenn es sie gleich wieder anlacht, und freuen sich mit „Widerwillen. Welcher ohne Ursache erregter Schmerz verbeuth mir die= „sen festlichen Tag zu feyern, und befiehlt mir, zu weinen? Was ist es, „das mir mein Haupt mit frischen Blumen zu kränzen nicht erlauben will? „Es will nicht; es will nicht! — Unerwartete Thränen rollen die Wangen „herab, und mitten unter meine Worte mischen sich Seufzer — — Ach, „der sein Unglück ahndende Geist verkündiget mit diesen Zeichen ein nahes „Leiden! — — Doch mit was für traurigen Erwartungen quälst du dich, „Unsinniger? Ueberlaß dich deinem Bruder voll leichtgläubiger Liebe! Es „sey nun was es sey, so fürchtest du dich entweder ohne Grund, oder zu „spät. Gern wollt ich Unglücklicher mich nicht fürchten, aber mein Inner= „stes bebet vor Schrecken. Schnell strömet aus den Augen eine Fluth „von Zehren, und strömet ohne Ursache. Ist es Schmerz, oder ist es „Furcht? Oder hat auch eine heftige Freude ihre Thränen?

Nunmehr redet ihn Atreus an: „Laß uns, Bruder, unsere Freude „verbinden, diesen glücklichen Tag würdig zu begehen. Heute wird mein „Thron befestiget; heute wird ein Friede gestiftet, wie er unserer brüder= „lichen Treue geziemet.

Thyest. Die reiche Tafel hat mich genung gesättiget; ich glühe vom

Weine. Aber wie unendlich könnte meine Freude vermehret werden, wenn ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

**Atreus.** Glaube, daß sie so gut verwahrt sind, als ob du sie in deinen Armen hieltest. Sie sind hier, und werden hier bleiben. Von deinen Kindern soll dir nichts verlohren gehen. Ich will dich ihre Gesichter, die du so sehnlich verlangst, sehen lassen; ich will sie dich alle geniessen lassen. Deine Begierde soll gesättiget werden; fürchte nichts. Sie liegen noch jetzt, mit meinen Kindern zugleich, an dem frohen Tische; aber man soll sie gleich herhohlen. Nimm nur unterdessen diesen unsern Geschlechtsbecher, mit Bacchus Gaben erfüllet, aus meiner Hand — Thyest vermuthet bey diesen zweydeutigen Reden, noch nichts arges. Er greift mit Danksagung nach dem Becher, ihn vor dem Angesichte der väterlichen Götter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und ist eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen; als seine fürchterliche Ahndungen zunehmen. „Was ist das? die Hand will nicht gehorchen? die Schwere „des Bechers wächst und ziehet die Rechte mit nieder? Ich bringe ihn „dem Munde näher, und vergiesse zitternd den Wein, ohne die betrogenen Lippen zu netzen. Sieh! selbst der Tisch springt von dem erschütterten Boden in die Höh! Kaum leuchtet das Feuer! Die schwere öde „Luft erstarret schrecklich zwischen Tag und Nacht! Das krachende Gewölbe des Himmels drohet zu stürzen! Schwarze Schatten verdicken die „Finsterniß, und die Nacht verbirgt sich in Nacht! Alles Gestirne flieht! „Es drohe, was uns auch drohe; nur daß es meinen Bruder, nur daß „es meine Kinder verschone! Auf mein unwürdiges Haupt allein breche „das Wetter los. Ach, jezt, jezt gieb mir meine Kinder wieder.

**Atreus.** Ich will sie dir geben, und kein Tag soll sie dir jemahls wieder rauben. — — Hier muß man sich vorstellen, daß Atreus einen Wink giebt, und die zurück gelegten Häupter und Hände der Kinder herbey bringen läßt, unterdessen daß Thyest in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch ein Aufruhr durchwühlet mein Eingeweide? Was zittert in meinem „Innern? Ich fühle eine ungeduldige Last, und aus meiner Brust steigen „Seufzer auf, die nicht meine sind. Kommt doch, meine Söhne! Euer „unglücklicher Vater ruft euch. Kommt doch! Euer Anblick wird diesen „Schmerz verjagen. Hörte ich sie nicht? Wo sprachen sie? — — Nunmehr sind ihre traurigen Ueberbleibsel hier, und Atreus siehet sich an seinem erwünschten Augenblicke.

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen bereit! Hier sind sie! (indem er sie ihm zeigt.) Erkennst du deine Söhne?

Thyest. Ich erkenne den Bruder! Erde! und so eine Schandthat konntest du auf dir dulden? — — Dieses ist der Anfang von den gräßlichsten Verwünschungen seines Bruders und seiner selbst. Das ich erkenne den Bruder ist ohne Zweifel ein Meisterzug, der alles auf einmal denken läßt, was Thyest hier kann empfunden haben. Er scheinet zwar etwas von einer spitzigen Gegenrede an sich zu haben, aber gleichwohl muß seine Würkung in dem Munde des Schauspielers vortreflich gewesen seyn, wenn er das dazu gehörige starrende Erstaunen mit gnug Bitterkeit und Abscheu hat ausdrucken können. — — Es fehlt so viel, daß Atreus von den Verwünschungen seines Bruders sollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die spöttischste Art unterbricht:

Atreus. Nimm sie doch lieber hin, die so lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Geniesse sie; küsse sie; theile unter alle drey die Zeichen deiner Liebe.

Thyest. War das der Bund? War das die Aussöhnung? Ist das die brüderliche Treue? So legst du deinen Haß ab? Ich kann dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverlezt zu lassen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Bruder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Hasse unbeschadet, verstatten kanst. Erlaube mir, ihnen die lezte Pflicht zu erweisen. Gieb mir ihre Körper wieder, und du sollst sie sogleich auf dem Scheiterhaufen brennen sehen. Ich bitte dich um nichts, was ich besitzen, sondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig ist, sollst du haben; was von ihnen nicht mehr übrig ist, das hast du schon.

Thyest. Hast du sie den Vögeln zur Speise hinwerfen lassen? Oder werden sie zum Frasse für wilde Thiere gespart?

Atreus. Du selbst hast deine Söhne in ruchlosen Gerichten genossen.

Thyest. Das war es, wovor sich die Götter entsetzten! Das trieb den Tag in sein ostliches Thor zurück! In welche Klagen soll ich Elender ausbrechen? Welche Worte soll mein Schmerz wählen? Hier seh ich sie, die abgehauene Köpfe und die vom zerschmetterten Arme getrennten Hände! Das war es, was dem hungrigen Vater nicht herab wollte! Wie welzet sich das Eingeweide in mir! Der verschlossene Greuel tobet und suchet einen Ausgang. Gib mir, Bruder, das von meinem Blute schon trunkene

Schwerd, um mit dem Eisen meinen Kindern den Weg zu öfnen. Man versagt mir das Schwerd? So mag denn die hohle Brust von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglücklicher! Verschone die Schatten. Wer hat dergleichen Abscheuligkeiten gesehen? Welcher Henioche auf den rauhen Felsen des unwirthbaren Caucasus? Welcher Procrustes, das Schrecken der attischen Gegenden? Ich Vater drücke die Söhne, und die Söhne den Vater. So kanntest du denn bey deinem Verbrechen keine Maaß?

Atreus. Maaß muß man in den Verbrechen halten, wenn man sie begehet, nicht aber wenn man sie rächet. Auch das ist mir noch zu geringe. Aus den Wunden selbst hätte ich das warme Blut in deinen Mund sollen fliessen lassen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in deinen gekommen wäre. Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu schnell; ich that nichts, als daß ich sie mit dem Stahle am Altare niederstieß, und die Hausgötter mit diesem ihnen gelobten Opfer versöhnete. Ich trennte die Glieder von den todten Körpern und hieb sie in kleine Stücken. Diese warf ich in siedende Kessel, und jene ließ ich am langsamen Feuer braten. Ich hörte sie an dem Spiesse zischen; ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieses hätte ihr Vater weit besser thun können. Meine Rache ist falsch ausgeschlagen. Er hat mit ruchlosem Munde seine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht; aber sie wußten es nicht. — — Thyest hebt hierauf neue Verwünschungen an, und alles was er von dem Beherrscher des Himmels bittet, ist dieses, daß er ihn mit dem Feuer seines Blitzes verzehren möge. Auf diese einzige Art könne seinen Kindern der letzte Dienst, sie zu verbrennen, erwiesen werden. Oder wenn keine Gottheit die Ruchlosen zerschmettern wolle, so wünscht er, daß wenigstens die Sonne niemals wieder zurückkehren, sondern eine ewige Nacht diese unmenschlichen Verbrechen bedecken möge.

Atreus. Nun preise ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laster wären umsonst, wenn es dich nicht so schmerzte. Nun dünket mich, werden mir Kinder gebohren. Nun dünket mich, dem keuschen Ehebette die verletzte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyest. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß sie deine Kinder waren.

Thyest. Dem Vater seine Söhne — —

Atreus. Ja, und was mich freuet, seine gewissen Söhne.

Thyest. Euch ruf ich an, ihr Schutzgötter der Frommen —

Atreus. Warum nicht lieber die Schutzgötter der Ehen?

Thyest. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagst. Es schmerzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du diese gräßliche Mahlzeit genossen, sondern daß du sie nicht zubereitet. Du hattest im Sinne, deinem unwissenden Bruder gleiche Gerichte vorzusetzen, und mit Hülfe der Mutter, meine Kinder eines ähnlichen Todes sterben zu lassen; wenn du sie nur nicht für deine gehalten hättest.

Thyest. Die Götter werden Rächer seyn; und diesen übergeben dich meine Wünsche zur Strafe.

Atreus. Und dich zu strafen, will ich deinen Kindern überlassen.

### Beurtheilung des Thyest.

So schließt sich dieses schreckliche Trauerspiel, dessen blosser Inhalt, wenn er auch noch so trocken erzehlt wird, schon Entsetzen erwecken muß. Die Fabel ist einfach, und ohne alle Episoden, von welchen die alten tragischen Dichter überhaupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verliessen sich auf ihre Kunst, ohne viele Verwicklung, fünf Acte mit nichts zu füllen, als was nothwendig zu ihrem Zwecke gehörte.

Atreus will sich an seinem Bruder rächen; er macht einen Anschlag; der Anschlag gelingt, und Atreus rächet sich. Das ist es alle; aber bleibt deswegen irgendwo unsere Aufmerksamkeit müßig? Es ist wahr, der Alte macht wenig Scenen; allein wer hat es uns denn befohlen, derselben in jedem Aufzuge so eine Menge zu machen? Wir strengen das Gedächtniß unserer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häufen Verwirrung auf Verwirrung, Erzehlung auf Erzehlung, und vergessen es, so zu reden mit Fleiß, daß man nicht viel denken muß, wenn man viel empfinden soll. Wenn der Verstand arbeitet, so ruhet das Herz; und wenn sich das Herz zu zeigen hat, so muß der Verstand ruhen können. — — Die Rache des Atreus ist so unmenschlich, daß der Dichter eine Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, sie glaubwürdig genug zu machen. Aus diesem Gesichtspuncte muß man den ganzen ersten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deswegen einführet, damit Atreus von etwas mehr, als von der Wuth und Rachsucht seines Herzens, getrieben zu werden scheine. Ein

Theil der Hölle und das Schicksal des Pelopeischen Hauses muß ihn zu den Verbrechen gleichsam zwingen, die alle Natur auf eine so gewaltige Art überschreiten. Zu der Handlung selbst trägt dieser Aufzug sonst gar nichts bey, und das Trauerspiel würde eben so vollständig seyn, wenn es auch erst bey dem zweyten Aufzuge seinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerkung hierüber machen — — Die Einheit des Orts hat der Dichter glücklich beobachtet. Er läßt alles vor dem königlichen Pallaste vor sich gehen, und nur in dem letzten Aufzuge wird dieser Ort gleichsam erweitert, indem sich der Pallast selbst öfnet, und den Thyest an der Tafel zeiget. Es muß dieses ein ganz anderer Anblick gewesen seyn, als wenn ein jetziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen lassen. Nur wolte ich, daß der Römer bey dieser prächtigen Aussicht in einen stark erleuchteten Speisesaal des Pallasts, ein wenig mehr Kunst angebracht hätte. Atreus ist draussen vor dem Pallaste, und giebt selbst den Befehl ihn zu öfnen: (Z. 901.)

turba famularis fores
Templi relaxa; festa patefiat domus.

Warum befiehlt er aber dieses? Der Zuschauer wegen, ohne Zweifel, und wenn keine Zuschauer da wären, so würde er vielleicht ohne diese weite Eröfnung zu seinem Bruder hinein gegangen seyn. Ich würde es viel lieber sehen, wenn der Pallast gleich vom Anfange des Aufzuges geöfnet wäre; Atreus könte in der Entfernung doch wohl noch sagen, was er wollte, ohne von dem Thyest gehört zu werden. So gut sich dieses bey der letzten Helfte seiner Rede thun ließ, eben so gut hätte es auch bey der ersten geschehen können. — — Es wäre gut, wenn ich bey der Einheit der Zeit, weiter nichts als nur eben so eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden seyn können. Er setzt den Anfang seines Stücks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geister wollte erscheinen lassen, und diese, nach der Meinung der Heiden, am Tage nicht erscheinen durften. Die letzten Worte, welche die Furie zu dem Schatten des Tantalus sagt, zeigen es deutlich genug:

En ipse Titan dubitat, an jubeat sequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne also geht eben auf, als die Geister von der Bühne verschwinden,

und die Berathschlagungen des Atreus in dem zweyten Aufzuge fallen am frühesten Morgen vor. Alles dieses hat seine Richtigkeit. Aber nunmehr kömmt ein Punct, bey welchem es mehr wird zu bedenken geben. Am Ende des zweyten Aufzuges beschließt Atreus seine Söhne, den Menelaus und Agamemnon, an den Thyest abzuschicken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erscheinet Thyest bereits mit seinen Söhnen. Was muß also in dem Zwischenraume vorgefallen seyn? Atreus hat seinen Söhnen das Geschäfte aufgetragen; sie haben es über sich genommen; sie haben den Thyest aufgesucht; sie haben ihn gefunden; sie haben ihn überredet; er macht sich auf den Weg; er ist da. Und wie viel Zeit kan man auf dieses alles rechnen? Wir wollen es gleich sehen. Im vierten Aufzuge, nachdem Atreus den Thyest empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleyen einer verstellten Aussöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen lassen, nachdem er sein grausames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenschliche Mahl zubereitet, nach allem diesen, sage ich, ist es, wenn die Sonne vor Entsetzen zurücke flieht, eben Mittag. Der Dichter giebt diesen Zeitpunct in der 777ten Zeile:

O Phoebe patiens, fugeris retro licet,
*Medioque* ruptum merseris *coelo* diem etc.

und in der 792ten

— — — quo vertis iter
Medioque diem perdis Olympo?

selbst an. Ist es nun aber da Mittag, so muß Thyest noch einige Stunden vor Mittage angekommen seyn. Einige Stunden nach Sonnen-Aufgang ward er gehohlt; und nun urtheile man selbst, wie viel Stunden zu obigem Zwischen-Raume übrig bleiben. Die natürlichste Entschuldigung, die einem hiebey einfallen kann, ist diese, daß man sagte, Thyest müsse sich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieser Nähe wird nicht alles gehoben seyn. Und wie nahe ist er denn würklich gewesen? Ich finde in dem ganzen Stücke zwey Stellen, aus welchen sich dieser Umstand einigermaassen bestimmen läßt. Der erste sind die Worte des Atreus, Z. 297.

— — relictis exul hospitiis vagus
Regno ut miserias mutet etc.

Wenn hier hospitia einen Aufenthalt in ganz fremden Ländern, und exul einen, der sich ausser seinem Vaterlande aufhält, bedeuten soll, so wird

die vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, sondern unendlich vergrössert. Nicht Argos allein; der ganze Peloponnesus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyest gehört, so lange er mit seinem Bruder zugleich regierte. Soll sich dieser also ausserhalb demselben befunden haben, so konnte er nicht in einigen Stunden, sondern kaum in einigen Tagen herbey geschaft werden. Doch die andere Stelle (Z. 412. u. f.) wird zeigen, daß man die erste in einem engern Verstande nehmen müsse. Thyest sagt zu sich selbst:

— — — repete sylvestres fugas,
Saltusque densos potius, et mixtam feris,
Similemque vitam. — —

Er hielt sich also nur in Wäldern verborgen, die freylich nicht allzuweit, aber auch nicht allzunahe seyn durften. Und in diesen mögen ihn die Söhne des Atreus gesucht und auch sogleich gefunden haben, so unwahrscheinlich es auch ist, daß sich ein Mann, der sich einmal verbergen muß, nicht besser verbergen werde. Dennoch wird man schwerlich die schleunige Ankunft desselben so leicht begreifen können, als man sie, ohne anstößig zu seyn, begreifen sollte. Ich will mich hierbey nicht länger aufhalten, sondern nur noch ein Wort von den Charakteren sagen. — — Sie sind ohne Zweifel so vollkommen ausgedruckt, daß man wegen keines einzigen in Ungewißheit bleiben kann. Die Abstechungen, in welche übrigens der Dichter die beyden Brüder gesetzt hat, ist unvergleichlich. In dem Atreus sieht man einen Unmenschen, der auf nichts als Rache denkt, und in dem Thyest eines von den rechtschaffenen Herzen, die sich durch den geringsten Anschein von Güte hintergehen lassen, auch wenn ihnen die Vernunft noch so viel Ursachen, nicht allzuleichtgläubig zu seyn, darbiethet. Was für zärtliche und edele Gedanken äussert er, da er sich auf einmal blos deswegen für schuldig erkennet, weil sein Bruder sich jetzt so gütig gegen ihn erzeige. Und was für eine besorgte Liebe für diesen ruchlosen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben sein Unglück erfahren soll, welches durch die ganze Natur ein schreckliches Entsetzen verbreitet, und noch sagt:

— — quicquid est, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella — —

Aber nun möchte ich wissen, warum der Dichter diesen vortreflichen

Charakter durch einen Zug hat schänden müssen, der den Thyest zu nichts geringern, als zu einem Gottesleugner macht?

— — et patrios deos
(Si sunt tamen dii) cerno — —

Dieses sind fast seine ersten Worte, und ich gestehe es ganz gern, daß, als ich sie zuerst las, ich mir einen sehr abscheulichen Thyest versprach.

**Von andern alten Trauerspielen dieses Inhalts.**

Das Alterthum hat mehr als eine Tragödie von der abscheulichen Rache des Atreus gehabt, ob gleich nicht mehr als diese einzige auf uns gekommen ist. Unter den Griechen hatten Agathon, Nikomachus von Athen, Theognis, (nicht aber der Sittendichter,) Kleophon, und andere diesen Stof bearbeitet; vornehmlich aber Euripides, welchen ich zuerst hätte nennen sollen. Wenn uns das Stück dieses Meisters übrig geblieben wäre, so würden wir vielleicht sehen, daß ihm der Römer verschiedenes abgeborgt habe. Doch auch in seiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Mustern, wenigstens nicht an Vorgängern gefehlet, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmet hatte. Nonius und Festus führen einen Thyest des Ennius an; Fulgentius, einen Thyest des Pacuvius; Censorinus einen Thyest des Junius Gracchus; und Quintilian einen von dem L. Varius. Wenn man dem Donat und Servius glauben darf, so ist der eigentliche Verfasser dieses letztern Virgil gewesen. Er soll mit der Frau des L. Varius ein wenig vertraut gelebt, und ihr sein Stück gegeben haben. Von der Frau habe es der Mann bekommen, und dieser habe es alsdann unter seinem eigenen Namen öffentlich abgelesen. Virgil selbst soll auf diese Begebenheit mit folgender Zeile in seinen Hirtengedichten zielen:

Quem mea carminibus meruisset fistula caprum.

Wenn aber die Begebenheit eben so ungewiß ist, als die Anspielung, so kann man sie ganz sicher unter diejenigen Mährchen rechnen, welche der Neid so gar gern auf die Rechnung großer Geister schreibet. — — Doch nicht diejenigen Stücke allein, welche den Namen Thyest führen, gehören hieher, sondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung Atreus angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche die Pelopiden überschrieben waren. Unter dem erstern Titel hat unter andern L. Attius ein Trauerspiel verfertiget, dessen Nonius und Priscian gedenken. Aus den wenigen Zeilen, die sie daraus anführen, kann man nicht undeutlich

schliessen, daß es mit unserm Thyest viel Gleichheit gehabt haben müsse. Ueber eine Stelle aber daraus kann ich nicht unterlassen, hier eine Anmerkung zu machen. Sie kömmt bey dem Nonius unter dem Worte *vesci* vor, und ist diese:

Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
Accumbat mensam, aut eandem vescatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige seyn werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, daß Thyest bey einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abscheulichen Gerichten habe essen können. Haben andere mit ihm zu Tische gelegen, und sie sind ihm nur allein vorgesetzt worden, so hat er ja natürlicher Weise müssen Verdacht fassen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Gesellschaft geleistet, wie es in unserm obigen Stücke zu seyn scheinet, wo nicht einmal Atreus mit ihm speiset, so hat ja diese Absonderung nothwendig auch Gedanken erregen müssen. Diese Schwierigkeit also hatte der alte Attius vielleicht, wer weiß durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigstens sind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, daß sich niemand mit dem Thyest zu Tische legen, noch mit ihm von eben denselben Gerichten essen solle. Eine Ursache dieses Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführet haben, und zwar eine solche, die allem Argwohne wegen der wahren Ursache vorzubeugen fähig war. Denn ohne diese wäre der blosse Befehl noch weit schlimmer, als das völlige Stillschweigen über den bedenklichen Umstand gewesen; wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einsehen wird.

## Wahrscheinlicher Beweis, daß der rasende Herkules und der Thyest einen Verfasser haben.

Es ist hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieser zwey Trauerspiele von alten Schriftstellern beygelegt worden. Ich will thun als ob man gar keine Zeugnisse hätte, und bloß aus ihren innern Kennzeichen so viel zu schliessen suchen, als in der Folge nöthig seyn wird, ein jedes von den zehn Stücken kenntlich genug zu machen, um es mit Einsicht diesem oder jenem beylegen zu können. Drey Stücke sind es, welche im Thyest eben denselben Verfasser verrathen, den man im rasenden Herkules hat kennen lernen; die Schreibart, die Kunst, die Fehler. Die Schreibart ist in beyden Stücken gleich kurz, gleich stark, gleich kühn, gleich gesucht. Es herrscht

durchaus einerley tragischer Pomp darinne; einerley Wohlklang und einerley Art der Fügung. Alles dieses läßt sich ohne Mühe entdecken, und will man diese Untersuchung ins Kleine treiben, so wird man auch gar leicht gewisse Worte antreffen, die dem Verfasser so eigenthümlich sind, daß man sie schwerlich anderwärts wiederhohlt finden kann, ohne sich zu überreden, daß sie wohl das einemal wie das andere aus eben derselben Feder könnten geflossen seyn. Ich will eine einzige Probe von solchen Worten anführen. Man halte den 1193ten Vers des Herkules:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* scelus.

gegen den 473ten des Thyest:

Rogat? timendum est: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beyden Stellen ein sehr gewöhnliches Wort in einer sehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare ist hier beydesmal so viel als subesse, und ich wenigstens kann mich nicht erinnern, es bey irgend einem andern Schriftsteller in eben diesem Verstande gelesen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatische Anmerkungen denjenigen überlassen, welchen sie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweyten Puncte wenden. Ueberhaupt zwar wird man die Anmerkung schon oben mit mir gemacht haben, daß sich in der Oekonomie des Thyest weniger Kunst zeigt, als in dem rasenden Herkules; gleichwohl aber ist in beyden ein gewisser Kunstgrif angebracht, an welchem man die Hand ihres Meisters erkennet. Ich finde diesen Kunstgrif in dem ersten Aufzuge sowohl des einen, als des andern, und hier ist es, wo ich die oben versprochene Anmerkung darüber beybringen will. Die Juno, welche in dem Herkules die Bühne eröfnet, hat ungemein viel ähnliches mit dem Tantalus und der Megära, welche es im Thyest thun. Beyde sind als eine Art von Prologen anzusehen; ich sage als eine Art, um sie von den gewöhnlichen Prologen bey den Alten zu unterscheiden, die zu nichts als zur Erklärung des Inhalts bestimmt waren, und mehr den Mangel der Kunst, als die Kunst verrathen. Der römische Dichter hatte seine Stücke so eingerichtet, daß sie aus sich selbst sattsam verständlich waren, und jener einleitenden Vorerinnerungen gar wohl entbehren konnten; wie es denn offenbar ist, daß das eine wie das andre auch ohne die ersten Aufzüge ganz seyn würde. Nur gewisse Wahrscheinlichkeiten würden beyden ohne dieselben fehlen, die ihnen zwey verschiedene Schriftsteller wohl schwerlich auf eine und eben dieselbe Art möchten gegeben haben. In dem

Herkules würde, wie wir schon gesehen, ohne die vorläufige Einführung der Juno die Einheit der Handlung gelitten haben; und im Thyest, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrscheinlichkeit der Handlung, so sehr auch die Wahrheit derselben durch die Geschichte ausser allem Zweifel gesetzt seyn konnte. Diese Gleichheit nun, die ersten Aufzüge zu etwas mehr als zu blossen trocknen historischen Einleitungen, welches sie in den meisten alten Trauerspielen sind, zu machen, und durch sie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen, beweiset, sollte ich meinen, so ziemlich einerley Denkungsart, die sich in besondern Vergleichungen noch deutlicher zeigen muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktere ist der Verfasser des Herkules vollkommen der Verfasser des Thyest. Man erinnere sich aus jenem des Lycus und aus diesem des Atreus. Es sind nicht nur beydes Tyrannen, sondern auch beydes Tyrannen von einerley Grundsätzen, welches sie schwerlich seyn würden, wenn es nicht die wiederholten Einfälle eben desselben Dichters wären. Lycus sagt:

Qui morte cunctos luere supplicium jubet,
Nescit Tyrannus esse. Diversa irroga,
Miserum veta perire, felicem jube.

Und Atreus sagt:

De fine poenae loqueris, ego poenam volo.
Perimat tyrannus lenis: in regno meo
Mors impetratur.

Diese Gedanken könnten, ohne Zweifel, einander nicht gleicher seyn, und nur der Verfasser selbst kann das Recht haben, sich auf eine solche Art auszuschreiben. Ein Nachahmer aber läßt sich hier, auch um deswillen, nicht vermuthen, weil ausserdem weder der Dichter des Herkules noch der Dichter des Thyest, als zwey verschiedene Dichter betrachtet, an Sinnsprüchen und schönen Gedanken so arm sind, daß einer dem andern ein solches Blümchen hätte stehlen dürfen — — Der dritte Punct, in welchem ich beyde Stücke sehr ähnlich finde, sind ihre Fehler. Als einen der größten hat man die häufigen Beschreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beschreibung des unterirrdischen Reichs und der Thaten des Herkules, in dem dritten Aufzuge dieses Trauerspiels, etwas umständlicher mit der Beschreibung des geheiligten Hayns, im vierten Aufzuge des Thyest, so wird man ohne Schwierigkeit in beyden Schildereyen eben denselben Pinsel, eben dieselben Farben entdecken. Beyde

übrigens stehen auch vollkommen, die eine so wohl als die andre, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde zu mahlen muß bey dem Dichter ausserordentlich groß gewesen seyn, daß er sie wenigstens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein andrer Fehler in unsern zwey Trauerspielen, ist die öftere Auskrahmung einer zimlich gesuchten geographischen und astronomischen Gelehrsamkeit. An einem Orte in dem Herkules habe ich den Dichter zwar dieserwegen gegen den P. Brumoy vertheidiget; (siehe oben S. 250. 251.) allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal sehr wohl zu entschuldigen war, auch an allen andern Orten gut heissen wolle. Ich brauche dieses hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich, in einer so deutlichen Sache, sicher auf die Unterscheidungskraft der Leser verlassen kann, und weil es überhaupt hier bloß auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf ihren innern Werth ankömmt. Man halte also folgendes aus dem Herkules;

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Persica
Violentus unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen folgende aus dem Thyest:

Quaenam ista regio est, Argos et Sparte pios
Sortita fratres? et maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Ister fugam
Praebens Alanis? an sub aeterna nive
Hyrcana tellus? an vagi passim Scythae?

besonders aber den Chor des vierten Aufzuges im Thyest gegen den Anfang des Herkules; und man wird sich hoffentlich, alle angeführte Umstände zusammen genommen, kein Bedenken machen, beyde Trauerspiele einem Verfasser zuzuschreiben.

### Von neuern Trauerspielen, welche die Aufschrift Thyest führen.

Auf dem italiänischen Theater stößt uns hier abermal Lud. Dolce auf, welcher dem lateinischen Thyest nach seiner Art in Versen übersetzt hat. Delrio sagt von ihm: italice tragoediam Thyestem non ineleganter Ludovicus Dulcis composuit; und scheint also die Arbeit des Italiäners mehr für etwas ihm eignes, als für eine Uebersetzung zu halten. Als eine solche mag sie auch wohl sehr untreu gerathen seyn,

indem ihm, wie Brumoy anmerkt, so gar das oben gerühmte agnosco fratrem entwischt ist; dessen Nachdruck er entweder nicht eingesehen, oder in seine Sprache nicht überzutragen gewust hat. — — Von der französischen Bühne haben wir schon bey Gelegenheit des Herkules, auch den Thyest des Roland Brisset angeführet; er ist mit Chören, und wird also schwerlich etwas anders seyn, als eine schlechte Uebersetzung, wie sie es zu seiner Zeit alle waren. Außer diesem hat auch ein gewisser Montleon 1633 einen Thyest drucken lassen. Deßgleichen will man von einem Thyest des Pousset de Montauban wissen, der sich aber nicht in der Sammlung seiner Schauspiele (von 1654 in 12mo) befindet. Man kennt diesen Montauban als einen Freund des Racine, des Despreaux und Chapelle, und behauptet so gar, daß er mit an des erstern Lustspiele les Plaideurs arbeiten helfen. Doch alle diese drey französischen Schriftsteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in diesen Schranken erwerben sollte. Ich würde mir daher einen grossen Fehler der Unterlassung vorzuwerfen haben, wenn ich nicht

**Von dem Atreus und Thyest des ältern Hrn. von Crebillon**

etwas umständlicher handelte. Dieser schöne Geist, welcher, so zureden, mit dem Hr. von Fontenelle um die Wette lebt, kann, wenn er will, auf den 29ten December dieses Jahres, sein theatralisches Jubiläum feyern. An diesem Tage nehmlich, vor funfzig Jahren, ward sein erstes Trauerspiel in Paris zum erstenmale aufgeführt. Es war dieses sein Idomeneus, mit welchem er Beyfall genug erhielt, um sich aufmuntern zu lassen, der Tragödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in seiner Person einen neuen würdigen Dichter zu verschaffen. Die unnachahmlichen Werke des Corneille und des Racine brachten alle, welche eben diese Bahn durchlaufen wollen, zur Bewunderung nicht minder, als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig diesen grossen Meistern zu folgen, und gaben sich also nur mit den kleinen Theilen dieser Dichtungsart ab. Einige mehr schimmernde als natürliche Stellungen, einige ziemlich wohl ausgedrückte Verse, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Uebrigens war weder glückliche Wahl des Stofs, noch kunstreiche Einrichtung darinnen zu spüren; die Charaktere waren entweder falsch, oder verfehlt; die Versification war hart und prosaisch. Das ist der wahre Abriß der Stücke, welche eine Mademoiselle Barbier, ein

la Grange-Chancel, ein Bellin, ein Pellegrin, ein Nadal, und andere von diesem Schlage, lieferten. Unter diesen war also Crebillon gleich Anfangs eine sehr wichtige Erscheinung, und man muß es ihm zugestehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuschte. Man will sogar behaupten, daß er sich auf dem neuen Wege, welchen er erwehlte, kühnlich zwischen den Corneille und Racine zu setzen gewußt habe. Es ist mein Vorsatz nicht, diesen Lobspruch hier zu untersuchen, wo ich mich allein mit seinem Atreus und Thyest beschäftigen will. Diesem Trauerspiele hat er zum Theil dasjenige Beywort zu danken, durch welches ihn seine Landsleute vorzüglich zu charakterisiren pflegen. Sie wie ihnen Corneille der grosse, Racine der zärtliche, Voltaire der prächtige heißt: so heißt ihnen Crebillon der schreckliche. Wer sollte also nicht vermuthen, daß er ein sehr starker und kühner Copiste des lateinischen Thyest seyn werde? Unter seiner Nation wenigstens mangelt es an Schriftstellern nicht, (z. E. der Verfasser des Dictionaire portatif des Theatres,) welche mit ausdrücklichen Worten sagen: Ce cruel sujet, traité par *Seneque,* n'a pas été adouci par Mr. de *Crebillon.* Wie sehr sich diese Herren aber betriegen, werden wir bald sehen. Es ist wahrscheinlich genug, daß sie das lateinische Original gar nicht mögen gelesen haben; aber auch alsdenn hätten sie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit so weit zu verfehlen, wenn sie nur bey dem eignen Geständnisse des Hrn. Crebillon geblieben wären. Er ist mit dem ganzen Stoffe auf eine sehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat so viel Veränderungen damit vorgenommen, daß ich sie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus seinem Stücke wird verstehen können. Die Zeit der Handlung setzt er zwanzig Jahr nach dem Verbrechen des Thyest, welcher die Aerope seinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt haben. Er nimt an, Atreus habe zwar seine entwandte Gemahlin durch Gewalt wieder bekommen, und sey entschlossen gewesen, sie dem ohngeachtet seiner Liebe zu würdigen. Allein diese habe sich mit dem Thyest schon zu weit eingelassen gehabt und einen Sohn zur Welt gebracht, den sich jener nicht zueignen können. Der erzürnte Atreus habe ihr darauf Gift beybringen lassen, und es selbst aus einem ihrer Briefe ersehen, daß Thyest der Vater ihres Sohnes sey, welchen der Dichter, nach Maßgebung der Geschichte, Plisthenes nennet. Gleichwohl habe Atreus diesen Prinz als

sein eignes Kind auferziehen lassen, in dem festen Vorsatze, ihn künftig zu dem Werkzeuge seiner Rache zu machen. Thyest sey unterdessen nach Athen geflohen, wo er Schutz gefunden und eine andre Gemahlin genommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens Theodamia, gezeugt. Atreus, der nunmehr geglaubet, daß Plisthenes, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der sich in verschiedenen Feldzügen schon rühmlich hervor gethan, reif genug sey, der Mörder seines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von Athen heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Versprechen von ihm erhalten, daß er seinen Bruder ausgeliefert bekommen solle, nur müsse er selbst vor Athen kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen scheinen. Atreus geht also sogleich mit einer Flotte von Argos aus, die er den Lauf auf die Insel Euböa nehmen läßt, damit Thyest nicht zu zeitig von seinem Vorhaben Nachricht bekommen, und sich aus dem Staube machen möge. Von Euböa aus will er alsdenn plötzlich wieder zurücksegeln und vor Athen seyn, ehe es sich jemand versehen könne. Doch dieser Vorsicht ungeachtet, erfährt Thyest das ihm drohende Unglück: flüchtet nebst seiner Tochter auf einem Schiffe aus Athen fort, und will sich während der Abwesenheit seines Bruders, wieder in Argos fest setzen, um den Atreus durch diese Diversion wenigstens zu nöthigen, von der Belagerung Athens abzustehen. Allein das Unglück verfolgt ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Insel Euboea, als Atreus wegen wiedrigen Windes mit seiner Flotte noch vor derselben liegen muß. Hier wird er und Theodamie von dem Plisthenes selbst, unerkannter Weise, aus dem Wasser gerettet; und nun müßte man die französische Tragödie ganz und gar nicht kennen, wenn man etwas anders vermuthen könnte, als daß sich der Bruder in seine Stiefschwester werde verliebt haben. Richtig! Unter diesen Umständen fängt das Trauerspiel an, welches, Dank sey unter andern dem Schiffbruche, nunmehr zu Chalcis, einer Stadt in Euboea vorgehen kann, da man doch ganz gewiß vermuthen sollte, es werde entweder in Argos, oder doch in Mycen vorgehen. Von dieser Erzehlung, sieht man also wohl, stimmt das allerwenigste mit der Geschichte überein. Doch da man dem tragischen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, diese zu verändern; so würde es mir sehr übel stehen, wenn ich den Herrn Crebillon deßwegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen könnte ich ihn vielleicht mit mehrerm

Rechte tadeln; deswegen nehmlich, daß er die geographische Wahrscheinlichkeit hin und wieder gar merklich verletzt habe. Denn man darf nur die Charte von Griechenland vor sich nehmen, so wird man sich gar bald wundern, was Thyest, der von Athen nach Argos schiffen wollte, in dem Euripus zu suchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach Chalcis habe verschlagen können? Man kann wohl die Geschichte ändern; aber die Erdbeschreibung muß man ungeändert lassen. Zwar wie hat Herr Crebillon wohl vermuthen können, daß ein ängstlicher Deutscher seine Werke so genau betrachten werde? Kein Wort also mehr davon. Man wirft denen, die sich an solche Schwierigkeiten stossen, nur allzuoft vor, daß sie unfähig wären, wesentlichere Schönheiten zu empfinden. Diesen Vorwurf möchte ich nicht gern zu verdienen scheinen. Ich komme auf den Auszug des Stückes selbst:

Erster Aufzug. Atreus giebt Befehl, daß sich die Flotte fertig halten solle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit seinem Vertrauten, dem Euristhenes, allein, und entdeckt ihm sein Vorhaben; daß Plisthenes sein Sohn nicht sey, sondern daß er ihn nur deswegen so lange dafür ausgegeben, um sich an den Thyest, durch die eigne Frucht seiner lasterhaften Liebe, rächen zu können. Diese Scene ist zum Theil eine Nachahmung des zweiten Acts des lateinischen Dichters. In der folgenden erscheint Plisthenes, welchen sein vermeinter Vater vor sich kommen lassen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen an seinem Feinde rächen wolle. Plisthenes ist so unvorsichtig, diesen Eid zu thun, ehe er es noch weis, wer der Feind des Atreus sey. Er hört endlich, daß es Thyest sey, auf welchen diese ganze Zurüstung ziele; er erschrikt und will sein Wort wieder zurük nehmen. Er verspricht zwar, allenfalls der Sieger seines Vetters zu seyn; aber nicht sein Henker. Doch Atreus hält ihn bey seinem Eide, und geht ab. Plisthenes beklagt sich gegen seinen Vertrauten den Thessander, und tröstet sich einzig damit, daß er vor Athen schon den Tod wolle zu finden wissen. Endlich erkläret er ihm auch seine Liebe gegen die unglückliche Unbekannte, die er nebst ihrem Vater aus den Wellen errettet habe. Sie ist es selbst die diesen Auftritt unterbricht. Theodamia kömmt mit ihrer Vertrauten der Lonide, und bittet den Prinzen um ein Schif für ihren Vater, weil sie gehört habe, daß die Flotte noch heut von Euboea abstossen solle. Der Prinz betauert, daß er für sich nichts thun dürfe,

und verweiset sie an den Atreus, von dem sie die Erfüllung ihres Wunsches um so viel eher erwarten könne, da er sie schon bereits den ersten Tag sehr gnädig empfangen, und ihr allen Beystand versprochen habe. Er spricht ihr hierauf von seiner Liebe, und will verzweifeln, weil er sie vielleicht nie wieder werde zu sehen bekommen. Er erkundiget sich nach ihrem Vaterlande, nach der Ursache ihrer Reise, und fragt sehr galant, ob ihre Reize nur das einzige seyn sollten, was er von ihr kennen dürfe? Theodamie giebt ihm eine kurze Antwort; er sieht, daß sie ihm ein Geheimniß daraus machen wolle; verspricht aber dennoch bey seinem Vater für sie zu sprechen, so nachtheilig es auch seiner Liebe seyn möge. Er geht ab und läßt die beyden Frauenzimmer allein. In dieser Scene nun erfährt der Zuhörer wer Theodamie und ihr Vater sind, und erfährt auch zugleich, daß die erstere gegen die Liebe des Plisthenes nicht eben unempfindlich sey. Sie bittet die Götter, den Thyest vor dem Atreus zu verbergen, und hält es schon für Unglück genug, daß die Tochter des Thyest den Sohn des Atreus liebe, für welchen sie ihren Prinz nicht anders als noch halten kann. Sie begiebt sich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer gethanen Bitte, Nachricht zu geben. Zweyter Aufzug. Thyest und Theodamie eröfnen ihn. Der Vater dringt in seine Tochter, daß sie bey dem Atreus um ein Schiff bitten soll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabey zu besorgen sey, sind umsonst. Er will auf dem Schiffe, wenn er es bekommen sollte, nach Athen wieder zurückgehen, damit ihn die feindliche Flotte nicht verhindere, diesem seinen einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beyzuspringen. Er sieht seinen Bruder kommen und entfernt sich. Ehe Atreus noch die Theodamie anredet, meldet ihm Alcimedon, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schif die Nachricht mitgebracht, daß sich Thyest schon seit einem Monate nicht mehr daselbst aufhalte. Er will den Patron des Schiffes selbst sprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbey zu bringen, fragt er die Theodamie, was ihr Begehren sey? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verschiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglüks, wegen ihrer Reise, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er sich, daß er diesen leztern noch nicht gesehen, und will wissen, warum er sich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entschuldiget ihn, mit seinen kränklichen Umständen; doch dieser Entschuldigung ohngeachtet schickt er einen

von seiner Wache ab, und will den unglücklichen Fremdling mit aller Gewalt sehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Frage an ihn, die er an seine Tochter gethan hatte; bekömmt aber ganz widersprechende Antworten darauf. Endlich erkennt er den Thyest an der Stimme, und noch mehr, wie er sagt, an den plötzlichen Aufwallungen seines Zornes. Thyest verleugnet sich nicht lange, und Atreus will ihn sogleich durch seine Trabanten ermorden lassen, als er sich noch besinnt, daß er dem Plisthenes diesen Mord vorbehalten müßte. Plisthenes erscheint; erfährt, daß der Vater seiner Geliebten Thyest sey, und nimmt sich desselben mit solchem Nachdrucke an, daß Atreus genöthigt ist, seinen Zorn zu verbergen, und sich versöhnt zu stellen. Auf diese erfreuliche Veränderung gehen alle ab; im Abgehen aber giebt Atreus dem Euristhenes noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bey Seite zu bringen, welche dem Plisthenes etwa am meisten ergeben seyn könnten, und sich selbst an diesem Orte wieder bald bey ihm einzufinden. **Dritter Aufzug.** Atreus freuet sich, daß er den Thyest nunmehr in seiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß Plisthenes die Theodamie liebe, und ist entschlossen beyde dieser Liebe zu überlassen, von der er es fast nur allein wußte, wie lasterhaft sie sey. Ja diese lasterhafte Liebe soll ihm so gar das Mittel werden, wodurch er den Plisthenes desto eher zur Ermordung des Thyest zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den Euristhenes vor sich fordern lassen; er führt ihm seinen gethanen Eid zu Gemüthe und läßt ihm die Wahl, ob er den Thyest sogleich selbst ermorden oder seine Geliebte vor seinen Augen sterben sehen wolle. Vergebens beruft sich der Prinz auf die geschehene Aussöhnung, und will lieber selbst sterben, als das Werkzeug zu einer so unmenschlichen That seyn: Atreus sieht den Thyest kommen, wiederhohlt seinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieser dankt dem Plisthenes für seine ihm erwiesene Freundschaft, und versichert ihn einer Liebe, die seiner väterlichen Liebe gegen seine Tochter gleich komme. Plisthenes thut desgleichen, und gesteht, gegen den Thyest eine Zuneigung zu fühlen, die sein Herz mit ganz unbekannten Regungen erfülle. Er giebt ihm von weiten alle das Unglück zu verstehen, das über seinem Haupte hänge, und giebt ihm eben den Rath zu fliehen, als Atreus wieder herein tritt. Er sagt ihm mit wenig Worten, daß er seinen Ungehorsam schon zu bestrafen wissen wolle, und schickt ihn fort. Thyest

erstaunt über diese Drohungen, wird aber auf eine gebietherische Art von seinem Bruder erinnert, daß er sich deswegen zufrieden stellen solle, weil sie nichts beträffen, was ihn angehen könne. Sobald Atreus allein ist, läßt er seinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entschließt sich, den Thyest zwar leben zu lassen, aber ihn sonst auf weit schrecklichere Art zu strafen. **Vierter Aufzug.** Plisthenes erscheint, mit seinem Vertrauten, voller Wuth, nachdem er alle Anstalten zu einer plötzlichen Flucht nehmen lassen. Er kann weder den Thyest noch die Theodamie finden, und ist besonders wegen der letztern in der grausamsten Unruhe, als er sie zitternd und weinend auf sich zukommen sieht. Sie sagt ihm, daß sie wegen ihres Vaters in den äussersten Sorgen sey, welcher wie rasend in dem Pallaste herum irre, und dem Atreus den Dolch in das Herz stossen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tyrann sowohl seinen als des Plisthenes Tod geschworen habe. Der Prinz will ihn aufsuchen, aber Thyest erscheint selbst, und erfreut sich, daß seine Furcht vergebens gewesen, in der er den Plisthenes schon für ermordet gehalten. Dieser dringt mit aller Gewalt in ihn, sich sogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm seinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen solle. Doch Thyest hält es für seiner Ehre unanständig, sich zu retten, und denjenigen, dem er diese Rettung würde zu danken haben, der größten Gefahr seinetwegen ausgesetzt zu wissen. Während diesem großmüthigen Weigern kömmt Atreus dazu. Er sieht ihre Bestürzung, und nimt von derselben Gelegenheit, auf einmal sich als eine ganz veränderte Person zu zeigen. Er sagt, der Himmel habe sein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilget; und damit er seinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisses überzeugen möge, entdeckt er, wer Plisthenes sey, und zu was für einer grausamen That er ihn bestimmt gehabt habe. Die Erkennung ist rührend, und Plisthenes sieht mit Entsetzen auf die Laster zurück, in die ihn sein grausames Schicksal beynahe gestürzt hätte. Fast wäre er ein Vatermörder und ein Blutschänder geworden! Doch Atreus will dieses, daß er dem Thyest seinen Sohn wiederschenkt, nicht die einzige Versicherung seiner völligen Aussöhnung seyn lassen; sondern erbietet sich auch, mit seinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des Tantalus eben das sey, was den Göttern der Schwur bey dem Styx zu seyn pflege. Thyest nimmt dieses Erbieten

an, und es gehen alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur Plisthenes behält Verdacht, und giebt seinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitschafft zu halten. Fünfter Aufzug. Auch zu Anfange dieses Aufzuges kämpfet er noch mit schrecklichen Ahndungen. Thessander will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil diese Flucht den Atreus aufs neue aufbringen möchte, welcher sich jetzt gegen den Thyest ganz ausnehmend freundschaftlich bezeige, und ein prächtiges Fest ihm zu Ehren anstellen lasse. Doch dem ohngeachtet hört Plisthenes nicht auf, zu fürchten, und schickt den Thessander fort, die Theodamie abzuholen, und sich mit ihr nach dem Hafen zu begeben. Er selbst will den Thyest in gleicher Absicht aufsuchen, und eben fortgehen, als Atreus mit seiner Wache herein tritt, und ihm aus der vorgesetzten Flucht, die er erfahren habe, ein Verbrechen macht, unter dessen Vorwande er ihn zum Tode verdammt. Plisthenes entschuldiget sich nur wenig, und ist bloß für seinen Vater und seine Schwester besorgt, von welchen er versichert, daß sie keinen Antheil an seiner Veranstaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für sie; doch der Tyrann läßt ihn von der Wache fortschleppen, um ihn in der schmerzlichsten Ungewißheit von dem Schicksale dieser geliebten Personen hinrichten zu lassen. Nunmehr frohlocket Atreus vor sich selbst, und kitzelt sich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beynahe erschrickt er zwar selbst, über seinen grausamen Anschlag; doch er erinnert sich gar bald wieder, daß er Atreus sey, und den Thyest, wenn er ihn strafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art strafen müsse. Der unglückliche Bruder erscheint mit einem Gesichte, auf welchem sich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ruhig zu werden, daß man seine Kinder zu ihm lasse, und Atreus hält ihn so lange mit zweydeutigen Tröstungen auf, bis der väterliche Becher herbey gebracht wird. Thyest ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darinne gewahr wird. Er erschrickt; seine Tochter kommt dazu und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut seines Sohnes sey, und bricht gegen den Atreus in Vorwürfe und Verwünschungen aus. Er verlangt nicht länger zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Last sey, will es ihm der Tyrann lassen. Doch Thyest verschmäht diese grausame Gnade, und ersticht sich selbst. Sterbend beruhiget er noch

seine Tochter, und läßt sie auf die Rache des Himmels hoffen. Atreus geht mit seiner Bosheit zufrieden ab, und das Stück schließt . . . Ich habe diesen trocknen Auszug nicht in der Absicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu bestimmen; ich würde sonst eben so thörigt seyn, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige Schönheit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne gehabt haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigstens auf etwas schließen kann, nehmlich auf den regelmäßigen Bau der Glieder; so wird auch mein Auszug wenigtstens darzu nützen können, daß man ohngefehr die Art und Weise, mi- welcher ein neuer Dichter einen so alten und von den Sitten unsrer Zeit so abweichenden Stof habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kann man dem Hrn. Crebillon wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er seinen Atreus und Thyest ein wenig gar zu neumodisch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Episode, und zwar mit einer verliebten Episode geschwächt, und das ganze durch die Einführung so vieler Vertrauten, welches immer nichts anders als sehr frostige Personen sind, die bloß die Monologen müssen vermeiden helfen, matt gemacht habe. Wie weit er aber überhaupt unter dem Schrecklichen des lateinischen Dichters geblieben sey, wird man schon von sich selbst abgenommen haben. Er hat die stärksten Züge in seinem Muster unberührt gelassen, und ausser dem so gelinderten Hauptinhalte kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demselben erborgt. Doch auch diese hat er oft ziemlich gewässert, und die Stärke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere Corneille die schönsten und prächtigsten Gedanken der römischen Trauerspiele in seine überzutragen wußte. Einigemal ist es ihm so ziemlich gelungen; besonders bey dem agnosco fratrem, welches er durch folgende Zeile ausgedrückt hat:

*A.* Meconnois-tu ce sang? *Th.* Je reconnois mon frere.

Auch noch eine Stelle hat er sehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine solche, welche manchem Ausleger des alten Dichters selbst nicht recht verständlich gewesen ist. Ich meine die 1052te Zeile:

Sceleri modus debetur, ubi facias scelus,
Non ubi reponas — —

welche er sehr kurz und schön so übersetzt hat:

Il faut un terme au crime, et non à la vengeance.

Ich will zum Schlusse noch das mittheilen, was Herr Crebillon selbst von diesem seinem Stücke sagt. Es ist ein Theil der Vorrede, in

welchem man verschiedene hierher gehörige Gedanken finden wird. „Fast „ein jeder, sagt er, hat sich wieder den Inhalt dieses Trauerspiels empört. „Ich kann weiter nichts darauf antworten, als dieses, daß ich nicht der „Erfinder davon bin. Ich sehe wohl, daß ich Unrecht gethan habe, mir die „Tragödie allzusehr als eine schrekliche Handlung vorzustellen, die den Zu„schauern unter rührenden Bildern müsse gezeigt werden, und die sie zum „Mitleiden und Schrecken bewegen solle, doch ohne Züge, welche den Wohl„stand und die Zärtlichkeit beleidigen könnten. Es kömmt also nur darauf „an, ob ich diesen so nöthigen Wohlstand beobachtet habe. Ich glaube „mich dessen schmeicheln zu dürfen. Ich habe nichts vergessen, was meinen Stof lindern und unsern Sitten gemäß einrichten könne. Um den „Atreus unter keiner unangenehmen Gestalt zu zeigen, lasse ich die „Aerope von dem Altare selbst entführet werden, und setze diesen Prinz, „(wenn ich hier diese Vergleichung brauchen darf,) gerade in eben den „Fall des bezauberten Bechers bey dem la Fontaine.

L'etoit-il? ne l'etoit-il point?

„Ich habe durchaus die Fabel verändert, um seine Rache weniger schreck„lich zu machen, und mein Atreus ist bey weiten nicht so grausam, als „der Atreus des Seneca. Ich habe mich begnügt, für den Thyest alle „den Greuel des von seinem Bruder ihm bestimmten Bechers, fürchten „zu lassen, und er bringt nicht einmal seine Lippen daran. Ich gestehe „es zwar, daß mir diese Scene selbst schrecklich schien. Es überfiel mich „ein Schauder; aber nichts desto weniger glaubte ich, daß sie sich in ein „Trauerspiel sehr wohl schicke. Ich sehe nicht, warum man sie mehr da„von ausschliessen solle, als die Scene in der Rodogune, wo Cleo„patra, nachdem sie einen von ihren Söhnen schon ermordet, den andern „vor den Augen der Zuschauer vergiften will. So unwillig man auch „gegen die Grausamkeit des Atreus gewesen, so glaube ich doch nicht, „daß man ein vollkommener Bild auf die tragische Scene bringen könne, „als das Bild von der Stellung des unglücklichen Thyest, welcher sich „ohne Hülfe der Wuth des barbarischsten unter allen Menschen ausgesetzt „sieht. Ob man sich nun aber schon von seinen Thränen und seinem „Jammer erweichen ließ; so blieb man mir dennoch deswegen auffätzig. „Man hatte die Güte, mir alle Abscheulichkeit der Erfindung zu lassen, „und rechnete mir alle die Lasterthaten des Atreus an. An einigen „Orten betrachtet man mich auch noch als einen fürchterlichen Menschen,

„bey welchem man nicht recht sicher sey; gleich als ob alles, was der „Witz erdenket, seine Quelle in dem Herzen haben müsse. Eine schöne „Lection für die Schriftsteller, welche sie nicht nachdrücklich genug wird „lehren können, mit wie vieler Behutsamkeit sie vor dem Publico er„scheinen müssen. Ein artiges Frauenzimmer, welches sich in Gesellschaft „mit ehrbaren Scheinspröden befindet, darf sich lange nicht mit so vieler „Sorgfalt beobachten. Und endlich hätte ich mir es nimmermehr vor„gestellt, daß in einem Lande, in welchem es so viel gemißhandelte „Ehemänner giebt, Atreus so wenig Vertheidiger finden sollte. Was „die doppelte Aussöhnung, die man mir vorwirft, anbelangt, so erkläre „ich gleich voraus, daß ich mich in diesem Puncte niemals für schuldig „erkennen werde. Atreus erziehet den Plisthenes, um einmal den „Thyest durch die Hände seines eigenen Sohnes umbringen zu lassen; „er erschleicht von diesem jungen Prinzen einen Eid, welcher aber gleich„wohl bey Erblickung des Thyest nicht gehorchet. Atreus kann also „zu nichts andern seine Zuflucht nehmen, als zur Verstellung; er erdichtet „ein Mitleiden, welches er nicht fähig ist, zu empfinden; er bedient sich „hierauf der allergewaltsamsten Mittel, den Plisthenes zur Vollziehung „seines Eides zu vermögen, von welcher dieser aber durchaus nichts wissen „will. Atreus, welcher sich an dem Thyest auf eine seiner würdige „Art rächen will, muß also nothwendig zu einer zweyten Versöhnung „schreiten. Ich getraue mir zu sagen, daß dieser grausame Prinz alle „Geschicklichkeit anwendet, die ein Betrieger nur immer anwenden kann. „Es ist unmöglich, daß Thyest dieser Falle entgehen sollte, wenn er „auch schon selbst ein eben so grosser Betrieger wäre, als sein Bruder. „Man darf das Stück nur ohne Vorurtheil lesen, so wird man finden, daß „ich nicht Unrecht habe. Je betriegerischer aber Atreus ist, desto besser „habe ich seinen Charakter ausgedrückt; weil Verrätherey und Verstellung „fast immer von der Grausamkeit unzertrennlich sind ꝛc."

Von den übrigen lateinischen Trauerspielen in den folgenden Stücken.

## VIII.

# Des Hrn. Ludewig Riccoboni Geschichte der italiänischen Schaubühne.

### Nachricht von dem Verfasser.

Ludewig Riccoboni war ein Modeneser von Geburt, welche ohngefehr in die Jahre 1682 oder 83 fällt. Er mochte aus einer ganz guten Familie seyn, weil er selbst, an einem Orte seiner Schriften, den Antonius Riccoboni, einen Professor zu Padua, aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, für einen seiner Vorfahren wahrscheinlicher Weise hält. Er mußte aber sehr jung diejenige Lebensart ergriffen haben, in welcher er sich hernach auf eine doppelte Art sehr rühmlich hervorthat. Denn schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, wie man es weiter unten aus seinem eignen Munde hören wird, war er das Haupt einer Gesellschaft von Schauspielern, die in den Städten der Lombardey und besonders zu Venedig mit vielem Beyfalle spielte. Er gab sich ganzer zehn Jahr lang in seinem Vaterlande sehr viel Mühe, die Bühne aus ihrem damaligen Verfalle wieder in die Höhe zu bringen, und sie besonders von dem unregelmäßigen Wuste zu reinigen, welcher damals auf derselben herrschte. Doch weil ihm diese Bemühungen so glücklich nicht ausschlagen wollten, als sie es wohl verdient hätten, ward er es überdrüßig, unter einem Volke nur Undank damit zu verdienen, dessen Hauptgeschmack auf nichts als Possen ging. Er nahm also den Vorschlag an, den man ihm damals that; nehmlich eine Gesellschaft italiänischer Schauspieler für den König von Frankreich zusammen zu bringen, und mit derselben nach Paris zu gehen. Er langte daselbst im May 1716 an. Sein Theatername, unter welchem er sich bekannt machte, war Lelio. Als Acteur fällte man das Urtheil von ihm, daß ihm zwar das Anmuthige und Reitzende fehle, daß sich aber sein finstres Ansehen vollkommen wohl schicke, traurige und übertriebene Leidenschaften auszudrücken, die auch in der That niemand besser und wahrscheinlicher vorgestellt habe, als er. Er blieb auf dem italiänischen Theater zu Paris bis 1729, in welchem Jahre er dasselbe mit seiner Frau und seinem Sohne, verließ, und eine Hausshofmeistersstelle bey dem Herzoge von Parma annahm. Nach dem Tode

dieses Herzogs kam er zwar wieder nach Paris, nicht aber wieder auf das Theater, von welchem er für sich und seine Frau eine doppelte Pension, jede von 1000 Livres, beybehalten hatte. Er starb den 6ten December 1753. Als einen Theatralischen Schriftsteller hatte er sich schon bekannt gemacht, ehe er aus seinem Vaterlande ging; doch hat er seine vornehmsten Werke in Frankreich, und zwar auch französisch, geschrieben. Unter die erstern, die er italiänisch abgefaßt, gehören verschiedne Lustspiele, und ein Gedicht über die Kunst zu declamiren, welches den Titel **l'Arte representativa** führet. Auch hat er eine Sammlung alter italiänischer Stücke besorgt, welche er für geschickt hielt, den Ausländern eine bessere Meinung von der eigentlichen dramatischen Poesie seiner Landsleute beyzubringen. Diejenigen Lustspiele, welche er in Paris für das italiänische Theater machte, sind weder ganz welsch, noch ganz französisch, sondern die Scenen sind aus beyden Sprachen vermengt. Dergleichen sind sein **Pere partial**, seine **Diana et Endymion** und sein **Italien marié à Paris**, welche Stücke er ganz allein, so wie folgende, **la Desolation des deux Comedies; le Procès des Theatres**, und **la Foire renaissante**, in Gesellschaft mit dem Hrn. Dominique verfertiget hat. Diejenigen Werke aber, die er ganz französisch geschrieben hat, und die man ohne Zweifel für seine beträchtlichsten halten muß, sind seine **Histoire du Theatre Italien**, und seine **Reflexions historiques et critiques sur les differens Theatres de l'Europe**. Die erstere bestehet aus zwey Theilen in groß Octav, deren erster 1727 und der zweyte 1731 zu Paris an das Licht getreten sind. Jener enthält die Geschichte des italiänischen Theaters, wovon nachstehendes eine Uebersetzung ist; ein Verzeichniß aller welschen Komödien und Tragödien, und eine Abhandlung über das Trauerspiel der Neuern. Dieser bestehet aus Auszügen aus fünf der besten italiänischen Tragödien, und eben so vielen Komödien, welchen noch ein Brief des Rousseau an den Verfasser, nebst der Antwort vorgesetzet, und die in Kupfer gestochenen Charaktere der welschen Bühne, nebst einer Erklärung, beygefügt worden. Die **Reflexions** des Hrn. Riccoboni kamen das erstemal 1738 heraus, und betreffen die italiänische, die spanische, die französische, die englische, die holländische und die deutsche Bühne. Am Ende hat der Verfasser noch **Pensées sur la Declamation** hinzugethan, welche man aber nicht mit dem oben angeführten Gedichte vermengen muß.

Ich verspare es auf ein andermal von diesem oder jenem genannter Aufsätze nähere Nachricht zu geben, wie man denn auch seiner Frau und seines Sohnes, welche beyde noch leben, bey einer andern Gelegenheit soll gedacht finden.[1]

## IX.

# Auszug aus der Sophonisba des Trißino und der Rosemonda des Ruccelai.

In dem vierten Hauptstücke der vorhergehenden Geschichte der italiänischen Schaubühne, wird man angemerkt haben, daß die Sophonisba des Trißino und die Rosemonda des Ruccelai für die ersten italiänischen Trauerspiele anzusehen sind, welche nach den Regeln und in dem Geschmacke der Alten in dieser Sprache verfertiget worden. Ich vermuthe daher, daß man begierig seyn wird, sie näher kennen zu lernen, und in dieser Vermuthung will ich die Auszüge mittheilen, welche eben der Herr Riccoboni, in dem zweyten Theile seiner Geschichte, davon geliefert hat. Sie werden in dieser Bibliothek schwerlich einen bessern Platz finden können.

## Sophonisba.

Ein Trauerspiel des Gio. Giorgio Trißino.

Die Personen sind: **Sophonisba**, **Herminia**, ein Chor Weiber, ein Bothe, **Maßinissa**, **Lälius**, ein anderer Bothe, **Cato**, **Scipio**, **Syphax**, ein Bedienter der Sophonisbe und eine von ihren Kammerfrauen. Die Scene ist in dem königlichen Pallast zu Cirta einer Stadt in Numidien.

Das Stücke eröfnen Sophonisbe und Herminia. Nachdem Sophonisbe des Ursprungs der Stadt Karthago, der verschiedenen Kriege

[1] Zu einer Stelle der hier folgenden Uebersetzung, „Als ich im Jahre 1690, in einem Alter von dreyzehn Jahren, die Bühne zu besuchen anfing,“ bemerkt Lessing folgendes. „Hier wird eben der rechte Orte seyn, einen Fehler wieder gut zu machen, den ich, oben auf der 135. Seite, in meiner Handschrift zu verbessern vergessen hatte. Es erhellt nehmlich aus den Datis, welche Herr Riccoboni hier einfliessen lassen, daß er 1677. und nicht 1682. oder 83. wie ich aus einem andern Umstande geschlossen habe, müsse seyn gebohren worden. Uebers.“

zwischen den Karthaginensern und Römern und der Ursachen ihrer Verheyrathung mit dem Syphax, ohngeachtet ihrer vorhergehenden Versprechungen mit dem Maßinissa, erwähnt; bezeigt sie ihre Furcht wegen des Ausganges der Schlacht, die vor den Mauern der Stadt Cirta gehalten wird. Sie ist durch einen Traum erschreckt worden; Herminia spricht ihr Muth ein und begiebt sich weg, um ein Opfer anordnen zu lassen.

Es kommt ein Bothe, welcher die Niederlage der karthaginensischen Armee meldet. Er sagt, daß Syphax von den Römern gefangen genommen worden, daß Maßinissa in die Stadt eingedrungen und sich dem Pallaste nahe. Sophonisbe will ihn sehen.

Maßinissa kömmt. Sobald ihn Sophonisbe sieht, wirft sie sich zu seinen Füssen, und bittet ihn um die Gnade, sie von der Knechtschaft der Römer zu erretten, welche für sie, in Ansehung ihrer Würde und des Hasses, den sie wider diese Republik mit der Milch eingesogen, das alleräusserste Unglück seyn würde. Maßinissa, der eine Königin, die er ehedem geliebt, weinend zu seinen Füssen sieht, wird gerührt, und verspricht ihr alle Hülfe, die in seinen Kräften stehen werde. Sophonisbe wiederholt ihre Bitte, und wirft sich aufs neue zu seinen Füssen. Maßinissa endlich fasset den Entschluß, sie zu vertheidigen, giebt ihr sein Wort und schwöret darauf, daß die Römer, so lange er noch lebe, niemals Herren über ihre Freyheit werden sollten. Hierauf gehen sie zusammen in den Pallast. Der Chor beweinet das vergangene Unglück und wünschet glücklichere Tage.

Lälius tritt auf, und nachdem er die Pracht der Stadt bewundert, fragt er den Chor, wo Maßinissa sein möge. Ein Bothe kömmt aus dem Pallaste heraus, und meldet, daß Maßinissa die Sophonisbe geheyrathet habe; daß diese Prinzeßin zwar Anfangs wegen ihrer Pflicht, die sie an den Syphax, ihren Gemahl, verbinde, Schwierigkeiten gemacht und durch die Erinnerung des Kindes, welches sie von ihm habe, sey zurück gehalten worden; daß sie aber endlich doch darein gewilliget, weil sie Maßinissa versichert, daß sie durch kein ander Mittel von der Knechtschaft der Römer errettet werden könne. Lälius erstaunet über diese Nachricht, und wird den Maßinissa gewahr. Er thut nicht, als ob er seine Heyrath erfahren habe, sondern sagt ihm bloß, daß alle Gefangene, und besonders die Königin Sophonisbe nach Rom geschickt werden müßten. Maßinissa bringt einige Gründe vor, um die Königin davon

auszunehmen; doch weil sie dem Lälius keine Genüge thun, so gesteht er es endlich, daß er die Prinzeßin geheyrathet habe. Lälius verweiset ihm seine Kühnheit, und läßt ihm das Unglück, dem er sich durch diese Verbindung aussetze, aus demjenigen schliessen, in welches diese Prinzeßin ihren ersten Gemahl den Syphax gestürzt habe. Maßinissa zeiget ihm, was er für ein Recht auf die Sophonisbe habe und stützet sich auf die Dienste, die er der Republik geleistet. Er sagt, daß bey dem Bunde, den er mit den Römern geschlossen, diese sich anheischig gemacht, ihn in seine Staaten und in alle seine Rechte wieder einzusetzen, von welchem Versprechen sie gleich denjenigen Punct unerfüllet lassen würden, der ihm am meisten am Herzen liege, wenn sie ihm seine Gemahlin entziehen wollten. Lälius findet auch diese Gründe noch nicht zureichend, und der Wortwechsel wird lebhafter.

Cato kömmt darzwischen, welcher alles mit angehört und den Rath giebt, es auf die Entscheidung des Scipio ankommen zu lassen. Sie sind es zufrieden und gehen ab. Der Chor schmeichelt sich, daß Scipio der Königin geneigt seyn werde.

Man sieht den Scipio, von den Häuptern seiner Armee und den Gefangenen beleitet, auftreten, unter welchen letztern sich Syphax befindet. Dieser gestehet dem Scipio, daß ihn seine Heyrath mit der Sophonisbe von den Römern abspännstig gemacht habe, und hofft seinen Trost und seine Rache in den Ursachen seines Unglücks zu finden; denn da Sophonisbe den Maßinissa geheyrathet, so ist er schon ganz gewiß davon überzeugt, daß sie ihn in eben diesen Abgrund mit sich hinein ziehen werde. Nachdem ihm Scipio seine Hochachtung zu erkennen gegeben, befiehlt er, daß man ihm die Ketten abnehmen und ihn in sein Zelt führen solle. Scipio sagt zu dem Cato, man müsse sich in Acht nehmen, daß die Königin aus dem Maßinissa nicht einen neuen Feind der Römer mache. Cato hinterbringt ihm die Verbindung des Maßinissa mit dieser Prinzeßin, desgleichen die Vorwürfe, die ihm Lelius deswegen gemacht, und den Schluß, den sie gefaßt, es auf seine Entscheidung dieser Sache ankommen zu lassen.

Maßinissa kömmt darzu, und Scipio läßt sein ganzes Gefolge abtreten. Er empfängt ihn sehr gütig, er rühmt seinen Muth und die Dienste, die er der Republik erwiesen, und verspricht ihm wirkliche Proben von der Danckbarkeit des Senats. Zugleich aber räth er ihm auch, weil

doch die Königin Sophonisbe als eine Gefangene nach Rom geführet werden müsse, seine Leidenschaften zu überwinden, und so viel Tugend durch die Schwachheit seiner Liebe nicht zu vernichten. Nachdem Maßinissa allen möglichen Widerstand gethan, weicht er endlich dem Ansehen des Senats und den Vorstellungen des Scipio. Nur bittet er noch um einige Frist, um sich zu entschliessen, auf was für Art und Weise er der Königin Sophonisbe sein ihr gegebenes Wort halten könne, daß sie, so lange sie lebe, den Römern nicht ausgeliefert werden solle. Scipio verwilliget ihm diese Frist, und Maßinissa begiebt sich weg, um darüber nachzudenken.

Der Chor von Weibern tritt wieder auf, und nachdem er seine Unruhe über das Schicksal der Sophonisbe bezeigt, erscheint eine von den Kammerfrauen dieser Prinzeßin, und meldet, daß weil Maßinissa sie von der Knechtschaft der Römer nicht habe erretten können, er ihr Gift zugeschickt habe, um seinem Versprechen ein Genüge zu thun, sie nicht lebendig in die Hände der Römer zu liefern. Die Königin habe geantwortet, daß sie dieses erste Unterpfand der Zärtlichkeit ihres Gemahls mit Vergnügen annähme; sie habe hierauf die Juno um ihren Schutz für ihr Vaterland und ihren Sohn angeruffen und endlich das Gift verschlungen. Herminia ihre Anverwandte habe nichts davon gewußt; sondern weil sie mit Anordnung des Opfers beschäftiget gewesen, so habe sie es allzuspät erfahren.

Die Königin erscheint mit ihrem Sohne an der Hand, und ihr folgt die weinende Herminia. Das Gift fängt an zu wircken; die Königin tröstet die Herminia wegen ihres Todes und vertraut ihr ihren Sohn. Sie befiehlt ihr, dann und wann mit ihm von seiner Mutter zu reden, und ihm zu sagen, auf was für Art sie gestorben und wie sie den Tod der Knechtschaft vorgezogen habe. Sie stirbt und man schaft sie weg.

Maßinissa kömmt in aller Eil und will die Königin noch verhindern, das Gift zu sich zu nehmen, weil er Hofnung habe, sie des Nachts ohne Vorbewußt des Scipio nach Karthago schicken zu können. Er erfährt ihren Tod, verlangt sie noch zu sehen, sieht sie, wird gerührt und verspricht der Herminia seinen Beystand.

### Beurtheilung der Sophonisbe.

Die Gelehrten in Italien wollen von keinen andern Tragödien vor dieser wissen, und geben sie für die erste aus. In der That müßte man

auch in Ansehung der innern Einrichtung und der Beschaffenheit der Verse, von dem zärtlichsten Geschmacke nicht seyn, wenn man ältere Tragödien anführen wollte, als diese. Weil dieses also ausgemacht ist, so muß man sich billig nach der allgemeinen Meinung richten.

Sophonisbe ward im Jahr 1524. gedruckt, sie war aber wenigstens zehn Jahr vor ihrem Abdrucke schon aufgeführt worden. Ich kann den Zeitpunct auf das genaueste nicht angeben, sondern weiß nur, daß sie das erstemal zu Vicenz, auf dem grossen Saale des Rathhauses, mit prächtigen Verzierungen des Theaters und der Sitze der Zuschauer, aufgeführt worden, und zwar alles auf Kosten des Senats dieser Stadt. Die Rosemonda des Ruccelai, welches die zweyte Tragödie war, die in Italien gemacht wurde, so wie wir hernach sehen werden, ward 1516. zu Florenz in Gegenwart Leo des zehnten aufgeführet. Sophonisbe muß also noch vor dieser Zeit seyn aufgeführt worden.

Es sind folglich an die drittehalbhundert Jahr, als diese Tragödie in Italien zuerst erschien. Was die Einrichtung, den Ausdruck und alle die übrigen Theile seines Werks anbelangt, so muß man gestehen, daß sich Trißino von den Mustern der griechischen Tragödien nicht entfernt habe. Der Tod der Sophonisbe ist fast eine Uebersetzung von der Scene der sterbenden Alceste, in der Tragödie des Euripides dieses Namens.

Während der Zeit, als ich (Riccoboni) den italiänischen Zuschauern einen Geschmack an den Trauerspielen beygebracht und sie gewöhnt hatte, die Stücke des Corneille und des Racine vorstellen zu sehen, habe ich die Sophonisbe des Trißino aufgeführt, ohne daß sich jemand beklagt hätte, sie schmecke nach dem Alterthume. Unser Verfasser denkt edel, und drückt sich angenehm aus; die Peripetie ist in seinem Stücke vollkommen. Nichts kann trauriger seyn, als die Stellung der Sophonisbe, da sie sich am Schlusse des zweyten Aufzuges zu einer Sklavin der Römer gemacht sieht; nichts kann tröstlicher für sie seyn, als die Versprechungen des Maßinissa und ihre Vermählung mit ihm, welche alle ihr Furcht und ihr Schrecken vor der gedrohten Knechtschaft vertreibet; nichts kann endlich schrecklicher seyn, als daß sie genöthiget wird das Gift zu nehmen, welches ihr ihr neuer Gemahl schickt. Livius hat die ganze Handlung dazu hergegeben, und der Dichter ist ihm sehr genau gefolgt. Ich wenigstens halte diese Tragödie für vollkommen, und wenn unsre tragischen Dichter aus dem sechzehnten Jahrhunderte in dem

Geschmacke des Trißino geschrieben hätten, so würden wir jetzt weiter keine Mühe haben, als die Auftritte und Aufzüge zu bemerken, so wie ich es that, als ich das Stück aufführte, und Italien würde Griechenland glücklich gefolgt seyn.

Diejenigen, die diese Tragödie kennen und sie als ein Werk, das ganz neulich oder nur vor funfzig Jahren gemacht worden, beurtheilen wollen, werden selbst in den Schönheiten derselben Fehler finden. Sie werden den Ort der Handlung nicht billigen, welches ein Platz vor dem Thore des königlichen Pallasts ist, und werden wünschen, daß es lieber ein Saal in dem Pallaste selbst sein möchte. Sophonisbe, werden sie sagen, würde alsdenn nicht genöthiget seyn, ihren Pallast und ihr Zimmer zu verlassen, um auf dem öffentlichen Platze zu sterben, und man würde die Schönheiten dieser Scene besser empfinden, weil mehr Anständigkeit dabey seyn würde. Sie werden verlangen, daß die Bothen ihre gewisse Namen haben sollten, so wie ihnen andre Dichter dergleichen gegeben haben; und obgleich diese besondern Namen ihnen kein ander Amt geben könnten, als das Amt, Nachrichten zu bringen, welches die gewöhnlichen Bothen in der Tragödie thun, so würde man doch wenigstens den königlichen Personen sich keine andre Leute, als Leute vom Stande, nähern sehen. Kurz, sie werden noch eine Menge andre Anmerkungen machen, die ich nicht tadeln würde, wenn ich nicht ganz anders dächte. Ich habe es gesehen, was für ein Unterschied zwischen einem besondern und einem öffentlichen Platze, zwischen der Einfalt der Handlung und dem Reichthum der Episoden, zwischen blossen Bothen und ähnlichen Personen ist, die man prächtig ausgekleidet und mit einem grossen Namen versehen hat.

Ob nun gleich die Sophonisbe vor drittehalb Jahrhunderten erschienen ist, so bin ich doch überzeugt, daß die Griechen zu den Zeiten des Sophocles und Euripides sie ohne Befremdung würden haben können aufführen sehen; und ich bin ein Augenzeuge, daß auch Zuschauer aus den jetzigen Zeiten einen Gefallen daran gefunden haben, ohne etwas sehr anstößiges darinne zu bemerken.

# Rosemonda.

Ein Trauerspiel des Ruccelai.

Die Personen dieses Trauerspiels sind **Rosemonde**, die Pflegemutter, der Chor, **Falisco**, der König **Alboinus**, Bothen, **Almachilde**, eine Bediente.

## Erster Aufzug.

Rosemonde eröfnet die Bühne mit ihrer Pflegemutter. Ihr Vater Kunamundus, König der Gepiden, ist vor drey Tagen in einem Treffen geblieben, das er mit dem Alboinus, Könige der Longobarden gehalten. Diese beyden vereinten Völker hatten sich unter den Römern Italiens bemächtiget; nachdem aber die beyden Könige wegen Theilung der Provinzen uneins geworden, war es zu einem Kriege zwischen den Gepiden und Longobarden gekommen. Rosamonda, die Tochter des Kunamundus, war nach dem Treffen mit ihrem Gefolge von Frauenzimmern in die Wälder geflüchtet, aus welchen sie alle Nächte hervor kam, um den Körper ihres Vaters zu suchen und ihn zur Erde zu bestatten.

Das Stücke fängt in der Nacht an, und diese Nacht ist die vierte, welche Rosemonda mit diesem Aufsuchen zubringt. Ihre Pflegemutter stellt ihr die Gefahr vor, der sie sich in Ansehung ihres Alters und ihres Ranges aussetze, und Rosemonde sagt es selbst, daß sie nicht älter als 16 Jahr sey. Ihre Pflegemutter ermahnt sie, sich zu den Gepiden an die Donau zu begeben und Anstalt zu machen, daß sie ihren Vater rächen könne.

Rosemonda kann sich nicht entschliessen den Körper ihres Vaters unbegraben zu lassen; sie erzehlt einen Traum, in welchem ihr Vater mit ihr gesprochen habe, und sagt, daß sie sich entschliessen müsse, zu sterben. Denn weil der tapfre Almachilde, den sie liebe, nicht in dem Lager der Longobarden sey, und sie ganz allein mit ihrem Gefolge von Frauenzimmern nichts unternehmen könne, so sey nur der Tod für sie noch übrig; vorher aber wolle sie durchaus ihrem Vater noch die letzte Pflicht erweisen, und mit diesem Vorsatze geht sie ab.

Ein Chor Gepidischer Mädchens, die sich in dem Gefolge der Rosemonda befinden, erfüllen nunmehr die Bühne, und stellen Betrachtungen über die Grösse ihres Unglücks an, welches sie dahin bringe, den Tod als etwas gutes zu begehren.

## Zweyter Aufzug.

Die Pflegemutter tritt mit der Rosemonde auf, welche ihre Oberkleider abgelegt hat, um ihren Vater zu begraben.

Der Tag fängt an zu erscheinen und die Pflegemutter fürchtet sich, von den Leuten des Alboinus entdeckt zu werden.

Die Frauenzimmer des Chors kommen und melden der Rosemonda, daß der Wald mit Soldaten angefüllt sei, und diese Prinzeßin ermahnt ihre Gespielinnen, sich zum Tode gefaßt zu machen.

Falisco, einer von den Longobardischen Generalen, tritt in Begleitung seiner Soldaten auf und fragt die Frauenzimmer, welche von ihnen sich unterstanden habe, den Befehlen des Alboinus zuwider zu handeln und einen von seinen Feinden zu begraben. Er giebt einigen von seinen Soldaten den Befehl, den Kunamundus wieder aufzugraben, und das Haupt in einer Schale herzubringen. Rosemonda erinnert den Falisco, um ihn zu rühren, an die Dienste, die sie und ihre Mutter ihm erzeigt hätte, als er ein Gefangener der Gepiden gewesen wäre. Falisco antwortet, daß er diese Dienste nicht vergessen habe, daß er aber den Befehlen des Königs nothwendig folgen müsse, wenn er weiter im Stande seyn wolle, sie bey ihrem Ueberwinder zu vertreten, und ihr seine Danckbarkeit zu beweisen.

Die Soldaten kommen mit dem Kopfe des Kunamundus wieder, und Falisco führet Rosemonden mit sich ab.

Die Frauenzimmer des Chors beweinen ihr Unglück, flehen den Himmel um Schutz und um die Erhaltung ihrer Ehre, wenn sie auch mit dem Verluste ihres Lebens verknüpft seyn sollte.

## Dritter Aufzug.

Der Rest von der Handlung geht vor dem Zelte des Alboinus vor.

Alboinus tritt auf und ist unruhig, keine Nachricht von dem Falisco zu haben.

Ein Bothe kömmt mit dem Kopfe des Kunamundus. Alboinus

befiehlt, daß man aus der Hirnschaale ein Trinkgeschirr machen solle, welches an grossen Festtägen zum Denkmahle seines Sieges dienen könne.

Falisco kömmt mit der Rosemonde. Alboinus erzürnet sich über sie, und sie antwortet ihm mit einem edeln Trotze. Alboinus drohet ihr, sie ihrem Vater nachzuschicken, und läßt sie mit der Pflegemutter in einem von den nahen Zelten bewachen.

Falisco bleibt mit dem Könige allein, und durch staatskluge Betrachtungen bringt er den Alboinus zu minder wilden Gesinnungen. Alboinus verdenkt es sich selbst, ein hülfloses Frauenzimmer gemißhandelt zu haben. Falisco stellt ihm auf eine geschickte Art vor, wie viel Vortheile für ihn daraus entstehen würden, wenn er mit den Rechten des Sieges auch diejenigen verbände, die ihm über die Gepiden eine Vermählung mit ihres Königes Tochter geben könnte. Alboinus scheinet Anfangs weit davon entfernt zu seyn, endlich aber entschließt er sich dazu und trägt dem Falisco auf, die Prinzeßin darauf vorzubereiten und begiebt sich weg.

Falisco läßt die Rosemonde rufen und schlägt ihr vor, den König zu heyrathen. Rosemonda schlägt es mit Schauder aus. Falisco stellt ihr verschiedne Ursachen vor, die sie dazu bewegen könnten und geht endlich fort, um zu hören, ob man von der Rückkunft des Almachilde keine Nachricht habe. Er will wiederkommen und den endlichen Entschluß der Prinzeßin erwarten.

Die Pflegemutter überredet die Rosemonda in die Heyrath mit dem Alboinus zu willigen, und bittet sie unter andern Ursachen auch deswegen darum, damit sie die Frauenzimmer von ihrem Gefolge retten könne. Rosemonda, die es beständig ausgeschlagen, wird gerührt, und als Falisco wieder zurück kömmt, sagt ihn die Pflegemutter, daß Rosemonde darein willige. Er verläßt sie, um dem Könige die Nachricht davon zu bringen, und Rosemonde geht mit ihrer Pflegemutter ab.

## Vierter Aufzug.

Almachilde tritt auf und erkundiget sich bey dem Chore nach der Prinzeßin. Er will sich bey ihr melden lassen. Der Chor meldet ihm, daß sie den Alboinus heyrathen solle, und erzehlt ihm alles, was vorgegangen ist. Almachilde überläßt sich seinem Schmerze, und da er sich eben ums Leben bringen will, kömmt eine von den Kammerfrauen

aus dem Zelte des Königs. Voller Entsetzen erzehlt sie, daß Alboinus am Ende der Mahlzeit das aus der Hirnschale des Königs der Gepiden verfertigte Trinkgeschirr herbey bringen lassen, und die Königin genöthiget habe, daraus zu trincken. Sie fügt hinzu, daß Alboinus und Rosemonde von der Tafel aufgestanden wären, und daß man sie zu dem Brautbette begleitet habe.

Rosemonde kömmt mit ihrer Pflegemutter dazu. Die Prinzeßin wird den Almachilde vor tiefer Traurigkeit nicht gewahr, und beschäftiget sich bloß mit dem, was bey der Tafel vorgegangen. Sie sagt zu ihrer Pflegemutter, daß sie sich dem Tode nahe fühle, und befiehlt ihr, ihre Asche aufzubewahren, und sie dem Almachilde mit der Bitte zu überbringen, daß er sie in das Begräbniß der Könige der Gepiden stellen möge. Indem sie diese Worte sagt, fällt sie in Ohnmacht, und wird von den Frauenzimmern des Chors gehalten. Alchmachilde nähert sich, und da er einen solchen Anblick nicht aushalten kann, geräth er in Wuth und will den Alboinus zu erstechen gehen. Die Pflegemutter hält ihn zurück, und ermahnet ihn, während der Ohnmacht der Rosemonde, die Klugheit mit seinem Muthe zu verbinden, damit er sie desto sichrer rächen könne. Sie schickt ihn in das Zelt der Frauenzimmer der Rosemonde und folgt ihm dahin nach.

Der Chor bleibt mit der in Ohnmacht liegenden Rosemonde zurück, beweint das Unglück dieser Prinzeßin, und bittet den Himmel, das Unternehmen wider den Alboinus wohl ausschlagen zu lassen.

## Fünfter Aufzug.

Die Kammerfrau, welche im Vorhergehenden schon erschienen, kömmt eilig auf die Bühne, und da sie Rosemonden wieder aus ihrer Ohnmacht zu sich selbst gekommen zu seyn findet, meldet sie ihr, daß sie gerochen sey. Sie sagt ihr, daß die Pflegemutter den Almachilde Weibskleider anziehen lassen und ihn unter dieser Verkleidung in das Zelt des Alboinus geführt habe. Almachilde habe ihm das Leben genommen, und werde ihr den Kopf des Tyrannen bringen. Rosemonde danket dem Himmel für den verliehenen Schutz, begiebt sich in ihr Zelt zurück, den Almachilde daselbst zu treffen, und die Tragödie hat ein Ende.

## Beurtheilung der Rosemonde.

Der Verfasser dieses Trauerspiels ist wegen seiner vornehmen Geburth, wegen seiner Bedienungen und wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt. In dem ersten Theile der auserlesenen Versuche italiänischer Tragödien des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welcher zu Verona 1723. gedruckt ist, findet man einen Orest, welches das zweyte Trauerspiel des Ruccelai ist. Es ward zwey hundert Jahr nach dem Tode des Verfassers zuerst gedruckt, und aus dem Vorberichte an den Leser wird man die Vortreflichkeit des Dichters kennen lernen.

Ob nun gleich der Orest für vollkommner als die Rosemonde gehalten wird, so habe ich doch lieber aus dieser, als aus jener einen Auszug mittheilen wollen, weil sie unmittelbar auf die Sophonisbe des Trißino gefolgt, und also die zweyte italiänische Tragödie ist. Ich habe auch deswegen lieber einen Auszug aus der Rosemonde geben wollen, weil die ganze Einrichtung der Fabel aus dem Genie des Verfassers geflossen ist; Orest hingegen ist nichts als eine Uebersetzung von des Euripides Iphigenia in Tauris — —

Ruccelai ist ein grosser Freund des Trißino gewesen. Als dieser letztere seine Sophonisbe ans Licht treten ließ, so erschien auch fast zu eben der Zeit die Rosemonde des erstern. Ruccelai hatte sie gleichsam zur Nacheiferung seines Freundes verfertiget; allein diese Nacheiferung schadete dem guten Verständnisse dieser zwey Freunde so wenig, daß sie dasselbe vielmehr befestigte.

Ammiratio il Vechio sagt in dem zweyten Theile seiner kleinen Werke, daß sich Trißino und Ruccelai oft in zahlreicher und vornehmer Gesellschaft mit einander befunden und zum Spasse Stücken aus ihren Trauerspielen hergesagt hätten, um die Zuhörer urtheilen zu lassen, welcher von ihnen den Vorzug verdiene. Dieser Beweis von der Freundschaft dieser zwey grossen Männer könnte noch zweydeutig seyn, allein der folgende wird es ganz und gar nicht seyn.

Ruccelai starb zu Rom in der erhabnen Bedienung, welche ihm der Pabst sein Oheim anvertrauet hatte. Vor seinem Tode befahl er noch seinem Bruder, seinem guten Freunde, dem Trißino, wenn er von Venedig, wohin er als Gesandter gegangen war, wieder zurückkommen würde, sein Trauerspiel Orest anzuvertrauen, welches der ganzen Welt damals noch unbekannt war, und ihn in seinem Namen zu bitten, daß

er es verbessern und herausgeben wolle, wenn er es für würdig hielte, in der gewissen Zuversicht, daß sein Freund so damit umgehen werde, als ob es sein eigen Werk wäre.

Die Rosemonde ward das erstemal zu Florenz im Jahr 1516, in Gegenwart Leo des zehnten, aufgeführt. Gedruckt ward sie zu Siena 1525, zu Venedig 1550 und 1582. und zu Florenz 1593. Diese letzte Ausgabe ist die richtigste unter allen. In den drey letztern ist das Trauerspiel nach den Aufzügen abgetheilt, allein die Auftritte sind nicht angemerkt, so daß es scheinet, als ob jeder Aufzug nur einen einzigen Auftritt enthalte, ob gleich die spielenden Personen von dem Theater abgehen, und andre dazu kommen. In der Ausgabe aber von 1525, die ich ehedem gehabt, sind, wo ich mich nicht irre, die Aufzüge nicht angemerkt, und es ist auch ganz natürlich zu glauben, daß der erste Abdruck der Rosemonde in einem fort gegangen, ohne von den Aufzügen und Auftritten unterbrochen zu sein, so wie die Sophonisbe des Trißino, und die griechischen Tragödien, welche ihnen zu Mustern gedienet. Es ist ohne Zweifel eine Erfindung der Buchdrucker, welche dreyßig Jahr darauf es für nöthig werden gehalten haben, wenigstens die Aufzüge von einander zu unterscheiden.

Obgleich der historische Inhalt der Rosemonde aus der neuern Geschichte ist, so hat doch der Verfasser die Griechen in Einrichtung der Handlung sehr streng nachgeahmt. In den damaligen Zeiten konnte man es auch wohl nicht anders thun, wenn man sich nicht den bittersten Critiken aussetzen wollte. Die griechische Tragödie war die einzige bekannte Tragödie, und da man aus ihr allein sich einen Begrif von dergleichen Werken machen konnte, so mußte man ihr auch folgen. Die italiänischen Poeten haben in den nachfolgenden Zeiten es nur allzuwohl gewiesen, daß sie Einbildungskraft genug besessen, die Grenzen zu überschreiten.

Die Handlung der Rosemonde ist mit aller gehörigen tragischen Anständigkeit bearbeitet, und ich glaube so gar, daß man, mit ganz kleinen Vermehrungen nach dem heutigen Geschmacke, aus diesem Stücke, so wie es ist, eine vortrefliche Tragödie für unser Jahrhundert machen könne. Die Stellung der Rosemunde ist ungemein rührend, und die Peripetie ist vollkommen. Nur wird man dem Verfasser vielleicht vorwerfen, daß er die Sitten der Longobarden allzugenau beobachtet, und den Kopf des Runamundus auf die Scene gebracht habe. Es ist wahr

die Longobarden, welche aus dem Innersten von Deutschland hervorkamen, waren noch weit barbarischer als die durch einen langen Umgang mit den Römern gesitteter gewordenen Franzosen, die allezeit derselben Nachbarn gewesen waren. Und gleichwohl sieht man aus den Gesetzen der Franzosen, daß es ein gemeiner Gebrauch unter diesen Völkern gewesen, nicht allein den Feinden, welche sie im Treffen getödtet, den Kopf abzuhauen, sondern auch diese Köpfe aufzubewahren, um die Aussenseiten ihrer Häuser damit zu verzieren. Das Salische Gesetz hat sogar einen ausdrücklichen Articel wider diejenigen, welche dergleichen Köpfe von den Pfosten wegnehmen würden, auf welche sie von dem Eigenthümer der Häuser gesetzt worden.

Der Umstand mit dem Kopfe des Runamundus, aus welchem ein Trinkgeschirr gemacht worden, ist in der Historie gegründet, und den wilden Sitten dieser barbarischen Jahrhunderte gemäß.

Wenn man sich einen Stof zu einem Trauerspiele wehlt, so muß man überhaupt nicht die wahren Sitten der Geschichte verstellen, um sich nach den Sitten seiner Zeit zu richten; man muß vielmehr das ganze Unternehmen fahren lassen und sich einen bequemern Stof aussuchen.

Seit einem Jahrhunderte haben nicht alle Nationen so gedacht als ich, und man wird mich ganz gewiß für einen Ausschweifenden halten. Ich glaube aber, daß es doch wenigstens erlaubt seyn wird seine Meinung zu sagen, besonders wenn man eben nicht Willens ist Regeln zu geben, sondern sich vielmehr der Entscheidung andrer unterwirft.

Man ist schon seit langer Zeit gewohnt, die Helden der Fabel in dem Trauerspiele zu verschönern, und wider die Gesetze und wilden Sitten der Nationen, entweder gesittete Hofleute oder irrende Ritter aus ihnen zu machen. Es ist dieses ein vortreflicher Kunstgrif, allen denen zu gefallen, welche weder von der Geschichte, noch von der Fabel, noch von dem Theater etwas wissen, und nichts älters kennen, als ihre Großältern. Dergleichen Werke sind daher nicht nur allen denen anstößig, welche Wissenschaft und Gelehrsamkeit besitzen, sondern sie sind auch der Ehre ihrer zeitverwandten Schriftsteller nachtheilig, und es wäre zu wünschen, daß sie durch den Druck ganz und gar nicht bekannt gemacht würden, und sich ihre Dichter mit dem Beyfalle der Vorstellung begnügten.

Wenn die Italiäner drey Viertheile von ihren Tragödien aus den

vergangenen Jahrhunderten weniger hätten drucken lassen, so würden sie zwar in Betrachtung der Anzahl ärmer, an Ehren aber desto reicher seyn.

Um wieder auf die Rosemonde zurück zu kommen, so finde ich so wenig daran auszusetzen, daß ich, wenn ich sie während meines Aufenthalts in Italien auf das Theater gebracht hätte, nicht mehr als zehn Zeilen darinne würde verändert haben, in welchen ich von dem Kopfe des Runamundus bloß gesprochen hätte, ohne ihn selbst auf die Scene zu bringen. Und auf diese Art hätte ich mich nicht fürchten dürfen, zärtlichen Zuschauern eckel zu werden.

Zu Ende des vierten Aufzuges fällt Rosemonde ohnmächtig in die Arme der Frauenzimmer vom Chore, und bleibt in dieser Stellung bis zu Anfange des fünften Aufzuges. Heut zu Tage würde es lächerlich seyn eine Person von einem Aufzuge zum andern, unterdessen daß die Musik im Orchester gehet, ohnmächtig liegen zu lassen.

Wenn wir aber überlegen, daß, wie ich schon gesagt, die Tragödie Rosemonde durch nichts anders in Aufzügen unterschieden ist, als durch die Unterbrechung des Chors, daß also, nach dem Muster der griechischen Tragödien, die Handlung in einem Stücke darinne fortgehet, und der Schauspieler mit dem letzten Worte des Chors wieder auftritt: so wird man leicht einsehen, daß Rosemonde gar wohl ohnmächtig auf der Scene liegen bleiben kann.

Der Verfasser hat hierinne dem Euripides nachgeahmet. Dieser Grieche läßt nehmlich in seiner Hecuba diese unglückliche Königin, welche den Tod der Polyxene beweint, dem Schmerze so unterliegen, daß sie sich in ihr Kleid eingehüllet auf die Erde wirft, und weinend auf der Bühne liegen bleibt, bis der Chor zu Ende ist, und durch seine Betrachtungen den Schluß des Aufzuges bemerkt. Talthybius kömmt darzu, und sagt den Weibern des Chors, daß er mit der Hecuba sprechen wolle. Sie zeigen sie ihm auf der Erde liegend und in ihre Kleidung eingehüllt, in welcher Stellung sie die ganze Zeit über geblieben, da der Chor sich hören lassen, das ist, nach unsrer Art zu reden, von einem Aufzuge bis zum andern.

Was den Ausdruck des Trauerspiels Rosemonde anbelangt, so muß man gestehen, daß er vollkommen schön ist.

Man könnte ihm, nach dem heutigen Geschmacke, vorwerfen, daß einige allzugemeine oder allzunatürliche Ausdrücke darinne vorkommen;

denn jetziger Zeit kostet es auf allen Theatern von Europa sehr viel Mühe, mit dem Natürlichen glücklich zu seyn. Unterdessen kann man aber doch nicht sagen, daß sich der Verfasser niedriger und unanständiger Ausdrücke bedient habe; er spricht allezeit edel, und wenn ich seine Sache hierinne vertheidigen wollte, so könnte ich, glaub ich, sagen, daß wenn ein König nur groß denke, und nicht gantz und gar unedle Ausdrücke brauche, der Ausdruck der königlichen Würde nicht unanständig seyn und sich so vielmehr derjenigen Natur und derjenigen Wahrheit nähern werde, mit welcher heut zu Tage so viele verunglücken. Ich will nicht behaupten, daß man die prächtigen Ausdrücke gänzlich vermeiden müsse, um der simpeln Natur Platz zu machen; man muß vielmehr der Gewohnheit folgen, welche seit langer Zeit unsre Ohren gewöhnt hat, grosse Worte und rauschende Gedanken zu hören. Vor zwey hundert Jahren aber war unser Gehör bescheidner, und Ruccelai hat Ueberlegung genug gehabt, das Edle der Gesinnungen mit dem Emphatischen des Ausdruckes nicht zu verbinden, sondern hierinne vielmehr den Griechen, als Lateinern zu folgen.

Hundert Jahr nach ihm haben die Italiäner auf dieser Seite nur allzusehr verstossen, und nach und nach sind sie zu dem gekommen, was die benachbarten Völker unter dem Namen Concetti an ihnen verlachen, und ihre Landsleute selbst am allerersten.

Es scheint mir, als ob zum Schlusse des Trauerspiels Rosemonde noch etwas fehle. Almachilde tödtet den Alboinus, und die Prinzeßin ist gerächet. Dieses ist unstreitig das Ende der Handlung, welches sich der Dichter vorgesetzt hat, und über welches er hinaus zu gehen nicht verbunden, ja auch nicht einmal befugt ist. Gleichwohl aber scheinen mir die Ungewißheit, in welcher der Zuschauer wegen der Rosemonde bleibt, die Folgen von der Ermordung des Alboinus, und die Gesinnungen der Häupter der Armee in Ansehung der Wahl eines neuen Königs, Dinge zu seyn, die man dem Zuschauer in acht oder zehn Zeilen sollte voraus sehn lassen; und diese Zeilen hätte Almachilde, oder die Pflegemutter oder ein Bothe, ganz am Ende der Tragödie, sagen können. Kenner, welche weiter sehen als ich, mögen diesen Punct untersuchen und ihr Urtheil darüber fällen.

Ich glaube, daß diese zwey ersten italiänischen Tragödien in der That von der Beschaffenheit sind, daß Italien darauf stolz seyn kann, und es

wäre sehr gut, wenn sich unter den nachfolgenden Stücken viele von der gleichen Beschaffenheit fänden.

## X.

## Auszug aus der Calandra des Kardinal Bernardo da Bibiena.

Auch aus diesem Stücke, welches man in dem vierten Hauptstücke der obigen Geschichte, als das erste regelmäßige italiänische Lustspiel hat kennen lernen, wird man hoffentlich einen Auszug nicht ungern finden. Er ist gleichfals von dem Herrn Riccoboni.

### Inhalt.

Demetrius, ein Edler von Modon, hatte zwey Zwillinge, Lidio und Santilla, die einander so ähnlich waren, daß sie ihre Eltern selbst, ohne die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Kleidung, nicht von einander würden haben unterscheiden können. Lidio und Santilla verlieren im sechzehnten Jahre ihres Alters ihren Vater und ihre Mutter. Die Türcken nehmen Modon ein, stecken die Stadt in Brand, und ermorden fast alle Einwohner. Der Knabe rettet sich mit seinem Hofmeister und seinem Bedienten. Das Mädchen wird von ihrer Pflegemutter als ein Knabe verkleidet, und beyde werden, nebst einem Bedienten, vom Hause zu Sklaven gemacht, und nach Constantinopel geführet.

Perillo, ein Florentinischer Handelsmann, kauft sie alle drey los, führt sie mit sich nach Rom, wo sie während eines Aufenthalts von zehn bis eilf Jahren, die Sprache und die Sitten des Landes lernen. An eben dem Tage, da die Handlung der vorzustellenden Fabel ihren Anfang nimt, will Perillo seine einzige Tochter mit der Santilla verheyrathen, die er für einen Knaben hält, und als einen solchen auch auferzogen hat. Sie heißt Lidio, nach dem Namen ihres Bruders, und Perillo liebt sie ungemein. Der wahre Lidio aber, der Bruder der Santilla, der sich in das Toscanische gerettet hatte, kommt in dem achtzehnten Jahre seines Alters nach Rom, wo er die Römerin Fulvia, eine Frau vom Stande, liebt, die er verschiednemal in der Kleidung eines Frauenzimmer besucht hat.

Die Personen, welche in dem Stücke vorkommen, sind also: **Tessenio**, ein Bedienter; der Hofmeister **Polinicio**, **Lidio**, **Calandro**, **Samia** eine Bediente, ein Zauberer **Ruffo**, **Santilla**, **Cannio** ein Bedienter, **Fulvia**, die Frau des **Calandro**, eine Buhlerin, ein Packträger, Schergen vom Zollhause.

# Erster Aufzug.

## Erster Auftritt.

**Tessenio** allein.

Indem er über die Schicksale der Menschen und über den Eigensinn des Glücks, seine Betrachtungen angestellt, erinnert er sich an die Begebenheiten seines Herrn, des Lidio und der Santilla, dieser so ähnlichen Zwillinge, daß sie niemand von einander unterscheiden konnte. Er sagt, sein Herr habe sich, nachdem die Türken die Stadt Modon, eingenommen, nach Bologna begeben; weil er aber einige Nachricht bekommen, daß seine Schwester noch am Leben sey, so habe er sich vorgesetzt, sie durch ganz Italien zu suchen. Seit einem Monat befinde er sich in Rom, wo er sich eine Gebieterin zugelegt, Namens Fulvia. Er habe ihn bey dem Calandro, dem Manne der Fulvia, in Dienste treten lassen, um jemanden zu haben, die ihm bey ihr gute Dienste thun könne. Er sagt, daß er seinen Herr auch so wohl gedient habe, daß Fulvia außerordentlich in ihn verliebt worden, und Lelio verschiednemal in Frauenzimmerkleidern, unter dem Namen seiner Schwester, Santilla, bey ihr gewesen sey. Weil aber sein Herr befürchte, daß dieser Handel endlich heraus kommen dürfte, so vernachläßige er seit einigen Tagen die Fulvia, und thue, als ob er von Rom weggehen wolle. Fulvia habe daher in der Raserey ihrer Liebe ihre Zuflucht zu ihm, den Tessenio, und zu ihrer Magd der Samia, welche um das Geheimniß wisse, genommen, um ihr ihren Liebhaber wieder zurück zu bringen. Uebrigens suchen sie auch von allen Seiten Hexenmeister und Schwarzkünstler zusammen, um den Lelio mit Gewalt wieder an sich zu ziehen, dem sie außerdem versichern lassen, daß sie ihren einzigen Sohne seine Schwester wolle heyrathen lassen, wenn er so glücklich wäre, sie wieder zu finden.

Er fügt noch hinzu, die arme Frau thue alles dieses auf eine solche Art, daß es ihr Mann schon tausendmal müsse gemerkt haben, wenn er

nicht der albernste und dümmste Mann von der Welt wäre. Er übertreibt die Verwirrungen, in die ihn dieser Liebeshandel seines Herrn setze, und sagt, daß ein andrer im Werke sey, von welchem er gern dem Lidio je eher je lieber Nachricht geben möchte. Er sieht ihn kommen, weil er aber von seinem Hofmeister begleitet wird, tritt er bey Seite.

## Zweyter Auftritt.

**Polinicio der Hofmeister, Lidio und Tessenio.**

Der Hofmeister giebt dem Lidio Verweise, und sagt ihm, daß er alle seine Liebeshändel wisse, und auch den, welchen er mit einer von den vornehmsten Damen in Rom habe. Er giebt ihm zu bedenken, was für Gefahr er lauffen müsse, wenn es herauskommen sollte. Lelio entschuldiget sich mit der Heftigkeit der Liebe, mit dem Feuer der Jugend und mit tausend andern solchen Ausflüchten. Der Hofmeister greift endlich den Tessenio an, und wirft ihm vor, daß er an den Ausschweifungen seines Herrn einzig und allein Ursache sey. Der Bediente mengt sich mit darein, und es fällt ein sehr lustiger Auftritt zwischen ihnen vor.

## Dritter Auftritt.

**Lidio. Tessenio.**

Tessenio sagt seinem Herrn, daß, als er das letztemal in Weibskleidern zu der Fulvia gegangen, der arme Calandro, ihr Mann, ihn für ein wirkliches Mädchen gehalten, und sich sterblich in ihn verliebt habe. Er habe ihn ersucht, ihm in seiner Liebe behülflich zu seyn, und er seines Theils habe ihm die besten Versprechungen von der Welt gemacht, und ihm geschmeichelt, daß er mit seiner Liebe willkommen seyn werde. Lidio lacht über dieses Abentheuer, und bittet ihn, fortzufahren. Tessenio sagt, daß die Dummheit des Calandro ihnen reichen Stof, sich lustig zu machen, geben könne; er sieht ihn aber kommen, und läßt seinen Herrn bey Seite gehen.

## Vierter Auftritt.

**Calandro. Tessenio.**

Es fällt eine sehr komische Scene zwischen ihnen vor. Tessenio beredet ihm, daß er mit der Santilla seinetwegen gesprochen habe und zwar mit so gutem Erfolge, daß sie vor Liebe gegen ihn fast sterbe. Er

verspricht ihm, daß er ihn bald zu ihr führen wolle, und Calandro geht vergnügt ab.

## Fünfter Auftritt.

**Tessenio. Samia.**

Der Bediente sagt dem Tessenio in größter Bewegung, daß sich ihre Gebietherin sehr übel befinde, daß sie den Lidio zu sehen verlange, und daß sie auf ihren Befehl zu einem Schwarzkünstler gehe, welcher ihn durch seine Zaubereyen mit Gewalt wieder zu ihr bringen solle. Tessenio geht ab.

## Sechster Auftritt.

**Samia. Ruffo.**

Weil Samia den Ruffo von weiten sieht, so ruft sie ihn, und heißt ihn zu ihrer Gebietherin gehen, welche mit ihn sprechen wolle. Ruffo sagt, sie solle nur voran gehen, er wolle ihr von weiten folgen. Ruffo bleibt allein und sagt, er glaube, daß ihn ohne Zweifel diese Dame in der Meinung zu sich ruffen lasse, er sey ein Schwarzkünstler, so wie es die ganze Welt von ihm meine; sie werde sich seiner Hülfe vielleicht bedienen wollen, und er hoffe nichts dabey zu verlieren. Weil er jemanden kommen sieht, so folgt er der Samia.

## Siebender Auftritt.

**Tessenio. Calandro.**

Tessenio kömmt allein auf die Bühne und Calandro kömmt nach, und fragt ihn sehr eifrig, ob er die Santilla wieder gesehen habe. Tessenio sagt ja. Sie sprechen von der Art, wie er sie bey der ersten Unterredung gegen sie bezeigen wolle, und nach einer sehr lächerlichen Scene, dringt Calandro darauf, daß Tessenio seine Sache ja bald zu Stande bringen solle, und gehen ab.

## Achter Auftritt.

**Ruffo allein.**

Er sagt Fulvia habe ihn gebeten, durch seinen dienstbaren Geist ihren Liebhaber mit Gewalt wieder zu ihr zu bringen. Er spricht, daß er glücklicher Weise diesen Liebhaber kenne, daß er ein Grieche von

Geburth sey, Namens Lidio, und daß er auch seinen Bedienten, den Tannio, kenne. Er habe der Fulvia zwar nichts gewisses versprochen, er wolle aber zu dem Florentinischen Kaufmann Perillo gehen, bey welchem Lidio wohne, und wolle ihn bereden, die Dame zu besuchen.

# Zweyter Aufzug.

## Erster Auftritt.

**Der weibliche Lidio, Tannio und die Pflegemutter.**

Dieses in einen Knaben verkleidete Mädchen kömmt, und spricht mit ihrer Pflegemutter und ihrem Bedienten, von den Vorzügen welche die Mannspersonen vor dem Frauenzimmer geniessen. Sie wiederhohlt in wenig Worten ihre Modonsche Begebenheit, und sagt, daß sie so glücklich nicht würde gewesen seyn, wenn man gewußt hätte, daß sie ein Mädchen wäre; die Türcken würden sie nicht verkauft, und Perillo würde sie vielleicht nicht gekauft haben. Sie beklagt sich über ihr Unglück, denn wenn sie ein Knabe wäre, so würde Perillo sein und ihr Glück machen. Der gute Mann sey, in der Meinung, daß sie einer wäre, so wohl mit ihr zufrieden, daß er ihr seine einzige Tochter und die Erbin seines ganzen Vermögens zur Ehe geben wolle. Die Heyrath solle in einigen Tagen vor sich gehen, und eben deswegen habe sie ihren Bedienten und ihre Pflegemutter aus dem Hause geführet, um mit ihnen zu überlegen, was bey dem Unglücke, das ihnen drohe, zu thun sey. Sie will fortfahren, Tannio aber heißt sie schweigen, weil er eine Magd auf sie zukommen sieht.

## Zweyter Auftritt.

**Samia und die Vorigen.**

Samia kommt ganz athemlos aus dem Hause, und beklagt ihre arme Gebietherin, welche ihren Geliebten durch das Fenster auf der Gasse gesehen habe, und sie ihm nachschicke. Sie nimmt die Santilla für ihren Bruder Lidio, und redet ihr von der Fulvia vor. Sie verstehen einander nicht, und Lidio will ihre Gebietherin weder sehen noch sprechen. Samia erzürnt sich, und sagt, daß sie sogleich zu einem Schwarzkünstler gehen wolle, der sie schon mit Gewalt zu ihr zu bringen wissen werde. Tannio tadelt seine Gebietherin, die Santilla, daß sie die Magd

nicht genau ausgefragt, damit sie es hätten erfahren können, für wen sich denn eigentlich die Fulvia so öffentlich erkläre. Santilla ist selbst darüber verdrießlich, und sagt, daß sie ein andermal geduldiger zuhören wolle.

## Dritter Auftritt.

**Ruffo. Das Mädchen Lidio. Tannio.**

Ruffo tritt auf, und indem er sie gewahr wird, sagt er zu dem Lidio, daß er ihn schon eine lange Weile suche. Lidio sagt ihrer Pflegemutter, daß sie nur wieder zu dem Perillo ihrem Herrn hinein gehen, und ihn durch den Tannio, wenn er nach Hause gekommen seyn würde, von dem, was vorgehe, Nachricht geben solle; sie für sich sey entschlossen, den ganzen Tag nicht wieder nach Hause zu kommen, damit sie ihr Unglück so lange als möglich vermeiden könne. Ruffo sagt ihr, daß ihn eine von den vornehmsten Damen in Rom, die ihn für einen Schwarzkünstler halten, gebeten habe, den Lidio mit Gewalt zu ihr zu bringen, weil sie ganz närrisch in ihm verliebt sey. Lidio und Tannio erzehlen ihm, was mit der Magd vorgefallen. Ruffo billiget die Abfertigung derselben, er räth ihnen aber auch zugleich, das erstemal anders zu verfahren. Lidio verspricht es ihm, und fragt, wenn er zu der Fulvia gehen solle. Ruffo sagt ihm, sie habe ihn gebeten, daß er ihren Liebhaber noch heute, durch die Macht seines dienstbaren Geistes, zu ihr bringen wolle, und zwar in der Gestalt eines Frauenzimmers. Er fügt hinzu, er bilde sich ein, Fulvia habe damit sagen wollen, in der Verkleidung eines Frauenzimmers. Lidio verspricht ihm, bald Antwort zu geben, und Ruffo geht ab.

## Vierter Auftritt.

**Tannio. Der weibliche Lidio.**

Der Bediente überredt seine Gebieterin, den Vorschlag des Ruffo auszuführen, wenn es auch in keiner weitern Absicht geschehen sollte, als sich eine Lust zu machen. Lidio ist es zufrieden, und befiehlt ihm nach Hause zu gehen, um ihm von dem, was daselbst vorgehe, Nachricht zu bringen und ein Frauenzimmerkleid für ihn zu suchen. Er bestellt ihn an einen gewissen Ort, wo sie den Ruffo wiedersehen und sich mit ihm entschliessen wollen. Weil sie Leute kommen sehen, so gehen sie ab.

## Fünfter Auftritt.

**Tessenio. Fulvia.**

Tessenio tritt auf, und weil er die Fulvia an der Thüre ihres Hauses gewahr wird, so nähert er sich ihr und will sie bereden, daß Lidio bald abreisen müsse, um zu sehen, wie sie diese Nachricht aufnehmen werde. Fulvia spricht mit ihm vom Lidio, und Tessenio sagt ihr, daß er weiter reisen wolle, um seine Schwester aufzusuchen. Fulvia bittet ihn, den Lidio zurück zu halten und verspricht seine Schwester in ganz Italien suchen zu lassen, mit der Versicherung, wenn man sie fände, sie mit ihrem einzigen Sohne, dem Flaminio, zu verheyrathen. Tessenio verspricht sein bestes zu thun, und Fulvia begiebt sich wieder hinein.

## Sechster Auftritt.

**Calandro. Tessenio.**

Calandro kommt und Tessenio wünscht ihm Glück, weil, wie er sagt, Santilla ihn so gütig angehört habe, daß sie sich weit mehr nach ihm, als er sich nach ihr sehne. Calandro will sogleich zu ihr gehen; Tessenio aber sagt ihm, daß sich dieses nicht thun lasse, daß man gewisse Maaßregeln dabey beobachten müsse und er nicht anders, als im Verborgnen zu ihr kommen könne. Er sagt, sie haben ihm den Vorschlag gethan, ihn in einen Koffer einzuschliessen und auf diese Weise in ihr Zimmer zu bringen, weil sie ihn anders nicht wohl herein lassen könne. Calandro sagt, man werde nimmermehr einen so grossen Koffer finden, daß er der Länge nach darinne liegen könne. Tessenio antwortet, daß jeder Koffer hierzu gut sey, denn wenn er schon nicht ganz hinein gehe, so könnte man ihn doch Stückweise hinein legen. Hier wird die Scene ungemein komisch, indem Tessenio ihn überredet, daß er ihm alle Glieder ausrencken, und sie hernach, wenn er aus dem Koffer hervor wollte, wieder in ihre Stelle einsetzen könne. Nachdem er einen Versuch von diesem seinem Geheimnisse gemacht, bey welchem es, wie er sagt, auf gewisse Worte aus der schwarzen Kunst ankomme, thut er, als ob Calandro alles verdorben habe, und man nothwendig einen grossen Koffer suchen müsse, in welchem er ganz und gar Raum habe. Calandro bestellt ihn an einen gewissen Ort und begiebt sich weg. Tessenio sieht die Samia kommen und geht ab.

## Siebender Auftritt.

Samia. Fulvia.

Samia kömmt allein und redet von der Unhöflichkeit des Lidio gegen ihre Gebieterin; sie fürchtet die Fulvia möchte endlich damit heraus platzen, und die Brüder des Calandro möchten es merken, wenn sie sie alle Augenblicke von dem Lidio reden hörten. Fulvia ruft in dem Hause die Samia, und diese begiebt sich hinein, weil sie ohnedem jemand kommen sieht.

## Achter Auftritt.

Der weibliche Lidio. Tannio.

Das Mädchen Lidio erfährt von ihrem Bedienten, daß in dem Hause des Perillo ihres Herrn alles zu ihrer Verheyrathung mit seiner Tochter zurechte gemacht werde, daß die Braut sehr vergnügt sey, und daß man glaube, der Bräutigam werde es nicht weniger seyn. Santilla will verzweifeln und wünscht sich den Tod, welchen sie ohnedem nicht entfliehen könne, weil der Vater und die Mutter seiner Braut, wenn sie die Wahrheit erfahren sollten, ihn gewiß würden tödten lassen. Tannio tröstet sie, und bestärkt sie zugleich in dem Vorsatze, sich den ganzen Tag über in dem Hause nicht sehn zu lassen. Er fügt hinzu, der Liebeshandel mit der Dame, zu welcher sie in Frauenzimmerkleidern gehen solle, komme gleich zu gelegener Zeit, sie den Tag über zu verbergen. Er hat die Kleider bereits zurechte gelegt; Santilla billiget alles und sie begeben sich weg, um den Ruffo aufzusuchen, und den Herbeykommenden aus dem Wege zu gehen, weil sie immer befürchten, es möchte jemand aus dem Hause des Perillo ihres Herren seyn.

## Neunter Auftritt.

Tessenio. Calandro.

Tessenio kömmt ganz allein und sagt, daß er seinen Herrn den Lidio als ein Frauenzimmer verkleidet habe. Er habe ihm eben die Kleider angelegt, die er zu tragen gewohnt gewesen, wenn er die Fulvia besucht, und habe ihn in ein Zimmer des untersten Stockwerks gebracht. Da nun solle er den Calandro empfangen, und es sey bereits alles schon so eingerichtet, daß er, wenn die Fenster zugemacht würden, sich

davon machen und an seiner Statt ein Weibsbild hineinlassen könne, die er schon dazu bereit halte. Calandro sey so albern, daß er den Betrug gewiß nicht merken werde. Calandro kömmt dazu und fragt, ob er einen Koffer gefunden habe; Tessenio sagt ja, und versichert ihn, daß er so groß sey, daß er vollkommen Raum darinne habe, ohne sich die Glieder ausrenken zu lassen. Calandro fragt ihn, ob er in dem Koffre wache bleiben müsse, oder ob er schlafen könne. Tessenio, um sich mit seiner Dummheit eine Lust zu machen, sagt ihm, daß man wachen müsse, wenn man zu Pferde sey, daß man auf den Gassen gehe, am Tische esse, auf den Stühlen sitze, in dem Bette schlafe, und in den Koffern sterbe. Calandro fragt ihn, wie dieses zugehe, und Tessenio zeigt ihm auf eine komische Art, wie man es machen müsse, wenn man sterben und wieder lebendig werden wolle. Calandro macht einen Versuch damit und findet es ausserordentlich schön. Tessenio giebt ihm den Rath bey seiner Frau vorzugeben, er reisete auf einen Tag auf das Land, damit sie ihn nicht erwarte, und geht ab.

### Zehnter Auftritt.

Calandro. Fulvia.

Calandro ruft seine Frau, und sagt ihr, daß er aufs Land zu seinem Sohne reisen wolle, und noch den Abend vielleicht wieder kommen werde. Fulvia wünscht ihm glückliche Reise, bey Seite aber wünscht sie ihm alles nur erdenkliche Unglück, und der Aufzug schließt sich.

## Dritter Aufzug.

### Erster Auftritt.

Tessenio allein.

Tessenio kömmt mit den Kleidern des Calandro, den er, wie er sagt, in einem weiten Oberkleide in den Koffer geschlossen habe. Er sagt, Lidio sey auch schon als Frauenzimmer verkleidet, und eben wird er den Paktträger mit dem Koffer von ferne gewahr und zugleich das Weibsbild, welche des Lidio Stelle vertreten soll.

## Zweyter Auftritt.

**Tessenio. Ein Weibsbild. Ein Pakträger. Calandro. Die Schergen** vom Zollhause.

Das Weibesbild zeigt sich dem Tessenio, der ihr ihre Lection lernt. Indem aber der Pakträger mit dem Koffer anlangt, halten ihn die Schergen vom Zollhause an, und fragen, was darinne sey. Nach einigem Wortwechsel sagt der Pakträger, man habe ihm gesagt, es wären seidene Waaren darinn. Man fragt ihn, ob sie in dem Zollhause frey gemacht wären, und endlich wollen die Schergen den Koffer visitiren. Tessenio will über diesen Querstrich rasend werden, und um den Handel wieder gut zu machen, bittet er das Weibsbild, recht stark zu weinen. Weil die Schergen sehen, daß der Koffer mit keinem Schlüssel verschlossen ist, so machen sie ihn auf, und glauben, es sey ein todter Mensch. Tessenio mischt sich in das Gespräch, und fragt sie, was sie machen. Die Schergen sagen, sie hätten einen Koffer mit Waaren zu visitiren geglaubt, und einen todten Menschen darinne gefunden. Tessenio sagt, es sey der Mann dieses Weibsbildes, welches so sehr weine. Die Schergen fragen sie, warum man den Todten auf diese Art in einem Koffer fortschaffe, und Tessenio antwortet, es geschehe aus Vorsicht, der gute Mann sey an der Pest gestorben, er habe ihn also in den Koffer legen lassen, und wolle ihn, so wie er ist, in den Fluß werfen. Calandro macht die gelernte Ceremonie des Auferstehens, und springt aus dem Koffer. Die Schergen, der Pakträger und das Weibesbild laufen erschrocken davon. Calandro zankt mit dem Tessenio, weil er ihn in den Fluß werfen wollen, und schlägt ihn mit der Faust. Tessenio entschuldiget sich auf eine komische Art, und überredt ihn, daß er es zu seinem Besten gethan habe. Er sagt ihm zugleich, daß dieser Queerstrich ihn verhindern werde, die Santilla heute noch zu sehen, und Calandro versichert, daß er in allem Ernste sterben werde, wenn er nicht bald zu ihr kommen könne. Tessenio schlägt ihm also vor, an die Stelle des Pakträgers zu treten, den Koffer auf den Buckel zu nehmen, und ihn in das Haus der Santilla zu tragen; er wolle mit ihm gehen, und ihn vor den Kistenmacher ausgeben, welcher den Koffer gemacht habe, und unter diesem Vorwande könne er in das Zimmer der Jungfer kommen. Calandro nimmt den Koffer auf den Rücken und Tessenio sagt ihm, er

solle nur vorangehen, und ihn an der Haußthüre der Santilla erwarten. Calandro geht fort, und weil Tessenio die Samia kommen sieht, so will er einen Augenblick mit ihr schwatzen, um sich über den Calandro mit ihr aufzuhalten, welchen er lange mit dem Koffer auf den Buckel, warten lassen wolle.

## Dritter Auftritt.

Samia. Tessenio.

Samia sagt dem Tessenio, sie komme von dem Schwarzkünstler, welcher ihr nichts gutes gesagt habe. Endlich geht Tessenio ab, und sagt er wolle den Lidio aufsuchen, um das zu thun was ihm ihre Gebieterin die Fulvia befohlen habe.

## Vierter Auftritt.

Samia. Fulvia.

Samia erstattet ihr von dem Bericht, was ihr der Schwarzkünstler gesagt habe, welcher keine gewisse Antwort habe geben wollen. Sie fügt hinzu, sie habe dem Lidio gesehen, und sey sehr übel von ihm empfangen worden; er habe Uebels von der Fulvia gesprochen; und gethan, als ob er sie niemals gesehen hätte und ganz und gar nicht kenne. Fulvia will verzweifeln, und nach verschiednen stürmischen Ueberlegungen, faßt sie endlich den Entschluß, nach Hause zu gehen, Mannskleider anzulegen und verkleidet den Lidio in seinem eigenen Hause aufzusuchen.

## Fünfter Auftritt.

Samia.

Samia bleibt zurück, und mittlerweile, daß sie ihre Frau erwartet, stellt sie über den Entschluß, den sie genommen, Betrachtungen an.

## Sechster Auftritt.

Fulvia. Samia.

Fulvia kömmt in Mannskleidern aus dem Hause, giebt der Samia ihre Befehle und geht nach dem Hause des Lidio.

## Siebenter Auftritt.

Samia, allein.

Nachdem sie die Sache hin und wieder überlegt, billiget sie endlich den Entschluß ihrer Frau, ihren Liebhaber selbst aufzusuchen, geht in das Haus, und schließt die Thüre nach sich zu.

## Achter Auftritt.

Tessenio.

Er sagt er habe den Calandro zu seinem Herrn dem Lidio gebracht, und das Weibsbild, das davon gelaufen, gefunden. Er habe sie mit sich hineingeführt und komme nunmehr der Fulvia davon Nachricht zu geben, um mit ihr darüber zu lachen. Er klopft an.

## Neunter Auftritt.

Samia. Tessenio.

Nach einer komischen Scene, und noch verschiednen Lazzi, welche Tessenio ausserhalb, und Samia innerhalb dem Hause machen, geht endlich die Thüre auf. Samia sagt ihm, daß ihre Frau in Mannskleidern zu dem Lidio gegangen sey. Tessenio wird über diese Nachricht ganz verwirrt, und stellt sich geschwind, als ob er etwas zu thun habe, und noch nicht hinein kommen könne. Samia geht wieder hinein und schließt die Thüre nach sich zu, so wie es ihr ihre Frau befohlen.

## Zehnter Auftritt.

Tessenio, allein.

Er weiß nicht, was er thun soll, und befürchtet die Frau und der Mann möchten sich beyde einander treffen; der Mann möchte wegen der Verkleidung der Frau argwöhnisch werden, und sie zu ihren Freunden führen, um sie dafür abstrafen zu lassen. Mittlerweile aber sieht er die Fulvia kommen, welche den Calandro, als einen Gefangenen hinter sich herschleppt. Er tritt bey Seite, um sie zu beobachten.

## Eilfter Auftritt.

Fulvia. Calandro.

Fulvia kömmt und reißt den Calandro mit Gewalt mit sich fort.

Sie macht ihn tausend Vorwürfe, und rühmt ihre so übel belohnte Tugend. Sie sagt, sie wisse alles, und habe bloß deswegen Mannskleider angezogen, um ihn mit seiner artigen Gebieterinn zu ertappen, so wie es auch geschehen sey. Nach mancherley Betheurungen schwöret sie, sich an allen beyden zu rächen. Calandro entschuldiget sich auf eine sehr komische Art, doch sagt er auch zugleich, sie solle es sich ja nicht einkommen lassen, diesem Mädchen übel zu begegnen. Fulvia läßt die Thüre aufmachen, und zieht ihren Mann hinein.

## Zwölfter Auftritt.

Tessenio.

Er bewundert die Verschlagenheit der Fulvia, und weil er sie wieder herauskommen sieht, bleibt er da.

## Dreyzehnter Auftritt.

Fulvia. Tessenio. Samia.

Fulvia beklagt sich, daß sie, anstatt ihres Liebhabers, ihren Mann gefunden habe. Tessenio sagt ihr, daß Lidio nunmehr nicht abreisen werde, und daß er sein möglichstes thun wolle, ihn wieder zu ihr zu bringen. Fulvia befiehlt der Samia, nochmals zu den Schwarzkünstler zu gehen. Tessenio geht fort, den Lidio aufzusuchen, und Fulvia geht wieder ins Haus.

## Vierzehnter Auftritt.

Samia. Ruffo.

Ruffo sagt der Samia, er habe eine neue Zauberey versucht, und hoffe, Lidio werde gelehriger seyn. Man sieht ihn kommen und Ruffo tritt bey Seite.

## Funfzehnter Auftritt.

Der weibliche Lidio. Tannio. Samia.

Samia unterredt sich mit dem Lidio, der sie höflich empfängt, und ihre Frau zu besuchen verspricht. Samia geht in das Haus, um der Fulvia eine so gute Nachricht zu bringen.

## Sechzehnter Auftritt.

**Ruffo. Der weibliche Lidio. Tannio.**

Tannio sagt zu dem Ruffo, daß sich diese Dame ohne Zweifel betriege, und seinen Herrn für einen andern halte. Er giebt daher dem Schwarzkünstler den Rath, der Fulvia im Namen seines dienstbaren Geistes zu sagen, daß sie gegen den Lidio durchaus nicht an das gedenken solle, was ehedem zwischen ihnen vorgegangen, damit die Betriegerey nicht an den Tag komme. Ruffo billigt es und Lidio geht ab, um sich als Frauenzimmer zu kleiden. Tannio bleibt einen Augenblick mit dem Ruffo allein, und sagt ihm in Vertrauen etwas von dem Zustande seines Herrn. Sie stellen ihre Betrachtungen darüber dem Befehle gemäß an, den ihm Fulvia gegeben, daß er nehmlich durch die Gewalt seines Geistes den Lidio nöthigen solle, in Gestalt eines Frauenzimmers zu erscheinen. Dieses nun, hoffen sie, werde ihnen Gelegenheit geben, wieder vom neuen anzufangen, und ihren Nutzen daraus zu ziehen.

## Siebzehnter Auftritt.

**Samia. Ruffo.**

Samia heißt den Ruffo hineingehen; ihre Frau, sagt sie, sey in dem Zimmer gleich an der Thüre, nachdem sie ihren Mann in einem andern gelassen.

## Achtzehnter Auftritt.

**Samia. Tessenio.**

Tessenio will ins Haus gehen, um mit der Fulvia zu sprechen. Samia hindert ihn daran, weil der Schwarzkünstler bey ihr sey, und geht wieder hinein. Tessenio sagt, Lidio habe plötzlich Lust bekommen, die Fulvia zu besuchen, er wolle ihr daher gern zuerst Nachricht davon bringen. Er sieht den Ruffo herauskommen und geht hinein.

## Neunzehnter Auftritt.

**Ruffo,** allein.

Er geht vergnügt über die Unterredung, die er mit der Fulvia gehabt, fort. Er sieht ein Weibsbild, die auf ihn zukömmt und ihm winkt.

## Zwanzigster Auftritt.

**Tannio**, als ein Frauenzimmer verkleidet. **Ruffo.**

Tannio, nach einer sehr komischen Scene, giebt sich zu erkennen, und sagt ihm, daß sich auch Lidio als ein Frauenzimmer gekleidet habe, und gleich kommen werde. Sie werden die Fulvia an der Hausthüre gewahr, und verbergen sich.

## Ein und zwanzigster Auftritt.

**Fulvia. Tessenio.**

Fulvia sagt zu dem Tessenio, daß sie wieder herein gehen und ihren Mann aus dem Hause schaffen wollte, damit sie mit ihrem Liebhaber desto freyer seyn könne. Tessenio bleibt einen Augenblick allein, und freuet sich über das Glück seines Herrn, besonders wegen seiner Schwester, wenn er sie einmal wieder finden und dem Versprechen der Fulvia gemäß, mit ihrem Sohne verheyrathen könnte. Er sieht den Calandro zum Hause herauskommen, und weil er aufgehalten zu werden befürchtet, begiebt er sich weg, seinem Herrn Nachricht zu bringen.

## Zwey und zwanzigster Auftritt.

**Calandro. Der weibliche Lidio. Der wahre Lidio.** Beyde als Frauenzimmer gekleidet.

Indem Calandro aus dem Hause gehet, wird er gleich Anfangs einen von den zwey Lidios gewahr, und glaubt es sey seine Gebieterin. (Hier ist ein Theaterspiel angebracht, welches sich auf dem Papiere nicht erklären läßt.) Die beyden Lidios stehen, der eine auf dieser und der andere auf der andern Seite des Theaters. Calandro stehet in der Mitte und spielt die Scene und wenn er mit dem einen von ihnen redet, so geschieht es oft, daß er den andern ins Gesicht bekömmt. Er glaubt sich zu betriegen und gehet bald zu dem einen, bald zu dem andern, ohne daß sich die beyden Lidios einmal zu sehen bekommen. Endlich ergreift der wahre Lidio, welchen die Gegenwart des Calandro stutzig macht, den Entschluß, wieder nach Hause zu gehen, sich wieder auszuziehen, und die Fulvia ein andermal zu besuchen. Calandro wird durch seine Ungewißheit unruhig gemacht und glaubt endlich, seine Gebieterin sey diejenige, welche eben abgegangen ist, und folgt

ihr nach. Der weibliche Lidio sieht sich nunmehr allein und geht in das Haus der Fulvia, welche wie er sagt, innerhalb der Thüre stehe und ihm winke. Ende des Aufzuges.

# Vierter Aufzug.

## Erster Auftritt.

Fulvia. Samia.

Fulvia kömmt zum Hause heraus und ruft die Samia in größter Eilfertigkeit. Samia erscheinet und bekömmt Befehl sogleich zu dem Schwarzkünstler Ruffo zu gehen, und ihn herzuhohlen. Sie begiebt sich eiligst fort, und Fulvia bleibt allein, und beklagt sich heftig über das ihr zugestossene Unglück. Nach vielen Ausrufungen sieht sie endlich den Ruffo kommen.

## Zweyter Auftritt.

Ruffo. Fulvia.

Fulvia redet ihn weinend an, und sagt, sie wisse nicht, über wen sie sich eigentlich beklagen solle, ob über ihre eigene Unwissenheit, oder über ihn, weil sie sein Geist betrogen und zu Grunde gerichtet habe. Sie sagt ihm, sie habe während der Unterredung mit dem Lidio wahrgenommen, daß er eben so starcke Brüste habe, als sie, und endlich habe er es ihr selbst gestanden, daß er ein Mädchen geworden sey. Ruffo tröstet sie und verspricht ihr den Lidio, wenn ihn der Geist ganz und gar in ein Frauenzimmer sollte verwandelt haben, wieder in seinen ersten Zustand zu setzen. Fulvia verspricht ihm eine grosse Belohnung, wenn er ihr sein Wort halte. Sie erklärt sich deutlich, daß sie verlange, Lidio solle sie in Frauenzimmerkleidern, nicht aber als ein Frauenzimmer, besuchen. Ruffo stellt sie aufs neue zufrieden, und sie geht wieder in das Haus. Ruffo bleibt allein und lacht über die Leichtgläubigkeit der Fulvia, indem er den weiblichen Lidio und den Tannio kommen sieht.

## Dritter Auftritt.

Ruffo. Der weibliche Lidio. Tannio.

Indem sie Ruffo sieht, beklagt er sich, daß sie nicht als Frauenzimmer gekleidet sind, und erzehlt ihnen alles, was sich mit der Fulvia

zugetragen. Er dringt in den Lidio, wieder zu ihr zu gehen; Lidio verspricht es ihm ganz kaltsinnig; Tannio aber versichert ihn, daß sie sich bald wieder bey ihr einfinden würden. Ruffo geht ab, die andern zwey bleiben, und weil sie die Samia kommen sehen, so verstecken sie sich, um sie zu behorchen.

### Vierter Auftritt.

**Samia. Tannio. Der weibliche Lidio.**

Samia kömmt zum Hause heraus, und redet von dem Zufalle, der dem Lidio begegnet sey. Sie sagt, ihre Frau schicke sie zu dem Schwarzkünstler, und habe ein grosses Geschenck an Silber und Edelgesteinen bereit geleget, welcher sie dem Lidio geben wolle; wenn der Geist die Sache wieder gut mache. Hiermit geht sie ab. Tannio aber sagt zu dem Frauenzimmer, sie solle nur wieder hingehen, und schlägt ihr ein Mittel vor, welches sie beruhiget. Santilla billiget es, und verspricht wieder zur Fulvia zurück zu kehren. Sie befiehlt unterdessen dem Tannio, nach Hause zu gehen, und ihr von dem, was daselbst vorfalle, Nachricht zu bringen. Weil Tannio und Santilla jemand kommen sehen, so gehen sie ab.

### Fünfter Auftritt.

**Tessenio. Samia.**

Es fället eine sehr komische Scene über die Verwandlung des Lidio zwischen ihnen vor. Samia zeigt ihm, was der Schwarzkünstler ihrer Frau schreibe, und daß er ihr verspreche, ihn in seinen ersten Stand wieder zu setzen. Sie geht hierauf in das Haus, der Fulvia eine so gute Nachricht zu bringen. Tessenio macht seine Betrachtungen über das was er gehört, und weil er es gar nicht glauben kann, so will er seinen Herrn suchen, um davon gewiß zu seyn. Der Aufzug schließt sich.

## Fünfter Aufzug.

### Erster Auftritt.

**Samia. Der weibliche Lidio. Der wahre Lidio.**

Samia kömmt mit einem Beutel voll Geld aus dem Hause, den sie auf Befehl der Fulvia dem Lidio geben solle. Sie sieht ihn, und

geht auf ihn los, ihm denselben zu geben; weil sie sich aber auf einmal zwischen beyden sieht, so wird sie durch die vollkommne Gleichheit ganz verwirrt gemacht, und begiebt sich nach einer komischen Scene wieder in das Haus, ohne den Beutel weder dem einen noch dem andern zu geben. Der wahre Lidio erstaunt über die Gleichheit seiner selbst, die er an dem andern bemerkt; weil er aber die Gelegenheit, bey der Fulvia zu seyn, nicht verlieren will, verschiebt er es auf ein ander mal, mit ihm zu reden, und sich nach seinem Stande zu erkundigen, und geht ab, um sich als Frauenzimmer anzukleiden. Der weibliche Lidio sagt, daß dieses der Liebhaber der Fulvia seyn müsse, für den man sie, wegen der grossen Aehnlichkeit, angesehen habe. Sie wird wegen des langen Aussenbleibens des Tannio ungeduldig, weil sie gern wieder zur Fulvia gehen möchte.

## Zweyter Auftritt.

**Tessenio. Der weibliche Lidio.** Und hernach **Tannio.**

Tessenio kömmt und sucht seinen Herrn. Er sieht die Santilla, die er für den Lidio hält, und bemerkt, daß er gedankenvoll auf und nieder gehe. Er macht verschiedne Betrachtungen, die ihm das, was ihm Samia gesagt hat, glaublich machen. Endlich hört er, daß Lidio sagt, sie sey ein Mädchen und fürchte sich, erkannt zu werden. Tessenio ist darüber ganz erstaunt, zeigt sich und hat eine Scene mit ihm, der ihn für seinen Bedienten gar nicht erkennen will. Endlich sagt ihm Tessenio, er wisse wohl, daß er ein Frauenzimmer sey. Lidio leugnet es, und Tannio kömmt dazu, mit welchem er eine sehr zweydeutige Scene hat. Weil Lidio den Tessenio nicht für seinen Bedienten erkennen will, so wird dieser zornig, und erwehnt alles dessen, was sich mit seiner Familie zu Modon zugetragen. Der weibliche Lidio und Tannio machen bey Seite ihre Anmerkungen darüber.

## Dritter Auftritt.

**Der wahre Lidio** in Frauenzimmerkleidern, und **die Vorigen.**

Der wahre Lidio ruft den Tessenio, welcher zu ihm kömmt und ihn erkennt; und endlich geht jener mit ihm zu der Fulvia hinein. Der weibliche Lidio und Tannio sprechen mit einander von dem, was sie

gehört haben; Tessenio kömmt wieder zu ihnen, und in der Scene, die sie mit einander haben, geht die Erkennung vor sich.

## Vierter Auftritt.

**Samia, und die Vorigen.**

Samia kömmt weinend aus dem Hause; Tessenio redet sie an, und sie sagt ihm, daß die Brüder des Calandro die Fulvia mit dem Lidio getroffen, und beyde in ein Zimmer des untersten Stockwerks verschlossen hätten. Sie wären hierauf fortgegangen, den Calandro zu suchen, ihm seine Beschimpfung zu entdecken und den Lidio vielleicht zu tödten. Fulvia um ihre Ehre zu retten, habe ihr befohlen zu dem Schwarzkünstler zu gehen, welcher den Lidio sogleich noch einmal in ein Frauenzimmer verwandeln solle, damit man sie, wenn ihr Mann mit den Brüdern zurück käme, unschuldig finden möchte. Samia geht ab, und Tessenio verspricht dem Handel abzuhelffen. Er schlägt dem weiblichen Lidio vor, mit dem Tannio die Kleider zu verwechseln, und mit ihm zu gehen, um seinem Bruder das Leben zu retten. Lidio ist dazu bereit, verwechselt die Kleider mit dem Tannio und Tessenio führt ihn in größter Eil zur Fulvia. Tannio bleibt allein, und ist über die Gefahr, in der sich Bruder und Schwester befinden, ganz erschrocken. Er höret Lermen und verbirgt sich, um zu sehen, was es giebt.

## Fünfter Auftritt.

**Der wahre Lidio** in den Kleidern des Tannio.

Lidio kömmt in den Kleidern des Tannio aus dem Hause. Er sagt, Tessenio habe ein Fenster in dem Zimmer, in welchem er mit der Fulvia eingeschlossen gewesen, eröfnet, und einen jungen Menschen durch das Fenster hinein springen lassen. Er habe diesen jungen Menschen ausgezogen, und ihn die Weibskleider, die er angehabt, anziehen lassen, er selbst aber, Lidio, habe die Kleider des jungen Menschen anziehen müssen. Nach dieser Vertauschung sey er zu dem Fenster hinausgesprungen, und, wie es ihm Tessenio geheissen habe, zum Hause hinausgegangen. Der junge Mensch sey in der Stube geblieben, und Tessenio rede noch mit der Fulvia am Fenster. Er sey sehr begierig zu sehen, wo dieses alles hinaus wolle; und weil er sieht, daß Fulvia an der Hausthüre erscheint, tritt er zurück.

## Sechster Auftritt.

**Fulvia** allein.

Sie kömmt an die Hausthüre und wünscht sich Glück aus einer so grossen Verwirrung gerissen zu seyn.

## Siebender Auftritt.

**Fulvia. Calandro. Die Brüder der Fulvia.**

Calandro lermt wieder seine Frau, und befiehlt seinen Brüdern hinein zu gehen, und zu sehen, was an der Sache sey. Sie bittet sie selbst herein zu kommen, und Augenzeugen zu seyn, was für Geduld sie bis auf den heutigen Tag mit ihrem Manne müsse gehabt haben. Sie gehn alle hinein.

## Achter Auftritt.

**Der wahre Lidio** allein.

Er weis noch nicht was daraus werden wird, und hält sich gefaßt, so gleich wieder in das Haus hinein zu gehen und seiner Gebieterin auf das geringste Lermen, das er hören werde, beyzustehen.

## Neunter Auftritt.

**Tannio. Der wahre Lidio.**

Tannio, welcher den Lidio für die Santilla ansieht, nähert sich ihm, kleidet sich aus, und verlangt seine Kleider wieder. Lidio versteht ihn nicht, und unter ihren zweydeutigen Reden kömmt Tessenio.

## Zehnter Auftritt.

**Tessenio** allein.

Er kömmt lustig und lachend aus dem Hause und sagt, daß man den Lidio für ein Frauenzimmer erkannt habe, daß Calandro wacker ausgelacht worden, und die Fulvia die tugendhafteste Frau von der Welt zu seyn scheine. Er sieht den weiblichen Lidio aus dem Hause kommen, welche gleichfalls ganz zufrieden ist und sich von der Gesellschaft darinnen beurlaubet hat. Zugleich wird er auf der andern Seite den wahren Lidio gewahr.

## Eilfter Auftritt.

**Santilla. Tessenio. Lidio. Tannio.**

Santilla fragt den Tessenio wegen ihres Bruders, und dieser zeigt ihr den Lidio. Die Erkennung geht mit ausserordentlichen Freudensbezeugungen vor sich. Tessenio erzehlt ihnen, daß er, nachdem er sie zu dem Fenster heraus und herein steigen, und die Kleider verwechseln lassen, der Fulvia heimlich gesagt habe, der junge Mensch, den er zu ihr bringe, sey die so lange gesuchte Schwester, Santilla, und daß ihm die Fulvia geantwortet habe, es sey ihr sehr angenehm, und sie bleibe dabey, daß sie ihren Sohn mit ihr verheyrathen wolle. Santilla spricht, nunmehr verstehe sie erst die Rede der Fulvia, die sie zärtlich umarmt und zu ihr gesagt habe; Lidio hat eine Schwester, ich habe eine Tochter und du hast einen Mann gefunden. Lidio hält die Sache für schon so gut als richtig. Tannio setzt hinzu, daß eine andre gleichfalls so gut als richtig seyn könne, und erklärt sich dahin, daß man, wegen der vollkommnen Aehnlichkeit beyder Geschwister noch eine Heyrath mit einem einzigen Worte schliessen könne. Santilla verspricht ihrem Bruder mehr Licht davon zu geben, damit er bey dem Perillo an seine Stelle treten, und desselben für sie bestimmte Tochter heyrathen könne. Sie begeben sich weg, um diese Anschläge auszuführen; Tessenio beurlaubet die Zuschauer, und die Komödie hat ein Ende.

### Beurtheilung der Calandra.

Der Verfasser dieser Komödie, wie man schon weis, ist Bernardo da Bibiena, welcher hernachmahls Kardinal ward. Von ihr rechnet man die Epoche der ersten italiänischen Komödie, und meinen Anmerkungen zufolge, muß sie gegen das Jahr 1480 geschrieben seyn. Die Aristipia, die Floriana, Timon, und alle übrigen, welche noch vor der Calandra hergegangen sind, werden in die Klasse der Possenspiele gesetzt und man beehrt sie mit dem Namen der Komödien nicht. Unsre Italiäner haben hierinne sehr richtig gedacht, und wir sind sehr glücklich, daß wir eine so rühmliche Epoche mit einem Werke, als die Calandra ist, anfangen können.

Ich meines Theils glaube, daß weder die griechischen komischen Dichter, welche wir weiter nicht als aus den hinterlassenen Stücken des Aristophanes und aus den Lustspielen kennen, welche Terenz von ihnen

geborgt hat, daß, sag ich, weder die Griechen, noch die Lateiner, noch die Neuern, die Italiäner vor und nach dem Bibiena selbst nicht ausgenommen, eine so vollkommne Komödie, als die Calandra ist, weder gemacht haben, noch vielleicht jemals machen werden. Kurz nach meiner Einsicht ist die Calandra das Muster einer guten Komödie.

Die Einrichtung der Fabel ist zum Erstaunen schön, und das Komische, welches überall vielmehr in der Sache, als in den Worten liegt, herrscht so stark darinn, daß man sich nicht genug darüber verwundern kann. Die Sprache ist vollkommen, die Charaktere sind vortreflich. Aus der Erfindung leuchtet ein grosses Genie, und aus der Oekonomie eine grosse Klugheit.

Ich ersuche alle Gelehrte und alle, die an dem Theater einen Geschmack haben, dieses Stück zu lesen und genau zu untersuchen. Ich schmeichle mir, daß sie gewiß meiner Meinung seyn werden.

Aus der Calandra werden es die Dichter erkennen lernen, wie weit die Einbildungskraft in Aufsuchung des Komischen gehen könne. Bibiena findet es überall.

Aus der Calandra werden sie lernen können, wie man eine Begebenheit verwickeln, und mit der gehörigen Genauigkeit so wieder aufwickeln solle, daß überall das Wunderbare, das Interessante, das Komische beybehalten werde, welches sich bey den Entwicklungen aller Stücke finden sollte. In der Calandra werden sie sehen, was das heisse, das Auftreten und Abgehen der Personen mit aller möglichen Ueberlegung und gesunden Vernunft anordnen. In der Calandra werden sie finden, wie man die verschiednen Arten zu denken und zu reden beobachten, und weder bey den Alten noch bey den Weibspersonen, weder bey den jungen Leuten noch bey den Bedienten, ihren Charakter aus den Augen lassen müsse.

Kurz, wenn man eine komische Dichtkunst schreiben wollte, welche uns bey allen den Muster, die wir darinne haben, noch fehlt, so bin ich gewiß überzeugt, daß man die Calandra alle Augenblick anführen könne, so wie Aristoteles, wenn er von der Tragödie Regeln giebt, bey jedem Schritte den Oedip des Sophocles anführt.

Diejenigen, welche diese Komödie kennen, oder wenigstens kennen wollen, werden vielleicht sagen, daß wenn sie schon unvergleichliche Schönheiten hat, sie auch einen sehr grossen Fehler habe. Ich weis es, allein dieser Fehler kann das Verdienst des Poeten um nichts verringern, und

um die Sprache einmal zu verändern, will ich einen Augenblick auf seine Seite treten.

Man muß über die Frechheit der Sitten, welche in den ersten Komödien herrscht, nothwendig erstaunen. Ich weis nicht, ob die vergangenen Jahrhunderte einfältiger oder verderbter waren, als das unsrige; das aber weiß ich nicht, daß man die Calandra an dem Hofe zu Urbino in Gegenwart verschiedener tugendhafften Prinzeßinnen aufgeführet hat.

Aus diesem Grunde könnte man mir also einwenden, daß, wenn ein Dichter sich nicht zwingen, sondern die ganze Natur brauchen dürfe, das Komische sehr leicht zu finden seyn. Allein man kann, glaube ich, antworten, daß man in dergleichem Falle das sittlich anstößige bey Seite setzen, und von den Werken nach dem wahren Werthe der Erfindung, der Ausführung und des Witzes urtheilen müsse; und in diesem Verstande rede ich jetzt von der Calandra. Man bemerke die Stärke des Genies und alle die übrigen Vollkommenheiten, welche der Dichter gezeigt hat, ohne sich bey der Frechheit der Sitten aufzuhalten; und in dieser Gesinnung untersuche ich die Komödie des Bibiena, und finde, daß sie unvergleichlich ist.

Unterdessen will ich doch nicht unterlassen, einige Fehler in diesem Wercke anzumercken und einige Stellen darinn zu critisiren.

In dem ersten Auftritte des fünften Aufzuges kommen der weibliche Lidio, und der wahre Lidio, beyde als Mannspersonen gekleidet, auf das Theater, wo sie von der Magd mit dem Geldbeutel, den sie dem Lidio geben soll, angetroffen werden. Sie stehet zwischen beyden, und alle drey zusammen spielen eine Scene, in welcher die zwey junge Leute Dinge sagen, welche bey dem weiblichen Lidio Gedanken erregen und sogleich zur Erkennung Gelegenheit geben sollten. Daß der wahre Lidio über die grosse Gleichheit welche er an dem andern findet, seine Betrachtungen nicht anstellet, noch darauf fället, daß es wohl seine Schwester seyn könne, ist nicht zu verwundern, weil er ein Mädchen sucht und gar keine Ursache zu vermuthen hat, daß er sie in Mannskleidern finden werde. Allein der weibliche Lidio, weil sie sich der grossen Gleichheit, die sie mit ihrem Bruder gehabt, noch sehr wohl erinnert, sollte einige Ueberlegung machen, da sie einen jungen Menschen sieht, der ihr so ähnlich ist. Es ist zwar wahr, um sie nicht daran denken zu lassen, hat der Verfasser den scharfsinnigen Kunstgrif gebraucht, daß er den weiblichen

Lidio durch das ganze Stück von ihrem Bruder nicht anders, als von einem Verstorbenen reden läßt, und ihr also der Gedanke, es könne wohl ihr Bruder seyn, nicht so plötzlich einfallen kann. Sie bildet sich bloß ein, daß es der wahre Liebhaber der Fulvia sey, mit dem man sie wegen der grossen Gleichheit verwechselt habe. Der Verfasser thut auch noch das, daß er den weiblichen Lidio ihre Neubegierde verrathen läßt, es näher zu wissen, wer eigentlich dieser ihr so ähnliche junge Mensch sey; nur fügt er hinzu, daß er es bis auf ein andermal verschieben wolle, weil er sich jetzt geschwind als Frauenzimmer kleiden und zu der Fulvia gehen müsse.

Nach diesen critischen Anmerkungen, dürfte ich nun wohl zu behaupten wagen, daß das, was der Verfasser gethan hat, zu seiner Vertheidigung hinlänglich sey, und daß er der Gefahr, in die er seine zwey Personen wegen einer zu frühzeitigen Erkennung gesetzt hat, sehr wohl ausgewichen ist. Ich will es unterdessen doch auf das Urtheil der Leser ankommen lassen; und wenn das, was der Dichter zu seiner Rettung gethan hat, dennoch nicht zureichen sollte, so wird man ihn wenigstens nicht als einen dummen Idioten verdammen, welcher den Fehler begangen habe, ohne ihn zu merken. Er hat alle die Gefahr, die dabey ist, gesehen, und alle mögliche Mittel, ihr zu entgehen, angewendet.

Was die andre Scene zwischen dem Calandro und den beyden als Frauenzimmer gekleideten Geschwistern, anbelangt, kann man dem Verfasser nichts vorwerfen, weil die Geschwister eines von dem andern weit genug entfernt sind, und Calandro bald zu dem einen, bald zu dem andern geht, so daß sie alle beyde vom Theater abtreten, ohne daß sie einander ins Gesicht gesehen, oder ein Wort zusammen gesprochen hätten. Wenn die Stelle, die ich critisirt habe, auch schon mit andern tüchtigen Gründen, ausser den angeführten, zu retten wäre, so wird man doch folgende weit weniger zu entschuldigen finden.

In der Mitte des fünften Aufzugs erzehlt die Magd, daß die Brüder des Calandro ihre Frau bey einem jungen Menschen getroffen und sie beyde in ein Zimmer eingeschlossen hätten; daß sie hierauf weggegangen wären, um ihren Bruder zu hohlen, und ihm seine Frau mit ihrem Liebhaber zu zeigen. Auf diese Nachricht bringt Tessenio das als eine Mannsperson gekleidete Mädchen durch das Fenster in das Zimmer der Fulvia, läßt die Kleider wechseln, und sagt der Fulvia, daß sie nun-

r ihren Mann erwarten und zu Schanden machen könne.

Dieser Ursachen und der von dem Tessenio ersonnene Betriegerey wegen, sollte Fulvia, wenn sie schon aus dem Zimmer kommen könnte, dennoch darinn bleiben, weil ihre Ehre in Sicherheit ist, und sie ruhig die Ankunft ihres Mannes erwarten kann. Einen Augenblick zuvor aber, ehe Calandro mit seinen Brüdern kömmt, erscheinet Fulvia an der Hausthüre, empfängt ihren Mann, und führt, unter Klagen über ihn, die Brüder desselben hinein, um ihnen zu zeigen, von welcher Art ihr Liebhaber sey.

Ich glaube, Fulvia sollte gar nicht aus dem Zimmer herauskommen, um nicht argwohnen zu lassen, daß sie eben so leicht, als sie selbst herausgekommen, auch ihren Liebhaber hätte heraus, und ein Mädchen an seine Stelle hinein schaffen können. Tessenio hätte, ohne daß sie herauskommen dürfen, von allem, was vorgegangen sey, Rechenschaft geben können, so wie er es auch in der That thut. Die Erscheinung der Fulvia verursacht daher nicht bloß die gedachte Unbequemlichkeit, sondern ist auch ganz und gar unnütze.

Ob ich nun aber gleich überzeugt bin, daß der Fehler von welchen ich jezt gesprochen habe, ein wirklicher Fehler ist, so ist er doch keiner von den Hauptfehlern, den man nicht anders als mit Umwerfung des ganzen Stücks verbessern könne, sondern man braucht weiter nichts, als die wenigen Zeilen, welche Fulvia unter der Hausthüre sagt, und die kleine Scene, die sie auf der Strasse mit dem Calandro hat, wegzustreichen, wenn alles ohne weitere Aenderung seine Richtigkeit haben soll.

Man könnte wider die Calandra einwenden, daß sie allzuverwickelt sey, und daß bey gewissen Gelegenheiten die Fruchtbarkeit der Einbildungskraft ein Fehler werde. Ich gebe dieses zu; allein wenn eine Komödie aus allzuvielen Begebenheiten zusammengesetzt ist, so muß man untersuchen, ob die häufigen Zufälle die Aufmerksamkeit nicht allzusehr ermüden, und ob alles mit der gehörigen Genauigkeit und Wahrscheinlichkeit angeordnet ist. Wenn eine Sache auf die andre leicht und deutlich folgt, wenn jede von den Personen für ihr Theil nicht mehr thut, als sie thun soll, und wenn man alles verstanden hat, ohne daß man sich lange auf alles vorhergehende besinnen muß; alsdenn muß man zugeben, daß das Stück vollkommen sey. Man darf die Calandra nur lesen, um zu sehen, daß sich diese Vollkommenheiten darinn finden. Sonst ist es freylich wahr, daß die erhizte Einbildungskraft der Italiäner, und die

allzugrosse Fruchtbarkeit des Witzes, wegen des allzureichen Stofs, den sie ohne Klugheit angewendet, nicht selten sehr schlechte Stücke hat hervorbringen müssen; allein Bibiena hatte das Ebenmaaß allzuwol inne, als daß er in einem dergleichen Fehler hätte fallen können.

Einen einzigen Punct will ich noch ausnehmen; ich glaube nehmlich nicht, daß die von den Regeln vorgeschriebene Zeit der zwölf Stunden, weil keine Nacht darinn vorkömmt, zu allen den Verrichtungen, die bey der Handlung der Calandra vorkommen, hinlänglich sey; was aber die andern Regeln der Kunst anbelangt, diese sind gewiß insgesamt vortreflich beobachtet worden.

---

# Drittes Stück. 1755.[1]

## XI.

## Des Abts du Bos Ausschweifung von den theatralischen Vorstellungen der Alten.

### Vorbericht.

Der Abt du Bos war einer von den Vierzigern, und beständiger Sekretär der französischen Akademie. Der Herr von Voltaire hat ihn mit unter die Schriftsteller gezehlet, welche das Jahrhundert Ludewigs des XIV. erleuchtet haben. Er hat sich der Welt als ein Geschichtschreiber und als ein Kunstrichter gezeigt. Als jener in seiner Histoire de la ligue de Cambrai, welcher der Herr von Voltaire das Lob zugestehet, daß sie ein Muster in ihrer Art sey. Als dieser, in seinen critischen Betrachtungen über die Dichtkunst und Mahlerey, (Reflexions critiques sur la Poesie et sur la Peinture) von welchen ich hier etwas mehrers melden muß. Ich kann es jetzt nicht gleich wissen, in welchem Jahre sie zu erst ans Licht traten. Ich habe blos die fünfte Ausgabe vor mir, welche von 1746 ist. Es ist die letzte, meines Wissens, und auf dem Titel wird gesagt, daß sie von dem Verfasser selbst durchgesehen, verbessert und vermehrt worden. Sie ist in Paris in groß Duodez

[1] Mit dem Bildnisse des Philipp Nericault Destouches.

gedruckt, und bestehet aus drey Theilen, deren stärkster ein Alphabet hat. Der Inhalt, wie ihn der Verfasser selbst entwirft, ist kurz dieser. In dem ersten Theile erklärt er, worinn die Schönheit eines Gemählde und die Schönheit eines Gedichts vornehmlich bestehe; was für Vorzüge so wohl das eine, als das andere, durch die Beobachtungen der Regeln erlange, und endlich was für Beystand sowohl die Werke der Dichtkunst, als der Mahlerey, von andern Künsten erborgen können, um sich mit desto grössern Vortheile zu zeigen. In dem zweyten Theile handelt er von den Theils natürlichen, Theils erworbenen Eigenschaften, welche sowohl grosse Mahler, als grosse Dichter, haben müssen, und forscht den Ursachen nach, warum einige Jahrhunderte so viele, und einige fast gar keine berühmte Künstler gesehen haben. Hierauf untersucht er, auf welche Weise die Künstler zu ihrem Ruhme gelangen; an welchen Kennzeichen man es voraussehen könne, ob der Ruhm, in welchem sie zu ihren Zeiten stehen, ein wahrer Ruhm sey, oder ob sie nur ein flüchtiges Aufsehen machen; und endlich aus welchen Merkmalen man es zuverläßig schliessen dürfe, daß der Name eines von seinen Zeitgenossen gerühmten Dichters oder Mahlers, immer mehr und mehr wachsen, und in den folgenden Zeiten noch grösser seyn werde, als er selbst zu seiner Zeit gewesen ist. In dem dritten Theile endlich trägt unser Abt verschiedene Entdeckungen vor, die er in Ansehung der theatralischen Vorstellungen der Alten gemacht zu haben glaubet. In den ersten Ausgaben seines Werds, war diese Materie dem ersten Theile mit eingeschaltet. Weil sie aber doch nichts anders als eine Ausschweifung war, durch die man die Hauptsache allzulange aus den Augen verlohr, so folgte er dem Rathe einiger Freunde, und machte einen besondern Theil daraus. Dieser besondre Theil nun, oder diese Ausschweifung ist es, welche ich hier meiner theatralischen Bibliothek einverleiben will.[1] Ich werde aber dabey für diesesmal nichts, als die Pflichten eines getreuen Uebersetzers beobachten; und meine Gedanken über verschiedene besondere Meinungen des Verfassers auf eine andere Gelegenheit versparen.

[1] Die Uebersetzung nimmt das ganze dritte Stück ein.

# Viertes Stück. 1758.[1]

## XIII.

## Von Johann Dryden und dessen dramatischen Werken.

Dieser grosse Dichter ward gebohren den 6ten August 1631 zu Aldwincle, bey Oundle, in der Grafschaft Northampton, aus einer ganz ansehnlichen Familie. Seine erste Unterweisung bekam er in der Schule zu Westmünster, unter dem berühmten D. Busby. Von da kam er 1650 in das Dreyfaltigkeitscollegium zu Cambrigde.

Man findet eben nicht, daß er sein grosses poetisches Genie sehr frühzeitig gezeigt habe. Er war bereits über dreyßig Jahr, als er sein erstes Lustspiel verfertigte. Ehe ich aber von diesem ein mehrers sage, erlaube man mir von seinem

Versuch über die dramatische Poesie

(Essay of Dramatick Poesie) zu reden. Wenn ein Schriftsteller in seiner Gattung beydes Regeln und Beispiele gegeben, so erfordert es die Natur der Sache, sich jene zu erst bekannt zu machen.

Der gedachte Versuch ward 1668 zum erstenmale gedruckt; ich bediene mich aber eines neuen Abdrucks von 1693, zu London auf sieben Quartbogen. Dryden hat ihn Carln, Grafen von Dorset und Middlesex zugeeignet, und sagt in der Zuschrift, daß er ihn zu der Zeit geschrieben, als ihn die Wuth der Pest aus der Stadt getrieben. Dieses war das Jahr 1665. Die Theater waren während dieser Landplage in London alle geschlossen, und Dryden konnte sich mit nichts als den Gedanken davon auf dem Lande unterhalten, und that dieses, wie er sagt, mit eben dem Vergnügen, mit welchem ein Liebhaber an seine abwesende Gebieterin denket.

Es hat aber Dryden seinen Versuch in eine Unterredung zwischen vier Freunden, Namens Eugenius, Crites, Lisidejus und Neander, eingekleidet, und der Tag dieser Unterredung ist der merkwürdige Tag, an welchem der damalige Herzog von York (nachher Jacob II.) über die holländische Flotte unter dem Admiral Obdam den grossen Sieg

[1] XII. Geschichte der englischen Schaubühne. Ist von Friedrich Nicolai, nach seiner eigenen Erklärung

erhielt. Die vier Freunde befanden sich auf einem Boote, auf welchem sie nach Greenwich zufuhren, um das Kanonenfeuer zwischen den streitenden Flotten von weitem mit anzuhören. Als sich nun der Schall immer nach und nach von den englischen Küsten entfernte, und Eugenius dieses für ein günstiges Omen des für seine Nation ausgefallenen Siegs hielt, fielen ihm zwar alle bey, Crites aber, ein Mann von einer sehr scharfen Beurtheilungskraft, und einem etwas allzueckeln Geschmacke, der ihn oft in den Verdacht eines bösartigen Gemüths brachte, sagte lächelnd: Wenn auf dieses Seegefecht nicht so gar viel ankäme, so würde er den Sieg kaum gewünscht haben, da er schon im voraus wisse, wie theuer er ihm werde zu stehen kommen, und wie viel elende Verse er darauf werde hören und lesen müssen. Er setzte hinzu, daß diesen ewigen Reimern keine Gelegenheit entwischen könne, und daß sie auf ein Treffen mit eben so heißhungriger Begierde, als Raben und andere Raubvögel lauerten. — Einige von ihnen, fuhr Lisidejus fort, haben sich bereits, wie ich weis, auf jeden Fall so gefaßt gemacht, daß sie nicht allein mit einem Lobgesange auf den Sieg, sondern wenn es nöthig wäre, auch wohl mit einer Trauerode auf den Tod des Herzogs, sogleich bey der Hand seyn können ꝛc. — Die Unterredung kömmt allmälig auf einige schlechte Dichter ins besondere und Crites schließt, daß es überhaupt itzt wenig gute Schriftsteller gebe, die man mit den Alten vergleichen könne, oder sich auch nur zu der Würde des letzt vergangenen Weltalters erhieben. — (Er verstehet unter diesem letzt vergangenen Weltalter, die kurz vor dem bürgerlichen Kriege vorhergegangenen Jahre, die Regierung der Königin Elisabeth und Jacobs des ersten, unter welcher Shakespear, Johnson und andere grosse Genies lebten.)

„Wenn sich ihr Unwille gegen die itzigen schlechten Scribenten, er„widerte Eugenius dem Crites, bloß auf ihre Verehrungen des Alter„thums gründet, so kann niemand williger seyn, jene grossen Griechen „und Römer zu bewundern, als ich. Dem ohngeachtet aber kann ich „doch auch von dem Zeitalter, in welchem ich lebe, und von meinem Lande „unmöglich so verächtlich denken, daß ich nicht glauben sollte, wir kämen „in den meisten Gattungen der Poesie den Alten gleich, und überträfen „sie sogar in einigen. Und warum sollte ich auch nicht für die Ehre „meines Weltalters eben so eifrig seyn, als ich finde, daß die Alten für „die Ehre des ihrigen gewesen sind? Denn auch Horaz sagt:

Indignor quidquam reprehendi, non quia crasse
Compositum, illepideve putetur, sed quia nuper,

„und darauf:

Si meliora dies, ut vina, poemata reddit,
Scire velim pretium chartis quotus arroget annus?

„Doch ich sehe, daß ich in ein allzuweites Feld gerathe; die Poesie „ist von allzu grossem Umfange; es haben sich in jeder Gattung derselben „so manche Alte und Neue so sehr hervorgethan, daß es nöthig seyn wird „unsern Streit auf eine einzelne Gattung einzuschränken." Eugenius fragt also den Crites, auf welche? Crites wehlt das Drama, und von diesem will er beweisen, daß sowohl die Alten die Neuern, als das vergangene Weltalter das itzige darinn übertroffen.

Nachdem sie für gut befunden, eine etwanige Erklärung, oder vielmehr Beschreibung, von dem Schauspiele überhaupt voraus zu setzen; nehmlich, ein Schauspiel sey eine wahre und lebhafte Abschilderung der menschlichen Natur, welche die Leidenschaften und Launen derselben, (Humours) nebst den Abwechselungen des Glückes, denen sie ausgesetzt ist, zum Vergnügen und Unterricht, vorstelle: fängt Crites zum Behuf der Alten folgender Gestalt an zu reden.

* * *

Hierauf folgt die Beurtheilung des gedachten Stücks vom Johnson, die ich mir bey einer andern Gelegenheit zu Nutze machen werde. Vor itzo will ich nur die Erklärung mitnehmen, welche Dryden von dem, was die Engländer Humor nennen, giebt. Ich erinnere zugleich, daß ich Humor, wo ich das Wort übersetzen will, durch Laune gebe, weil ich nicht glaube, daß man ein bequemeres in der ganzen deutschen Sprache finden wird.

* * *

Zu Ende des Versuchs wird die Unterredung auf den Gebrauch der Reime in den Schauspielen gelenkt, wider welchen sich Crites mit sehr guten Gründen erklärt.

* * *

Neander ist Dryden selbst, wie er nicht undeutlich zu verstehen giebt. Er hatte die wenigen Stücke, die er damals noch für die Bühne gemacht hatte, alle gereimt, und er vertheidiget also seine eigene Sache,

indem er dem Reime das Wort spricht. Sobald er aber mehr und geschwinder zu schreiben, durch äusserliche Umstände gezwungen ward, setzte er seine Theorie bey Seite, und opferte, wie wir in der Folge sehen werden, den widerspänstigen Reim reellen Vortheilen auf.

Die Fortsetzung in dem nächsten Stücke.

## XIV.

## Entwürfe ungedruckter Lustspiele des italiänischen Theaters.

Es ist bekannt, daß die Italiäner den größten Theil ihrer Komödien aus dem Stegreife spielen; und sich dabey bloß nach kurzen geschriebenen Entwürfen richten, in welchen ohngefehr die Intrigue überhaupt, die Anzahl der spielenden Personen, die Folge der Scenen, einige der scherzhaftesten Einfälle, und hier und da ein Theaterspiel bemerkt sind; die Ausführung der Rollen wird eines jeden Schauspielers eigener Geschicklichkeit überlassen. Viele von diesen Entwürfen sind sehr alt, und haben sich seit undenklichen Zeiten von einer Bühne auf die andere, von einem Acteur auf den andern fortgepflanzt. Und je älter sie sind, desto vortrefflicher sind sie oft; ja sie scheinen nicht selten Ueberbleibsel alter verlorner römischen Lustspiele eines plautinischen Kopfes, wenigstens von der geringern Art der Mimen, zu seyn; verunstaltete Ueberbleibsel zwar, aber doch Ueberbleibsel. Neuere Komödienschreiber haben sich ihrer auch sehr wohl zu bedienen gewust, und besonders will man von Molieren wissen, daß er sich ungemein aus ihnen bereichert, und daß er, wenn man ihn zur Wiedererstattung dieses gelehrten Raubes zwingen könnte, der große komische Kopf vielleicht nicht mehr scheinen dürfte, für den er itzt durchgängig gehalten wird. Es ist diese Beschuldigung nicht ganz ohne Grund; nur muß man nicht glauben, daß sie dem Manne, dem man sie macht, schimpflich sey. Ein komischer Dichter von Molieres Gattung kann ohnmöglich alles aus seinem Kopfe nehmen; andere Dichter können es weit eher; auch vielleicht andere komische Dichter, deren Personen man es aber auch ansiehet, daß sie alle in einem Gehirne erzeugt worden. Und was bekümmert sich endlich das Publicum darum, wo ein Moliere

den Stof, es zu belustigen, hernimt? Wenn das stehlen heißt, sagt das Publicum, so wollten wir wohl alle komische Dichter höflich ersucht haben — gleichfalls zu stehlen.

Dieses nun, und die Betrachtung, daß wir Deutsche, ohne Widerrede, unter allen gesitteten Völkern, in dieser Art von Poesie, die meisten Hülfsmittel bedürfen, haben mich bewogen, die besten Entwürfe ungedruckter italiänischer Lustspiele zu sammeln, und gleichsam ein Magazin für unsere komische Dichter anzulegen, aus welchem sie sich sicherer und zugleich unschuldiger versorgen können, als aus ganzen gedruckten Stücken, die leicht selbst in einer Uebersetzung auf unserer Bühne erscheinen, und sie also der Gefahr, verglichen zu werden, aussetzen möchten.

Ich werde mich zwar bloß auf das italiänische Theater zu Paris einschränken müssen; doch da auf diesem so viel berühmte Schauspieler ohne Zweifel den ganzen Reichthum aller italiänischen Bühnen zusammen gebracht und ausgeleget haben: so wird meine Sammlung dadurch zwar leichter, aber hoffentlich nicht unvollständiger werden. Ich muß noch erinnern, daß die wenigsten dieser Entwürfe alt seyn werden; — (Ich komme zu spät; die alten sind verbraucht) — auch daß nicht alle, Entwürfe in italiänischer Sprache gespielter, sondern nur in dem italiänischen Geschmacke abgefaßter Komödien seyn werden. Dieses letztere zwar hätte ich kaum erinnern dürfen; denn wem ist es unbekannt, daß sich die italiänischen Schauspieler in Paris gleichsam nationalisiret haben, und eben so wohl in der französischen, als in ihrer eignen Sprache spielen? Genug, daß es Entwürfe von lauter ungedruckten Stücken seyn werden, welche den oben angezeigten Nutzen für unsere theatralischen Dichter haben können.

Die Entwürfe selbst sind Theils zu Paris auf einzeln Blättern, den Zuschauern zur Nachricht, gedruckt worden; Theils hat man sie periodischen Schriften, und besonders dem bekannten Merkur einverleibet. Ein neues Werk aber, welches im Jahr 1756. unter dem Titel: Histoire des Theatres de Paris etc. in sieben nicht kleinen Duodezbänden zu Paris herausgekommen, hat seinen vornehmsten Werth von diesen gesammelten Entwürfen erhalten.

Nachdem ich also auch meine Quellen angezeigt, will ich nun die Entwürfe selbst vorlegen, und sie so viel als möglich unter die verschiednen Verfasser zusammen bringen. Der erste von diesen Verfassern sey der

ältere Riccoboni.[1] Ihm mögen die übrigen, doch ohne alle Ordnung der Zeit, wie sie mir vorkommen, folgen.

1) **Le Joueur**, in drey Aufzügen. Nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 6ten December 1718. zu erstenmale aufgeführt.

Der Beyfall, welchen dieses Stück erhielt, war ein hinlänglicher Beweis, daß dieser Charakter, welchen Regnard bereits so glücklich auf das Theater gebracht hatte, auch noch von einer andern Seite, mit nicht geringerm Glücke, vorgestellt werden können. Der neue Spieler war in allen seinen Handlungen Spieler und der Zuschauer erkannte ihn durchgängig darinn. Sein Bedienter war der einzige, dem die herrschende Leidenschaft seines Herrn für das Spiel bekannt war; seine Gebieterin selbst wußte von dieser seiner Schwachheit nichts; sie bildete sich vielmehr ein, daß er sein einziges Vergnügen an der Weltweisheit und an den schönen Wissenschaften habe, und daß er es nur aus Bescheidenheit und Wohlstand nicht eingestehen wolle. Dahin deutete sie denn auch alle Handlungen, die etwa seine wahre Meynung hätten verrathen können. Die Verwicklung des Stücks war einfach und voller Handlung, deren Feuer sich bis an das Ende vermehrte. Die Fabel war folgende.

In dem ersten Aufzuge ist der Spieler auf dem Puncte sich zu verheyrathen, und der Oheim seiner Braut kömmt mit dem Notarius, ihn den Heyrathscontract unterzeichnen zu lassen. Der Notarius verlangt seine Bezahlung von ihm, da er aber alles die vorhergehende Nacht verloren hat, so weis er ihn in der Geschwindigkeit nicht besser los zu werden, als daß er ihm eine goldene Tabatiere verspricht, und ihn also sehr zufrieden fortschickt. Kaum ist der Notarius weg, so kömmt ein Schuldner, der ihn um fünf und zwanzig Pistolen mahnet, die er ihm ehedem geliehen. Eine neue Verwirrung, und neue Complimente; doch der Schuldner bleibt hartnäckig und läßt sich nicht abweisen; was ist also zu thun? Der Spieler giebt ihm seinen Heyrathscontract zum Unterpfande, und verspricht ihm, daß er ihn vor allen andern von der Mitgift bezahlen wolle. Kurz darauf meldet man seine Gebieterin bey ihm an; und weil er von ihr für keinen Spieler angesehen seyn will, so steckt er geschwind ein Spiel Karten, welches auf dem Tische lieget, zu sich in die Tasche. Indem er aber das Schnupftuch herauszieht, reißt er zum Unglücke einen Theil

[1] Von seinem Leben sehe man das zweyte Stück der Theatralischen Bibliothek S. 304 und 306 in der Note.

derselben mit heraus, welche seiner Gebieterin vor die Füsse fallen, die doch im geringsten keine üble Auslegung davon macht, sondern ihn mit dem Gebrauche, den Gelehrte gemeiniglich von den Karten machen, auf eine verbindliche Weise entschuldiget. Und für einen Gelehrten hält sie ihn in allem Ernste.

In dem zweyten Aufzuge giebt er seiner Gebieterin ein Festin, und eben als der Ball seinen Anfang nehmen soll, kömmt ein Seeofficier von seinen Freunden dazu. Dieser Mensch hat ganz und gar keinen Geschmack am Tanzen, und beredet den Spieler unvermerkt, in ein Seitenzimmer mit ihm zu gehen, um eine Viertelstunde mit einander da zu doppeln. Unser Spieler, der jetzt ziemlich bey Gelde ist, und das Spiel weit mehr, als seine Gebieterin liebt, bittet sie, den Ball unterdessen immer zu eröfnen, mit der Versicherung, daß er den Augenblick bey ihr seyn wolle. Er hält ihr auch wirklich Wort, kömmt aber in einer solchen Verwirrung und mit so wilden Augen wieder zurück, daß man leicht errathen kann, er müsse alles verloren haben. Seine Gebieterin, die nichts weniger, als die wahre Ursache seiner Verwirrung und Unruhe vermuthet, zwingt ihn, in diesem peinlichen Zustande eine Menuet mit ihr zu tanzen. Er weigert sich vergebens; sie führt ihm zur Ursache an, daß ihm das Tanzen am allerersten den philosophischen Streit wieder aus dem Kopf bringen werde, den er ohne Zweifel eben itzt mit seinem Freunde, dem Seeofficier, gehabt habe. Der Spieler, um die wahre Ursache seiner Verwirrung zu verbergen, giebt seiner Gebieterin also die Hand; da aber seine Zerstreuung gar zu stark ist, so unterbricht er nicht selten den Tanz und ist bloß mit seinem Verluste beschäftiget. Bald sagt er seinem Bedienten, dem Harlequin, etwas ins Ohr, welches denn nicht selten Verwünschungen seiner selbst sind; bald sucht er überall in seinen Taschen, ob er gar nichts übrig behalten: und endlich überläßt er sich dem Unglücke, das ihm zugestossen, so sehr, daß er zum Schlusse der Menuet ganz allein auf dem vordersten Theile des Theaters tanzet, indem seine Gebieterin ganz hinten gleichfalls allein tanzet, welches zu einem sehr lächerlichen Theaterspiele wird. Kaum aber hat sich der Spieler aus dieser Verwirrung herausgerissen, als er in eine andere verfällt. Harlequin, den er vor seinem Verluste zu dem Tracteur geschickt hatte, um ein grosses Abendessen, nach dem Balle zu bestellen, bringt ihm die traurige Nachricht, daß der verdammte Tracteur eher durchaus nichts hergeben

will, bis seine alten Rechnungen bezahlt wären; alles was er habe ausrichten können, wäre dieses, daß er den Tracteur mit hergebracht, um selbst mit ihm zu sprechen. Der Tracteur kömmt: der Herr und der Bediente bitten ihn leise und thun ihm alle mögliche Versprechungen; er bleibt unerbittlich. Seine Gebieterin wird unterdessen ungeduldig, siehet nach ihrer Uhr und findet, daß sie stehen geblieben ist; sie giebt sie dem Spieler, um von ihm zu erfahren, ob sie wirklich nicht gehe. Der Spieler nimt sie und wendet sich wieder zu dem Tracteur, um ihn, wo möglich, noch zu bewegen; dieser aber, als er die Uhr sieht, fragt ihn geschwind, ob er sie ihm zum Unterpfande geben wolle? Der Spieler hält diesen Einfall für eine Eingebung, und sieht sich auf einmal aus seiner Verwirrung. Er giebt ihm die Uhr sogleich, wendet sich zu seiner Gebieterin, und sagt ihr, daß ihre Uhr wirklich stehen geblieben sey; wenn sie es aber für gut befände, so wolle er sie diesem Manne (indem er auf den Tracteur zeiget) mit geben, welcher ohne Zweifel der geschickteste Uhrmacher in dem ganzen Reiche sey. Das junge Frauenzimmer ist es zufrieden, und der Spieler läßt die Uhr dem Tracteur mit den Worten, daß er sie morgen früh nur wieder bringen und seine Bezahlung sogleich dafür erhalten solle.

In dem ersten Auftritte des dritten Aufzuges sieht man den Spieler voller Verzweiflung; nachdem er sich so lange zwingen müssen, und sich nun allein befindet, fängt er sein übles Glück, nach aller Bequemlichkeit, an, zu verwünschen und zu verfluchen. Harlequin, als ein redlicher Diener, nimt sich die Freyheit, ihm wegen seiner Aufführung Vorstellungen zu machen; allein er fällt ihm so gleich ins Wort, und versichert auf das theureste, daß er nunmehr fest beschlossen habe, niemals wieder zu spielen; nach diesem Entschlusse fühle er sich auch wieder in der vollkommensten Ruhe; in eben dem Augenblicke aber verrathen seine Gebehrden und seine Augen eine innere Verzweiflung, die seinem Vorgeben widerspricht. Unterdessen nimt er sich doch vor, um die müßige Zeit, die er sonst auf das Spiel verwandt, anderwerts anzuwenden, sich auf die Poesie zu legen. Nachdem er die verschiedenen Gattungen derselben erwogen, so wählt er die dramatisch komische, weil ihm sowohl die Vortheile, als das Vergnügen in die Augen stechen, die ein Verfasser nothwendig geniessen müsse, dessen Werke öffentlich aufgeführet werden, und den Beyfall des Publicums erhalten. Um seinen Geist nun immer darauf vorzubereiten, so befiehlt er

dem Harlequin, ihm ein poetisches Werk zu hohlen. Harlequin bringt ihm eines, welches den Titel führt: der Spieler, ein Lustspiel des Herrn Regnard. Kaum aber hat Lelio, so heißt unser Spieler, die Augen auf diesen Titel fallen lassen, als er es zornig wegwirft, und die Unverschämtheit der Schriftsteller verwünscht, die sich, einen so wackern Mann, als ein Spieler sey, auf die Bühne zu bringen, unterstehen dürfen. In eben dem Augenblicke kömmt der Bruder seiner Gebieterin zu ihm und fragt, ob er ihm nicht die Zahlung eines Wechselbriefes von vier tausend Livres vorstrecken könne. Lelio bekömmt die Gedanken, daß er sich mit diesem Wechselbriefe vielleicht um so viel eher wieder helfen könne, da sich eben neue Spieler bey ihm eingefunden haben; er macht sich also kein Bedenken dem Mario, dem Bruder seiner Braut, zu versprechen, daß er es mit Vergnügen thun wolle, und indem er den Wechsel vor sich hat, läßt er sich auch sogleich in das Spiel ein. Der Gläubiger, der in dem ersten Aufzuge vorgekommen, und dem er seinen Heyrathscontract zum Unterpfande gegeben, kömmt zu dem Mädchen der Flaminia, und fragt sie, ob ihre Gebieterin wirklich den Lelio heyrathe. Er läßt sich übrigens nicht lange bitten, ihr zu sagen, daß ihm Lelio, zur Versicherung einer beträchtlichen Summe, den Heyrathscontract eingehändiget habe. Violette giebt sogleich ihrer Gebieterin davon Nachricht; diese aber, die noch immer für den Lelio eingenommen ist, will es nicht glauben, und kömmt auch eher nicht aus ihrem Irrthume, als bis sich der Tracteur wieder einstellt, sich entdeckt, ihr die Geschichte des Lelio erzehlt, und ihn für den entschlossensten Spieler erklärt. Endlich wird sie völlig davon überzeugt, als sie zwey Spieler aus dem Hause des Lelio kommen sieht, die das Silberzeug und die Stoffe, welche sie ihrem Bräutigam geschenkt, mit sich wegtragen. Sie entschließt sich den Tracteur zu bezahlen, um ihre Uhr wieder zu haben, und verspricht den beyden Spielern, das Silberzeug und die Stoffe einzulösen. Lelio kömmt dazu, voller Verzweiflung wegen seines neuen Unglücks, und findet sich zwischen seiner Gebieterin, dem Oheim und dem Mario, den er um den Wechsel so schändlich gebracht hat. Jeder nimmt von ihm auf die empfindlichste Art so wie es sein unordentliches Leben verdienet, Abschied; und er bleibt stumm und ohne Verantwortung da stehen. Zu seinem Glücke kömmt noch ein Freund dazu, der ihn aus dieser Verwirrung reißt; er sey, sagt dieser Freund, im Begriffe sich einzuschiffen und nach Peru zu gehen, und komme also,

von ihm Abschied zu nehmen. Lelio antwortet ihm kein Wort, sondern hohlet seinen Degen, seinen Mantel und seinen Hut, und bietet sich ihm zum Reisegefährten an. Der Freund ist es sehr wohl zufrieden; sie gehen also mit einander ab, nachdem Lelio vorher von dem Harlequin, dem er das Wenige, das ihm noch übrig geblieben, läßt, Abschied genommen, und ihn gebeten, seine Gläubiger zu versichern, daß er sie in Peru nicht vergessen wolle.

2) **L'Italien françisé**; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, den 30 Junius 1717 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. **Pantalon.** **Lelio**, dessen Sohn. **Harlequin**, Bedienter des Lelio. Der **Doctor.** **Silvia**, die Tochter des Doctors. **Flaminia**, des Doctors Nichte. **Scapin** der Flaminia Bedienter. Ein zweyter **Bedienter** der Flaminia, in ein Frauenzimmer verkleidet. **Mario** und dessen Bedienter **Scaramouche.** Die Scene ist in Mayland, vor und in dem Hause des Pantalon.

Lelio, ein junger, reicher von Adel, hatte zu Mayland Gelegenheit gehabt, mit Franzosen öfters umzugehen, und dadurch an allen französichen Manieren einen ausserordentlichen Geschmack bekommen. Diese Neigung ist mit der Zeit so stark geworden, daß das, was Anfangs nur ein leichtes Vergnügen war, zu einer herrschenden Leidenschaft angewachsen. Er hat keine andre Ergetzung in der Welt, als daß er dieser galanten Nation nachzuahmen sucht, deren beständiger Anbeter er ist; er schätzet alles, was sich nicht aus Frankreich herschreibt, für gering und verachtet ohne Unterschied was Italien schönes und vortrefliches aufzuweisen hat.

Pantalon, des Lelio Vater, ist gesonnen ihn zu verheyrathen, und bestimmt ihm ein junges sehr schönes Frauenzimmer, von gutem Stande, Namens Silvia, zur Gemahlin; weil er aber wider die Italiänerinnen eingenommen ist, und glaubt, daß sie voller Fehler, und an Annehmlichkeit mit den französischen Damen gar nicht zu vergleichen wären, so will er von dieser Heyrath durchaus nichts hören, blos aus der Ursache, weil Silvia keine Französin ist.

Eben da dieses vorgeht, kömmt Flaminia, bey ihrem Oheim dem Doctor, zu Mayland an, und erfährt die wenige Achtung welche Lelio gegen das italiänische Frauenzimmer hat, und wie sehr er hingegen für das französische eingenommen sey. Sie findet sich ungemein dadurch

beleidiget, und in der Absicht die Sache ihres Geschlechts und ihres Vaterlands zu vertheidigen, läßt sie sich dem Lelio, unter dem Namen einer Französin, die sich einige Zeit bey dem Doctor aufhalten werde, vorstellen. Dieses giebt dem Lelio, der sich sogleich in sie verliebt, Gelegenheit seine übertriebene Achtung der Französinnen durch neue Entzückungen an den Tag zu legen, und ihre Vorzüge vor den Italiänerinnen unendlich zu erheben. Da Harlequin, der schon seit langer Zeit Violetten liebt, seinen Herrn alle Augenblicke von französischen Damen reden und sie so ausserordentlich loben höret; so fängt es ihm an zu gereuen, daß er diesem Mädchen sein Wort gegeben, und entschließt sich, so wie sein Herr, gleichfalls keine andere, als eine Französin zu heyrathen. Violette, die über diese Untreue in Verzweiflung geräth, ersucht die Flaminia um ihren Beystand, die sogleich einen von ihren Bedienten als ein Frauenzimmer verkleiden läßt, und ihn mit zu dem Lelio nimt, wo Harlequin, der ihn für eine Französin hält, tausend Ausschweifungen mit ihm begeht. Und dieser doppelte Betrug ist der Inhalt dieser Komödie, deren Verwickelung und Auflösung darinn besteht und die sich endlich mit der Verheyrathung der Flaminia und des Lelio endet.

3) Il Marito vitioso; in fünf Aufzügen, nach dem italiänischen Entwurfe des ältern Riccoboni, den 29 Junius 1716 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. **Pantalon**, ein venetianischer Kaufmann, der sich zu Neapolis niedergelassen, Vater der **Flaminia**, des **Mario** und des **Silvio**. **Harlequin** und **Violette**, Bediente des Pantalon. **Lelio**, Liebhaber der Flaminia. Der **Doctor**. **Scaramouche**. **Scapin**.

Das Stück ist den Sitten von Venedig gemäß abgefaßt; und die Scene liegt in, und vor dem Hause des Pantalon.

Pantalon, ein venetianischer Kaufmann, der sich zu Neapolis niedergelassen, überläßt sich dem Trunke, und geräth unter lüderliche Leute, die ihn zu einem vollkommenen Trunkenbolde machen. Er versagt seine Tochter Flaminia dem Lelio, der sie heftig liebt, weil er ihn nicht für reich genug hält. Von den zwey Söhnen, welche er hat, Namens Mario und Silvio, nimt sich der eine der Handlung sehr eifrig an, und der andre will durchaus reisen, wozu aber der Vater seine Einwilligung zu geben sich weigert. Das lüderliche Leben des Pantalons macht, daß er seine Angelegenheiten gänzlich vernachläßiget, und in der Trunkenheit hat er den Doctor

und den Scaramouche beleidiget, die sich deswegen zu rächen suchen. Harlequin liebt Violetten, welche eben so wie er bey dem Pantalon in Diensten ist; er wird aber von ihr abgewiesen, weil sie den Scapin liebt. Gleichwohl verführt ihn die Liebe, die er zu ihr trägt, daß er ihr, seinen Herrn zu bestehlen, verspricht, weil er sich Hoffnung macht, nach geschehenem Diebstahle mit ihr davon zu fliehen, und sie zu heyrathen. Scapin macht sich die Trunkenheit des Pantalon zu Nutze, und schiebt ihm, anstatt einer Quittung, die er unterschreiben soll, eine Handschrift unter, in welcher er zu der Verbindung des Lelio mit der Flaminia seine Einwilligung giebt. Als der Alte wieder nüchtern wird, und gleichwohl seine Unterschrift nicht leugnen kann, geräth er in ausserordentliches Erstaunen darüber. Der Doctor, dem Pantalon schuldig ist, um sich wegen des ihm angethanen Schimpfes zu rächen, läßt alle Waaren aus seinem Lager wegnehmen. Den Augenblick darauf bringt man ihm den Lelio geführt, den Scaramouche in einem Zweykampfe verwundet hat, um die ihm gleichfalls von dem Vater erwiesene Beleidigung an dem Sohne zu rächen.

Sein zweyter Sohn Silvio nimt ihm, als er schläft, den besten Theil seiner Kasse, und flieht damit fort, die Welt zu durchstreichen. Und damit das Unglück endlich vollkommen werde, stiehlt ihm auch Harlequin, den er allezeit für einen sehr getreuen Diener gehalten, auf Anstiften der Violette, eine sehr beträchtliche Summe, und giebt sie diesem Mädchen, die ihn aber zum besten hat, und mit dem Scapin davon geht. Pantalon erkennt nunmehr, daß sein lüderliches Leben die Quelle aller dieser Unglücksfälle ist, versichert vom Trinken gänzlich abzulassen, und endiget das Stück durch die Einwilligung, die er zu der Heyrath der Flaminia mit dem Lelio ertheilet.

4) l'Imposteur malgré lui; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 4. Julius 1714. zum erstenmale aufgeführt.

Personen. **Lelio Lindori** ein edler Genueser. **Harlequin**, dessen Bedienter. **Capandro Ardenti**, ein Alter. **Flaminia**, dessen Tochter. **Mario**, dessen Sohn. **Silvia**, Schwester des Lelio. **Scaramouche**, Liebhaber der Flaminia.

Die Scene ist zu Mayland, und dieser Entwurf selbst ist eigentlich aus einem spanischen Lustspiele des Moreto gezogen.

Lelio hatte in Genua, seinem Vaterlande, einen unbekannten Cavalier

in einer vertrauten Unterredung mit seiner Schwester Silvia betroffen, sich mit ihm geschlagen und ihn verwundet. Weil er die Folgen dieses Zweykampfs fürchtet, welcher seinen Feinden Gelegenheit giebt, ihn in einen schlimmen Handel zu verwickeln, so flieht er nach Mayland. Als er in dieser Stadt ist, wird er in die Flaminia verliebt, von deren Familie er nichts weiß, und die er auch nicht anders als auf Spatziergängen sehen kann. Unterdessen, (und hier fängt sich die Komödie an,) trift Scaramouche, ein vertrauter Freund eines alten Bürgers von Mayland, des Capandro Ardenti, dessen Tochter, die eben gedachte Flaminia, er heyrathen soll, den Lelio an. Er wird durch die grosse Gleichheit, die er an ihm mit einem Portrait des Mario, des Sohnes des Capandro, findet, betrogen, und nimt ihn für eben diesen Mario, den man alle Augenblicke von Lissabon erwartet, wo er sich seit einigen Jahren aufgehalten. Lelio versichert den Scaramouche, daß er sich irre, und bemüht sich vergebens, ihn aus seinem Irrthum zu bringen. Dieser besteht darauf, daß er nothwendig Mario seyn müsse, und überredet es auch dem alten Capandro, der sich durch die nehmliche Aehnlichkeit hintergehen läßt und ihn zwingen will, sein Sohn zu seyn, und seine Wohnung bey ihm zu nehmen.

Harlequin, des Lelio Bedienter, ist voller Unwille, daß sich sein Herr diesen Irrthum nicht zu Nutze machen will, der ihm um so viel nützlicher seyn könnte, da ihnen das Geld zu mangeln anfängt, weil sie allzuplötzlich abgereiset und die erwarteten Wechselbriefe aussenbleiben. Er entschließt sich also die Weigerung seines Herrn durch eine in der Geschwindigkeit ersonnene Fabel wieder gut zu machen. Er erzehlt dem Scaramouche und dem Capandro, daß sein Herr durch eine sehr gefährliche Krankheit das Gedächtniß gänzlich verloren habe, so daß man ihm alles, was er vorher gewußt, wieder von neuem beybringen müsse. Und gleich diejenigen Dinge, die ihm vorher am geläufigsten gewesen, würden ihm itzt am schwersten zu behalten; zum Exempel, sein eigener Name, und der Name seiner Familie. Dabey habe er sich denn in den Kopf gesetzt, daß er nicht Mario Ardenti, sondern ein gewisser Lelio Lindori sey, der Genua, wegen eines gehabten Zweykampfs, verlassen habe. Uebrigens spreche er von allen Dingen sehr vernünftig, daß man leicht mit ihm betrogen werden könne, wenn man nicht die wahren Umstände wisse. Capandro und Scaramouche glauben diese Fabel; und je mehr

Mühe sich Lelio also giebt, sie aus dem Irrthum zu bringen, desto hartnäckiger bestehen sie darauf, daß er Mario sey.

Endlich sieht sich Lelio gezwungen, nachzugeben, zwar nicht sowohl wegen des Mangels, in welchem er sich befindet, sondern vielmehr aus Gefälligkeit gegen den Alten, dessen Irrthum ihn zum Mitleiden bewegt, und den er sonst zur Verzweiflung zu bringen besorgen muß. Er folgt ihm also in sein Haus, aus blosser Höflichkeit; als er aber sieht, daß Flaminia des Alten Tochter ist, so verführet ihn die Liebe, in die Erdichtung des Harlequins mit einzustimmen. Da es ihm sehr schwer wird, seine Leidenschaft zu verbergen, so spielt er nicht sowohl die Rolle eines Bruders, als vielmehr eines Verliebten mit der Flaminia. Er widersetzt sich ihrer Verheyrathung mit dem Scaramouche, und verlangt sie für sich selbst. Die Ausschweifungen, zu welchen ihn seine Liebe bringt, werden auf die Rechnung seines verlornen Gedächtnisses geschrieben. Harlequin weis sich dieser Erdichtung auch so wohl zu bedienen, daß nicht allein Capandro aus seinem Irrthum nicht kömmt, sondern auch Flaminia selbst nicht weis, was sie glauben, und ob sie ihn für ihren Bruder oder für ihren Liebhaber halten soll.

Unterdessen kömmt Mario, welches eben der Cavalier ist, mit welchem sich Lelio geschlagen, nach Mayland, stellt sich seinem Vater vor, wird aber nicht erkannt, und als ein Betrieger abgewiesen. Auf der andern Seite getraut sich auch Silvia, nach ihrem Abentheuer, nicht länger in Genua zu bleiben; und da sie erfährt, daß ihr Geliebter nach Mayland gereiset ist, so kömmt sie, ihn daselbst aufzusuchen, und erhält ihren Aufenthalt bey der Flaminia, bey welcher sie Nachricht von ihrem Geliebten einzuziehen hoffet. — Dieses ist nun der ganze Knoten dieses Lustspiels, welches sich endlich mit einer doppelten Heyrath zwischen dem Lelio und der Flaminia, und dem Mario und der Silvia beschließt.

5) **La Metempsicose d'Arlequin**, in einem Aufzuge. Nach dem Entwurf des ältern Riccoboni zum erstenmale aufgeführt den 19. Jenner 1718.

Flaminia will durchaus den Mario nicht heyrathen, den ihr ihr Vater Pantalon vorschlägt, weil ihr, wie sie sagt, das Andenken des Adonis, dessen Geschichte sie gelesen, viel zu kostbar sey, als daß sie einen andern lieben sollte. Sie fügt hinzu, ob Adonis gleich todt sey, so zweifle sie doch im geringsten nicht, daß seine Seele, nach der Lehre des

Pythagoras, von der sie völlig überzeugt ist, nicht in einen andern Körper übergegangen seyn sollte, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach, in den Körper eines Jägers, weil er an der Jagd ehedem so viel Vergnügen gefunden. Nach dem Exempel dieses ihres Liebhabers, wolle sie sich auch gänzlich der Jagd widmen, um endlich einmal den liebenswürdigen Jäger, in welchen die Seele des Adonis gefahren, zu finden, und ihn zu ihrem Gemahle zu machen. Pantalon ist hierüber in eben so grosser Verzweiflung als Mario, der die Flaminia auf das zärtlichste liebt, und beyde suchen bey dem Scapin Rath und Hülfe, der sich die Unwissenheit des Harlequins zu Nutze macht und ihn ohne Mühe überredet, daß die Seele des Adonis in seinen Körper gefahren sey. Er stellt ihn also der Flaminia in der Verkleidung eines Jägers vor, und glaubet zuversichtlich, daß sein häßliches Gesicht sie von ihrer seltsamen Grille abbringen werde. Doch weit gefehlt, daß dieser Betrug diese Wirkung haben sollte, so unterhält er vielmehr die Flaminia in ihrem Wahne, und sie beschließt den Harlequin, seiner Häßlichkeit ungeachtet, zu lieben, weil sie es aufrichtig glaubt, daß die Seele des Adonis in diesen Jäger gefahren sey. Doch endlich nimmt Scapin auch daher Gelegenheit, sich der Grillen der Flaminia und der Leichtgläubigkeit des Harlequins noch weiter zu bedienen, und versichert, daß Mars, auf die inständige Bitte des Mario, den Harlequin verwandelt habe; daß dieser Gott die Verheyrathung der Flaminia mit dem Mario durchaus verlange, dabey aber verspreche, daß die Seele des Adonis in den Körper des ersten Kindes, welches aus dieser Heyrath entspringen werde, fahren solle. Flaminia heyrathet also den Mario. Das Theater öfnet sich; es erscheinen Bauern und Bäuerinnen, welche die Verwandlungen des Narcissus, des Hyacinthus, der Daphne und Clitia vorstellen; und das Stück wird mit Singen und Tanzen beschlossen.

6) **Le Pere partial**, in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 29. May 1718 zum erstenmale aufgeführt.

Lelio, ein Edelmann von Ferrara, hatte sich, nach dem Tode seiner Frau, zu Venedig niedergelassen, und seinen Sohn und seine Tochter, Mario und Flaminia, mit dahin gebracht. Die letzte ist der einzige Gegenstand seiner väterlichen Zuneigung; er hat seine Augen nur für sie, und in allen Stücken ist er, ihren Wünschen zuvorzukommen bemüht. Der Sohn hingegen ist der Gegenstand seiner Gleichgültigkeit, ja gar seines Unwillens; er kann ihn nicht ausstehen. Das Vorurtheil, welches

er noch über dieses für die Sitten Frankreichs hat, wo er sich einige Zeit aufgehalten, wird gleichfalls ein Anlaß zur Uneinigkeit zwischen ihm und seinem Sohne. Denn weil dieser bloß die italiänischen Sitten kennet, so ist er oft ganz anderer Meinung, als sein Vater; da ihn hingegen Flaminia, welche ihre Rechnung bey der französischen Freyheit findet, in der Meinung bestärkt, daß dieses die einzige wahre und gute Lebensart sey. Durch diese List hat sie die völlige Freyheit erhalten, die Bälle, Schauspiele und Spaziergänge zu besuchen; und ist also von der Einsamkeit, in welcher das Frauenzimmer sonst gemeiniglich in Italien lebt, weit entfernt.

Ein junger Mensch, Namens Silvio, der in französischen Diensten stehet, und nach Bologna gehet, um seinen Oheim da zu besuchen, den er lange nicht gesehen, siehet, auf seiner Durchreise durch Venedig, die Flaminia auf einem Balle; ihr Witz, ihre Manieren bezaubern ihn, und er wird auf das heftigste in sie verliebt. Er hatte nicht erfahren können, wer sie sey, denn da sie Französisch sprechen konnte, und dieser Cavalier der Gesellschaft als ein Franzose vorgestellet war, so hatte sie sich, um destomehr verborgen zu bleiben, dieser Sprache bedienet. Unterdessen war er doch so glücklich gewesen, ihre Wohnung zu entdecken, und suchte seit dem Tage alle mögliche Gelegenheit sie wieder zu sehen, als er einst von ohngefehr die Violette, das Mädchen der Flaminia, die auf dem Balle um sie gewesen war, antraf. Er macht sich diesen glücklichen Augenblick zu Nutze, erkundiget sich nach ihrer Gebieterinn, und bemerkt mit unendlichem Vergnügen, daß sie seiner Begierde, sie wieder zu sehen, und selbst seiner Liebe, nichts weniger als zuwider ist. Allein Mario, der diesen Cavalier so oft um sein Haus hatte schleichen sehen, kömmt in eben dem Augenblicke mit dem Harlequin, seinem Bedienten dazu, und bezeigt seinen Unwillen gegen die Violette und den Silvio so laut, daß Lelio aus dem Hause heraus kömmt, um die Ursache dieses Lerms zu erfahren. Violette entschuldiget sich, und Silvio weis seine Sachen so gut zu machen, daß Lelio, als er von ihm erfährt, daß er ein Franzose sey, seinem Sohne Verweise giebt, und dem jungen Fremden zugleich ungemein viel Höflichkeiten erweiset, ja sich sogar erbietet ihn seiner Tochter vorzustellen, ob sie sich gleich noch vor ihrem Nachttisch befände. Silvio, der eine solche Gunst nie hätte hoffen dürffen, nimt das Anerbieten an. Mario will sich dagegen setzen, Lelio aber, den seine Verwegenheit erzürnt, jagt ihn

von sich, und verbietet ihm, den Fuß wieder in sein Haus zu setzen. Der vermeintliche Franzose hat also das Vergnügen, seine geliebte Flaminia zu sehen, und sich an ihrem Nachttische zu befinden; allein sein Glück wird durch die Ankunft des Pantalon, welches der Schwager des Lelio und der Oheim der Flaminia ist, unterbrochen. Dieser Mann, ein Italiäner von altem Schlage, hatte von seinem Neffen Mario erfahren, was bey dessen Vater eben itzt vorgegangen, und kömmt also sogleich, sich näher darnach zu erkundigen, und weil er es selbst sieht, daß man ihm keine Unwahrheit gesagt, so wird er gegen seinen Schwager ungemein aufgebracht. Silvio will sich wegbegeben, und die listige Flaminia, die sich fürchtet, ihr Vater möchte endlich dem Pantalon Recht geben, läßt ein Paar erpreßte Thränen fallen, und sagt zu ihrem Vater, damit sie ihm den Verdruß, den er täglich mit ihrem Oheim und ihrem Bruder ihretwegen habe, ersparen möge, so sey sie entschlossen, sich ins Kloster zu begeben, und bitte um seine Einwilligung dazu. Lelio wird durch die Thränen seiner Tochter erweicht, und sagt seinem Schwager, daß er allein Herr in seinem Hause seyn wolle; und ihm dieses zu beweisen, wolle er nicht allein, daß der fremde Cavalier seine Tochter besuchen, sondern sogar zu ihm in das Haus ziehen solle; und wem dieses nicht anstehe, der dürfte nur von ihm weg bleiben. Dieses Compliment setzet den Pantalon und Mario in die größte Verwirrung; das hieß, nach ihrer Meinung, den Wolf in die Horden lassen. Sie mußten also auf ein Mittel wider dieses Uebel bedacht seyn; allein ihr aufgebrachtes Gemüth verhinderte sie, auf ein gutes zu fallen. Sie beschlossen unter sich, Harlequin solle bey dem Lelio um Verzeihung bitten, damit er ihn wieder in sein Haus aufnehme, und Harlequin auf alle Handlungen und Reden des jungen Franzosen und der Flaminia Acht haben könne; allein sie hatten nicht vorher gesehen, daß die zwey Verliebten französisch mit einander sprechen würden, und Harlequin also eben so wenig ausrichten könnte, als ob er bey ihrem Umgange ganz und gar nicht zugegen wäre.

Unsre zwey Verliebte genossen das Vergnügen, sich zu lieben, und es einander zu sagen, in Ruhe; sie hatten sich eine ewige Treue geschworen, als ein unvermutheter Zufall sie bald auf ewig getrennt hätte. Der Doctor, des Silvio Oheim, hatte vernommen, daß man seinen Neffen zu Venedig gesehen habe, und war also von Bologna dahin abgereiset. Weil er den Pantalon kannte, so wandte er sich zu allererst an ihn, um

nähere Nachricht einzuziehen; doch da ihm dieser keine geben konnte, so hatte der Doctor beynahe die Hoffnung, seinen Vetter zu finden, aufgegeben, als ihm endlich ein blosser Zufall, was er mit aller seiner Mühe nicht hatte erfahren können, entdeckte; er sahe nehmlich den Silvio in das Haus des Lelio gehen, und erkannte ihn. Er giebt sogleich seinem Freunde, dem Pantalon, davon Nachricht, und bittet ihn, ihm eine Unterredung mit dem Silvio zu verschaffen. Pantalon, der nichts eifriger wünscht, als diesen jungen Menschen von seiner Muhme zu entfernen, bewilliget ihm diese Bitte sehr gern; wie sehr aber erstaunte der Doctor, als er seinen Neffen bey Erblickung seiner in der größten Verlegenheit sahe! Der junge Mensch sahe, daß Lelio zugegen war und auf alle seine Handlungen Acht hatte, und schloß bey sich, wenn er seinen Oheim erkennte, so würde man ihn für einen Betrüger halten, und von seiner geliebten Flaminia trennen. Unterdessen drang der Oheim in ihn, er solle antworten, und bald hätte ihn sein Stillschweigen für schuldig erklärt, als ihn Scapin, sein Bedienter, aus dieser Verwirrung reißt. Er nimt nehmlich den Lelio bey Seite, und sagt ihm, daß dieser ehrliche Mann der Oheim des Silvio nicht sey, sich es aber zu seyn einbilde; er sey über den Tod eines Neffen, der in französischen Diensten gestanden, ganz vom Verstande gekommen; und hielte seitdem alle junge Leute, welche Französisch sprächen, für diesen geliebten Neffen; weil nun Silvio bereits zu Bologna einmal dieser seiner Thorheit ausgesetzt gewesen, so komme seine Verwirrung nur daher, weil er sich seinen Verfolgungen aufs neue bloß gestellet sehen müßte. Lelio läßt sich dieses Mährchen einreden, und findet in der Physiognomie dieses ehrlichen Mannes wirklich etwas Wahnwitziges; endlich aber spricht dieser so gar vernünftig, daß er den Lilio überzeugt, man wolle ihn betriegen, er der Doctor sey wirklich der Oheim des Silvio, und dieser junge Mensch ein Italiäner, und ganz und gar kein Franzose. Um sich noch mehr davon zu überzeugen, schlägt Pantalon vor, den Oheim mit dem Neffen allein zu lassen, und ihres Theils aus einem nahen Zimmer auf das Betragen zwischen ihnen Acht zu haben. In diesen Fallstrick nun fiel Silvio, nicht mehr wie billig. Lelio und sein Schwager überraschen ihn, indem er eben mit seinem Oheim italiänisch spricht, und machen ihn durch ihre Gegenwart ganz verwirrt. Flaminia, die diesen Betrug erfährt, erzürnt sich gleichfalls darüber, allein Silvio weis sich so wohl zu entschuldigen, und sagt ihr so viel zärtliche Dinge, daß sie ihm ohne viele Mühe

vergiebt. Da aber gleichwohl die beyden Oheime und Harlequin dabey zugegen sind, so fällt Flaminia auf eine List. Sie sagt zum Silvio, ob sie gleich eine fremde Sprache redeten, so würden sie doch ihre Gebehrden, und ihr Ton verrathen, wenn sie nicht verdrießliche Gebehrden und einen erzürnten Ton annähmen, um die Anwesenden dadurch zu hintergehen. Diese scheinen auch wirklich sehr vergnügt darüber zu seyn, so erzürnte Gebehrden zu sehen, und einen so erbitterten Ton zu hören, eben da sich unsre zwey Verliebte eine ewige Liebe darinn schwören, und beyde, niemals eines andern zu seyn, sich wechselsweise versprechen. Doch Verliebte denken selten weiter, als auf das Gegenwärtige; und so war es auch mit den unsrigen. Der Doctor drang in seinen Neffen, mit ihm abzureisen, und Flaminia sahe sich nunmehr auf dem Puncte, den Grafen Antonio wider Willen zu heyrathen, dem sie ihr Vater bestimmt hatte. Sie mußten sich also noch einmal sehen, um einander aus der Verwirrung, in der sie sich beyder Seits befanden, zu reissen. Es würde aber fast unmöglich gewesen seyn, wenn der Witz der Flaminia ihr nicht eine neue List an die Hand gegeben hätte. Sie verlangt den Silvio noch einmal zu sehen, und unter dem Vorwande ihm die Briefe wieder zuzustellen, die sie von ihm erhalten zu haben vorgiebt, händiget sie ihm einen ein, worinn sie ihm alles vorschreibt, was er nunmehr thun müsse; und dieses zwar in Gegenwart ihres Vaters, ihres Oheims, und des Oheims ihres Silvio. Der entzückte junge Mensch geht sogleich ab, um den Anschlag der Flaminia auszuführen, die sich ihres Theils gleichfalls an den Ort begiebt, den sie dem Silvio beniemt hat. Bis hierher war jedermann zufrieden; allein es ändert sich nun gar bald. Harlequin, welcher die Flaminia auf Befehl des Lelio begleitet hatte, kömmt kurz darauf wieder, und meldet ihm, daß sich seine Tochter habe entführen lassen, und zwar von dem vermeinten französischen Cavalier. Was für ein Donnerschlag für ihn, und was für Gedanken fallen ihm nicht zugleich wegen seiner Partheylichkeit bey! Er beweinet eben sein Unglück, als sein Schwager ihm zu melden kömmt, daß er auf dem Wege nach seinem Landgute, seine Nichte mit ihrem Liebhaber in einer Gondel angetroffen, und sie sogleich angehalten habe; den Entführer habe er auf der Stelle ins Gefängniß bringen lassen, die Nichte aber unterdessen in seinem Hause verschlossen, bis sie ein weiteres deswegen mit einander verabredet hätten. Lelio bezeiget seinem Schwager seine Dankbarkeit, und gesteht ihm seine

Ungerechtigkeit gegen seinen Sohn, der eben dazu kömmt, und von ihm mit aller ersinnlichen Zärtlichkeit empfangen wird. Er bittet für seine Schwester um Gnade; der erbitterte Lelio aber schlägt sie ihm ab, und erklärt, daß er sie durchaus auf Zeit ihres Lebens wolle einschliessen lassen; weil es sonst, wie er sich ausdrückt, vielmehr eine Belohnung als eine Strafe für sie seyn würde, wenn er sie ihren Liebhaber heyrathen liesse.

Es ist etwas ausserordentliches, daß sich eine Komödie ohne Heyrath und ohne Freude schliessen sollte. Harlequin hält daher auch in dieser den Acteur, welcher abdanken will, auf, und fragt ihn, ob die Komödie schon aus sey, und ob er nicht wisse, daß nach den Regeln des Aristoteles, ein Lustspiel sich nicht wie ein Trauerspiel mit Traurigkeit und Moral enden müsse; wenigstens hätte der Verfasser den Entführer wieder auf das Theater bringen müssen, damit er, oder zum mindesten sein Bedienter, ihren verdienten Lohn erhalten könnten. In eben dem Augenblicke bringen die Sbirren den Scapin, des Silvio Bedienten, geführt, und Harlequin ergreift diese Gelegenheit, die Komödie lustig zu beschliessen, fällt über den armen Scapin und über die Sbirren her, prügelt sie alle tüchtig herum, und kömmt endlich wieder vor, dem Parterre zu sagen, daß sich nunmehr die Komödie nach den Regeln schliesse.

7) **L'Italien marié à Paris**, in fünf Aufzügen, von dem ältern Riccoboni zum erstenmale aufgeführt den 29 November 1729.

Es ist dieses das erste Stück, welches der ältere Riccoboni in Paris verfertigte. Anfangs wurde es nur in drey Aufzügen und in italiänischer Sprache gespielet, und zwar bereits im Jahr 1716. Weil es aber vielen Beyfall fand, so brachte es der Verfasser selbst ins Französische, und erweiterte es zu fünf Aufzügen. De la Grange hat es hernach wieder in drey Aufzüge gebracht, und in freye Verse übersetzt, nach welcher Uebersetzung es auch den 15 Junius 1737. abermals gespielt, und in eben demselben Jahre gedruckt worden. Weil aber diese letztere Uebersetzung von dem Originale, welches nie ganz bekannt geworden, in vielen Stücken abgeht, so verdient folgender Auszug aus diesem allhier eine Stelle.

Lelio öfnet die Scene mit Colombinen, dem Mädchen der Clarice. Diese letztere ist eine Tochter des Pantalons, und Lelio hat sie zu Paris geheyrathet, wo sie von ihrer zartesten Kindheit an erzogen worden. Lelio, der zwar das Land, aber nicht seine Sitten verändert hat, verlangt, daß seine neue Gattin in Frankreich eben so leben solle, als ob sie in Italien

wäre. Claricen will diese Art von Sklaverey, der sie nicht gewohnt ist, gar wenig gefallen, und Lelio verlangt durchaus, daß sie der süssen Freyheit, in deren Besitz das schöne Geschlecht bey uns ist, entsagen soll. Er macht eine sehr satyrische Abschilderung gegen die Colombine davon, und giebt ihr zum Schlusse eine Liste von allen denjenigen Personen, die er, nach seiner neuen Einrichtung, aus seinem Hause verbannet wissen will. Singemeister, Tanzmeister, Claviermeister, und besonders Putzmacherinnen und Modenhändlerinnen, alle diese sollen nun und nimmermehr zu Claricen gelassen werden. Vergebens bittet ihn Colombine um Gnade, vergebens macht sie ihm wegen dieses und jenes Artickels Schwierigkeiten; dem Eifersüchtigen scheinet alles verdächtig, der damit noch nicht einmal zufrieden ist, daß er seiner Gattin diese kleinen Ergetzlichkeiten entziehet, sondern ihr gar ihr Zimmer zu einem undurchdringlichen Gefängnisse, und sich selbst zu dem unerbittlichen Kerkermeister desselben machen will. Indeß, daß er noch mit diesen gefährlichen Anschlägen beschäftiget ist, kömmt ein Bedienter und sagt, daß der Graf, sein Herr, in Gesellschaft eines Barons und Ritters, ihn schicke, um sich zu erkundigen, ob er (Lelio) zu Hause sey? Lelio, der ihm schon, noch ehe er in den Saal getreten, entgegen geruffen, daß er nicht zu Hause sey, nennt ihn einen Unverschämten, daß er ihm nicht auf sein Wort habe glauben wollen; doch findet er noch für gut, ihm ein Trinkgeld zu geben, damit er denen, die ihn geschickt, sagen solle, daß er ihn nicht zu Hause getroffen. Der Bediente nimt das Geld, geht ab, und wird von dem Lelio bis auf die Gasse begleitet. Während der Zeit hat Harlequin, der Bediente der Gräfin, Mittel gefunden, sich bey dem Lelio, mit einem Briefe von seiner Gebieterin, den er der Clarice in ihre eigene Hände geben soll, einzuschleichen. Lelio, der den Augenblick dazu kömmt, reißt dem Harlequin diesen Brief aus den Händen, und eröfnet ihn ohne Umstände. Alle die gewöhnlichen Ausdrücke der Freundschaft, deren sich ein Frauenzimmer gegen das andre bedient, scheinen ihm die zärtlichsten Erklärungen eines Liebhabers an seine Geliebte zu seyn; und damit sein Verdruß vollkommen werde, so meldet man ihm noch, daß die Frau Gräfin, der Graf, der Baron und der Ritter an seiner Thüre hielten. Er will sagen lassen, daß niemand zu Hause sey; zum Unglücke aber hat sich Clarice schon von dieser ungestümen Gesellschaft am Fenster sehen lassen; er bindet ihr also nur ein, den Besuch abzukürzen. Doch er hätte es nicht nöthig gehabt, Claricen diese

Sorge aufzutragen; seine Eifersucht richtet es weit besser aus. Jeder Kuß, den man seiner Frau giebt, durchsticht ihm das Herz; er begeht tausend Ausschweifungen, und nachdem er der ganzen Gesellschaft, sie mag wollen oder nicht, ihren Abschied gegeben, bringt er Claricen wieder in ihr Zimmer, und betheuert hoch, daß sie nie mehr heraus kommen solle. Dieses, was bisher angeführt worden, ist ungefehr der Inhalt des ersten Aufzuges. Die übrigen enthalten kürzlich folgendes.

Lelio erfährt, daß sein Schwiegervater Pantalon mit ehstem eintreffen soll, und besorgt, daß sich Clarice wegen seiner Eifersucht beklagen möge. Er entschließt sich also, ihr mit der Wiedererlangung ihrer Freyheit zu schmeicheln; sie aber macht ihm wegen seiner ausserordentlichen Härte Vorwürffe, und versichert, daß sie, ihrem Elende ein Ende zu machen, fest entschlossen sey zu sterben. Lelio, der über diesen Entschluß erschrickt, verspricht ihr, sich in Zukunft gütiger gegen sie zu bezeigen, und bittet sie, um ihr Beweise davon zu geben, von ihm alles, was sie nur wünsche, zu verlangen. Clarice läßt sich besänftigen, und schlägt ihm einen Spatziergang in die Thuilleries vor, deßgleichen die Oper und die französische und italiänische Komödie zu besuchen. Alles das scheint dem Lelio allzugefährlich; sie bittet ihn also, sie wenigstens auf einen Ball gehen zu lassen, der noch an eben demselben Tage in einem benachbarten Hause gegeben werde. Weil sie in der Maske da erscheinen muß, und sie es gern sehen würde, wenn er sie selbst maskiert dahin begleitete, so ist er es endlich zufrieden. Der Graf, der Baron und der Ritter finden sich gleichfalls auf diesem Balle ein. Clarice tanzt, und Lelio selbst kann sich nicht zu tanzen weigern. Unter dem Tumulte des Balls wird Clarice weggeführt; ihr eifersüchtiger Ehemann suchet sie vergebens, ruft sie überall, und hält sie auf immer verloren. Endlich bringt man sie ihm wieder; er empfängt sie als ein grober Eifersüchtiger, und schließt sie aufs neue ein, um einem solchen Unglücke nicht ferner ausgesetzt zu seyn. Kurz darauf trift Pantalon ein, und stellt ihm eine vermeintliche Nichte vor. Lelio hat eine Unterredung mit ihr, und findet daß ihre Sitten von den Sitten der französischen Damen so weit entfernt sind, daß er sie vor Vergnügen, sie den italiänischen Sitten so ergeben zu wissen, umarmen will; sie aber beweiset ihm die Strenge ihrer Tugend mit einer Ohrfeige, worüber er vollends für Freude ganz ausser sich kömmt. Er steht nicht einen Augenblick länger an, ihr die Aufsicht über Claricen anzuvertrauen, und verspricht dieser

letztern eine völlige Freyheit, nur mit dem Beding, daß sie sich nie aus den Augen der tugendhaften Nichte entferne. Er befiehlt Claricen, sie zu umarmen, und sie aus Liebe für ihn, zu küssen. Was aber geschieht? Pantalon entdeckt dem Lelio daß diese Nichte nichts anders als ein verkleideter Neffe ist, um vor den Verfolgungen seiner Feinde und der Gerechtigkeit sicher zu seyn; er fügt hinzu, daß er zu dieser Verkleidung gezwungen worden, weil er zu Venedig einen Nebenbuhler bey einer gewissen Dame, die er geliebt, erstochen. Plötzlich verläßt Lelio seinen Schwiegervater, und eilet seine Frau von diesem Cavaliere wieder zu trennen; er jagt den letztern schimpflich aus seinem Hause, und verbietet ihm, den Fuß jemals wieder hinein zu setzen. Unterdessen kann Clarice die Verfolgung ihres Mannes nicht länger ausstehen, und findet Gelegenheit zu entfliehen. Sie begiebt sich mit der Gräfin, ihrer Freundin, nach einem Hause zu Chaillot, welches dieser letztern gehört; und hier ist es, wo sich das Stück schließt. Clarice befindet sich da in guter und lustiger Gesellschaft; man singt, man tanzt; ehe sie sichs aber versehen, wird ihre Lustbarkeit durch die Ankunft des Eifersüchtigen unterbrochen, der mit grossem Geschrey seine Frau, als ein Gut, daß man ihm geraubet, wieder verlangt. Clarice aber erklärt sich rund und frey, daß sie den Rest ihres Lebens lieber in einem Kloster zubringen, als wieder in ihr Gefängniß zurückkehren wolle. Lelio schwört, daß er ihr alle Freyheit, die sie nur wünschen könne, lassen wolle; sie ist zu verständig, als daß sie dieses Anerbieten mißbrauchen sollte; sie verspricht, nie anders als in seiner Gesellschaft auszugehen, und bey keiner Lustbarkeit ohne ihm sich einzufinden. Die Aussöhnung kömmt also, vermittelst der Gräfin und der übrigen gemeinschaftlichen Freunde zu Stande; und das Stück schließt sich vollends mit Tanzen und Singen.

8) La Moglie gelosa, in drey Aufzügen nach dem Entwurf des ältern Riccoboni.

Dieses ist das Stück, dessen Riccoboni, in seiner Geschichte der italiänischen Schaubühne selbst gedenket. Er hatte es bereits 1704 in Italien verfertiget; zu Paris aber ward es den 4 Junius 1716 zum erstenmale aufgeführt.

Die Personen sind: **Lelio** der Gemahl der **Flaminia**, **Violette** und **Harlequin**, Bediente des Lelio. **Mario**, ein Freund des Lelio und Liebhaber der Silvia. **Silvia** ein Frauenzimmer von Stande aus

Genua, die sich von dem Mario entführen lassen. **Scapin**, Bedienter der Silvia. **Pantalon**, Vater der Flaminia. **Scaramouche**, Liebhaber der Silvia und Nebenbuhler des Mario.

Die Handlung der Komödie geht zu Mayland vor, zwischen dem Lelio und der Flaminia, dem Mario und der Silvia; und die Scene ist in und vor dem Hause des Lelio. Die beyden erstern sind seit einiger Zeit mit einander verheyrathet; und ob Lelio gleich es niemals weder an Achtung noch an Zärtlichkeit gegen seine Frau fehlen lassen, die ihn auf das allerheftigste liebt, und von Natur einen sehr argwöhnischen Charakter hat, so kann sie doch nichts beruhigen, sondern die Eifersucht bemächtiget sich bald ihres ganzen Herzens; sie glaubt, daß ihr Mann sie verrathe, und daß die Sorgfalt, mit der er ihr seit einigen Tagen alles was er thut verbirgt, ein ungezweifelter Beweis seiner Untreue sey. Verschiedene Zwischenfälle, die sich während dem Stücke ereignen, und auch wohl eine Person unruhig machen könnten, die der Eifersucht am wenigsten fähig ist, bestärken die Flaminia vollends in ihrem Verdachte.

Mario ist ein alter und vertrauter Freund des Lelio. Er hat zu Genua ein Frauenzimmer von Stande, Namens Silvia, die ihn liebte und von ihren Anverwandten dem Scaramouche, einem Manne von vielem Ansehen, versprochen war, entführt. Nachdem Mario seine Gebieterin eine Zeitlang in einem Kloster verborgen, sahe er sich endlich genöthiget, einen sichern Zufluchtsort gegen die Verfolgungen der Anverwandten seiner Silvia und seines Nebenbuhlers, zu suchen. In dieser Verlegenheit flüchtet er nach Mayland zu dem Lelio, der ihn in seinem Hause verbirgt und in einem Kabinette seines Zimmers verschlossen hält, ohne jemanden in der Welt, auch nicht einmal seiner Frau etwas davon zu sagen. Er fürchtet, das Geheimniß möchte von ungefehr auskommen, wenn mehrere darum wüßten, und die Anverwandten der Silvia, denen es zu Mayland nicht an mächtigen Freunden fehlt, möchten den Mario in seinem Hause selbst in Verhaft nehmen lassen, wenn sie erführen, daß er sich da verborgen hielte.

So stehen die Sachen, als sich das Stück anfängt. Flaminia, welche über die Veränderung, die sie seit einigen Tagen in dem Bezeigen ihres Mannes bemerkt, und über die Sorgfalt, mit der er ein Kabinet in seinem Zimmer verschlossen hält, unruhig geworden, beschuldigt ihn, daß er eine Maitresse darinn verborgen halte. Lelio sucht sie durch

Versicherungen seiner Treue zu beruhigen, doch ohne ihren Argwohn auf Unkosten seines Freundes und mit Gefahr, ihn zu verrathen, heben zu wollen. Flaminia erfährt, daß sich ihr Mann alle Tage in sein Zimmer zu essen bringen läßt, welches sie noch mehr in ihrer Meinung bestärkt. Nichts aber scheint sie mehr von der Untreue ihres Mannes zu überzeugen, als daß sie zu zwey verschiedenen malen die Silvia in dem Zimmer des Lelio antrift, wohin sie unter zweyerley Kleidung gekommen war, um Nachricht von ihrem Manne einzuziehen. Unterdessen kömmt Scaramouche in Mayland an, und bringt Empfehlungsschreiben an den Lelio mit. Er findet in dem Zimmer des Lelio ein Kleid der Silvia, welches ihr Mario ablegen heissen, weil sie es sonst in Genua getragen. Scaramouche erkennt es für das Kleid seiner Geliebten, und Flaminia, welche die Silvia darinn gesehen hat, steht länger nicht an, sie für ihre Nebenbuhlerin zu halten. Sie trift noch dazu den Lelio und Mario auf eine Art verkleidet und maskirt an, die sie in ihrem Verdachte zu bestärken vermag, und die Dazwischenkunft des Scaramouche verhindert auch den Lelio, ihren Argwohn durch die endliche Entdeckung des ganzen Geheimnisses zu heben. Endlich aber, da sie sich alle in der größten Verwirrung befinden, und Flaminia die ganze Welt von der Untreue ihres Mannes überzeugen zu können glaubt, wird sie selbst von dem schlechten Grunde ihrer Eyfersucht überführt. Sie erfährt das Geheimniß, dessen Unwissenheit ihren Argwohn verursacht, und bittet ihren Mann, den sie mit Unrecht beschuldiget, um Verzeihung. Scaramouche ist genöthiget seine Ansprüche auf die Silvia fahren zu lassen. Mario heyrathet seine Geliebte, und alles gewinnt einen glücklichen Ausgang.

9) Le Sincere à contretems, in einem Aufzuge von dem ältern **Riccoboni**; zum ersten male aufgeführt den 21 October 1717.

Personen. **Pantalon**, Vater der Flaminia; **Lelio**, Sohn des Pantalon; **Flaminia**, Tochter des Pantalon; **Mario**, Liebhaber der Flaminia; **Albert**, des Pantalon Freund; **Hortense**, des Albert Tochter, an den Lelio versprochen; **Scaramouche**, des Lelio Freund; **Harlequin**, Bedienter des Pantalon. Die Scene ist in dem Hause des Pantalon.

Pantalon eröfnet die Scene, indem er den Harlequin aus dem Hause jagt, weil er ihn wegen seiner Dummheit, und seiner übrigen bösen Eigenschaften, die er ihm vorwirft, unmöglich länger im Dienste behalten könne. Lelio kömmt dazu, tröstet den Harlequin und verspricht ihn bey seinem

Freunde, dem Scaramouche, unterzubringen. Er schreibt ihm daher ein Empfehlungsschreiben, welches Harlequin mit vielem Vergnügen hintragen will. Lelio, der sich einer ausserordentlichen Aufrichtigkeit überall befleißiget, rühmt anfangs in seinem Briefe die guten Eigenschaften dieses neuen Bedienten, kann sich aber doch nicht enthalten hinzuzusetzen, daß Harlequin ein dummer Teufel, ein Säufer, ein Taugenichts sey ꝛc. Harlequin händiget den Brief dem Scaramouche ein, der ihn, nachdem er den Brief gelesen, geschwind wieder abweiset, und sich wegbegiebt. Pantalon tritt mit seinem Sohne Lelio auf; er sagt ihm gleich anfangs, daß er seine Heyrath mit Hortensen, der Tochter des Herrn Albert, richtig gemacht, und nun auch die Verbindung der Flaminia mit dem Mario zu Stande bringen wolle.

Pantalon sagt seinem Sohne im Vertrauen, daß er sehr wichtige Ursachen habe, diese beyden Heyrathen zu gleicher Zeit vollziehen zu lassen; und zwar sey dieses die vornehmste, weil er wegen des wichtigen Processes, den er itzt habe, dem Mario die fünfzig tausend Thaler nicht geben könne, die er ihm als die Aussteuer der Flaminia versprochen, und daß also, um doch sein Wort zu halten, Lelio die Hortense auf das eheste heyrathen müsse, damit das Heyrathsgut, welches er mit ihr bekomme, unterdessen dem Mario, als die Mitgift der Flaminia gegeben werden könne. Dieses nun, was Pantalon hier seinem Sohne vertrauet, will sich durchaus nicht zu der Aufrichtigkeit schicken, deren sich der letztere befleißiget; unterdessen verspricht er doch, nichts davon zu sagen, und Pantalon geht ab. Flaminia kömmt hierauf und findet ihren Bruder; der ihr sagt, er habe eben itzt gehört, daß sie den Mario heyrathen solle, er könne sich daher nicht enthalten, ihr als ein ehrlicher Bruder zu entdecken, daß Mario allen Arten des Vergnügens sehr ergeben sey, und besonders gern allen Frauenzimmern, die ihm vorkommen, Schmeicheleyen sage. Flaminia ist zwar über das, was sie von dem Charakter des Mario erfährt, verdrüßlich, gleichwohl aber ist es ihr auch lieb, davon Nachricht zu haben, und begiebt sich weg. Nun findet Mario den Lelio; dieser wünscht ihm zu seiner Verheyrathung mit der Flaminia Glück, und bezeigt, wie viel Vergnügen und Ehre ihm diese Verbindung bringen werde; doch sagt er ihm auch zugleich, daß er, als sein Freund und künftiger Schwager, ihm unmöglich den Charakter seiner Schwester verbergen könne, die von einer so stolzen und gebietherischen Gemüthsart sey, daß niemand

mit ihr leben könne. Mario dankt seinem Freunde für die ertheilte Nachricht und geht ab. Albert kömmt mit seiner Tochter Hortense, und stellt sie ihm als seine versprochene Braut vor. Nach einigen Höflichkeiten von beyden Theilen, bemerkt Albert eine gewisse Verwirrung und fragt ihn um die Ursache. Lelio erwiedert, daß es seine Aufrichtigkeit nicht erlaube, ihm etwas zu verbergen, und gesteht ihm gerade zu, daß die Aussteuer, die er seiner Tochter mitgeben wolle, aus seinen Händen in die Hände des Mario, als die Mitgift für seine Schwester Flaminia, welche Mario heyrathe, kommen solle. Pantalon, der dazu kömmt, ist nicht wenig erstaunt, seinen schönen Anschlag durch die allzugroße Aufrichtigkeit seines Sohnes vernichtet zu sehen. Mario und Flaminia werffen sich ihre beyderseitigen Fehler vor, und Albert sagt dem Pantalon, daß er seiner Tochter keine Aussteuer gebe, damit eine andere damit ausgesteuert werden könne; ein jeder geht also höchst mißvergnügt ab, und besonders flucht Pantalon auf seinen Sohn und dessen unzeitige Aufrichtigkeit. Dieser bleibt ganz allein und beschließt das Stück damit, daß er sagt, er könne unmöglich länger in einer Stadt bleiben, wo er die Aufrichtigkeit, deren er sich befleisse, nicht ausüben dürfe; er wolle sich daher an den Hof begeben, und da die Kunst sich zu verstellen lernen, um in Zukunft wenig aufrichtig zu seyn.

10) Le Soupçonneux, in drey Aufzügen von dem ältern Riccoboni, den 29 Jenner 1721 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. **Lelio**; **Silvia**, dessen Schwester; **Harlequin**, dessen Bedienter; **Pantalon**; **Flaminia**, dessen Tochter; **Violette**, ihr Mädchen; der **Doctor**; **Mario**, dessen Sohn; **verschiedene Bediente**. Die Scene ist in Neapolis.

Erster Aufzug; das Theater stellt das Zimmer des Lelio vor. Lelio eröfnet die Scene; er ist allein und scheinet unruhig. Er hat zwey Briefe in der Hand, einen von dem Mario, der sich auf dem Lande befindet, und den andern von der Flaminia, seiner versprochenen Braut. Der ein dringt in ihn, seine Heyrath mit der Silvia, der Schwester des Lelio, zum Schlusse zu bringen; der andre Brief ist voller Zärtlichkeiten, die dem Lelio ein eitles Romanengeschwätze dünken, und seine natürliche Unruhe nicht stillen können. Er sucht das Mittel, in das Herz seiner Geliebten sehen zu können, in sich selbst, schmeichelt sich, es gefunden zu haben, bezeigt, daß er den Mario mit Ungeduld erwarte, auf dessen Beystand er sich bey dieser Gelegenheit Hoffnung macht, und

ruft seinen Bedienten, Harlequin. Weil dieser noch nicht lange bey ihm in Diensten ist, so fragt er ihn nach seiner Familie, nach seiner vorigen Aufführung, und dieses alles mit so augenscheinlichen Merkmalen des Argwohns, daß Harlequin verdrüßlich und unruhig wird und durch seine Unruhe das Mißtrauen des Lelio vermehrt. Er fragt hierauf den Harlequin, wie es um sein Liebesverständniß mit Violetten stehe; Harlequin antwortet, daß er sich glücklich schätze, und sein Herr hält sich über seine dumme Beruhigung auf; doch Harlequin erwiedert, daß er sich wohl hüten werde, der Violette einigen Argwohn spüren zu lassen, denn entweder sie liebe ihn nicht, und alsdenn wäre sein Argwohn umsonst, oder sie liebe ihn wirklich, und alsdenn könnte ihr ein unverdienter Argwohn leicht Gelegenheit geben, ihre Gesinnung zu ändern. Lelio findet sich durch die Anmerkung seines Bedienten einen Augenblick betroffen, er fällt aber bald wieder in seinen Charakter und sagt, daß er wenigstens kein Glück zu schmecken wisse, ohne es ganz zu kennen, und daß er daher durchaus seine Gebieterin auf die Probe stellen wolle. Man klopft an die Thüre; Harlequin meldet den Mario an, der vom Lande zurück kömmt; nachdem Mario hereingetreten, läßt Lelio den Bedienten abgehen, und schlägt jenem vor, der Flaminia einen Liebesantrag zu thun, um ihm hernach hinterbringen zu können, wie er aufgenommen worden, weil er bey seiner angebohrnen Aufrichtigkeit unmöglich eher ruhig seyn könne, als bis er von der Aufrichtigkeit derjenigen, mit denen er zu thun habe, völlig überzeugt worden. Mario entschuldiget sich mit seiner Liebe gegen die Silvia, mit der ihn diese Verstellung leicht veruneinigen könnte; Lelio aber antwortet, daß er nach der verlangten Probe die Flaminia entweder heyrathen, oder ihr auf ewig entsagen, und den Mario schon wieder mit seiner Schwester aussöhnen und ihre Heyrath sogleich zu Stande bringen wolle; da er hingegen seine Einwilligung niemals geben werde, wenn seinem Verlangen kein Genüge geschehe, oder ihn Mario gegen die Silvia oder sonst jemanden in der Welt verriethe. Mario muß sich alles gefallen lassen und Lelio geht ab, nachdem er ihm vorher gesagt, daß er der Flaminia antworten wolle, und daß sie seinen Brief durch ihn, den Mario, noch vor Mittage, erhalten müsse; er wolle ihr melden, daß er sich unbaß befinde, damit er einen Vorwand habe, sie den ganzen Tag nicht sehen zu dürfen, und Mario seine Erklärung desto ungehinderter anbringen könne. Harlequin kömmt wieder auf die Scene und bittet den Mario, ihm einen

Herren zu verschaffen; seiner sey allzu argwöhnisch, als daß man mit ihm leben könne. Mario gesteht es bey Seite zu, ermahnt aber den Harlequin, den Lelio nicht zu verlassen, der übrigens ein guter Herr und mit ihm zufrieden sey. Harlequin sagt ihm hierauf, daß ihn Silvia mit ihrem Bruder habe reden sehen, und ihn, ehe er weggehe, sprechen wolle. Mario antwortet, Lelio sey itzt in seinem Kabinet und schreibe, diesen Augenblick müsse man sich also zu Nutze machen, und er wolle erwarten, was Silvia zu befehlen habe. Harlequin verläßt ihn, und Mario bleibt wegen dessen, was ihm Lelio aufgetragen, in größter Besorgniß. Silvia kömmt, und fragt ihren Liebhaber, ob er die Einwilligung ihres Bruders erhalten habe; Mario erwiedert, daß Lelio, bey dem er eben itzt aufs neue angehalten, den Tag zu ihrer Vermählung noch nicht fest gesetzt, sondern ihm nur versichert habe, daß sie mit seiner Vermählung an einem Tage zu Stande kommen solle. Lelio kömmt dazu, sieht sie mit einander reden, und schöpft Verdacht. Harlequin, der mit ihm hereintritt, sagt, ohne Zweifel werde Mario seiner Schwester die öfentlichen Neuigkeiten des Krieges erzehlen. Lelio antwortet ihm mit einem gezwungnen Lächeln, daß er sehr daran zweifle; er ziehet den Mario darauf bey Seite, und dieser versichert ihm daß er wegen des Bewußten alle Verschwiegenheit beobachtet. Lelio, ohne sehr beruhiget zu seyn, giebt ihm den eben itzt geschriebenen Brief. Mario geht mit einem Complimente gegen die Silvia ab, und bittet sie leise, wegen ihrer Heyrath in den Bruder zu dringen. Lelio, der sie beobachtet, sagt zu dem Harlequin, daß Mario ohne Zweifel seine Schwester bitte, ihm von ihrer gehabten Unterredung nichts zu sagen. Harlequin ist aus Gefälligkeit seiner Meinung, und Lelio dringt hierauf in seine Schwester ihm nichts von dem zu verhehlen, was ihr Mario gesagt habe. Sie erröthet, und gehorcht; Lelio wird dadurch noch unruhiger, will noch mehr wissen, und droht ihr, ihre Heyrath mit dem Mario zu verhindern, wenn sie nicht alles aufrichtig bekenne. Harlequin ist auf seines Herrn Seite, und Silvia, die nichts weiter zu sagen weis, geht mit Thränen ab. Doch hat Lelio seinen Verdacht noch nicht verloren, sondern ruft vielmehr, indem er hitzig auf und abgeht: *Mir! mir einen solchen Streich zu spielen! Uns!* sagt Harlequin, ihn nachäffend. *Ich dachte es wohl!* setzt Lelio hinzu. *O wahrhaftig,* sagt Harlequin, *wir können so gut betriegen wie sie, und uns soll man so leicht nichts weiß machen!* Indem wird an die Thüre geklopft; Pantalon und der

Doctor treten herein und sagen dem Lelio, daß sie den Augenblick, sich mit ihm näher zu verbinden, ungeduldig erwarteten; Pantalon nehmlich soll sein Schwiegervater, und der Doctor der Schwiegervater seiner Schwester werden. Lelio dankt ihnen, und da sie hinzusetzen, daß ihre Kinder ihm wegen seiner Uneigennützigkeit verbunden seyn müßten, weil so wohl er als seine Schwester reichere Gatten leicht hätten finden können, so giebt Lelio zu verstehen, daß ihm alle diese Complimente verdächtig vorkommen; ja da die zwey Alten noch weiter in ihn dringen, einen gewissen Tag fest zu setzen, so antwortet er ihnen gar nicht, fordert von dem Harlequin seinen Hut und Degen, und geht fort. Pantalon und der Doctor erstaunen darüber, und da sie den Harlequin um die Ursache dieses kaltsinnigen Bezeigens fragen, spielt er die Rolle seines Herrn nach, nimt seinen Hut, seinen Gürtel, und was er sonst braucht, vom Tische, und verläßt sie ohne alle Umstände. Sie lauffen ihm nach, und der erste Aufzug ist zu Ende.

Zweyter Aufzug; das Theater stellt die Gasse vor, in welcher Pantalon wohnet. Mario tritt auf, und ist in der größten Verlegenheit, daß er etwas thun soll, was mit allen seinen Neigungen streitet, klopft aber doch an die Thüre des Pantalon an. Flaminia kömmt heraus, mit ihm zu sprechen; Violette ist bey ihr, die Mario wieder hinein zu schicken bittet. Hierauf, nachdem er ihr den Brief des Lelio übergeben, fängt er an, sich in sie verliebt zu stellen, und thut dieses auf eine sehr ungeschickte Weise. Endlich sagt er bey Seite, daß er unmöglich länger eine falsche Person spielen könne; er wirft sich der Flaminia zu Füssen und bittet sie das, was er ihr entdecken wolle, verschwiegen zu halten. Sie verspricht es, und er erzehlt ihr die Thorheit seines Freundes, die er seiner Zärtlichkeit beymißt, und die sie ihm um so vielmehr verzeihen müsse, da Lelio ihre und seiner Schwester Heyrath ohne Anstand vollziehen wolle, sobald ihm in diesem Stücke ein Genüge geschehen. Flaminia hört ihm ruhig zu, indem sie ihm aber antwortet, geräth sie in solche Hitze, daß ihm wegen seines Geheimnisses bange wird, und er sie, sein Unglück nicht zu machen, beschwören muß. Sie besänftiget sich, und sagt ihm, sie besorge es nicht heute zum erstenmale, daß sie die Gemüthsart des Lelio unglücklich machen werde; sie wolle daher ihre Maaßregeln nehmen, ohne daß ihm Lelio etwas vorwerffen könne; er solle ihm nur unterdessen sagen, daß seine Liebeserklärung übel

aufgenommen worden, und sich selbst eine Antwort, wie er glaube, daß sie sich am besten schicke, erdenken. Mario dankt ihr, und geht den Lelio aufzusuchen. Flaminia ist noch voller Unwillen und ruft Violetten. Sie erzehlt ihr alles, denket auf Mittel sich zu rächen, und bittet sie, gleichfalls darauf bedacht zu seyn. Harlequin kömmt, Violetten zu besuchen, und erzehlt ihr, daß ihn Lelio argwöhnisch gegen sie machen wollen; Violette geräth darüber in Zorn, und ihre Gebieterin sagt ihr ins Ohr, daß ihr ein Mittel, sich zu rächen, beyfalle; sie setzt hinzu, sie wolle dem Mario schreiben, daß sie ihn gern die folgende Nacht sprechen möchte, Violette solle unterdessen sich des Harlequins versichern, damit man von allen Tritten und Schritten seines Herren Nachricht haben könne. Nachdem Violette wider den Lelio genug losgezogen, schlägt sie dem Harlequin vor, sie wenn es Nacht geworden zu besuchen, doch mit der Vorsicht, sich zu verkleiden; sie wolle ihn, sagt sie, nahe an dem Zimmer verbergen, wo sich ihre Gebieterin mit dem Mario unterhalten werde; wenn Mario alsdenn weg sey, würden sie Zeit genug haben, mit einander zu plaudern. Harlequin findet diese Einrichtung sehr vernünftig, nur befürchtet er, sein Herr werde ihm nicht auszugehen erlauben; unterdessen verspricht er doch, sein Bestes zu thun. Violette wünscht sich, bey Seite, einen glücklichen Fortgang dieser Intrigue, blos um das Vergnügen zu haben, den Lelio eifersüchtig zu machen, und sich dadurch an ihm zu rächen. Harlequin, der seinen Herren mit dem Mario kommen sieht, gehet ab, sich zu verkleiden. Mario stattet dem Lelio von dem, was er ihm aufgetragen, Bericht ab, erzehlt wie strenge sich Flaminia gegen ihn erzeigt habe, und wünschet seinem Freunde von Herzen Glück. Lelio glaubt ihm bald, und bald ist er wieder mißtrauisch, endlich hält er es für völlig ausgemacht, daß die vorgegebene Liebe des Mario der Flaminia nicht mißfallen habe, und verläßt ihn also voller Unruhe. Mario ist in der größten Verwirrung, und eben kömmt Violette und bringt ihm den Brief ihrer Gebieterin, mit Bitte, dem Lelio davon Wind zu geben. Sie versichert ihm, daß der Dienst, welchen er der Flaminia hierdurch erweise, ihm auf keine Weise nachtheilig seyn solle; er verspricht zu gehorchen, gehet ab, und Violette begiebt sich gleichfalls sehr vergnügt weg. Das Theater verändert sich, und stellt das Zimmer des Lelio vor. Man sieht, wie Harlequin daselbst unter verschiednen Verkleidungen wählet, wie er sich entschliesset, zwey auf einmal zu nehmen, um desto unerkenntlicher zu

seyn, und sich wirklich in dieser Absicht auszukleiden anfängt. Lelio überrascht ihn in dieser Beschäftigung, und fragt ihn, was er machen will. Harlequin bekennt ihm, daß Violette ihn zu sich bestellt habe, und bittet ihn bald mit Weinen, bald mit Lachen, sein gutes Glück nicht zu verhindern. Lelio verspricht es ihm, sagt aber, daß es noch nicht Nacht sey, und er also noch Zeit genug habe, sich zu verkleiden. Harlequin umarmet seinen Herrn und macht verschiedne freudige Lazzis. Indem tritt ein Bedienter herein, der dem Lelio einen Brief vom Mario bringt, in welchem ihm dieser meldet, daß Flaminia ihn (den Mario) zu einer nächtlichen Unterredung gebeten habe, daß er gehindert worden, ihm mündlich davon Nachricht zu geben, und daß er ohne seine Einwilligung nichts unternehmen wolle. Lelio schließt hieraus, daß er die Flaminia mit Recht in dem Verdacht gehabt habe, daß ihr die Liebe des Mario nicht mißfalle, und er folglich nicht so sehr geliebt werde, als man es ihm bereden wolle. (Der Schauspieler muß hier wohl Acht haben, daß er Unruhe, aber nicht Eifersucht verrathe; und eben diesen Unterschied zwischen beyden soll der Verfasser dieses Stücks, welcher die Rolle des Lelio selbst spielte, unnachahmlich beobachtet haben.) Lelio fasset den Entschluß, dem Mario zu schreiben, daß er die Einladung der Flaminia annehmen, und ihm morgen davon Nachricht geben solle. Er ruft, fordert von dem Harlequin die nöthigen Dinge zum Schreiben, und unter andern auch Licht. *Licht?* sagt Harlequin ganz freudig; *also ist es Nacht?* *Nein,* antwortet Lelio; *sondern ich brauche nur Licht.* Harlequin bringt ihm alles, was er gefordert hat; sein Herr schreibt, versiegelt den Brief, giebt ihn dem Bedienten des Mario, fertiget ihn ab, steckt den Brief des Mario zu sich, und sagt, daß ihm eben eine gute List beygefallen sey. Harlequin findet, daß die Nacht diesesmal länger aussenbleibe, als gewöhnlich. Lelio sieht ihn mit einem kaltsinnigen Blicke an, und wirft ihm vor, daß er ihm nicht die Art und Weise vertrauet habe, wie ihn Violette in das Haus hineinbringen wolle. Harlequin antwortet ihm, daß sie ihn an der Thüre erwarten werde, und wiederhohlt alles, was man in der vorigen Scene zwischen ihm und der Violette vorgehen sehen. Alle Augenblicke aber unterbricht er seine Rede, indem er sagt, es sey Nacht, er müsse fort. Lelio hält ihn jedesmal auf; endlich kehrt sich Harlequin um, macht eine Verbeugung und spricht: *Ha! seyn sie willkommen, gnädige Frau Nacht! Ich wünsche Ihro Gnaden*

eine gute Nacht! Und hierauf will er mit Gewalt fort; Lelio aber hält ihn nochmals zurück, und sagt, weil er selbst diese Nacht ausgehen wolle, so müsse er (Harlequin) zu Hause bleiben. Er läßt sich auch durch die Bitten des Harlequins im geringsten nicht bewegen, sondern sagt, daß er ihn sogar, um sich seines Gehorsams zu versichern, verschliessen werde; weil es aber noch Tag ist, so geht er, seiner Schwester zu sagen, daß sie ihn nicht erwarten dürfe, und läßt sich in der Absicht den Mantel umgeben, den Harlequin sich zu verkleiden zurecht gelegt hatte. Er geht ab, Harlequin, voller Verzweiflung macht sich den Augenblick zu Nutze, Violetten von dieser Verhinderung Nachricht zu geben. Das Theater verändert sich und stellt eine Strasse vor. Flaminia erscheint, und sagt Violetten, daß Lelio, bey einer so gegründeten Ursache zum Verdacht, sie ganz gewiß ausspioniren werde. Harlequin kömmt dazu, und Flaminia geht bey Seite, damit ihn Violette desto ungehinderter ausfragen kann. Sie empfängt ihn mit vielen Liebkosungen; anfangs will er sich trösten, und fängt an mit ihr zu lachen, bald aber erzehlt er ihr sein Unglück weinend, und macht sich geschwind davon, weil er sieht, daß es Nacht wird. Flaminia kömmt wieder zu Violetten, und sagt, daß sie alles hinter der Thüre gehört habe, und daß ihr ein Mittel beygefallen sey, wie sie sich an dem argwöhnischen Lelio rächen könne. Sie sehen Licht kommen, und begeben sich weg. Der Doctor und Pantalon erscheinen; dieser hat eine Laterne in der Hand, und sagt jenem, daß er wohl bey ihm zu Abend speisen wolle, nur müsse er es vorher in seinem Hause melden. Er ruft Violetten, sagt, daß sie mit dem Abendessen nicht auf ihn warten sollen, und geht mit seinem Freunde fort. Lelio erscheint in einen Mantel eingehüllet; er verbirgt sich in einen Winkel, siehet die beyden Alten in das Haus des Doctors hineingehen, nähert sich dem Hause des Pantalons, und ruft Violetten, die sich stellt, als ob sie ihn für den Harlequin halte. Nach verschiednen Lazzis von beyden Seiten, empfiehlt er ihr mit leiser Stimme, ja wohl Acht zu haben, daß sie nicht durch irgend ein Licht verrathen würden. Indem kömmt gleich Flaminia, die ein Licht in der Hand hat; sie will sich nach dem Fortgange ihres Anschlages erkundigen; Violette läuft ihr voller Zorn entgegen, und schmält, daß sie so ungeduldig und unvorsichtig ist, sie zu so unrechter Zeit zu beleuchten. Flaminia begiebt sich weg. Violette sagt zu dem Lelio, daß sie das Licht aus dem Zimmer genommen habe, in welches

sie ihn führen wolle; sie nennt ihn beständig Harlequin, läßt ihn zu der Thüre hinein, die mitten auf dem Theater ist, und schließt nach ihm zu. Flaminia kömmt abermals wieder, mit einem Wachslichte in der Hand, ruft Violetten und schilt, daß sie itzt allein und ohne Licht in dem Zimmer sey, da sie vielmehr den Mario an der Thüre erwarten sollte. Sie befiehlt ihr um so vielmehr zu eilen, weil sie von dem Balcon einen vorbeygehen sehen, von dem sie glaube, daß er es gewesen sey. Inzwischen aber geben sie einander mit Zeichen zu verstehen, daß Lelio dort eingeschlossen sey, und sie also leise reden müßten. Violette geht, den Mario zu erwarten, und Flaminia bleibt allein und wünschet sich heimlich zu ihrer bevorstehenden Rache Glück. Mario kömmt; Flaminia begegnet ihm sehr hart, und sagt, daß sie ihn nur deswegen habe ruffen lassen, um ihm zu verbieten, jemals wieder vor ihre Augen zu kommen. Er geht, dem Ansehen nach, in der größten Bestürzung fort, und Flaminia fährt, nach seinem Abtritte, fort, vor sich theuer zu versichern, daß sie nie einen andern als den Lelio lieben werde. Dieser hört es, macht ein Geräusch und will sich vor Freuden zu den Füssen der Flaminia werffen; Flaminia aber thut, als ob sie furchtsam wäre, und einen Dieb zu hören glaubte, und ruft um Hülfe. Alle Bediente aus dem Hause kommen bewaffnet herzu; sie befiehlt ihnen ganz laut, sich eines Diebes zu versichern, der in dem nächsten Zimmer verschlossen sey, leise aber sagt sie, daß sie alles, was sie ihnen befohlen habe, ja wohl beobachten und es genug seyn lassen sollten, ihm Furcht einzujagen. Man öfnet die Thüre; Lelio dringt heraus, rennt die Bedienten übern Hauffen, einer von ihnen thut einen Pistolenschuß in die Luft, der vermeinte Dieb verliert Hut und Perücke, und macht sich davon.

Dritter Aufzug. Die Bühne stellt das Zimmer des Lelio vor. Harlequin liegt auf einem Tische, und ist eingeschlaffen. Er träumt, und glaubt mit Violetten zu sprechen. Er bewegt sich und fällt herunter; er erwacht darüber, sucht Violetten, und da er sie nicht findet, merkt er endlich, daß er geträumt und der Tag ihn aufgeweckt habe. Lelio tritt herein. Harlequin erkennt ihn nicht so gleich, und fürchtet sich vor ihm; nach einer Menge Lazzis erkennt er ihn endlich und fragt, was er mit seinem Hute, und seiner Perücke gemacht habe. Lelio giebt seinen Verlust einem heftigen Winde schuld, der sie ihm weggenommen. Indem wird an die Thüre geklopft, und Harlequin bringt einen Bedienten der

Flaminia hereingeführt, der dem Lelio einen Brief giebt, in welchem sie ihm meldet, daß ihr ein grosser Verdruß zugestossen, und daß, wenn ihre Heyrath nicht noch diesen Tag zu Stande käme, sie sich morgen auf Zeitlebens in ein Kloster einschliessen wolle. Lelio schmeichelt sich, daß die Liebe des Mario ohne Zweifel dieser grosse Verdruß sey, und sagt zu dem Bedienten, daß er ihr sogleich selbst die Antwort bringen wolle, und sie unterdessen versichern lasse, daß er alle Augenblicke bereit sey, ihr zu gehorchen. Er erkundiget sich bey dem Bedienten nach der Gesundheit seiner Gebieterin; dieser antwortet, daß sie sich nicht allzuwohl befinde, weil sie sich von dem Schrecken noch nicht erhohlt, den sie vergangene Nacht gehabt habe, indem man einen Dieb bey ihr eingeschlossen gefunden, der seinen Hut und seine Perücke in Stiche gelassen. Das muß also, sagt Harlequin, eine sehr unglückliche Nacht für die Hüte und Perücken gewesen seyn. Sein Herr befiehlet ihm zu schweigen, und fertiget den Bedienten der Flaminia ab. Harlequin fängt wieder an, von den Hüten und Perücken zu reden; Lelio wird ungedultig; indem wird angeklopft und der Doctor tritt mit dem Pantalon herein. Die zwey Alten liegen dem Lelio aufs neue an, den Tag zu seiner und der Silvia Verheirathung, fest zu setzen; er antwortet, er sey bereit zu schliessen, und wolle ihnen mit seiner Schwester zu dem Pantalon folgen, wo sie den Notarius könnten hinkommen lassen. Silvia kömmt hierauf, und sagt ihm, daß sie ihn im Traume in grosser Noth, unter wilden Thieren gesehen habe, die ihn zerreissen wollen. Lelio gestehet vor sich, daß es diesem Traume nicht ganz an Wahrheit fehle. Mario kömmt dazu; grüsset die Silvia und ziehet den Lelio bey Seite, und erzehlt ihm, daß er seinetwegen sehr gemißhandelt worden. Lelio unterbricht ihn, und sagt, er wisse bereits alles und werde ihm die Ruhe seines künftigen Lebens zu danken haben. Mario und Silvia dringen wegen ihrer Verbindung in ihn; er sagt ihnen, was er eben itzt mit dem Pantalon und dem Doctor abgeredet habe, und sie fallen ihm beyde um den Hals. Auch ich? sagt Harlequin, auch ich werde Violetten heyrathen dürfen? Ohne Zweifel; antwortet Lelio; und Harlequin fällt ihm gleichfalls um den Hals. Die Umarmungen fangen von neuem an, und so gehen sie endlich mit einander ab. Das Theater verändert sich, und stellt die Strasse vor, wo Pantalons Haus ist. Man erblickt den Doctor, den Pantalon und den Notarius, die auf das Haus zueilen, damit sie

Lelio finden und keinen Verdacht zu irgend einem Argwohne haben möge. Doch Lelio, Silvia und Mario hohlen sie noch ein, und sie gehen alle zusammen hinein. Das Theater verändert sich abermals, und stellt das Zimmer der Flaminia vor, wo sie zu Violetten sagt, daß sie noch gar nicht wisse, wie sie mit dem Lelio, ohne Nachtheil des Mario, werde brechen können. Violette giebt ihr den Brief des Mario an den Lelio, den dieser, als er sich davon machen müssen, verloren hatte. Flaminia lieset ihn mit grosser Freude, und sagt, daß sie ihn sehr gut werde brauchen können. Indem kommen die Väter und die Liebhaber dazu. Man unterzeichnet die beyden Contracte. Flaminia bemächtiget sich derselben, giebt dem Mario den, der ihn angehet, wirft dem Lelio seinen Argwohn und sein beschimpfendes Verfahren vor, welches sie durch den Brief, den er bey seiner Flucht verloren, erfahren habe, und zerreißt den Contract, den sie kurz zuvor unterzeichnet hatte. Pantalon billiget das Verfahren seiner Tochter und begiebt sich mit ihr weg. Lelio bleibt ganz verwirrt; Silvia tröstet ihn, und giebt ihm den Rath, in Zukunft nicht mehr so argwöhnisch zu seyn. Lelio aber nimmt sich im Zorne vor, es mehr als jemals zu seyn; denn, sagt er, dieser Brief enthält eine Verrätherey, gegen die ich nicht genug auf der Hut gewesen bin. In Zukunft will ich mich auch vor dem Hunde und der Katze in dem Hause in Acht nehmen, und auch meinem Hemde nicht mehr trauen. Er gehet voller Wuth ab. Mario und Silvia folgen ihm in der Absicht, ihn mit Flaminen wieder auszusöhnen; und Harlequin sagt, er wolle gehen und sehen, ob die Thorheit seines Herren auch nicht seiner Heyrath Unglück gebracht habe; womit die Komödie sich endet.

11) **Les Erreurs de l'Amour, ou Arlequin Notaire maltraité**; in drey Aufzügen nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, zum erstenmale aufgeführt den 23. May 1717.

Lelio liebt die Silvia und wird wieder von ihr geliebt, und Flaminia liebt den Lelio, der sie aber nicht liebt. Sie verfolgt ihn also überall, wo sie ihn mit der Silvia zusammen findet, und dieses unter verschiedenen Verkleidungen; kurz sie thut alles, was die Eifersucht einem Frauenzimmer eingeben kann. Harlequin, der als ein Notarius verkleidet erscheinet, wird ausgeprügelt, und lacht als ob er toll wäre, weil sich die, die ihn prügeln, wie er sagt, in der Person irreten. — Das Stück war nach den Sitten von Venedig eingerichtet.

## Coypel.[1]

1) L'Education perdue; in einem Aufzuge. Von dem Herrn Coypel entworffen, und den 23. October 1717 zum erstenmale aufgeführt.

Ein italiänischer Herr, Namens Lelio, hat aus seiner Ehe nicht mehr als ein einziges Kind, welches ein Sohn ist, den er bey einer Müllerin auf dem Lande in die Kost gegeben. Als er nach der Zeit Wittwer wird, will er diesen seinen Sohn, den er Mario nennen lassen, wieder zu sich nehmen, und da er eine Kette und das Portrait seiner Mutter, welches beydes er ihm um den Hals gehangen, als er ihn in die Kost gethan, nicht bey ihm findet, so fragt er die Müllerin nach der Ursache, die ihm denn sagt, daß sie das eine wie das andre verloren habe. Lelio glaubt ihr und nimt den Sohn, den sie ihm vorgestellt, und er für den seinen hält, mit. Auf seinem Rückwege findet er ein Kind an dem Ufer des Flusses, von dem Alter seines Sohnes, und das viel Artigkeit zeiget; er erbarmt sich über dieses Kind, nimt es mit und läßt es mit seinem Sohne, unter dem Namen Lindori, zugleich erziehen. Bey dem Lindori schlägt die Erziehung sehr wohl an, und seine Aufführung ist ungemein sittsam, da hingegen Mario ein lüderlicher Wildfang wird. Lindori macht mit der Silvia, der Tochter des Pantalons, der sie mit dem Mario verheyrathen will, weil ihn Lelio darum angesprochen, Bekanntschaft. Ehe aber Pantalon seine Tochter den Mario zu heyrathen zwingen will, erkundiget er sich vorher bey dem Harlequin, dem Bedienten des Mario, wegen der Aufführung seines Herrn. Harlequin, in einer Kleidung mit Bändern, ein spanisches Rohr unter dem Arme, und ein Reibeisen und Tabak in den Händen, spielt einen lächerlichen Petitmaiter, und erklärt dem Pantalon, daß sein Herr der glücklichste und zugleich der freyeste und lustigste junge Mensch von der Welt sey, der sich alle Tage neue Ergötzlichkeiten, in der Oper, in der Komödie, vor dem Spieltische, im Weinhause, bey Frauenzimmern, zu machen wisse. Da Pantalon dieses hört, sagt er dem Lelio den Handel auf, und will seine Tochter dem

[1] Charles Antoine Coypel war erster Mahler des Königs und Director der königlichen Akademie der Mahlerey und Bildbauerkunst zu Paris. Er starb an diesem Orte den 14 Junius 1752. in einem Alter von 58 Jahren. Er hat so wohl für die französische als italiänische Bühne gearbeit. Seine Stücke für die letztere aber, waren weiter nichts als Entwürffe, dergleichen dieser und der folgende ist, und die von den Schauspielern aus dem Stegreife ausgeführt, und daher niemals gedruckt worden.

Mario nicht geben. Unterdessen führt dieser den Lindori nebst zwey Frauenzimmern in die Oper, und wie sie wieder herauskommen, zwingt Mario den Lindori, den Degen zu ziehen. Mario wird von ihm entwaffnet, und Lindori schenkt ihm aus Grosmuth und aus Dankbarkeit das Leben, worauf aber Mario angehalten und in das Gefängniß gebracht wird. Unterdessen kömmt der Bruder von der Amme an, und bringt einen Brief an den Lelio, in welchem sie ihm meldet, daß sie bey Annäherung ihres Todes ihr Gewissen zwinge, ihm zu entdecken, wie Mario ihr eigner Sohn sey, und daß der seinige in dem Flusse bey der Mühle umgekommen, weßwegen sie denn vorgegeben, daß die Halsschnur und das Portrait verloren gegangen wären. Da Lindori von der Halsschnur und dem Portrait reden höret, so zeigt er beydes vor, wird dadurch für den Sohn des Lelio erkannt und heyrathet die Silvia. Lelio will hierauf den Mario von sich stossen, Lindori aber bewegt seinen Vater, daß er ihn auf eben demselben Fusse, auf welchem Lindori vorher gewesen, bey sich behält.

2) Le Defiant; in drey Aufzügen von Ch. An. Coypel, den 10 Julius 1718. zum erstenmale aufgeführt.

Personen des Stücks. **Lelio**, der Mißtrauische. **Flaminia**, des Lelio Tochter. **Pantalon**, des Lelio Bruder. **Mario**, Liebhaber der Flaminia und Freund des Pantalon. **Violette**, der Flaminia Mädchen. **Arlequin**, des Lelio Bedienter. **Scapin**, ein andrer vertrauter Bedienter des Lelio. **Pierrot**, ein Anverwandter des Scapin.

Lelio hat nur eine Tochter, (Flaminia) die er gern an einen Mann von Stande verheyrathen wollte. Pantalon, sein Bruder, kömmt und will für den Mario um sie werben, welches ein junger Mensch von Familie ist, und den Flaminia liebt. Allein Lelio will sie ihm nicht geben, weil man ihm gesagt hat, daß Mario ein wenig frey lebe, und sein Vermögen eher als ein andrer durchbringen werde. Dieser abschläglichen Antwort wegen ist Mario ziemlich verlegen, und weis nicht wie er mit seiner Gebieterin zu sprechen kommen soll, weil Lelio so mißtrauisch ist, daß sich niemand seinem Hause nähern darf, von dem er nicht glaube, daß er ihn bestehlen wolle. Gleichwohl findet Mario ein Mittel hineinzukommen und die Flaminia zu sehen, die ihm verspricht, daß sie niemals eines andern, als die seinige seyn wolle. Sie verlassen einander eben da Lelio dazukömmt, und aus vollem Halse, als ein Besessener, schreyt:

Dieb! Dieb! man bestiehlt mich! Er hält einen Menschen am Kragen, der einen Sack mit tausend Livres trägt, und den er aus seinem Cabinete herauskommen sehen, das er nach sich zuzuschliessen vergessen hatte. Lelio bildet sich ein, daß ihm dieser Mensch das Geld gestohlen habe; es ist aber gleich das Gegentheil. Denn dieser Mensch ist ein Bedienter eines Freundes von Lelio, dem er hundert Pistolen geliehen hatte, und der Freund schickt sie ihm itzt durch seinen Diener wieder, welchem Lelio bis itzt weder Zeit noch Freyheit gelassen, seine Commißion auszurichten. Nachdem er es nun gethan, läßt ihn Lelio zwar wieder gehen, befiehlt aber dem Harlequin, ihn bis auf die Strasse zu begleiten, damit er nicht noch etwas bey dem Herausgehen mitnehmen möge. Lelio fragt den Scapin, welches sein vornehmster Bedienter und sein Vertrauter ist, wegen der Heyrath seiner Tochter um Rath, und läßt sich verlauten, daß er sie dem Mario nicht geben wolle. Scapin sagt, er kenne einen sehr reichen Marquis, der sich wohl für seine Tochter schicken möchte; da ihm aber seine Aeltern sehr früh gestorben wären, und er auf dem Lande erzogen worden, so könne es leicht seyn, daß er nicht alle die Artigkeiten einer in der Stadt und in der grossen Welt erzogenen Person besitze. Lelio aber erwiedert, daß dieses nichts zu bedeuten habe, und daß er ihn nur solle kommen lassen. Dieser Marquis ist Pierrot, der Sohn eines reichen Bauers, des Bruders von Scapin, der diesen seinen Vetter gern mit der Flaminia verheyrathen wollte. Er läßt ihn sehr prächtig auskleiden, und stellt ihn dem Lelio und der Flaminia unter dem Namen des Marquis de la Pierre vor, und Lelio sagt seiner Tochter, daß dieses der Gemahl sey, den er ihr bestimme. Der Marquis sagt tausend abgeschmackte Dinge; er nennt den Scapin seinen Vetter, ob es ihm dieser gleich ausdrücklich verbothen. Und nun kömmt auch Harlequin dazu, der vollends alles zu nichte zu machen drohet; denn da er den Pierrot auf dem Dorfe gekannt hat, wo er sein Spielgeselle sonst gewesen war, so läuft er auf ihn zu, umfaßt ihn und sagt ihm tausenderley närrisches Zeug. Scapin macht dieses alles, so viel ihm möglich, bey dem Lelio wieder gut.

Unterdessen ist Mario wegen der Ankunft dieses Marquis und wegen der Hartnäckigkeit des Lelio, ihm seine Tochter, nicht zu geben, sehr verlegen. Er wendet sich an Violetten, welches Scapins Liebste ist, und bittet sie, die Heyrath hintertreiben zu helfen. Violette, die sonst bey

dem Scapin alles vermag, thut ihm den Vorschlag, und verspricht ihn zu heyrathen, wenn er den Lelio dahin bringen wolle, daß er dem Marquis de la Pierre seinen Abschied ertheile ꝛc. Scapin aber, der gleich, da ihm Violette diesen Vorschlag thut, seinen Herrn kommen sieht, sagt ganz laut, daß er sich wohl hüten werde, seinen Herrn zu verrathen, und daß Flaminia nichts bessers thun könne, als den Marquis de la Pierre zu heyrathen ꝛc. In diesem Augenblicke kömmt Harlequin dazu, und sagt, daß in dem Hause, und zwar in Scapins Kammer, Feuer ausgekommen sey. Lelio läuft sogleich hin, läßt das Feuer löschen, und steckt eine Brieftasche, die dem Scapin gehört, und die er auf dem Tische gefunden, zu sich. Ehe er sie ihm aber wieder giebt, sucht er sie vorher durch, um zu sehen, ob Scapin nicht irgend eine Rechnung für ihn bezahlt bekommen. Da findet er nun unter seinen Papieren einen Brief von Pierrots Vater, der dem Scapin schreibt, daß es sehr viel gewagt sey, den Pierrot für einen Marquis ausgeben zu wollen, weil er viel zu ungeschliffen wäre, diesen Charakter lange zu behaupten. Ehe Lelio aber durch diesen Brief, den er in der Brieftasche gefunden, Licht erhält, hat sein Bruder Pantalon eine sehr lustige Scene mit ihm. Pantalon will mit dem Lelio wegen der lächerlichen vorhabenden Verheyrathung sprechen; dieser aber, nach seiner mißtrauischen Gemüthsart, glaubt, daß er ihm Wagen und Pferde abborgen wolle, und bringt daher, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu erklären, eine lange Reihe von Entschuldigungen vor, warum er sie ihm nicht leihen könne. Und als er hört, daß itzt von ganz etwas andern die Rede sey, bildet er sich ein, daß er Geld von ihm borgen wolle, und läßt sich daher weitläuftig über die elenden geldklemmen Zeiten aus ꝛc. Endlich wird Lelio, durch die Gründe seines Bruders, und durch den gefundenen Brief von der Untreue des Scapins überzeugt, jagt ihn mit samt dem Pierrot fort, ruft seine Tochter und verspricht sie dem Mario ꝛc.

Die Kunstrichter setzten an diesem Stücke aus, daß der Charakter des Mißtrauischen nur sehr oben hin behandelt sey, und mit dem G e i z i g e n des M o l i e r e zu viel ähnliches habe ꝛc. Deßgleichen schien es ihn n sehr seltsam zu seyn, daß ein so mißtrauischer Mensch, als Lelio ist, gleichwohl gegen den Scapin, der ihn bey der Nase herumführt, nicht das geringste Mißtrauen bezeige.

Noch hatte Harlequin eine sehr lustige, episodische Scene darinn;

als er nehmlich aus dem Hause seines Herrn herauskam, und sein Ränzel mit sich brachte, damit es nicht etwa mit verbrennen möge. Er sucht es durch, und da er sein bestes Hemde nicht darinn findet, so geht er wieder hinein, um dieses noch zu hohlen. Er bringt es auch wirklich, sieht aber, als er zurück kömmt, daß ein Dieb mit seinem Ränzel, davon geht. Er betrachtet ihn, sieht ihm nach, und der Dieb läßt sich auch, auf eine komische Weise, auf allen Seiten und in mancherley Stellungen von ihm betrachten, so daß diese stumme Scene, nach vielfältigem hin und wiedergehen, sehr lächerlich ausfällt. Der Dieb kömmt endlich mit dem Ränzel davon und Harlequin kömmt allein wieder vor auf das Theater, und spottet über den Dieb, daß er gleichwohl sein bestes Hemde nicht bekommen habe, welches er den Zuschauern in einem sehr elenden Zustande weiset.

3) **L'Impatient**; in einem Aufzuge, nach dem Entwurfe des Herrn Coypel, den 10 November 1717. zum erstenmale aufgeführt.

Lelio, welches der Charakter eines sehr ungeduldigen Menschen ist, der sich in beständiger Bewegung befindet, wird Knall und Fall in die Flaminia, die Tochter des Doctors verliebt, und wird wegen der Heyrathspunkte so geschwind einig, als ob es die größte Kleinigkeit beträffe. Flaminia, die diesen ihren künftigen Gemahl nicht liebt, fällt auf eine List, ihm die Verbindung mit ihr zuwider zu machen. Sie redet nehmlich, in der ersten Zusammenkunft, die sie mit ihm hat, mit einer so merklichen Langsamkeit, daß sie jedes Wort zu articuliren, eine geraume Zeit nöthig hat. Lelio verräth alle Augenblicke seine Ungeduld, und da er es endlich nicht länger aushalten kann, verläßt er die Flaminia auf einmal, begiebt sich zum Doctor und ersucht ihn, ihn seines gegebenen Wortes, dessen Tochter zu heyrathen, zu erlassen. Mario, der Liebhaber der Flaminia, macht sich diesen Bruch zu Nutze, hält bey dem Doctor um sie an, und bekömmt sie.

### De Lisle. [1]

1) **Arlequin Astrologue**; in drey Aufzügen von dem Herrn de Lisle, auf dem italiänischen Theater in Paris den 13 May 1727. zum erstenmale aufgeführt.

[1] Dieser dramatische Schriftsteller lebt, so viel mir bekannt ist, noch. Er hat nur für das italiänische Theater gearbeitet. Sein Timon der Menschenfeind, sein Falke rc. sind seit geraumer Zeit auch auf dem deutschen Theater. Die Stücke aber, deren Entwürfe hier vorkommen, sind nie gedruckt worden.

1. Aufzug. Harlequin eröfnet die Scene. Er sucht seinen Herrn den Erast, der ihm seit einigen Tagen aus den Augen gekommen ist. Er findet ihn endlich als Gärtner verkleidet, in Diensten der Dorimene, unter dem Namen Lucas. Anfangs erkennt er ihn unter dieser Verkleidung nicht, welches den Erast hoffen läßt, daß ihn auch weder Dorimene noch Julia darunter erkennen werde. Mit dieser Vorsicht hat der Verfasser ohne Zweifel den Einwürfen, die ihm die Kunstrichter etwa darüber machen könnten, im Voraus begegnen wollen. Wir wollen nicht untersuchen, in wie weit dergleichen Einwürfe gegründet seyn möchten; genug daß man über Facta nicht streiten muß; und das ist eines, daß Erast von seinem eignen Bedienten nicht erkannt worden. Wo die Erfahrung spricht, giebt uns der Verfasser zu verstehen, da muß die Vernunft schweigen. Erast entdeckt dem Harlequin die Ursachen, die ihn bewogen, sich als Gärtner bey der Dorimene in Dienste zu begeben. Dorimene will die Julia an den Oronte verheyrathen, und eben um diese Heyrath zu hintertreiben, hat sich Erast verkleidet. Er schlägt dem Harlequin vor, sich selbst als einen Sternseher zu verkleiden, um Dorimenen zu hintergehen, die aus den Wahrsagern sehr viel macht. Und um den Harlequin desto leichter zu bewegen, ihm unter dieser Verkleidung zu dienen, faßt er ihn bey seiner Schwäche. Harlequin liebt die Colombine, welche er in dem Verdachte hat, daß sie den Trivelin, den Bedienten des Oronte, den Dorimene ihrer Tochter Julia bestimmet, liebe. Erast führet den Harlequin mit sich fort, damit er sich niemanden zeigen soll. Sie begeben sich in ein Weinhaus, um ihre Maaßregeln, wegen der List, die Erast erdacht hat, mit einander zu nehmen. Dorimene kömmt mit der Julia, eben da Erast und Harlequin abgehen. Sie macht sich die unverstellte Aufrichtigkeit ihrer Tochter zu Nutze, um zu erfahren, was in ihrem Herzen vorgeht. Julia gesteht ihr gerade zu, daß sie den Oronte zu ihrem Manne nicht haben möge, weil sie sich schon einen andern Liebhaber, der mehr nach ihrem Geschmacke sey, ausgesucht habe. Dorimene, welche in den Erast eben so verliebt ist, als ihre Tochter, und die ihm nur deswegen den Zutritt in ihr Haus versagt hat, weil Julia in seinem Herzen die Oberhand über sie erhalten, verbietet ihr durchaus an den Erast weiter zu gedenken, und befiehlt ihr, sich fertig zu halten, die Hand des Oronte anzunehmen, dessen Reichthümer sie glücklich machen könnten. Oronte kömmt, Dorimene läßt ihre Tochter abtreten, Julia gehorcht,

giebt aber durch ein Beyseite zu verstehen, daß sie sich an einem Ort verstecken wolle, wo sie die Unterredung ihrer Mutter und des alten Liebhabers, der ihr Gemahl werden solle, mit anhören könne. Dorimene sagt dem Oronte, daß sie in dem Herzen der Julia wegen der ihr vorgeschlagenen Heyrath, sehr viel Widerstand antreffe. Oronte schmeichelt sich, durch Hülfe seiner Reichthümer alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dorimene verläßt ihn, um wegen verschiedener Dinge Anstalt zu machen. Den Augenblick darauf kömmt Julia; sie sagt dem Oronte, daß sie seine ganze Unterredung, mit ihrer Mutter, mit angehört habe, und daß sich diese sehr betriege. Oronte glaubt, daß ihm diese Reden günstig wären, und daß er der Julia so unangenehm nicht sey, als ihre Mutter es glaube. Doch Julia läßt ihn nicht länger in seinem Irrthume, und erklärt ihm ohne die geringste Zweydeutigkeit, daß sie ihn nicht liebe, und auch niemals lieben werde. Nach diesem aufrichtigen Geständnisse begiebt sie sich weg; und Oronte geräth darüber ein wenig in Verwirrung, doch verlieret er noch nicht alle Hofnung.

2. Aufzug. Harlequin, ob es ihm gleich Erast ausdrücklich verbothen, sich vor seiner Verkleidung in den Sternseher, jemanden zu zeigen, kann dennoch seiner Begierde mit Colombinen zu reden nicht widerstehen, um von ihr zu erfahren, ob sie ihm wirklich den Trivelin vorziehe. Colombine kömmt, und ist eben nicht sehr erfreut, ihn zu sehen, weil sie seinen Nebenbuhler liebt. Allein sie verstellt ihr Mißvergnügen; sie fragt ihn nach dem Erast und sagt, daß er seiner Abwesenheit ungeachtet, der Julia in ihren Gedanken beständig gegenwärtig sey, und auf das zärtlichste von ihr geliebt werde. Harlequin antwortet ihr, daß er bey dem Erast nicht mehr diene, und einen unendlich bessern Herrn gefunden habe. Er sey nehmlich vor itzt bey dem großen Sternseher Beniscraque, der eine unumschränkte Gewalt besitze, in Diensten. Er giebt ihr zugleich zu verstehen, daß er den Trivelin, wenn er sich unterstehen sollte, ihm ihr Herz streitig zu machen, durch Hülfe gewisser Geister, die ihm sein Herr leihen werde, ein wenig in der Luft wolle herumtanzen lassen. Colombine, die hierüber sehr erschrickt, verstellt sich noch weiter, und schwört ihm, daß sie den Trivelin durchaus nicht leiden könne, sondern ihren Harlequin einzig und allein liebe. Hier kömmt nun Erast dazu, der noch immer als Gärtner verkleidet ist; er geräth wider den Harlequin in Zorn, und droht ihm leise, ihn wegen seines Ungehorsams zu strafen. Harlequin

thut, als ob er ihn nicht kenne, und nimmt einen Ton gegen ihn an, der sich für den Diener des grossen Beniscraque, wenn er mit einem schlechten Gärtner spricht, schicket. Harlequin geht ab, um sich zu verkleiden; und der verstellte Gärtner erfährt von der Colombine, daß Julia die Hand des Oronte ausgeschlagen, weil sie ihr Herz bereits an einen andern jungen Liebhaber, Namens Erast, verschenkt habe. Der vermeinte Gärtner sagt ihr, daß er der Julia in dieser Liebe, so weit es in seinem Vermögen stehe, dienen wolle. Julia kömmt, und bezeigt eine große Begierde, sich mit dem Sternseher eher, als ihre Mutter, zu unterhalten. Sie bittet zugleich den Lucas, bey ihr zu bleiben, weil sie sich vor dergleichen Leute, die mit Geistern Umgang haben, fürchte. Erast bringt sie mit einer guten Art auf das Kapitel von ihrer geheimen Liebe, und hat das Vergnügen zu hören, daß er heftiger, als er immer hoffen dürffen, von ihr geliebt werde. Er giebt ihr die Hand, sie zu dem Beniscraque zu führen, auf dessen Ankunft Dorimene mit Ungeduld wartet.

3. Aufzug. Der erste Auftritt dieses letzten Aufzuges ist zwischen Trivelin und dem in Sternseher verkleideten Harlequin. Harlequin macht dem Trivelin so viel Angst, daß er ihm das Versprechen abzwingt, der Colombine zu entsagen. Der Vorwand, unter welchem der verstellte Beniscraque dem Trivelin diese Entsagung abnöthiget, ist dieser, weil er den Harlequin, der bey ihm in Diensten stehe, unter seinen Schutz genommen habe. Trivelin macht sich zitternd davon, und schwört, sich niemals einer solchen Gefahr wieder auszusetzen. Dorimene und Oronte kommen, den Sternseher um Rath zu fragen; Oronte aber ist bey weitem nicht so leichtgläubig, als Dorimene. Beniscraque läßt sie beyde abtreten, und will mit der Colombine den Anfang machen, die ihn gleichfalls zu Rathe zu ziehen verlangt. Sie giebt ihm zu erkennen, daß sie zwey Liebhaber habe, aber nur einen davon liebe; sie setzt hinzu, daß sie gezwungen sey, das Geheimniß ihres Herzens zu verbergen, weil der Herr desjenigen, den sie nicht liebe, in diesem Hause gegenwärtig sey. Sie versteht unter diesem Herrn den Beniscraque, weil ihr Harlequin in dem ersten Aufzuge gesagt hat, daß er bey diesem berühmten Manne in Dienste getreten sey. Harlequin aber betriegt sich, und glaubt, daß sie den Trivelin, der bey dem Oronte in Diensten stehe, meine. Diese Zweydeutigkeit verursacht dem Harlequin eine große Freude; er kömmt aber gar bald aus seinem Irrthume. Colombine sagt ihm, daß es Trivelin sey,

den sie liebe. Hierbey nun kan sich Harlequin nicht halten, er wirft seinen Rock und seinen Bart auf die Erde, und läßt der Colombine den Liebhaber in ihm erkennen, dem sie den Trivelin vorzuziehen, die Ungerechtigkeit habe. Auf das Geschrey und die Scheltworte, die er der Colombine sagt, kommen sowohl Dorimene und Oronte, als auch der vermeinte Lucas herzu; und jene erstaunen nicht wenig, anstatt des Beniscraque den Harlequin zu finden. Anfangs scheinet dieser unbesonnene Streich die ganze List des Erast zu vernichten; doch es wird gar bald alles beygelegt. Da Oronte höret, daß Julia den Erast liebet, und diesen Liebhaber bey seiner künftigen Gattin verkleidet antrift, so entsagt er einer für ihn so gefährlichen Heyrath; und Dorimene faßt, nach einem so öffentlichen Ausbruche, den weisen Entschluß, in die Verbindung ihrer Tochter mit dem Erast zu willigen, dem sie noch dazu ihre Freundschaft verspricht. Der einzige Harlequin sieht sich unglücklich; er kann aber niemand andern, als sich selbst die Schuld geben.

2) **Arlequin Grand Mogul**, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. de Lisle zum erstenmal aufgeführt den 14 Jenner 1734.

Asouf, General der Truppen des Cha-Jean, Kaysers von Mogol, empört sich gegen diesen Monarchen, weil er seine Tochter verstossen hat, und die Roxane, eine Enkelin des Sultan Amajou, heyrathen will. Um seiner Parthey ein Gewichte zu geben, bedient sich Asouf des Harlequins, eines einfältigen Schäfers, welchen er den Rebellen unter dem Namen des Prinzen Boulakis, ältesten Bruder des Cha-Jean, der bereits seit einigen Jahren todt ist, vorstellet. Man kann sich leicht einbilden, wie schlecht der vorgegebene Prinz die Person, die man ihm zu spielen gegeben, behauptet. Er hat sich noch dazu in eine junge Schäferin, Namens Zaide, verliebet, die sich über seine Unbeständigkeit beklagt, und es ihn endlich bereuen läßt, daß er die Stelle, die ihm Asouf aufgetragen, angenommen habe. Endlich schlägt Cha-Jean die Rebellen, Asouf bleibet in der Schlacht und Harlequin heyrathet die Zaide. — Dieses Stück fand wenig Beyfall, ob es gleich verschiedene Scenen hatte, welche die Naivetet des Harlequin und der Zaide sehr interessant machten.

3) **Les Caprices du Coeur et de l'Esprit**, in drey Aufzügen von dem Hrn. de Lisle; zum erstenmale aufgeführt den 25 Junius 1739.

Personen. **Dorimon**, der Angelique Vater; **Dorante**, Liebhaber der Angelique; **Valere**, gleichfalls der Angelique Liebhaber; **Angelique**,

dem Dorante versprochen; Isabelle, Nichte des Dorimon, dem Valere versprochen; Lisette, Mädchen der Angelique; Frontin, Bedienter des Dorante. Die Scene ist auf dem Lande bey dem Dorimon.

Dorimon eröfnet die Scene und fragt Lisetten, was sie von dem Dorante, den er seiner Tochter bestimme, und von dem Valere, dem er seine Nichte versprochen, sage? Lisette antwortet: sie wären beyde liebenswürdig; Valere sey sehr lebhaft, und wisse sich hervor zu thun; Dorante aber gefalle ihr deswegen unendlich, weil man einen vernünftigen Mann in ihm bemerke, von der gefälligsten Gemüthsart, obgleich sein Aeußerliches sehr ernsthaft sey. Dorimon schmeichelt sich, in der Wahl dieser Ehemänner für seine Tochter und seine Nichte, sehr glücklich gewesen zu seyn; indem Angelique, welche er dem Dorante bestimmt, so wie er, philosophisch, und Isabelle, so wie Valere, lebhaft und aufgeräumt sey. Sie kommen beyde dazu, und Dorimon sagt, daß er mit ihnen von einer ernsthaften Sache reden wolle. Er erklärt sich, daß es ihre Verheyrathung betreffe; Isabella findet nicht, daß dieses eben eine sehr ernsthafte Sache sey, allein Angelique denket ganz anders. Dorimon gehet ab, um sich zu den zwey Liebhabern zu begeben, und sie hernach zu seinen Töchtern zu führen. Isabella bezeiget ihrer Muhme ihre Freude, daß man sie nun bald verheyrathen werde; Angelique aber ist ganz traurig, weil, wie sie sagt, die Heyrath uns mit einem Manne verbindet, dessen Verstand man oft eben so wenig kennet, als die Gemüthsart. Hierauf schildert sie die Liebhaber, die ihre Fehler in liebenswürdige Eigenschaften zu verwandeln wissen, und sich den Augen ihrer Gebieterinnen ganz anders darstellen, als sie wirklich sind. Isabelle antwortet, daß das Frauenzimmer den Mannspersonen, wie sie glaube, in dem Stücke der Verstellung nichts schuldig bleibe. Die Unterredung wird durch die Ankunft des Dorimon und der zwey Liebhaber unterbrochen. Bey dieser Zusammenkunft fallen nichts als Höflichkeiten vor, und Dorimon, unter dem Vorwande, verschiednes anzuordnen, läßt sie alle viere beysammen. Bey dieser Gelegenheit nun verrathen Angelique und Isabelle ihre Neigungen; Angelique findet den Dorante allzuverdrießlich, und Isabelle siehet in dem Valere nichts als einen unbesonnenen Flattergeist. Jene schließt aus den satyrischen Zügen, welche dem Dorante entwischen; und diese aus dem leichtsinnigen Tone des Valere, der unter andern sagt, daß sich

Dorante, über alles, was ihm zu wieder sey, ärgere, und daß hingegen er, über alles, was ihn ärgere, lache. Dorimon kömmt wieder zu ihnen; Isabelle erhebt gegen ihren Oheim den Verstand und Charakter des Dorante, und Angelique lobt ungemein den Valere, so daß Dorimon sagt: das ist ja recht lustig; jede rühmt den Liebhaber ihrer Muhme, untersteht sich aber, aus Schamhaftigkeit, nicht, ihren eignen zu loben. Lisette meldet, daß man angerichtet habe, und die Gesellschaft begiebt sich weg. Lisette hält den Dorimon zurück, um ihn zu fragen, ob die Verliebten an einander Geschmack finden. Dorimon ist voller Freuden und sagt, daß das Schicksal seine Wahl deutlich zu billigen scheine, und daß man auf der ganzen Welt keine sympathetischere Gemüther finden könne; doch empfiehlt er ihr, bey dem Abgehn, nochmals die Herzen der beyden Frauenzimmer gegen ihre Liebhaber zu erforschen. Frontin kömmt und wird von der Schönheit der Lisette ungemein gerührt. Er hält sie anfangs für eine von den Gebieterinnen des Hauses, nachdem ihn aber Lisette aus dem Irrthume gezogen, wird er freyer und sagt: Du wirst nichts dabey verlieren, daß Frontin seine Ehrfurcht gegen dich zu verlieren anfängt. Lisette fragt ihn, was er suche? Frontin antwortet: ich suchte einen Herrn, und finde eine Gebieterin. Sie unterhalten sich hierauf von ihrer Herrschaft, und jeder mahlet die seinige mit sehr komischen Zügen vollkommen nach dem Leben.

Angelique und Lisette fangen den zweyten Aufzug an. Dieses vernünftige und einsichtsvolle Frauenzimmer sagt, je mehr sie den Dorante untersuche, desto weniger könne sie Geschmack an ihm finden, und sie möge ihn durchaus nicht haben; er scheine ihr zu viel Verstand zu besitzen, und sie fürchte, daß er für seine Einsichten allzusehr eingenommen sey. Sie gesteht, daß sie eben die Fehler habe, welche sie Doranten vorwirft. Und eben diese Uebereinstimmung in unserer Art zu denken, sagt sie, würde unserm Umgange nothwendig sehr gefährlich seyn. Dorante, setzt sie hinzu, muß eine gelehrige Frau, so wie ich einen Mann haben, der mehr Biegsamkeit des Geistes besitzet. Sie trägt Lisetten auf, zum Dorimon zu gehn, und ihm die Neigungen ihres Herzens zu entdecken. Valere kommt dazu, weil er aber in tiefem Nachdenken ist, wird er Angeliquen nicht gewahr, ob sie gleich eben die Person ist, von der seine ganze Seele eingenommen. Sie zeiget

sich ihm, welches ihn anfangs ein wenig verwirrt macht; doch faßt er sich bald wieder, und gesteht ihr, daß seine Gedanken eben mit ihr beschäftiget gewesen. Angelique wird durch dieses Geständniß sehr betroffen, und giebt ihm zu bedenken, daß er ihrer Muhme bestimmt sey; doch Valere fährt fort, sie zu versichern, daß er zwar Isabellens Verdienste wohl einsehe, daß aber Angelique über sein Herz triumphirt habe. Endlich bekennt ihm Angelique, daß sie eben so ausschweifend sey als er, und nicht die geringste Neigung gegen Doranten habe. Valere wird darüber entzückt, fällt ihr zu Füssen, und bittet sie um Erlaubniß, hoffen zu dürfen, weil er sie nunmehr lieben könne, ohne die Freundschaft, die er für Doranten habe, zu verrathen. Angelique hebt ihn auf, und sagt: Geben Sie mir die Hand; ich will Sie von ihrem Irrthume zurückbringen, und meiner Muhme wieder schenken. Dorante kömmt dazu, und weil er Angeliquen fliehen sieht, so zweifelt er an ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn nicht länger, und ist sehr wohl damit zufrieden. Er fügt hinzu: ein Frauenzimmer ist von Natur gebieterisch; alsdenn aber hat ihr Stolz keine Grenzen, wenn sie grössere Talente zu besitzen glaubt, als ihrem Geschlechte sonst zukommen. Er ruft den Frontin, und befiehlt ihm, die Pferde zu satteln, damit er sogleich abreisen könne. Dem Frontin ist dieses ganz und gar nicht gelegen, und er thut alles was er kann, seinen Herrn zu bereden, daß er sich nicht entbrechen könne, Angeliquen zu heyrathen, weil bereits alle Anstalten dazu vorgekehret werden; er setzt hinzu, daß noch über dieses er sich selbst in Lisetten verliebt habe. Frontin geht endlich in größtem Verdrusse ab. Dorante bleibt einen Augenblick allein; Isabelle kömmt in Gedanken vertieft dazu, und Dorante sieht sich verbunden, sie nach der Ursache ihrer Traurigkeit zu fragen. Sie gesteht ihm, daß sie Valern nicht liebe, und daß er für sie allzu jung und allzu zerstreut sey. Dorante nimmt Valerens Parthey und beweiset Isabellen, daß er alle Verdienste habe, die man nur haben könne. Doch dieses alles verringert Isabellens Besorgnisse wegen der Jugend des Valere nicht im geringsten; sie läßt sich vielmehr darüber aus, daß sie schwer zu überstehen seyn werde. Erzeigen Sie mir also die Gefälligkeit, fährt sie fort, und bringen ihm auf eine gute Art bey, daß er nicht mehr an mich denken solle. Dorante nimmt die Commißion an, obgleich ungern, über sich, und verspricht, ihr Antwort zu bringen. Isabelle geht ab,

nachdem sie sich diesen Stein vom Herzen geschaft. Dorante, der anfangs allein abzureisen glaubte, freuet sich, daß ihm Valere werde Gesellschaft leisten müssen. Valere kömmt herbey, ohne den Dorante zu sehen, und ist wegen der Art sehr verlegen, mit welcher er ihm das Vorgefallene beybringen will. Wenn er Angeliquen liebt, sagt er, und erfährt, daß ich sie auch liebe, so wird er es für einen schlechten Streich halten. Hier ist er; ich muß das, was mir Angelique an ihn aufgetragen, ausrichten. Sie bringen also nunmehr einer dem andern bey, daß sie von den Personen, für welche sie bestimmt worden, nicht geliebt werden. Als aber Dorante dem Valere abzureisen vorschlägt, stutzet er nicht wenig, daß ihm dieser antwortet: ich kann nicht. Er gestehet ihm endlich, daß er Angeliquen anbete, daß er von ihr geliebt werde, und daß ihr seine Philosophie besser gefalle, als Dorantens. Dorante umarmt ihn, und wünschet ihm Glück. Leben Sie wohl, mein Freund, sagt er; ich will noch zu Isabellen gehen; ihr von meiner Unterhandlung Bericht abzustatten, und Abschied von ihr zu nehmen.

Isabelle eröfnet den dritten Aufzug mit einer Monologue, in der sie die Unruhe ihres Herzens zu erkennen giebt; sie fürchtet ihren Vater zu kränken, wenn sie die angetragene Heyrath ausschlägt, und ist zugleich bange, was Dorante werde ausgerichtet haben, den sie eben wahrnimmt. Er entdeckt ihr, daß es Valeren sehr angenehm sey, daß sie ihn nicht liebe, daß er hingegen ihre Muhme liebe und von ihr wieder geliebet werde. Isabelle erstaunet nicht wenig, daß ihre Muhme ihrem Verstande so zu nahe trete und den Dorante nicht liebe, der es doch so wohl verdiene; sie scheinet wider das Betragen der Angelique ganz aufgebracht zu seyn. Hier fängt sich die Liebe des Doranten an zu entdecken. Er kann sich nicht enthalten, ihr ihren Sieg über sein Herz zu gestehen. Sie empfängt seine Erklärung mit einem freudigen Erstaunen; glaubt aber noch immer, daß sie Dorante hintergehen wolle. Dorante braucht alle Mittel, sie zu überreden und endlich läßt sie sich überreden. Frontin, der das Ende dieser Scene mit angehöret hat, schließt, daß die Abreise nunmehr verschoben sey, und er Lisetten wieder sehen könne. Unterdessen fasset er doch den Anschlag, sich auf Unkosten seines Herrn zu belustigen, und sagt ihm, daß die Pferde fertig stehen. Dorante antwortet ihm, daß er nicht abreise, denn er sey verliebt. Frontin kann nicht anders glauben,

als daß er es in Angeliquen sey; und da Dorante abgeht und Frontin den Dorimon kommen sieht, so macht er sich gefaßt, diesem davon Nachricht zu geben. Dorimon sagt im Hereintreten: ich fürchte, alle meine Vorsicht wird vergebens seyn; denn wenn ich mich nicht sehr irre, so haben die jungen Leute, von welchen ich mir eine so grosse Uebereinstimmung versprach, wenig Neigung gegen einander. Frontin sucht ihm diesen Irrthum zu benehmen, und der erfreute Dorimon giebt ihm für diese gute Nachricht eine Belohnung. Lisette kömmt und sagt gleich das Gegentheil von dem, was Frontin vorgegeben. Angelique, sagt sie, kann den Dorante nicht ausstehen; er ist ihr zu philosophisch; Dorante seines Theils ist nichts zärtlicher; und was Isabellen anbelangt, so findet sie den Valere für sie allzu jung und allzu lebhaft. Kurz, die Sympathie hat alles verdorben. Dorimon beruft sich auf den Frontin, daß allerdings eine wechselsweise Liebe unter ihnen zu herrschen anfange; und Lisette bestehet auf ihrer Rede. Dorimon geht ab, um besser hinter die Wahrheit zu kommen. Lisette ist auf den Frontin erzürnt, daß er den Dorimon betrogen; Frontin versichert, daß er nichts als die lautere Wahrheit gesagt, und daher auch kein Bedenken getragen habe, Geld dafür zu nehmen, welches ihm seine Aufrichtigkeit gewiß nicht erlaubt hätte, wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß wäre. Ihr es zu beweisen, macht er eine ausschweifende Erzehlung. Da ich sahe, sagt er, daß mein Herr, Valere, Angelique, und Isabelle, und sie, Jungfer Lisette, der Liebe sich nicht unterwerfen wollten, so bin ich auf der Post zu ihr gereiset, um euch alle zu Paaren zu treiben. Ich habe den kleinen Schalk von einem Liebesgotte mit mir gebracht, und kaum hat er den Fuß hier auf die Erde gesetzt, so ist es auch schon richtig; die Verliebten sind in einander wie vernarrt. Lisette will von diesem allen nichts glauben, und er läßt sie mit Angeliquen allein, um sich selbst davon zu überzeugen. Lisette will also Angeliquen überreden, daß sie den Dorante liebe, und Angelique versichert sie, daß nichts daran sey, daß er ihr unerträglich falle, und daß, bey Gelegenheit da sie den Valere ihrer Muhme wieder zuführen wollen, sie in diesem ein so liebenswürdiges Betragen, so schöne Gesinnungen entdeckt habe, daß sie sich nicht enthalten können, ihn selbst zu lieben. Lisette

antwortet hierauf, daß sie nunmehr vollends nicht wisse, woran sie sey. Angelique hat Isabellen rufen lassen, und sie kömmt; und nun entdecken beyde einander ihre Gesinnungen auf eine feine Art. Dorimon, der sie behorcht und gehört hat, daß beyde von sich gestanden, sie liebten, glaubt daß sie die lieben, die er ihnen bestimmt hat, und freuet sich ungemein, daß seine Wahl nach ihrem Geschmacke sey. Lisette sagt bey Seite: die Freude wird nicht lange dauern. Angelique und Isabelle bringen ihn aus seinem Irrthume, und bekennen ihm, daß weder Angelique zu dem Dorante, noch Isabelle zu dem Valere einige Neigung fühle, worüber Dorimon ganz bestürzt wird. Die Liebhaber kommen dazu, und Dorimon verlangt, daß sie sich erklären sollen. Dorante gesteht, daß er Isabellen liebe, und Valere, daß er seine ganze Liebe Angeliquen gewidmet habe. Da sie Dorimon beyde gleich hoch schätzt, so ist es ihm gleich viel, welchem von ihnen er seine Tochter oder seine Nichte giebt. Er verspricht, daß er die Einwilligung ihrer Aeltern zu diesen Heyrathen auswirken wolle, und erklärt sie für so gut als geschlossen. Die Verliebten bezeigen darüber ihre Freude, und Frontin erhält zugleich das Jawort von Lisetten, worauf das Stück mit einer Lustbarkeit, die Frontin besorgen müssen, beschlossen wird. [1]

## Saint-Foix. [2]

1) **Le Contraste de l'Hymen et de l'Amour,** in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix; auf dem italiänischen Theater zum erstenmal aufgeführt, den 7ten März 1725.

Personen. Horatius, Oheim des Pamphilus. Pamphilus, Neffe des Horaz. Julia, mit dem Pamphilus vermählt. Hortense. Alceste, Liebhaber der Hortense. Harlequin, Bedienter des Pamphilus. Trivelin, Bedienter der Alceste. Mademois. Amila, Sängerin und Frau des Trivelin. Mademois. Beccarre, Sängerin und Frau des Harlequin. Die Scene ist in dem Hause des Horatius.

[1] Die Fabel dieses Stückes hat mit der Fabel meines Freygeistes so viel Gleichheit, daß es mir die Leser schwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabey sollte genutzt haben. Ich will mich also ganz in der Stille verwundern, in der Hofnung, daß sie mir wenigstens, eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben, zugestehen werden.

[2] Der Herr von Saint-Foix ist noch am Leben. Wir haben eine gute Uebersetzung von seinen dramatischen Werken. Folgende Auszüge aus zwey Stücken, die er nie drucken lassen, werden dem Leser also hoffentlich um so viel angenehmer seyn.

Erster Aufzug. Gleich vom Anfange des Stücks läßt der Verfasser zu verstehen geben, daß man bey dem Oheim des Pamphilus einen Ball geben werde. Zwey Sängerinnen sind eingeladen, sich dabey hören zu lassen. Pamphilus hat das, was sie singen sollen, selbst componirt. Die eine von diesen Sängerinnen ist die Frau des Harlequins, und die andere ist mit dem Trivelin verheyrathet; sie wissen aber beyde nicht, daß ihre Männer, von welchen sie weggelauffen sind, der eine bey dem Pamphilus und der andere bey dem Alceste in Diensten stehen. Der erste ist mit der Julia vermählet, und der andere soll sich mit Hortensen verbinden. Harlequin hat sich in die Frau des Trivelins, und Trivelin in die Frau des Harlequins verliebt. Harlequin öffnet die Scene. Er empfiehlt sich der Mademoiselle Amila, die er eben verläßt. Pamphilus, sein Herr, heißt ihm, einen Brief wegtragen; Horatius, des Pamphilus Oheim, kömmt in dem Augenblicke dazu, da sein Neffe dem Harlequin den Brief giebt, bemächtiget sich desselben und fragt in einem zornigen Tone, an wen diese verliebte Gesandtschaft gehen solle? Pamphilus antwortet ihm ganz ruhig, er dürfe, um es zu wissen, nur die Aufschrift lesen. Horatius erstaunt nicht wenig, da er sieht, daß Pamphilus an seine Frau schreibt, und von ihr zu wissen verlangt, um welche Stunde er das Vergnügen haben könne, ihr aufzuwarten. Er fragt seinen Neffen, ob das die Art sey, wie zwey verehelichte Personen mit einander umgehen sollten? Pamphilus erklärt ihm die Feinheit dieses Betragens in Ausdrücken, die den Horaz erbittern und zu der Drohung bringen, daß er ihn enterben wolle, wenn er nicht klüger werde. Alceste kömmt und bezeigt dem Pamphilus, den er für seinen Freund hält, wie sehr er sich freue, daß er nun bald mit Hortensen solle verbunden werden. Pamphilus spottet über alles, was er ihm sagt. Alceste redet von Juwelen, die er für seine Braut einkaufen will; Pamphilus bietet ihm die Juwelen seiner Frau an, und giebt ihm den Rath, sie gleichfalls, fünf oder sechs Monate nach der Hochzeit, wieder zu verkauffen. Alceste aber findet den Antrag der Annehmung eines ehrlichen Mannes unwürdig. Hortense kömmt dazu und giebt durch ein Seitab zu verstehen, daß sie den Pamphilus eben so sehr hasse, als sie den Alceste liebe. Pamphilus, um den Alceste eifersüchtig zu machen, spricht mit Hortensen in dem vertraulichen Tone eines beglückten Liebhabers; Alceste weis nicht, was er denken soll, und Hortense mag sich über die Unverschämtheit des Pamphilus noch so

sehr erbittern, so drehet dieser doch noch immer alles was sie ihm hartes sagt, zu seinem Vortheile. Sie verläßt ihn endlich, und giebt ihrem geliebten Alceste die Hand. Zu Ende dieses Aufzuges erkennet Harlequin, unter dem Namen der Mademoisell Beccarre, seine Frau, die er längst todt geglaubt; sie überhäuffen einander mit Scheltworten und verlassen sich mit einem: Adieu! hohl dich der Teufel!

Zweyter Aufzug. In der Zwischenzeit hat Pamphilus einen Brief an Hortensen geschrieben, in welchem er ihr meldet, daß er seiner Frau durch eine falsche Nachricht beybringen lassen, als ob eine von ihren Anverwandten zu Versailles gefährlich krank geworden, welches sie ohne Zweifel bewegen werde, sogleich dahin abzureisen. Er setzt in diesem Briefe hinzu, daß er sie, vermittelst dieser List, unter dem Namen und den Kleidern der Julia, auf dem Balle werde unterhalten können. Hortense wird über diesen Anschlag, an dem sie durchaus keinen Theil haben will, und den sie höchst ausschweifend und unverschämt findet, ungemein aufgebracht, und schicket den Brief an Julien. Diese aber verlieret ihn und er fällt dem Alceste in die Hände, der bereits den Argwohn gefaßt, daß Hortense gegen die Liebe des Pamphilus so unempfindlich vielleicht nicht sey, als sie sich in dem ersten Aufzuge gestellt. Er giebt es zu Anfange des zweyten Aufzuges dem Horaz zu verstehen, und zeiget ihm den unglücklichen Brief, den er gefunden. Horaz vergißt nichts, ihn wegen seines Neffens zu beruhigen, dessen Charakter es sey, leere Einbildungen für Wirklichkeiten zu nehmen. Alceste scheinet auch von seinem eifersüchtigen Argwohne wieder geheilet. Es sind noch verschiedene andere Scenen in diesem Aufzuge, deren Ordnung vielleicht, aus Mangel des Gedächtnisses, ein wenig verrückt worden, deren Inhalt aber ohngefähr dieser ist: In einer von diesen Scenen hat Pamphilus eine Unterredung mit seiner Ehegattin, der Julia, welche, nachdem sie ihres Mannes Anschlag aus dem Briefe, den ihr Hortense zugeschickt und sie nachhero verloren, ersehen, List gegen List setzet, und ihren Mann beredet, daß sie nicht auf den Ball gehen werde, weil die Pflicht sie zu ihrer kranken Anverwandtin nach Versailles rufe. Pamphilus spottet über dieser Pflicht, die sie an ihrem Vergnügen hindere. Er hat dem Harlequin aufgetragen, der Julia eine Trennung vorzuschlagen, und erinnert ihn itzt ganz leise daran. Harlequin gehorcht, und sagt zur Julia, daß die Gleichgültigkeit, die ihr Gemahl gegen sie habe, ohne Zweifel daher komme, weil sie

einander beständig vor Augen hätten, und daß sie sich seltener sehen müßten, wenn sie sich lange mit Vergnügen sehen wollten. Pamphilus giebt dieser neuen Entdeckung des Harlequins seinen Beyfall; Julia aber erzürnt sich wider ihren unwürdigen Gemahl, der sich zu der Trennung so bereit finden läßt. Pamphilus antwortet, daß es eigentlich keine Trennung, sondern vielmehr ein Mittel sey, sich desto fester zu vereinigen. In einer andern Scene ist Hortense ungemein betrübt, weil sie ihren Alcest verdrießlich sieht; da sie aber von Julien hört, daß sie den Brief des Pamphilus, den sie ihr zukommen lassen, verloren habe, so zweifelt sie eben so wenig als ihre Freundin, daß Alceste ihn müsse gefunden und Argwohn daraus geschöpft haben. Es schließt sich der zweyte Aufzug mit einer Scene in dem italienischen Geschmacke, welche sehr vielen Beyfall fand. Sie ist folgende: Da der Ball nunmehro bald angehen soll, so kömmt Trivelin als ein Cavalier verkleidet, um seiner geliebten Mademoiselle Beccarre unter dieser Verkleidung Liebkosungen vorzusagen; Harlequin erscheinet gleichfalls seiner lieben Amila wegen, und hat die Kleider seines Herrn, des Pamphilus angezogen. Von diesen Bedienten also, die beyde auf gutes Glück ausgegangen, will gern keiner einen überlästigen Zeugen um sich leiden, und es bittet daher einer den andern, geschwind abzutreten, wozu sich aber weder dieser noch jener verstehen will. Sie vertrauen sich wechselsweise die Ursache, warum sie hieher gekommen, und dieses auf eine so unbesonnene Art, daß sie beyde gar bald sehen, daß einer in des andern Frau verliebt ist, und keiner unerhört geblieben. Jeder sagt von seinem Nebenbuhler, was er nur schlimmes von ihm weis, und sie machen eine so wahre Abschilderung von einander, daß sie sich unmöglich verkennen können. Sie gerathen beyde darüber in Wuth, und wollen sich beyde rächen; der eine fordert seinen Degen, und der andere seine Pistolen. Weil diese Scene zur Nachtzeit vorgehet, so verirren sich ihre Weiber, die unter dem Namen Amila und Beccarre dazu kommen, und jede von ihnen wendet sich an ihren Mann, indem sie mit ihrem Liebhaber zu sprechen glaubt. Die Männer fangen an zu zanken, allein die Weiber nehmen noch einen weit trotzigern Ton an, und es kömmt zu Schlägen. Sie prügeln ihre Männer wacker durch, und lassen sie trefflich zerzauset stehen. Die beyden Männer sehen einander eine Zeitlang an, ohne ein Wort zu sprechen; hierauf hebt einer dem andern Parücke und Hut auf, machen sich wechselsweise

wieder zurecht, und umarmen sich sehr zärtlich, womit sich der zweyte Aufzug endet.

Dritter Aufzug. Die Anschläge, die in den vorigen Aufzügen gemacht worden, werden in diesem nun ausgeführt. Die Scene ist in dem Saale, wo der Ball gegeben wird. Pamphilus begiebt sich in den Kleidern seiner Julia dahin, so wie er es sich in dem Briefe an Hortensen vorgenommen; und Julia, die er in Versailles zu seyn glaubt, erscheint als ein Cavalier verkleidet, und thut, als ob er der vermeinten Julia Schmeicheleyen vorsagen wolle. Vergebens versichert ihm Pamphilus, daß er nicht Julia sey; der vorgegebene Cavalier dringt nur um so viel stärker in ihn. Endlich räumt es Pamphilus, um ihn los zu werden ein, daß er Julia sey, und bittet ihn nur, ihr einen Augenblick Ruhe zu lassen. Ihre Unterredung wird durch die Ankunft der Sängerinnen Amila und Beccarre unterbrochen, und Pamphilus macht sich davon. Als Julia den Oheim des Pamphilus kommen sieht, sagt sie zu den Sängerinnen, daß es Pamphilus selbst sey; und dieses zwar in der Absicht, weil sie voraus sieht, daß sich Horaz durch das, was sie ihm in der Meynung, daß er Pamphilus sey, sagen werden, vollends gegen seinen Neffen werde aufbringen lassen. Es geschieht auch wirklich; Horaz erfährt von den beyden Sängerinnen, daß die ganze Lustbarkeit, von welcher sie die Hauptpersonen sind, von seinem Neffen in dem Vorsatze angestellt worden, Uneinigkeit zwischen Alcesten und Hortensen zu stiften. Zum zweytenmale verkleidet sich Julia als Hortense, der sich Pamphilus unter der Kleidung seiner Frau zu zeigen versprochen. Die vorgegebene Hortense spielet ihre neue Person vortrefflich, und macht sie sich verschiedentlich zu Nutze. Einmal in so weit, daß sie ihren Mann, der sie für Hortensen hält, nöthiget, dreyßig Pistolen, die sie einem Gasconier schuldig ist, welcher sie itzt auf dem Balle sehr dringend darum mahnet, für sie zu bezahlen, damit er in seiner Unterredung mit der vermeinten Hortense nicht länger gestört werde. Und der zweyte Vortheil, den sie aus ihrer Verkleidung unter dem Namen Hortense ziehet, bestehet darinn, daß sie sich ihre Juwelen wiedergeben läßt, die er Alcesten verkaufen wollen. Nach dieser doppelten Verrichtung kömmt Alceste mit dem Horatius dazu. Alceste irret sich eben sowohl wie Pamphilus, und glaubet Hortensen in einer geheimen Zusammenkunft mit dem Pamphilus zu treffen. Doch die wahre Hortense erscheinet in eben dem Augenblicke, und macht ihm wegen

seines ungerechten Argwohns Vorwürfe. Julia macht den Pamphilus vollends verwirret, indem sie sich zu erkennen giebt; und dieser Streich, den ihm seine Frau gespielt, bestärkt ihn in dem Vorsatze, den er schon vorher geäussert, sich von ihr scheiden zu lassen. Julia ist es zufrieden, Horatius findet, daß sie Recht hat und sagt zu seinem unwürdigen Neffen, daß er auf seine Erbschaft weiter keine Rechnung machen dürfe. Das Stück schließt sich also auf der einen Seite mit einer Ehescheidung und auf der andern mit der festgesetzten Vermählung des Alceste und der Hortense.

2) **La Veuve à la Mode**; in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix, zum erstenmal aufgeführt den 26. März 1726.

Personen. **Dorante**, President und Oheim des Damon und der Eliante. **Damon**, Liebhaber der Eliante. **Eliante**, eine junge Wittwe und Liebhaberin des Damon. **Pasquin**, Bedienter des Damon. **Dorimene**. **Marthon**, Mädchen der Eliante. **Lisette**, Mädchen der Dorimene.

Damon und Eliante, ob sie gleich in einander verliebet sind, lieben ihre Freyheit doch weit mehr, als selbst das leichte Band, welches sie itzo noch vereiniget. Sie sind beyde gleich geneigt, eine ernsthaftere Verbindung, dergleichen die Heyrath seyn würde, zu fliehen. Dorante, des Damons Oheim, hat sich vorgenommen, ihn mit Elianten zu verheyrathen, die gleichfalls seine Nichte ist. Beyde aber setzen sich gleich sehr darwider und geben ihre Gesinnungen, indem sie mit ihrem Oheim sprechen, auf folgende Art zu verstehen.

„**Eliante**. Uns mit einander zu verheyrathen? So sind sie es überdrüßig, uns als gute Freunde zu sehen?

„**Pasquin**. Es ist auch wahr! Warum wollen Sie nun unter „Anverwandten Uneinigkeit stiften?

„**Dorante**. Wie? Euch mit einander verheyrathen, heißt Uneinigkeit unter euch stiften? Liebt ihr euch denn nicht?

„**Damon**. Madame gefällt mir. Meine Gedanken beschäftigen sich „mit ihrem Bilde lieber, als mit dem Bilde einer andern. Aber da alle „artige Frauenzimmer einander gewissermassen ähnlich sind, so unterhalte „ich die Zärtlichkeit, die ich gegen sie habe, ohne Unterschied mit allem, „was ich liebenswürdiges finde.

„**Dorante**. Nun wohl! Das ist ein guter Anfang zur Liebe; die „Heyrath wird das Band derselben schon fester knüpfen.

„Eliante. Nichts weniger; sie würde vielmehr alles verderben. „Wir lieben uns itzo, ohne daß wir uns sehr zu lieben glauben; wir „suchen einander, ohne fast daran zu denken, ohne es vielleicht jemals „überlegt zu haben; wir haben einerley Freunde, einerley Ergetzungen, „einerley Besuche. Aber ach! so bald wir verheyrathet seyn sollten, würden „wir gar bald diese beyderseitige Aehnlichkeit, die sich bey allen unsern „Handlungen findet, bemerken; sie würde uns nach und nach zur Last „werden; jeder von uns würde sie für Eifersucht, für Mißtrauen zu „halten anfangen; wir würden uns Zwang anthun; die Ungleichheiten, „die Unbeständigkeiten, die unter Liebhabern nichts zu bedeuten haben, „weil sie denselben nicht weiter ausgesetzt seyn dürfen, als sie es seyn „wollen, würden ihren Namen verändern; sie würden zu übler Laune, „zu Eckel, zu Abneigungen unter Mann und Frau werden, die ein un„glückliches Band beständig um einander zu seyn nöthigte.

„Damon. O meine allerliebste Muhme, wie vortrefflich ist das gesagt! „Ich liebe Sie; ich bete Sie an! Nein; ich will Sie niemals heyrathen."

Dorante wird durch den Widerstand, den ihm sein Neffe und seine Nichte thun, aufs Aeusserste gebracht, und sagt in einem gebietenden Tone, daß sie einander durchaus heyrathen sollen, und zwar noch heute, oder daß er ihnen sonst seine Erbschaft entziehen, und selbst eine junge Person, Namens Dorimene, heyrathen, und dieser alle sein Vermögen verschreiben wolle. Er fügt hinzu, daß diese Dorimene seine Hand gewiß nicht ausschlagen werde, weil ihr alles Vermögen, das sie zu hoffen habe, von einer ihrer Anverwandtinnen nur mit dem Bedinge vermacht worden, daß sie nicht anders als mit seiner Genehmhaltung heyrathen, ja ihren Gemahl selbst von seiner Hand blindlings annehmen solle. Diese Drohung scheinet der Eliante und dem Damon gleich schrecklich; sie besitzen nichts, als was sie von ihm zu hoffen haben, und zu seiner Erbschaft sollen sie sich bloß durch ihre Verbindung berechtigen können; gleichwohl bleiben sie fest auf dem Entschlusse, einander niemals zu heyrathen. Sie sinnen beyde auf Mittel, wie sie ihren Oheim an der Verschenkung seines Vermögens, womit er ihnen gedrohet, hindern wollen. Damon schmeichelt sich, daß ihn Dorimene genugsam liebe, um sie zu bewegen, die Hand des Dorante nicht anzunehmen; er verspricht sich, sie durch neue Aufwartungen, die er ihr machen wolle, noch mehr für sich einzunehmen. Eliante findet dieses Mittel allzu gefährlich, und wird so gar ein wenig

eifersüchtig darüber; sie verbietet dem Damon, bey Dorimenen durchaus nichts zu versuchen, und nimmt alles über sich. Sie fängt es folgender maassen an. Sobald sie Damon verlassen hat, so theilt sie ihrem Mädchen der Marthon einen Anschlag mit, auf den sie eben gefallen; sie sagt ihr, daß sie Dorimenen erst gestern zum erstenmal auf dem Balle gesehen, daß sie ihr unter der Kleidung eines Cavaliers zärtliche Dinge vorgesagt, und in kurzer Zeit einen ziemlich starken Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. Sie setzt hinzu, daß sie unter eben derselben Kleidung, die ihr so vortheilhaft gewesen, Dorimenen in ihrem Hause besuchen wolle, und verlangt, daß Marthon gleichfalls, unter dem Namen Eliante, einen Besuch bey ihr ablegen soll. Das Mädchen ist es zufrieden, sich für die Gebieterin auszugeben, und damit endet sich der erste Aufzug. In der Zwischenzeit reden sie noch alles mit einander ab, was zu dem glücklichen Ausgange ihrer List etwas beytragen kann.

Den zweyten Aufzug eröffnet Dorimene mit ihrem Mädchen, Lisette. Dorimene thut Lisetten zu wissen, daß sie Dorante heyrathen werde, wenn Damon und Eliante sich nicht noch heut einander zu ehelichen entschlössen. Lisette fragt sie, ob sie sich, des zärtlichen Versprechens ungeachtet, das sie dem Valere gethan, keines andern, als die seinige zu seyn, den Dorante zu heyrathen, werde entschliessen können. Dorimene antwortet ihr so, daß sie an ihrer Beständigkeit zu zweifeln anfängt, und endlich gestehet sie ihr offenherzig, daß ein junger Unbekannter, den sie vorgestern Abends auf dem Balle gesehen, und der ihr von Liebe vorgeredt, die schwerste Hinderniß sey, die Dorante in ihrem Herzen zu übersteigen habe. Durch diese Scene erfährt man nicht allein das Vergangene, sondern sie dienet auch zur Vorbereitung auf das Folgende. Marthon wird unter dem Namen Eliante, angemeldet. Dorimene befiehlt, sie hereinzuführen. Nach einigen Complimenten, so wie sie bey einem ersten Besuche vorzufallen pflegen, bittet die vermeinte Eliante Dorimenen um Erlaubniß, einem von den Bedienten ins geheim etwas befehlen zu dürfen. Dorimene vergönnt es, worauf sie sich beyde niedersetzen und Eliante sogleich ihr Herz folgender Gestalt ausschüttet.

„**Marthon, oder die vermeinte Eliante.** Nicht in dem Geräusche der Welt, wo uns tausend Ergetzungen zerstreuen, haben wir die „Ueberraschungen der Liebe am meisten zu fürchten. Das Jahr der Stille „und Eingezogenheit, welches ich dem Andenken meines verstorbenen

„Gemahls gewidmet hatte, war noch nicht ganz verflossen, als eine von „meinen Freundinnen einen ihrer Anverwandten zu mir brachte. Wie „liebenswürdig war er! Welcher Anblick für ein Herz, das der Wohl„stand seit zehn Monaten nöthigte, sich nur mit traurigen Ideen zu be„schäftigen, und dessen Begierden sich durch die wenige Thätigkeit, die ich „ihnen erlauben durfte, nur vermehrten. Dieser junge Mensch legte ver„schiedene Besuche bey mir ab; und endlich gestand er mir, daß er mich liebe. „Ich antwortete ihm, ich sey entzückt darüber, und liebe ihn auch recht sehr.

„Dorimene. Dieser Anfang verspricht viel.

„Marthon. Er ward über meine Antwort unwillig.

„Dorimene. Nun? Und was wollte er denn?

„Marthon. Er wollte, ich hätte mir bey dem Bekenntnisse seiner „Leidenschaft ein strenges Ansehen geben sollen; ich hätte ihn mißhandeln „sollen. Kurz, er wollte, daß ich mich grausam gegen ihn bezeigte; ich „aber war viel zu fein, ihm hierinn seinen Willen zu thun.

„Dorimene. Zu fein? Von dieser Feinheit verstehe ich nichts.

„Marthon. Und gleichwohl ist sie höchst vernünftig. Darf ein „Frauenzimmer, das sich von ihrem Liebhaber am Nachttische gesehen zu „werden fürchten muß, das ihm nur durch erborgte Reitze Liebe einzuflössen „weis, darf so ein Frauenzimmer auf ihre Eroberung wohl stolz seyn?

„Dorimene. Gewiß nicht.

„Marthon. Was sind aber die kleinen Weigerungen, die Hinder„nisse, die Schwierigkeiten, wodurch wir die Leidenschaft eines Liebhabers „reitzen? Sie sind unserer Person eben so wenig eigen, eben sowohl „erborgt als Bleyweiß und Schminke; und man kann sich also auch auf „dasjenige Herz, das sie uns erhalten müssen, wenig oder nichts zu gut „thun. Allein es wissen, daß unsere Bereitwilligkeit einen Liebhaber leicht „nachläßig, kalt und schläfrig machen kann, und ihm dennoch diese Hülfe „wider unsere Reitze selbst leihen, um ihn mit desto mehr Ehre überwinden „zu können, das, das nenne ich fein gedacht, und so wie eine Heldin denken „muß, die sich ihres Werths bewußt ist, und ihre Siege nur sich selbst zu „danken haben will. — Kurz, er mußte sich nach meiner Moral bequemen.

„Dorimene. Ich sollte auch meinen, daß sie bequemlich genug wäre.

„Marthon. Er wollte in dem Geschmacke der Romanen, die er „gelesen hatte, lieben; jetzt aber ist er kein solcher Neuling mehr, wie Sie „bald selbst sehen und mir es zugestehen sollen.

„Dorimene. Ich? Madame!

„Marthon. Er liebt Sie; Sie entreissen mir ihn ꝛc.

Diese Scene gefiel bey der Vorstellung wegen ihres paradoxen und seltsamen Inhalts ungemein. Zum Schlusse macht Eliante Dorimenen sehr lebhafte Vorwürfe, daß sie ihr einen Gefangenen entführe, den sie mit der besten Art gemacht habe. Dorimene vertheidiget sich wegen des Raubes, den Marthon ihr Schuld giebt; doch die wahre Eliante, die als Cavalier verkleidet dazu kömmt, überzeugt sie desselben vollends. Ehe aber dieser vermeinte Cavalier erscheinet, sagt Marthon zu Dorimenen, daß sie ihn selbst, in Dorimenens Namen, habe rufen und ihm sagen lassen, daß er sich, um nicht erkannt zu werden, in einem Mantel verhüllt, zu ihr begeben solle. Sie verlange, daß er sich über sie beyde erkläre, und bittet um Erlaubniß, sich einen Augenblick verbergen zu dürfen. — Einige Stellen aus der nun folgenden Scene, werden dem Leser nicht unangenehm seyn.

„Eliante. (im Tone eines Petitmaitres) Wenigstens hat mich niemand „erkannt. Ohne uns zu schmeicheln, wir sind bey dergleichen Abentheuern „öfterer gewesen.

„Dorimene. Mein Herr — —

„Eliante. Zum Henker, Mademoiselle, wie glücklich bin ich! Ich „komme auf ihren Befehl hierher; und was noch mehr ist, ich komme ver„kleidet. Unser erster Besuch ist geheimnißvoll! O das Geheimnißvolle! „Es ist zu allen gut; aber besonders in der Liebe, besonders da lebe das „Geheimnißvolle!

„Dorimene. Mein Herr —

„Eliante. Ich bekannte Ihnen meine Liebe; und Sie glaubten „mir auf der Stelle. Das ist die gewöhnliche Wirkung der Wahrheit; „man darf sie nur hören, um sogleich überzeugt zu werden.

„Dorimene. Mein Herr —

„Eliante. Ja, Mademoiselle, wenn ich ihnen auch meine Liebe „nicht bekannt hätte; so hätten Sie sie doch mit allem Recht vermuthen „können, da sie so schön, so reitzend sind! Erlauben Sie, daß ich ihre „schönen Hände küssen darf. (Er wirft sich ihr zu Füßen.)

„Dorimene. Stehen Sie doch auf, mein Herr ꝛc.

Auf diese Scene folgen noch verschiedene andere, die mit gleichem Feuer, und gleicher Leichtigkeit geschrieben sind. Marthon, oder die falsche

Eliante, hatte sich, wie man gesehen, wegbegeben, um dem vermeinten Cavalier bey Dorimenen freyes Feld zu lassen. Nun kömmt sie wieder, begiebt sich aber auch zum zweytenmale weg, nachdem sie sich gestellt, als ob die Liebe in ihrem Herzen dem Verdruße, sich aufgeopfert zu wissen, Platz gemacht. Dorimene kann dem vermeinten Cavalier nicht länger widerstehen; sie capituliret; sie ergiebt sich; das Gesetz, welches ihr der Sieger vorschreibt, bestehet darinn, daß sie den Damon nicht mehr sehen, und die Hand des Dorante durchaus nicht annehmen soll. Dorimene läßt sich alles gefallen; und indem kömmt Damon dazu. Eliante hatte ihm aus dem Streiche, den sie Dorimenen spielt, ein Geheimniß gemacht, und fährt also fort, unter ihrer Verkleidung auch ihn zu hintergehen; sie nimt noch dazu den Gasconischen Accent an, damit er sie nicht an der Stimme erkennen soll. Dorimene läßt sie beysammen, und sagt dem vermeinten Cavalier in einem zärtlichen Tone, daß sie ihn diesen Abend erwarte. Die Scene zwischen dem Damon und der Eliante, ist ungemein lustig; denn da Damon seine Gebieterinn nicht erkennt, so sagt er ihr Dinge, die sie ungemein verdriessen, und in dem Vorsatze, sich nie mit ihm zu verheyrathen, bestärken. Auch sie macht es ihm nicht besser, und bringt ihm, indem sie sich rühmt, auch über Elianten bald zu triumphiren, einen unüberwindlichen Abscheu vor dieser Heyrath bey. Der vermeinte Cavalier begiebt sich endlich weg; Damon befiehlt dem Pasquin, ihm zu folgen; Lisette, die von Dorimenen den nämlichen Befehl erhalten hat, gesellt sich zum Pasquin, um ihn gleichfalls kennen zu lernen.

In der Zwischenzeit zum dritten Aufzuge, hat Lisette erfahren, daß der vermeinte Cavalier Eliante selbst ist; Pasquin aber hat diese Entdeckung nicht gemacht, sondern sagt seinem Herren bloß, daß der Cavalier, dem er auf seinen Befehl nachgefolgt, geraden Weges zu Elianten gegangen sey, und sich da Freyheiten herausgenommen habe, die nur einem beglückten Liebhaber, oder einem Gemahle zustünden. Dieses Wort Gemahl, stehet in Ansehung der Entwicklung nicht umsonst; der Verfasser hat es sich folgendermaaßen zu Nutzen gemacht. Dorimene wird durch den Streich, den ihr Eliante gespielt, erbittert, und schwöret sich dafür zu rächen. Da sie nun die grosse Abneigung kennt, welche Damon und sie vor der Heyrath haben, so glaubt sie sie nicht besser bestraffen zu können, als wenn sie sie, Trotz dieser Abneigung, mit einander verheyrathet. Sie beredet also den Damon, daß Eliante seit sechs Monaten

insgeheim vermählt sey; und ein gleiches heftet sie auch Clianten von dem Damon auf. Sie fallen beyde so glücklich in dieses Netz, daß sie dem Dorante versichern, sie wären nun bereit die Verbindung, vor welcher sie so viel Widerwillen bezeigt, zu vollziehen. Dorante faßt sie bey dem Worte; sie unterzeichnen den Contract, und jeder bildet sich ein, daß er wegen der frühern Verbindung, wegen der sie einander in Verdacht haben, null und nichtig seyn werde. Da aber diese frühere Verbindung eine blosse Erfindung von Dorimenen ist, so sind sie verbunden den Contract zu erfüllen. Dorante erzeigt sich dafür gegen Dorimenen so erkenntlich, daß er ihr erlaubt, sich mit ihrem ersten Liebhaber, dem Valere, zu verheyrathen.

### Gandini.[1]

1) Le Mari supposé; in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erstenmal aufgeführt den 16. May 1746.

Personen. **Pantalon**, Vater des Mario. **Mario**, Liebhaber der Flaminia. **Flaminia**, Schwester des Lelio. **Lelio**. **Octavio**. **Lucinde**, Schwester des Octavio. **Der Doctor**, Richter. **Scapin**, Bedienter des Pantalon. **Coraline**. **Häscher**. Die Scene ist zu Bologna.

Pantalon ruft seinen Sohn Mario, der in Florenz den Rechten obgelegen, nach Bologna zurück, ihn mit Lucinden zu verheyrathen; den Scapin aber hat er nach Florenz geschickt, um die Flaminia daselbst aus dem Wege zu räumen, weil er weis, daß sein Sohn sterblich in sie verliebt ist. Scapin läßt sich bey Erblickung der Flaminia erweichen, entdeckt ihr den bösen Vorsatz des Pantalons und giebt ihr den Rath, sich zu verbergen. Unterdessen darf es Mario nicht wagen, seinem Vater ungehorsam zu seyn, sondern reiset von Florenz ab, nachdem er seiner Gebieterin tausend Versprechungen einer ewigen Treue gethan, ohne zu wissen, welche Gefahr ihr bevorstehet. Er wird unter Wegens unbaß, und kömmt also vier Tage später bey seinem Vater an, so daß Harlequin, sein Bedienter, den er bey seiner Geliebten zurückgelassen, einen Tag eher als er, in Bologna mit einem Briefe von der Flaminia ankömmt, deren Tod er, so wie sie ihm befohlen, überall ausbreitet.

[1] Dionisio Gandini, von Verona gebürtig; ein noch lebender Schauspieler und dramatischer Dichter. Er kam 1754. auf das italiänische Theater zu Paris, wo er vornehmlich die Rolle des Scaramouche spielte. Im Jahre 1755. hat er dieses Theater wieder verlassen. Die folgenden Entwürffe sind von seiner eigenen Erfindung; dieser erste ausgenommen, welches ein alter Entwurf ist, den er nur geändert.

Erster Aufzug. (Das Theater stellt die Strasse vor, in der Pantalon wohnet.) Scapin kömmt von Florenz an, und hinterbringt dem Pantalon den Tod der Flaminia. Weil Pantalon schon weiß, daß sich sein Sohn gehorsam erzeigt, scheinet er über das Geschehene verdrüßlich zu seyn, giebt dem Scapin einen Beutel Geld, damit er schweigen soll, und schickt ihn zur Ruhe, nachdem er ihm vertraut, daß er Lucinden aus Frankreich erwarte, mit der er seinen Sohn verheyrathen wolle.

Arlequin, als Courier, sucht den Mario, und giebt zu verstehen, daß ihm ein wichtiges Geheimniß, die Flaminia betreffend, aufgetragen sey. Pantalon erblickt ihn, und will ihn auslocken. Anfangs hätte sich Harlequin bald verschnappt, doch auf einmal besinnt er sich, daß sein Geheimniß von grosser Wichtigkeit ist, und wickelt sich, so gut er kann, aus seinen Reden, welche die Neugierde des Alten auf das äusserste reitzen, wieder heraus. Der Doctor kömmt dazu, und sagt dem Pantalon, daß sein Neffe verwundet worden, und daß er, als Richter des Orts, sogleich die nöthigen Nachsuchungen deswegen wolle thun lassen; hiermit geht er ab. Lucinde tritt auf, mit ihrem Bruder dem Octavio und dem Lelio, den sie unter Wegens haben kennen lernen; Lelio ist der Flaminia Bruder, und hat sich in Lucinden verliebt. Octavio und Lucinde erkundigen sich nach der Wohnung des Pantalon bey dem Pantalon selbst, der sich nach einigen Complimenten zu erkennen giebt, und sein Mädchen, die Coraline, ruft. Sie kömmt, und thut um die Neuangekommenen sehr geschäftig. Octavio reiset unter dem Vorwande, daß sein Vater krank sey, wieder zurück; Coraline dringt in den Lelio, es sich bey dem Pantalon gefallen zu lassen; Pantalon verweiset ihr, daß sie sich so gemein mache, und führt sie mit Lucinden ab, nachdem er sich von dem Lelio mit Ehren los gemacht, der ganz allein stehen blieb, und zu verstehen giebt, daß er sich zwar eilends nach Florenz machen sollte, weil ihm sein Vater geschrieben, daß seine Schwester Flaminia unsichtbar geworden, daß ihn aber seine Liebe zu Lucinden hier in Bologna zurück halte; er geht ab.

Mario langet von Florenz an, und scheinet fest entschlossen, niemals eine andere, als die Flaminia zu heyrathen. Er trift den Harlequin an, der ihn überall sucht, und erkundiget sich sogleich bey ihm nach seiner Gebieterin. Harlequin sagt ihm, daß sie gestorben sey, erzehlt ihm alle Umstände ihres Todes, und übergiebt ihm den Brief der Flaminia, in

welchem sie ihm meldet, daß sie ihm getreu und als die Seinige sterbe. Mario schreyet, dieser Brief sey ein tödtliches Gift für ihn, und fällt ohnmächtig nieder. Der Doctor kömmt mit den Häschern dazu, und sucht den Mörder seines Neffen; er erkennt den Mario und hält ihn für todt. Er fragt den Harlequin um die Ursache, und dieser antwortet, daß er an einem vergifteten Briefe, den er ihm eben gegeben, gestorben sey. Auf dieses Geständniß wird er fest gehalten und ins Gefängniß geführt. Pantalon und Scapin erscheinen, und freuen sich über die Ankunft der Braut; allein der Doctor meldet ihnen den Tod des Mario, und zugleich, daß man sich seines Mörders bereits versichert, und ihm sein Recht wiederfahren lassen wolle. Pantalon will verzweifeln; Scapin gehet ab, um den Brief, den er für vergiftet hält, zu verbrennen, und sich alsdenn nach dem Gefängnisse zu begeben, zu sehen, ob er den Schuldigen kenne. Pantalon, Lucinde und Coraline nahen sich traurig dem Mario, der durch Seufzer noch einige Zeichen des Lebens von sich giebt. Endlich kömmt er wieder zu sich, zu grosser Freude der Zeugen seiner Auferstehung, die ihn mit nicht geringem Erstaunen eiligst zu dem Richter lauffen sehen, sobald er vernommen, daß man seinen Bedienten eingezogen und den Brief der Flaminia verbrannt. Das Theater verändert sich und stellt die Gerichtsstube vor. Mario kömmt eben dazu, als man den Harlequin, auf sein eigen Geständniß, zum Tode verurtheilen will; das Urtheil wird wiederruffen; die Häscher wollen bezahlt seyn, und Harlequin bezahlt sie mit Schlägen; die spielenden Personen verlassen alle die Scene, und der erste Aufzug ist zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater stellt wieder die Straasse vor, in welcher Pantalon wohnet.) Auf einer Seite tritt Scapin auf, und auf der andern Flaminia. Sie erkennen einander, und sie erkundiget sich nach dem Mario. Scapin stockt, und endlich erzehlt er ihr das vermeinte Unglück ihres Liebhabers. Flaminia begiebt sich voller Verzweiflung in das Haus des Pantalon, wohin ihr Scapin folgt, um es zu verhindern, wenn sie sich etwa zu erkennen geben wollte. Harlequin kömmt in vollem Lauffe, und sucht sich vor den Häschern zu retten, die eine andere Bezahlung verlangen, als die er ihnen bereits gegeben. Als er eben in das Haus des Pantalon hereinspringen will, kömmt Coraline heraus, mit der er eine verliebte Scene hat. Pantalon kömmt mit Lucinden und seinem Sohne dazu, dem er wegen seiner Liebe zu Florenz einige Vorwürfe

macht. Mario und Lucinde machen einander ziemlich frostige Höflichkeitsbezeigungen; und auf einmal erscheinet Flaminia, als eine Rasende zwischen ihnen, und fragt, was man mit dem Körper ihres Geliebten gemacht habe. Sie erblickt den Mario, erkennt ihn, und wird von ihm erkannt; beyde thun einen gewaltigen Schrey, und bleiben ohne Bewegung. Scapin giebt die Flaminia für seine Muhme aus, Namens Brunette, und sagt, er habe sie kommen lassen, um sie bey Lucinden in Dienste zu bringen. Er bemäntelt das Erstaunen der beyden Verliebten so gut als möglich, und ist auch so glücklich, dem Alten seinen Verdacht zu benehmen. Harlequin kömmt dazu, und nun hätte beynahe dieser alles wieder verdorben; Scapin jagt ihn zweymal fort, und trägt ihn endlich auf den Schultern weg, indem Pantalon unterdessen der Lucinde ihr Zimmer anweiset. Mario versichert der Flaminia aufs neue seine Treue, und erfährt von ihr, daß sie dem Scapin ihr Leben zu danken habe. Scapin kömmt nebst Coralinen dazu, die er mit dem Harlequin getroffen hat, und macht ihr deswegen Vorwürfe. Pantalon kömmt gleichfalls mit Lucinden wieder, und will den Mario zwingen, ihr die Hand zu geben. Flaminia nimmt des Vaters Parthey, und erklärt sich wider ihren Liebhaber; Pantalon befiehlt seinem Sohne, Brunetten zu gehorchen, der er sein ganzes Ansehen hiermit ertheile. Mario verspricht, sich ihr mit Freuden zu unterwerfen, nur müsse sie ihm nicht befehlen, seine Geliebte zu Florenz zu vergessen. Harlequin kömmt und meldet den Fremden an, der mit Lucinden gekommen ist, und mit ihr zu sprechen verlange. Pantalon begiebt sich mit ihr hinein, um ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, und trägt es der vermeinten Brunette auf, ihn zu empfangen. Lelio erkennt im Hereingehen seine Schwester und will mit ihr schelten; sie besänftiget ihn aber, indem sie sich für verheyrathet ausgiebt, und der Bruder und die Schwester umarmen sich. Mario, der auf sie Acht gegeben, ihre Reden aber nicht hören können, wird eifersüchtig, und zwingt den Lelio, den Degen zu ziehen. Harlequin versucht, sie mit seinem hölzern Seitengewehre aus einander zu bringen, läuft aber, als es nichts verfangen will, davon und schreyet um Hülfe. Flaminia ruft dem Mario zu, daß er sich mit ihrem Bruder schlage, und Scapin dem Lelio, daß er mit dem Gemahl seiner Schwester zu thun habe. Pantalon kömmt auf das Geschrey dazu, Harlequin kömmt ihm nach, und wirft mit alten Töpfen um sich, womit sich der zweyte Aufzug beschließt.

Dritter Aufzug. Flaminia eröffnet den dritten Aufzug mit dem Mario, dem sie den Rath giebt, seinem Vater zu gehorchen; hierauf umarmt sie ihn, und nimmt Abschied. Mario erschrickt darüber und begiebt sich mit dem Harlequin weg; Lelio aber, der dazu kömmt, sucht seine Schwester wegen des Unglücks zu beruhigen, welches sie für sich und den Mario befürchtet, wenn er sich seinem Vater zu widersetzen fortführe, und verspricht, den Pantalon zur Einwilligung in ihre Heyrath zu vermögen. Flaminia begiebt sich weg; der Doctor kömmt und Lelio erkennt ihn für einen Freund seines Vaters. Er verklagt den Pantalon und den Mario bey ihm, und ersucht ihn, beyde in Verhaft nehmen zu lassen; der Doctor gehet ab, um die nöthigen Befehle deswegen zu ertheilen, und Lelio folgt ihm. Flaminia kömmt wieder, und freuet sich, daß sie nunmehr Hoffnung habe, den Mario zu heyrathen; Coraline, die sie belauscht, und sie für weiter nichts, als für Brunetten hält, erstaunt über ihre Verwegenheit; sie geht ab, dem Pantalon hiervon Nachricht zu geben, sucht ihn aber überall vergebens, weil er unterdessen nebst dem Mario in Verhaft genommen worden. Sie kömmt mit Lucinden wieder, die sie anstatt Pantalons getroffen hat, und erzehlt ihr, auf was sich Brunette Rechnung mache. Lucinde erzürnt sich über die Flaminia, und indem kömmt Scapin und meldet, was mit dem Pantalon und Mario vorgegangen, worauf sich alle wegbegeben, sie in dem Gefängnisse zu besuchen. Das Theater verändert sich, und stellet die Gerichtsstube vor. Alle spielende Personen sind hier beysammen. Der Doctor macht sich fertig, den Pantalon zu verhören, der es sogleich von selbst gesteht, daß er die Flaminia habe umbringen lassen. Der Doctor antwortet, es sey itzt von keinem Morde die Rede, sondern die Sache wäre diese, daß Mario die Schwester des Lelio, seinem Versprechen gemäß, heyrathen solle, oder er werde ihn als einen Verführer zu gebührender Strafe ziehen. Lelio erklärt seines Theils, daß der Verklagte derjenige sey, der seiner Schwester die Ehe versprochen; Harlequin wendet dagegen ein, daß Mario sich bereits mit seiner Gebieterin eingelassen habe; Lucinde beklagt sich gleichfalls, daß sich Mario, ohngeachtet ihn Pantalon mit ihr verbinden wolle, mit aller Welt und sogar mit Brunetten verspreche; Scapin endlich will die Rechte eines vornehmen Frauenzimmers in Florenz behaupten, welche die erste Hypothek auf den Mario habe. Der Richter will den Mario auch schon als einen Erzverführer verurtheilen, doch Scapin erkläret das Räthsel

und es findet sich, daß die Schwester des Lelio, die Gebieterin des Harlequin, das vornehme Frauenzimmer von Florenz und Brunette, nicht mehr als eine und die nehmliche Person sind, und Mario sich nur mit der einzigen Flaminia versprochen hat. Pantalon wird gezwungen in die Heyrath zu willigen; Lelio heyrathet Lucinden, Harlequin Coralinen, und die Komödie hat ein Ende.

2) **Les Bohemiens**; in fünf Aufzügen nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erstenmal aufgeführet den 6ten Junius 1748.

Personen. Der **Doctor**. **Mario**, des Doctors Sohn. **Harlequin**, Bedienter des Doctors. **Pantalon**. **Scapin**, Hauptmann einer Zigeunerbande. **Lelio** und **Lucinde**, erkannte Kinder des Pantalon. **Coraline**, Zigeunerin. Eine Bande Zigeuner und Zigeunerinnen. **Ein Müller**. **Bauern**.

Erster Aufzug. (Das Theater stellt einen Wald und verschiedne Häuser vor.) Der Doctor erscheint, und ist auf den Pantalon sehr erzürnt. Er sagt, daß dieser seine Bosheit gegen ihn nun auf das äußerste getrieben, indem er ihm seinen Zaun niederreissen lassen und dadurch verursacht, daß ihm die wilden Thiere vielen Schaden gethan. Pantalon antwortet ihm, er müsse toll im Kopfe seyn. Harlequin kömmt mit einem Bauer dazu, den er abprügelt, weil er Feigen von dem Hinterhofe des Doctors gestohlen. Pantalon wird sehr ungehalten darüber, daß man seinen Bauer so mißhandelt. Der Doctor versetzt, daß wenn man ihm (dem Pantalon) Recht wiederfahren lassen wollte, man ihm eben so begegnen müßte, weil er an allen seinem Unglücke Schuld sey. Pantalon straft ihn Lügen; der Doctor antwortet mit einer Ohrfeige; Pantalon ziehet seinen Dolch; Harlequin aber treibet ihn mit einer guten Tracht Schläge vom Platze, und begiebt sich mit dem Doctor weg.

(Das Theater stellet ein Feld mit Zelten vor.) Zigeuner und Zigeunerinnen legen dem Scapin die Beute vor, die sie gemacht haben; nur Lelio hat ihm nichts vorzulegen, und Scapin wirft ihm den wenigen Geschmack vor, den er an ihrer Profeßion habe. Coraline macht Lucinden aus, daß sie den Leuten so schlecht wahrzusagen wisse. Lucinde antwortet ihr, daß sie vor diese Lebensart allzuviel Abneigung habe. Scapin lieset beyden, dem Lelio und der Lucinde den Text, und sagt ihnen, daß sie sehen müßten, wo sie was verdienten, und heißt diejenigen, die sich die vergangene Nacht ermüdet haben, zur Ruhe gehen. Er macht

der Coraline tausend Schmeicheleyen und empfängt einen Beutel von ihr. Nachdem er dem Lelio und der Lucinde noch mehr als einmal wiederhohlt, daß sie so ihrem Exempel folgen sollten, begiebt er sich mit Coralinen weg.

Lelio und Lucinde sind nichts weniger als geneigt, dergleichen Ermahnungen nachzukommen. Lelio giebt der Lucinde den Rath, die Flucht mit ihm zu nehmen, und verspricht ihr, sie zu heyrathen. Lucinde antwortet, daß sie ihn zwar liebe und hochschätze, allein sie wisse selbst nicht, warum sie nicht die geringste Neigung habe, ihn zu heyrathen. Lelio antwortet ihr mit aller möglichen Zärtlichkeit, ohne über ihre abschlägliche Antwort verdrießlich zu seyn. Sie gehen mit einander ab.

Der Doctor kömmt und erzählt dem Mario seinen Streit mit dem Pantalon. Mario ist um so viel weniger damit zufrieden, da er weiß, daß Pantalon sehr reich ist, und daher verdrießliche Folgen besorget.

Harlequin kömmt dazu und hinterbringt, daß Pantalon beschlossen habe, die ganze Familie des Doctors umbringen zu lassen. Der Alte wird darüber ganz unruhig; Harlequin glaubt ihn zu beruhigen, indem er ihm seine Tapferkeit rühmet. Doch kaum läßt sich Pantalon mit seinen Bauern sehen, als der furchtsame Harlequin die Flucht nimmt. Mario vertheidiget den Doctor, und Scapin, der mit seinem Gefolge dazu kömmt, bringt sie aus einander. Als Harlequin niemanden mehr sieht, will er alles todt machen, und beschließt den Aufzug mit seinen Großsprechereyen.

Zweyter Aufzug. Lucinde, nachdem sie über die Liebe des Lelio, und über die Härte, mit welcher ihr Scapin begegnet, ihre Betrachtungen angestellt, fühlt sich sehr ermüdet, läßt sich auf eine Rasenbank nieder, und schläft ein.

Mario erblickt sie, findet sie ungemein reitzend, wird in sie verliebt, nahet sich ihr und weckt sie dadurch auf. Anfangs will sie fliehen; Mario aber hält sie auf, und sie sagt ihm wahr. Mario ärgert sich, daß er sie eine so unwürdige Profeßion treiben sieht, und sagt ihr, daß sie ja wohl auf eine anständigere Art ihr Glück finden könne; er bietet ihr hierauf seinen Beutel an, den sie aber ausschlägt. Scapin schilt die Lucinde, daß sie das Geschenke, das man ihr machen wollen, nicht angenommen. Mario entschuldigt sie, erkennt den Scapin, erzeigt sich gegen ihn sehr freundschaftlich und bittet ihn, seinen Vater und ihn gegen die Verfolgungen des Pantalons zu vertheidigen. Scapin verspricht, ihn und seine

ganze Familie in Sicherheit zu setzen, wenn sie ihre Zuflucht in seine Zelte nehmen wollten, und führt Lucinden mit sich fort. Mario wird über das Weggehen der Lucinde empfindlich und folgt ihr nach, nachdem er dem Harlequin befohlen, seinem Vater zu sagen, daß er in die Zelte des Scapins flüchten solle.

Coraline kömmt dem Harlequin unter die Augen, und er findet sie nach seinem Geschmacke. Indem sie ihn mit Wahrsagen unterhält, visitiren ihm zwey kleine Zigeuner die Schubsäcke. Harlequin bekennt hierauf der Coraline seine Liebe, die sie erwiedern zu wollen sich stellet. Sie beredt ihn, sein Kleid abzulegen; die kleinen Zigeuner tragen es weg, und Coraline schleicht sich auch davon.

Der Doctor, der in dem Augenblicke dazu kömmt, ist Ursache, daß Harlequin den ihm gespielten Streich nicht sogleich merkt, sondern vor allen Dingen die ihm von dem Mario an den Alten aufgetragene Commißion ausrichtet. Der Alte ist sogleich bereit, sich die Nachricht zu Nutze zu machen. Unterdessen sucht Harlequin seine Kleider vergebens; er erblickt den Scapin, bey dem er sich wegen des erlittenen Raubes beklagt. Scapin giebt insgeheim seiner Bande Befehl, die Kleider wieder zu bringen. Harlequin setzt noch hinzu, es thue ihm leid, daß er sich über die Zigeunerin, die ihn beraubt, beklagen müsse, da sie ihm so wohl gefalle. Scapin giebt ihm den Rath, nicht so zärtlich zu seyn, sonst könnte ihn leicht der Hauptmann der Bande, wenn er seine Liebe zu der Zigeunerin erführe, zu Tode prügeln lassen. Coraline bringt des Harlequins Kleider wieder, und dieser kann sich nicht enthalten, ihr seine Liebe nochmals zu verstehen zu geben. Scapin giebt sich ihm hierauf als den Hauptmann der Bande zu erkennen; Harlequin zittert und kann kaum vor Erschrecken wieder zu sich kommen. Scapin will die Zigeunerin wegen ihres Diebstahls bestrafen, und sie bittet den Harlequin, ihr Genade auszuwirken. Harlequin bittet darum; Scapin gesteht sie ihm zu, und geht mit seinen Leuten ab.

Kaum sieht sich Harlequin mit Coralinen allein, als er ihr um den Hals fallen will. Auf einmal steht Scapin zwischen ihnen; er ist wider den Harlequin aufgebracht und will ihn binden lassen, weil es nur einem Zigeuner erlaubt sey, eine Zigeunerin zu lieben. Um ihn zu besänftigen, sagt Harlequin, daß er sich mit Vergnügen unter sie wolle aufnehmen lassen. Scapin ist es zufrieden, nur soll er vorher eine Probe von seiner

Geschicklichkeit ablegen, wozu eben eine Gelegenheit vorfällt. Zwey Zigeuner bringen einen Esel, mit Federvieh beladen, unter die Zelte, den sie einem Müller gestohlen. Scapin läßt das Federvieh abladen, und befiehlt dem Harlequin, den Esel an den Müller wieder zu verkauffen, und ihm bey der Gelegenheit seinen Beutel zu stehlen; wenn er dieses bewerkstelliget, so solle er Zigeuner seyn und Coralinen heyrathen dürfen. Harlequin versteht sich dazu, und Scapin giebt ihm einen Bart und einen Mantel, sich zu verkleiden. Der Müller kömmt, ganz ausser Athem, und fragt ihn, ob er nicht wisse, wohin die Zigeuner ihren Weg genommen. Harlequin antwortet, er habe darauf nicht Acht gegeben, sondern suche vielmehr selbst, diesen Spitzbuben auf das eiligste zu entkommen; er wünsche sogar, sagt er, daß er seinen Esel loswerden könne, damit er nicht gar darum käme. Dem Müller steht der Esel an, und indem er dem Harlequin Geld dafür geben will, stiehlt ihm dieser seinen Beutel. Der Müller merkt es, und läuft ihm nach; doch die Zigeuner vertheidigen ihren künftigen Mitbruder, umringen den Müller tanzend, und vermitteln es, daß Harlequin sich mit dem Esel, den er ihm verkauft, wieder davon machen kann.

Dritter Aufzug. (Das Theater stellt einen Wald und Zelte vor) Die Zigeuner und Zigeunerinnen spielen neben ihren Zelten. Da Scapin merkt, daß Lucinde und Lelio durchaus nicht geneigt sind, ihre Profeßion zu treiben, so möchte er ihrer gern los seyn. Er giebt zu verstehen, daß der Hauptmann der Bande, der vor ihm gewesen, ihm sie bestens empfohlen, und zugleich ein Papier anvertrauet habe, das er nicht eher, als nach Verlauf eines Jahres, erbrechen solle. Da nun das Jahr eben um ist, so öfnet er die Schrift, und findet daß Lucinde und Lelio des Pantalons Kinder sind; er ruft sie, und sie kommen von ihrem Spiele zu ihm. Scapin spricht sehr freundlich mit ihnen und sagt, daß sie nun nicht mehr lange bey der Profeßion bleiben sollten, die sie so sehr verabscheuten; er kenne ihren Vater, und dieser sey vollkommen im Stande, sie in glückliche Umstände zu setzen. Er ersucht sie, ihm auf einige Augenblicke zwey Schaumünzen, die sie bey sich haben, anzuvertrauen. Lucinde und Lelio geben sie ihm. Der Doctor und Mario kommen, bey dem Scapin ihre Zuflucht zu nehmen, der sie auch sehr wohl aufnimmt, und sie mit dem Pantalon auszusöhnen verspricht. Unterdessen daß sich der Doctor unter den Zelten umsieht, kömmt Lucinde dazu, gegen die sich Mario sehr höflich erzeiget; sie entdecken einander beyde ihre Liebe.

Harlequin, der es dem Scapin nachthun will, macht hierüber ein grosses Geschrey, und sagt den Verliebten, daß niemand eine Zigeunerin lieben dürfe, wenn er nicht selbst von der Profeßion wäre. Scapin giebt dem Harlequin Recht, worüber sich dieser sehr frölich erzeigt. Doch als sich Coraline ungemein vergnügt stellt, daß nunmehr auch Mario bald von ihrer Gesellschaft seyn werde, fängt er an, eifersüchtig zu werden.

Pantalon kömmt und bittet den Scapin, ihn zu rächen, und macht ihm ein Geschenk; Scapin nimmt es an, und schickt ihn wieder fort. Er freuet sich sehr, da er sieht, daß die Liebe die Familien des Doctors und des Pantalons ohne Schwierigkeit wieder vereinigen werde; und der Aufzug endiget sich mit der Aufnahme des Harlequins, welche Scapin vorzunehmen befiehlt.

Vierter Aufzug. Scapin giebt dem Mario den Rath, ohne Bedenken Zigeuner zu werden, um Lucinden heyrathen zu können; er versichert ihn, daß er ihm in einigen Stunden beweisen wolle, daß sie von eben so gutem Geschlechte sey, als er, und daß es für sie beyde gut seyn werde, wenn er seinem Rathe folge. Da Mario den Scapin kennet, und von ihm hintergangen zu werden, sich nicht fürchten darf, so williget er in alles, was er von ihm verlangt.

Harlequin giebt dem Doctor den Rath, Zigeuner zu werden, weil es doch sein Sohn auch bald seyn werde; der Doctor aber giebt auf seine Reden nicht Acht. Indem erblickt Pantalon den Harlequin, erinnert sich an die Schläge, die er von ihm bekommen, zieht seinen Dolch und will sich rächen. Harlequin läuft davon.

Scapin hält den Pantalon auf, und sagt ihm, daß er ein Geheimniß besitze, durch welches er ihm einen sehr wichtigen Dienst leisten könne; wenn er ihn nehmlich an seinen Feinden werde gerächet haben, wolle er ihm das Vergnügen machen, zwey Kinder, die er für verlohren halte, wieder zu finden. Pantalon ist für Freuden ausser sich, und will wissen, wenn ihm dieses Glück wiederfahren solle. Scapin befiehlt ihm, in die nächste Grotte zu gehen, wo er seine Beschwörungen machen wolle. Pantalon gehorcht, Scapin folgt ihm, nachdem er zu verstehen gegeben, daß er zu seiner List alles vorbereitet habe.

Der Doctor hat sich von einer gewaltigen Liebe zu Coralinen einnehmen lassen, und sucht sie, sich ihr zu entdecken. Seine Leidenschaft wird in Coralinens Gegenwart immer stärker; sie merkt die Liebe, die der

Alte gegen sie empfindet, stellt sich, sie erwiedern zu wollen, und da er ihr, sie zu heyrathen, verspricht, scheinet sie ganz traurig, weil sie seine Frau, wie sie sagt, nicht seyn könne, wenn er nicht Zigeuner würde. Sie fügt hinzu, daß er sich zwar, wenn er sie wirklich liebe, kein Bedenken machen dürfe, es zu werden, indem sein Sohn bereits Zigeuner geworden, um Lucinden zu heyrathen. Der Doctor erstaunet über diese Nachricht; es wird ihm schwer, sich zu entschliessen; doch endlich siegt die Liebe bey ihm, er begiebt sich mit Coralinen weg, und ist bereit, alles zu thun, was sie von ihm verlangt.

(Das Theater stellt einen Wald und einen grossen Felsen vor.) Scapin befiehlt dem Pantalon, auf den Felsen zu steigen, wo er ihm einen Beweis von seiner Wissenschaft geben wolle. Seine Beschwörungen erschrecken den Pantalon; er erschrickt aber noch weit mehr, als er Mitten in Flammen die Devisen erscheinen sieht, die auf den Schaustücken seiner Kinder stehen. Pantalon verlangt sie von dem Scapin, und dieser verspricht sie ihm auch; indem aber ruft er unterirdische Geister, die ihn wegführen, und von dem Felsen hinunter rollen lassen, womit sich der Aufzug endet.

Fünfter Aufzug. Lelio und Lucinde führen den Pantalon, der nach seinem Falle kaum mehr gehen kann. Sie erzeigen sich dem Alten ungemein behülflich, der ihnen seine Dankbarkeit nicht genug ausdrücken kann. Die Sympathie verursacht bey allen dreyen Bewegungen, von welchen sie die Ursache nicht begreifen können. Lelio und Lucinde umarmen den Pantalon mit Ehrfurcht, und Pantalon umarmt sie mit Zärtlichkeit.

Da Harlequin und der Doctor den Pantalon wahrnehmen, so wollen sie ihn umbringen; Lelio und Lucinde vertheidigen ihn, und dieser Zufall verdoppelt des Pantalons Liebe gegen sie.

Scapin, der alles, was vorgegangen, insgeheim mit angesehen, läßt den Doctor und den Harlequin, desgleichen den Lelio und die Lucinde abgehen; vorher aber erhebt er die Großmüthigkeit dieser letztern. Pantalon betrübt sich, da sie ihn verlassen sollen. Scapin bewundert die Macht des Bluts, und führt den Pantalon mit sich fort.

(Das Theater stellt einen Wald vor, mit den Zelten des Scapins.) Die ganze Bande des Scapin ist zum Aufbruche fertig. Pantalon erstaunet, da er den Doctor und den Mario unter den Zigeunern gewahr wird. Scapin sagt ihm, daß sie keine Zigeunerin hätten heyrathen

können, ohne es selbst zu seyn. Pantalon glaubt nunmehr an seinen Feinden genug gerächet zu seyn, da sie sich so weit erniedriget. Scapin bittet ihn, seinen Groll nicht weiter zu treiben, und zu bedenken, daß sich die liebsten Zweige seiner Familie gleichfalls unter der Bande befänden. Zugleich fragt er seine Leute, ob sich einer von ihnen den Vater des Lelio und der Lucinde zu hassen unterstehe? Sie beschwören alle einmüthig das Gegentheil. Und nun giebt Scapin dem Lelio und der Lucinde ein Zeichen, die sich dem Pantalon zu Füssen werfen, und ihm ihre Schaumünzen überreichen. Pantalon vergießt Freudenthränen, und umarmt sie. Er sieht nun, daß sich die Natur schon vorher für sie erkläret; er söhnt sich mit seinem Feinde aus, und freuet sich über die Verbindung ihrer Kinder.

Harlequin ist wider den Scapin in der größten Wuth, weil er ihm sein Wort nicht gehalten, sondern Coralinen an den Doctor verheyrathet, und will nicht länger Zigeuner seyn. Scapin aber besänftiget ihn, mit der Hofnung, daß Coraline, die itzt einen alten Mann heyrathe, bald Wittwe werden, und ihm alsdenn eine reiche Erbschaft zubringen werde. Hierauf giebt sich Harlequin zufrieden, und die Komödie endiget sich mit der Verheyrathung des Mario mit Lucinden, und des Doctors mit Coralinen.

3) Arlequin et Scaramouche Voleurs, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, in fünf Aufzügen, zum erstenmal aufgeführt den 5. December 1747.

Personen. **Pantalon. Der Doctor. Flaminia**, des Pantalons Tochter. **Lucinde**, des Doctors Tochter. **Mario**, des Doctors Sohn. **Lelio**, des Pantalons Sohn. **Coraline**, Kammerfrau bey der Flaminia. **Nicolo**, Bedienter des Pantalon. **Ein Hauptmann. Scaramouche**, das Haupt einer Bande Spitzbuben. **Harlequin**, Spitzbube. **Spitzbuben**, als Soldaten, Häscher und Bediente verkleidet. **Verschiedene Nebenpersonen.**

Erster Aufzug. (Das Theater stellt eine Straasse vor, in welcher man das Haus des Doctors und des Pantalon siehet) Harlequin, ein Spitzbube, beklagt sich bey seinem Hauptmann, dem Scaramouche, daß er nicht die gehörige Achtung vor ihm habe. Scaramouche antwortet ihm, es sey seine eigene Schuld, weil er sich der Profeßion nicht besser befleißige. Hierauf giebt er ihm verschiedene Lehren, die sich Harlequin zu Nutze zu machen verspricht, und beyde begeben sich weg. Mario tritt auf,

und giebt in einem Monologue zu verstehen, daß er sich in Flaminien, des Pantalons Tochter verliebte; er klopft an des letztern Thüre an; Coraline kömmt heraus, und giebt ihm von ihrer Gebieterin, der Flaminia, einen Brief. Er fängt ihn an zu lesen; Scaramouche wird ihn von weiten gewahr, und zeigt ihm den Harlequin. Dieser nahet sich ihm, und da er siehet, daß Mario den Brief der Flaminia einsteckt, so bittet er ihn, weil er doch lesen könne, die Gütigkeit zu haben, und ihm auch einen Brief zu lesen, den er ihm dabey einhändiget. Mario will ihm diese Gefälligkeit erweisen, und indem er es eben thun will, stiehlt ihm Harlequin sein Schnupftuch, und macht sich mit davon. Mario wird es gewahr und läuft ihm nach. Der Doctor tritt auf, und sagt, daß Pantalon, sein guter Freund, eben itzt die Heyrath seiner Tochter mit einem sehr reichen Fremden geschlossen habe, welcher Fremde ein Landsmann und Anverwandter von demjenigen sey, dem er seine Tochter bestimmt, er wolle also gehen, und ihm Glück wünschen. Er klopft bey dem Pantalon an; Coraline macht auf und sagt ihm, daß sich Pantalon eben anziehe. Der Doctor sagt, er wolle ihn auf dem Caffeehause erwarten, und geht fort. Pantalon kömmt aus seinem Hause heraus; Coraline bestellt bey ihm, was ihr der Doctor eben gesagt; er heißt sie wieder ins Haus gehen, und will sich zu seinem Freunde begeben. Als er fort ist, kömmt Lelio und unterhält sich ganz allein mit seiner Liebe zu Lucinden, des Doctors Tochter. Scaramouche, als ein vornehmer Herr gekleidet, den Harlequin als Stallmeister, und verschiedene Spitzbuben in Livrey hinter sich, redet ihn höflich an. Er sagt ihm, daß er ein Fremder von Stande sey, der zu seinem Vergnügen reise, und nicht gerne in einem Wirthshause einkehren wolle; er bittet ihn, ihm ein Haus irgend einer angesehenen Person in der Stadt zu nennen, wo er sich sieben oder acht Tage mit Ehren aufhalten könne. Lelio läßt sich durch den Namen, welchen sich Scaramouche giebt, hintergehen, und versichert, daß ihn sein Vater, Pantalon, mit Vergnügen aufnehmen werde. Da Lelio zugleich hört, daß dieser Herr seinem Stallmeister befiehlt, die Mauleseltreiber, welche seine Bagage geführt, zu bezahlen, der Stallmeister aber kein Geld bey sich zu haben vorgiebt, so erbietet sich Lelio, die nöthige Summe vorzuschiessen, und wird beym Worte gehalten. Er zahlt den Mauleseltreibern das geforderte Geld, und will seinen Beutel wieder zu sich stecken; Harlequin aber practiciret ihm den Beutel weg, ohne daß er es merkt. Lelio

nimmt von dem fremden Herren Abschied, nachdem er ihm das Haus seines Vaters gewiesen, und sagt, er wolle gehen, die Zimmer für ihn zurecht machen zu lassen. Er kömmt aber den Augenblick wieder, weil er seinen Beutel vermißt; er ersucht den Fremden, ihm zu sagen, ob nicht etwa einer von seinen Leuten seinen Beutel aufgehoben, den er ohne Zweifel fallen lassen, indem er ihn einzustecken geglaubt. Mein Herr, ruft Scaramouche, Sie können leicht Recht haben. Und huy, daß mein Stallmeister diesen Fund gethan hat. Ich habe seit einiger Zeit ohnedem Ursache, dem Burschen nicht zu trauen; und sobald ich von meinen Reisen wieder zu Hause komme, werde ich ihn sicherlich zum Henker jagen. Der Stallmeister nimmt den Verdacht sehr übel, und antwortet trotzig, daß diese Rede seinem Herrn das Leben kosten solle. Lelio bittet für ihn um Gnade, und indem er sich zwischen sie beyde stellen will, kömmt er ins Gedrenge, und verlieret seinen Hut. Der Herr, der Stallmeister und die Bedienten sprengen auseinander, der eine dahin und der andere dorthin; Lelio verfolgt sie, und der erste Aufzug ist aus.

Zweyter Aufzug. Harlequin und Scaramouche eröfnen, so wie den ersten, also auch den zweyten Act. Harlequin weis sich sehr viel damit, daß er die Lehren, die ihm Scaramouche gegeben, so gut in Ausübung gebracht; und dieser gesteht ihm auch zu, daß er sich zu bilden anfange. Sie hören jemand kommen, und begeben sich weg. Mario tritt auf, und beklagt sich über die Heyrath, welche Pantalon zwischen seiner Tochter und einem Fremden geschlossen. Scaramouche erscheint, und scheinet, gegen die hinterste Scene redend, sehr verdrießlich, daß ein Mensch, an den er zwanzig Louisd'or auf sein Wort verloren, Mißtrauen in ihn sетzt und ihm nicht einmahl vier und zwanzig Stunden nachsehen will. Er sey so rasend, sagt er, daß er einen Demant, den er am Finger habe und der gern hundert Louisd'or werth sey, lieber gleich für zwanzig verkauffen möchte, damit er nur mit einem so unbilligen Menschen weiter nichts zu thun haben dürfe. Mario, der den Wechsel des Spiels auch schon oft erfahren, läßt sich seinen Verdruß nahe gehen, redet ihn an, und erbietet sich großmüthig, ihn aus der Verlegenheit zu reissen und ihm, so viel er nöthig habe, zu leihen. Scaramouche nimmt das Anerbieten mit der Bedingung an, daß er seinen Ring zum Unterpfande nehmen soll. Mario, der seinen Beutel schon aufgemacht hat, weigert sich dessen;

Scaramouche aber wirft ihm wider seinen Willen den Ring in den Beutel, und faßt zugleich darnach, indem Mario die zwanzig Louisd'or herauslangen will. Mario erstaunt, und will den Beutel wieder an sich ziehen; der Doctor kömmt dazu, und Scaramouche beklagt sich, daß ihm Mario einen Beutel, den er fallen lassen, nicht wiedergeben wolle; zum Beweise, daß der Beutel ihm gehöre, könne der und der Ring dienen, der sich nebst seinem Gelde darinn befinde. Nachdem der Doctor die Sache so befunden, giebt er seinem Sohne, ohne ihn anzuhören, Unrecht, und überliefert dem Scaramouche den Beutel, der sich vergnügt davon macht. Endlich bringt Mario, aber zu spät, seinen Vater aus dem Irrthume, und eilet dem Spitzbuben nach. Der Doctor bleibt allein, und giebt zu verstehen, daß Soldaten in die Stadt gekommen und er einen Officier in sein Haus werde einnehmen müssen. Er klopft an sein Haus an, und befiehlt seiner Tochter, welche herauskömmt, den neuen Gast zu empfangen; sie verspricht zu gehorchen und gehet wieder hinein. Scaramouche und Harlequin, welche den Doctor behorcht, begeben sich schleunig weg; aber in dem Augenblicke ist Harlequin auch wieder da, und zeigt sich dem Doctor als einen zerstümmelten Officier, dem beyde Beine abgeschossen worden. Er sitzt in einer Sänfte, und die Träger sind als Soldaten verkleidete Spitzbuben. Indessen aber, daß Harlequin dem Doctor seine Heldenthaten erzehlt, und dieser ihn eben zu sich hineinführen will, kömmt der wahre Capitain, der bey ihm logiren soll, und der Betrug wird entdeckt. Die Träger sowohl als der Krüppel nehmen Reißaus, und der zweyte Aufzug schließt sich mit grossem Tumulte.

Dritter Aufzug. Pantalon sagt zu seiner Tochter Flaminia, daß er itzt nicht bey baarem Gelde sey, und da ihre Heyrath, die er nunmehr richtig gemacht, ihm ganz gewiß starke Ausgaben machen werde, so wolle er ein Theil von seinem Silberwerke versetzen, damit ihm bey solchen Umständen nichts fehle. Er befiehlt also seiner Tochter, die entbehrlichen Stücke bey Seite zu setzen. Harlequin und Scaramouche haben alles mit angehört, und dieser sagt jenem etwas ins Ohr. Sie gehen beyde fort, kommen aber sogleich wieder, Harlequin als Gerichtsfrohn, mit Spitzbuben, die sich in Häscher verkleidet, und Scaramouche, als ein Kaufmann, den man Schulden halber, in Verhaft genommen. Scaramouche erblickt den Pantalon und ersucht ihn um Hülfe; er sey, sagt er, sehr unglücklich, daß man ihn um tausend Thaler setzen wolle, da er doch bey sich zu Hause

für noch einmal so viel Waaren habe. Aber, setzt er hinzu, da mir diese Trabanten nicht erlauben wollen, nach Hause zu gehen, so haben Sie doch die Gütigkeit, ich bitte Sie, und schreiben ein Paar Worte für mich an meine Tochter; denn wie Sie sehen, (er zeigt ihm seinen Arm, den er in der Binde trägt) ich kann es selbst nicht thun. Pantalon, der sich nichts böses vermuthet, schreibt folgende Worte, die er ihm vorsagt: Liebe Tochter, Ueberbringern dieses händige sogleich das Bewußte ein. Indem Pantalon den Zettel schreibt, mauset ihm Harlequin die Uhr, und Scaramouche begiebt sich, sobald er den Pantalon weit genug von seinem Hause vermuthet, mit dem Zettel zu der Flaminia, die ihm sogleich, weil sie ihres Vaters Hand kennet, die ausgesetzten Stücke Silber überliefert. Als Pantalon bald darauf mit einem Wucherer, der das Silber abhohlen will, nach Hause kömmt, und von Flaminien und Coralinen, was bereits damit geschehen, erfährt, läuft er plötzlich fort, um den Dieb, wo möglich, noch einzuhohlen; und Flaminia geht mit Coralinen wieder hinein. Lelio tritt allein auf, und sagt, daß er mit seiner Geliebten gern sprechen möchte; er klopft an des Doctors Thüre an, und Lucinde kömmt heraus. Sie haben eine zärtliche Scene mit einander, in welcher ihm Lucinde meldet, daß sie ihr Vater an einen Fremden versprochen, der ein Landsmann desjenigen sey, dem Pantalon die Flaminia zugesagt. Lelio versichert sie, daß er diese Heyrath schon zu verhindern wissen werde; sie geht wieder hinein, und ihr Liebhaber begiebt sich fort. Pantalon und der Doctor treten mit einander auf; der Doctor sagt seinem Freunde, daß er den Augenblick einen Brief erhalten, in welchem man ihm die baldige Ankunft ihrer künftigen Schwiegersöhne berichte, daher sie alle Augenblicke zu erwarten stünden. Scaramouche, der sie beständig auf dem Korne hat, sagt dem Harlequin etwas ins Ohr und geht mit ihm ab. Den Augenblick darauf kömmt Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, und meldet dem Pantalon die Ankunft des künftigen Gemahls der Flaminia, und bittet ihn, die Thüre offen zu halten, um seinen Koffer und übrige Equipage einzunehmen; hiemit geht er ab, und der Doctor verläßt den Pantalon, um sich zu erkundigen, ob sein künftiger Schwiegersohn nicht auch zugleich mit angelangt; Pantalon gehet aber in sein Haus, um das Nöthige zu veranstalten. Das Theater verändert sich und stellt ein Zimmer mit einem Bette und einem Schreibtische vor; auf dem Tische stehet ein

angezündetes Wachslicht, weil es Nacht geworden. Man sieht Flaminien, die sich gegen Coralinen wegen des Schicksales beklagt, das ihr Vater ihr zugedacht; diese tröstet sie; Pantalon kömmt dazu, und meldet ihr die Ankunft ihres Bräutigams; sie fängt ihre Klagen aufs neue an, die aber durch den Nicolo, einen Bedienten aus dem Hause, unterbrochen werden, der ihnen meldet, daß der Bediente des Herrn, den Flaminia heyrathen solle, mit dessen Koffer angekommen sey. Flaminia geht voller Verdruß ab, und Coraline folgt ihr. Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, bringt einen sehr schweren Koffer, den ihm Nicolo hereintragen hilft. Pantalon befiehlt diesem, es dem erstern an nichts fehlen zu lassen, und begiebt sich weg. Nicolo will den Harlequin mit zum Abendessen nehmen; Harlequin schlägt es aus; Nicolo dringt vergebens in ihn, und stellt ihm vergebens vor, daß er ihn selbst um eine gute Mahlzeit, die er auf Kosten seines Herrn mit ihm thun könnte, brächte; dem Harlequin ist allzuviel daran gelegen, allein zu bleiben, als daß er sich erbitten lassen sollte. Da endlich Nicolo sieht, daß er nichts ausrichten kann, so schlägt er ihm vor, zu Bette zu gehen, und sagt, daß er bey ihm werde schlafen müssen, weil noch keine Kammer für ihn zurecht gemacht worden. Dieses setzt den Harlequin in eine neue Verlegenheit; er giebt dem Nicolo zu verstehen, daß er gern allein schlafe, und lieber die Nacht hier auf seinem Koffer zubringen, als bey einem andern im Bette liegen wolle. Nicolo versetzt, daß er zu wohl zu leben wisse, als daß er ihn auf dem Koffer werde schlafen lassen. Um ihn los zu werden, vertraut ihm Harlequin, daß er ihm eine gewisse kleine Krankheit, die er seit einigen Tagen merke, mitzutheilen fürchte; doch Nicolo versteht gleich, was er für eine Krankheit meine, und heißt ihn deswegen ausser Sorgen seyn, weil er ihm das nicht erst mittheilen dürfe, was er schon habe. Harlequin wird ungeduldig, und vertrauet ihm ferner, daß er sehr unruhige Träume zu haben pflege; daß er sich oft im Schlafe, von seinen Feinden verfolgt zu werden einbilde; daß er auch schon einmal das Unglück gehabt, einen seiner besten Freunde, der an seiner Seite geschlafen, mit dem Dolche zu erstechen, weil ihm geträumt, als müsse er sich gegen einen Mörder vertheidigen. Aber diese Gefahr schreckt den Nicolo noch weniger ab, weil er gleichfalls sehr schlimme Träume zu haben pflege, und wohl gar, wenn man sich an seiner Seite nur ein wenig rühre, im Schlafe seinen Mann anfasse, und ihn zum Fenster herauswerfe. Harlequin bekömmt also noch weniger

Lust, das Bette mit dem Nicolo zu theilen; er wird in allem Ernste auf ihn böse, und da dieser Bediente dem Pantalon zu mißfallen fürchtet, wenn er den Diener seines Schwiegersohns durch eine überlästige Höflichkeit noch ungehaltener mache, so läßt er ihn endlich zufrieden und begiebt sich fort. Sogleich kömmt Scaramouche aus dem Koffer, in welchem er verschlossen war, hervor; Harlequin leuchtet ihm und sie nahen sich dem Schreibtische, ihn zu erbrechen. Scaramouche hat Meissel und Hammer, und will das Schloß damit aufsprengen; kaum aber hat er den ersten Schlag mit dem Hammer gethan, als ein Hund, der in einem Winkel des Zimmers gelegen, und den sie nicht wahrgenommen, aufspringt und an zu bellen fängt. Scaramouche hält inne; Harlequin schmeichelt dem Hunde, um ihn zum Schweigen zu bringen; Scaramouche thut einen andern Schlag mit dem Hammer; der Hund verdoppelt sein Bellen, bis endlich Pantalon es hört, und dazu kömmt. Scaramouche hat kaum so viel Zeit, sich wieder in den Koffer zu werfen; und Harlequin kriecht geschwind unter das Bette, mit dem brennenden Lichte in der Hand, und thut, als ob er in dieser Stellung schlafe. Pantalon sieht unter das Bette, und glaubt, er müsse ausserordentlich müde seyn, daß ihn der Schlaf so überfallen; er nimmt ihm das Licht aus der Hand, und setzt es wieder auf den Tisch, ohne ihn aufzuwecken, und geht fort. Scaramouche verläßt sogleich seinen Koffer, und Harlequin will ihm aufs neue leuchten; sobald aber jener wieder mit dem Hammer an zu schlagen fängt, fängt der Hund aus allen Kräften wieder an zu bellen; die zwey Spitzbuben wollen verzweifeln; Harlequin ist der Meinung, dem nichtswürdigen Hunde mit dem Hammer eines vor den Kopf zu versetzen, allein sie können ihn nicht erhaschen, und bewegen ihn nur desto stärker zu bellen. Pantalon kömmt dazu, und die Spitzbuben eilen wieder auf ihre Posten; Pantalon erstaunt über die seltsame Nücke des Harlequins, daß er nicht, ohne sich zu leuchten, schlafen kann, denn er hat auch diesesmal das Licht aus den Händen zu setzen vergessen; er nimmt es ihm wieder weg, setzt es auf den Tisch und begiebt sich zum zweytenmale fort. Die Spitzbuben machen sich wieder an ihre Arbeit, und der Hund hebt aufs neue an zu bellen ꝛc. Dieses Theaterspiel mit den vergebnen Versuchen des Scaramouche und des Harlequin und der Dazukunft des Pantalon auf das Bellen des Hundes, kann nach Belieben wiederhohlt werden. Endlich ist Pantalon den Spitzbuben so geschwind auf dem Dache, daß sich Harlequin

über Hals und über Kopf, mit dem brennenden Lichte in der Hand, in den Koffer wirft, und den Scaramouche, statt seiner unter das Bette zu kriechen, nöthiget. Pantalon sieht durch die Spalte des Koffers Licht schimmern, und glaubt, er brenne; indem er ihn aber näher betrachtet, sieht er, daß er nicht verschlossen ist; er eröfnet ihn und findet zu seinem grossen Erstaunen weiter nichts als den Harlequin darinn, der noch immer das brennende Wachslicht hält. Nun wird dem Pantalon der Handel verdächtig; er nimmt dem Harlequin das Licht zum letztenmale aus der Hand und sucht in der Kammer herum, um wenigstens nachzusehen, ob dieser mit dem Lichte nicht etwa Schaden gemacht; er sieht unter das Bette, erschrickt, als er einen Unbekannten darunter erblickt, und ruft: Diebe! Auf sein Geschrey kömmt das ganze Hausgesinde, nur halb angekleidet und mit verschiedenen Instrumenten bewaffnet, herbey; doch sie sind alle zu erschrocken, als daß sie in der Geschwindigkeit die Spitzbuben verhindern könnten, zu entkommen; und so endet sich der dritte Aufzug.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wie zu Anfange des ersten Aufzuges. Es ist Tag.) Mario klopft an die Thüre des Pantalon, und will mit Flaminien sprechen. Coraline macht auf, und sagt ihm, daß seine Geliebte vor Schrecken über die Spitzbuben in vergangner Nacht, krank geworden; sie hören den Pantalon kommen, und Mario begiebt sich weg. Pantalon erscheint, befiehlt der Coraline, den Arzt zu holen, und geht wieder hinein. Coraline geht ihre Commißion zu verrichten; und Scaramouche und Harlequin, die den Befehl des Pantalons mit angehört, nehmen sich eine neue Verkleidung vor, und treten ab. Der Doctor kömmt, und sagt in einem Monologue, er habe eben itzt erfahren, daß die Aeltern derjenigen, die er und Pantalon zu ihren Schwiegersöhnen ersehen, nicht so gut stünden, als man sie habe bereden wollen; und dieses sey ohne Zweifel die Ursache ihres Aussenbleibens, welche Vermuthung er itzt seinem Freunde mittheilen wolle. Coraline kömmt wieder und sagt ihm, daß sie einen Arzt für die Flaminia holen müssen, worauf sie beyde zum Pantalon hineingehen. Das Theater verändert sich und stellt ein Schlafzimmer vor. Man erblickt darinn Flaminien, in dem Anzuge und der Stellung einer unbäßlichen Person, nebst dem Pantalon, dem Doctor und Coralinen, die ihr Muth einsprechen. Man klopft an; Coraline geht und sieht wer es ist, kömmt wieder und meldet den Arzt

an. Pantalon befiehlt ihr, ihn hereinzubringen; sie führt den Harlequin, als Arzt verkleidet, hinein, und geht ab. Während der Scene, in welcher sich Harlequin, so gut ihm möglich, aus der Rolle, die er über sich genommen, zu wickeln sucht, kömmt Coraline in größter Bestürzung wieder, und sagt, daß Mario und Lelio von Spitzbuben angefallen worden; man eilet voller Verwirrung ihnen zu Hülfe; die Kranke bleibt mit dem Arzte allein, und dieser packet, ihres Geschreys ohngeachtet, alles Silberzeug, das er in dem Zimmer findet, zusammen, und geht damit fort. Pantalon kömmt auf das Geschrey der Flaminia wieder zurück, und sagt, sie solle sich nur trösten, es habe nichts zu sagen. Sie sind also noch, versetzt sie, zu rechter Zeit dazu gekommen? Ohne Zweifel; erwiedert Pantalon. Flaminia wünscht ihm Glück, daß er den Spitzbuben also noch angehalten, der alle sein Silberzeug weggetragen, und Pantalon wird über diese nähere Erklärung sehr bestürzt; denn als er sagte, es habe nichts zu sagen, hatte er es von der Gefahr verstanden, in welcher man ihm gemeldet, daß sich sein und seines Freundes Sohn befänden. Das Theater verändert sich abermals und wird wie zu Anfange des ersten Aufzuges. Man erblickt den Doctor, seinen Sohn Mario und den Lelio beysammen. Der Doctor bezeigt ihnen seine Freude, sie außer Gefahr zu sehen. Pantalon kömmt dazu; er hinterbringt dem Doctor, was er wegen der Liebe des Mario zu seiner Tochter, und seines Sohnes zu Lucinden, erfahren; und nach dem, was er wegen des Vermögens ihrer gehoften Schwiegersöhne von ihm selbst gehört, hielte er es, setzt er hinzu, für das beste, wenn sie ihre alte Freundschaft durch eine doppelte Heyrath noch enger verknüpften, ohne auf die, welchen sie ihre Töchter bereits versprochen, länger zu warten. Der Doctor giebt seine Einwilligung; die zwey Väter klopfen an ihre Thüren und rufen Lucinden und Flaminien, die sich wieder besser befindet, heraus. Sie sind über diese Nachricht sehr erfreut; allein Scaramouche und Harlequin haben ihre Unterredung abermals mit angehöret, und machen sich fertig, ihnen bey der Gelegenheit neue Streiche zu spielen. Das Theater ändert sich und stellet den Garten an dem Hause eines Traiteurs vor; Mario, Flaminia, Lelio, Lucinde, Coraline, Pantalon und der Doctor treten herein, in dem Vorsatze, sich lustig zu machen. Sie rufen den Traiteur; Scaramouche erscheinet unter dieser Gestalt, und versichert sie, daß sie sich in einem Hause befänden, wo es ihnen an nichts fehlen solle, und wo man

sie auf den Wink bedienen werde; er bittet sie, nur alles, was ihnen beschwerlich seyn könnte, abzulegen, und unter diesem Vorwande bemächtiget er sich ihrer Degen, Stöcke, Hüte, Fecher, und was sonst Mannspersonen oder Frauenzimmer abzulegen pflegen, wenn sie sich zu Tische setzen wollen. Er verschwindet damit, und Harlequin, als ein Petitmaitre gekleidet, tritt statt seiner herein, und sagt ihnen, da er gehört, daß sich eine Gesellschaft braver Leute hier in dem Garten lustig mache, so habe er geglaubt, daß es ihr nicht unangenehm seyn könne, wenn ein Mann von seinem Stande und seinen Verdiensten an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen, sich gefallen liesse. Er fordert hierauf eine Prise Taback von ihnen; und nachdem er eines jeden von der Gesellschaft gekostet, findet er zwar keinen nach seinem Geschmacke, allein die Tabatieren kommen ihm ausserordentlich schön vor, und unter dem Vorwande, sie genauer zu betrachten, behält er sie alle bey sich. Er verspricht ihnen hierauf, sie einen ganz vortreflichen Taback kosten zu lassen, und bietet ihn auch wirklich in einer hölzern Dose nach der Reihe herum, und zwar kömmt er an den Pantalon zuletzt, der den Taback aus Gefälligkeit lobet. N u n w o h l, sagt Harlequin, i c h s c h e n k e i h n e n d e n T a b a c k u n d d i e D o s e! A b e r e b e n f ä l l t e s m i r e i n, d a ß i c h n o c h e i n e k l e i n e V e r r i c h t u n g h a b e, d i e m i r d a s V e r g n ü g e n n i c h t e r l a u b e n w i l l, l ä n g e r b e y I h n e n z u b l e i b e n. Und hiermit will er fortgehen; man hält ihn aber zurück und sagt, daß es ihm zwar frey stehe fortzugehen, nur werde er so gut seyn, und vorher eines jeden Dose wieder heraus geben. S i e s c h e r z e n, antwortet Harlequin; i c h h a b e j a d e m H e r r n (indem er auf den Pantalon weiset) g e s a g t, d a ß i c h s i e i h m s c h e n k e. Er versucht aufs neue sich loszureissen, da er aber sieht, daß man ihm allzusehr auf dem Halse ist, und daß er durchaus sein Geschenke wiedernehmen, und alle zu sich gesteckte Dosen herausgeben soll, so wird er zornig, und fragt, für wen man ihn ansehe, und ob man einen Mann, wie ihn, für einen Spitzbuben halten könne? Kurz, er bietet ihnen Trotz, und will sich mit einem jeden von ihnen den Hals brechen. Sie laufen alle nach ihren Degen und Stöcken, doch Scaramouche ist dem Unglücke, das daraus entstehen könnte, zuvor gekommen, und hat ihnen alle angreiffende Waffen weislich aus den Händen gerückt. Das Hausgesinde des Traiteurs kömmt auf ihr Schreyen dazu, so wie, zu Ende des dritten Aufzuges, das Hausgesinde des Pantalons, auf das

Geschrey ihres Herrn dazukam; sie sind auf die nehmliche Weise, aber mit eben so wenig Nutzen bewaffnet, weil Harlequin Gelegenheit findet, sich während des Lerms davon zu machen, womit sich der vierte Aufzug beschließt.

Fünfter Aufzug. (Das Theater stellet ein Coffeehaus vor) Alle die Personen, die sich in den Garten des Traiteurs lustig machen wollen, sind auf dem Coffeehause beysammen. Scaramouche kömmt als ein Juwelenhändler verkleidet herein, und stiehlt ihnen ihre Uhren, indem sie seine Waaren besehen und feilschen. Er gehet ab, und Harlequin kömmt an seiner Statt, in einen Kaufmann verkleidet, der mit Lotterielosen handelt. Seine geschickte Hand hält Nachlese, und sammelt vollends alles ein, was dem Fleiße des Scaramouche entwischt war. Gleichwohl merkt niemand eher, daß er bestohlen worden, als bis Harlequin bereits weg ist; sie halten sich an den Herrn des Caffeehauses und an dessen Leute; es entstehen darüber Händel, und man schickt nach einem Commissar. Scaramouche kömmt in der Kleidung einer Gerichtsperson und Harlequin spielt die Rolle seines Schreibers. Indem der Commissar sein Interrogatorium hält, und alle auf ihn Acht geben, ist sein Schreiber bemüht, eine schöne Uhr von der Wand herab zu häckeln; allein es wird es jemand gewahr und der Schreiber, mit samt dem Commissar, machen sich mit der Flucht davon und werden verfolgt. Das Theater verändert sich und stellt ein Zimmer in dem Hause des Pantalon vor. Der Doctor tritt mit ihm herein; sie sagen, daß die Spitzbuben abermals entkommen, daß man es aber der Obrigkeit gemeldet, die deswegen Nachsuchung werde thun lassen. Mario und Lelio kommen dazu, und erzehlen ihnen, daß man die Schelme endlich doch ergriffen; man bringt sie geführt, und thut ihnen kund, daß sie sich aufs Rudern nur gefaßt halten sollen. Sie bitten um Gnade, sehen aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit sie zu erhalten. Auf einmal fängt Harlequin an zu schreyen: Feuer! Feuer! Man erschrickt, und jeder drengt sich, zu sehen wo es ist. Die Spitzbuben machen sich den Augenblick zu Nutze, und entkommen. Sie werden verfolgt und das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des ersten Aufzuges war. Harlequin und Scaramouche kommen in vollem Lauffe, der eine auf dieser, und der andere auf jener Seite, herein; sie treffen sich, und sagen, daß sie ihren Feinden zwar noch glücklich entkommen, daß sie aber allzu berühmt zu werden anfingen, und es also wohl nicht wagen

dürften, in dem Lande länger zu bleiben; das beste wäre wohl, wenn sie mit einander wieder in ihr Vaterland, nach Bergamo, reiseten. Sie gehen mit einander ab, und die Komödie hat ein Ende.

4) La Vengeance d'Arlequin, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herrn Gandini, zum erstenmal aufgeführt den 30 August 1747.

Personen. Der Doctor, Vater der Flaminia, die in dem Stücke aber nicht zum Vorschein kömmt. Lelio, Liebhaber der Flaminia. Mario, in die Flaminia verliebt. Coraline. Pantalon, in die Coraline verliebt. Harlequin, gleichfalls in Coralinen verliebt. Scapin, Harlequins Freund und Coralinens Geliebter. Bauern. Ein Geist. Die Scene ist in einem Walde, und in einem Landhause des Doctors, welches nicht weit davon liegt.

Erster Aufzug. (Das Theater stellet einen Wald und auf der Seite ein Landhaus vor.) Mario eröfnet den Aufzug mit dem Doctor, bey dem er um seine Tochter Flaminia anhält. Der Doctor weigert sich, sie ihm zu versprechen, weil er dem Lelio, der sehr reich sey, sein Wort bereits gegeben habe. Mario verspricht, ihn in den Besitz eines Schatzes zu setzen, wenn er ihm seine Tochter geben wolle; der Doctor sagt sie ihm mit dieser Bedingung zu, und sie gehen mit einander ab, der Doctor den Schatz zu sehen, und Mario, ihm denselben zu weisen. Coraline tritt mit dem Harlequin auf, der ihr einen jungen Hasen schenken will, den er auf der Jagd geschossen; allein Coraline, wie sie sagt, liebt nichts als Rebhühner. Harlequin verspricht, ihr welche zu bringen; und nun erklärt sie ihm frey heraus, daß er sich nur vergebene Mühe mache, weil sie den Scapin bereits liebe. Harlequin spielt den Großsprecher, und will den Scapin umbringen, der eben dazu kömmt. Coraline geht ihm entgegen und macht ihm tausend Liebkosungen, die Scapin, zu großem Verdrusse des Harlequins nicht ungeneigt aufnimmt. Coraline sagt zum Scapin, daß Harlequin ihr gemeinschaftlicher Feind sey; Scapin wirft ihr ihre Härte gegen seinen Freund vor, und da Coraline hinzu setzt, daß sie niemand anders als ihn, lieben und heyrathen wolle, so antwortet er ihr, daß er keine Lust zum heyrathen habe. Coraline gehet ab; schwöret ihm einen ewigen Haß, und drohet, sich wegen seiner Verachtung zu rächen. Harlequin beklagt sich über sein Unglück; Scapin tröstet ihn, bietet ihm seinen Beystand an, und giebt ihm den Rath

Coralinen zu versprechen, daß er ihn, sie zu rächen, umbringen wolle, wenn sie sich entschlösse, ihn zu heyrathen; sie gehen mit einander ab. Mario kömmt mit dem Doctor wieder, dem er den Schatz gewiesen, und verspricht ihm denselben zu geben, so bald er ihn Flaminien heyrathen lassen. Der Doctor sagt, er solle auf den Abend nur zu ihm kommen, da er das nöthige mit ihm verabreden, und ihn an des Lelio Stelle annehmen wolle, den er gleichfalls, zu eben der Stunde, zu sich bestellt hat, und hiermit gehen sie wieder ab. Coraline tritt abermals auf, und sagt, daß sie entschlossen sey, den ersten den besten zu heyrathen, der sie an dem Scapin rächen wolle. Harlequin stellt sich ihr vor, und sie stößt ihn zurück; er verspricht ihr durch Lazzis und großsprecherische Gebehrden, den Scapin aus dem Wege zu räumen; sie ist es zufrieden, ihn mit diesem Bedinge zu heyrathen, verlangt aber vorher den Gegenstand ihres Hasses todt zu sehen. Harlequin giebt ihr durch neue Lazzis zu verstehen, daß er sie befriedigen wolle; sie geht ab und Scapin tritt auf. Er und Harlequin überlegen, wie sie Coralinen hinter das Licht führen wollen. Sie wollen sich einer gewissen Grube, die in dem Walde ist, dazu bedienen, in die sich Scapin für todt hinlegen soll. Scapin kriecht sogleich in diese Grube, und Harlequin begiebt sich weg. Pantalon tritt auf und sieht sich überall um, ob er nicht jemand wahrnehme; er sagt, daß er an einem Orte des Waldes, auf den er weiset, ein Kästchen verstecken sehen, worinn ein Schatz sey, und werde, wenn es Nacht geworden, ihn wegholen. Coraline kömmt dazu; Pantalon spricht mit ihr von Liebe; sie sagt ihm aber, daß sie keinen Alten heyrathen wolle. Nachdem ihr Pantalon das Schweigen eingebunden, gelobet er ihr, sie zur Besitzerin eines Schatzes zu machen, wenn sie ihn heyrathen wolle. Auf das Wort Schatz, giebt es Coraline näher. Pantalon verspricht, sie in der Nacht abzuruffen, da sie ihn denn mit einander hohlen wollten. Er geht ab, und Coraline sieht den Harlequin ganz freudig auf sie zu kommen; er rühmt sich den Scapin umgebracht zu haben, und Coraline verlangt den Leichnam zu sehen. Harlequin führt sie an die Grube, in die sich Scapin verkrochen; sie will ihn heraus ziehen; Harlequin redet es ihr aus; sie schimpft noch auf ihren todten Feind, und läßt es dabey bewenden. Harlequin verlangt die Erfüllung ihres Versprechens; sie will vorher wissen, ob er reich ist; er sagt, nein; sie erklärt ihm, daß ihr Mann nothwendig Vermögen haben müsse; er droht ihr, sie gerichtlich

anhalten zu lassen, ihr Wort zu erfüllen, weil er sein Wort erfüllt habe; sie antwortet, daß dieses für ihn der nächste Weg sey, sich hängen zu lassen, geht spöttisch fort und läßt ihn voller Verzweiflung stehen. Scapin kömmt aus der Grube wieder hervor, und giebt dem Harlequin mit einer Menge Lazzis zu verstehen, was er wegen des Schatzes gehört habe. Sie sehen, daß es Nacht wird, und begeben sich weg, die nöthigen Werkzeuge zu hohlen, um sich des Schatzes zu bemächtigen und denen vorzukommen, die den nehmlichen Anschlag darauf haben. Pantalon kömmt mit einer Schauffel und einer Hacke; er hat Coralinen bey sich, die ihm mit Zittern folgt, und der er Muth einzusprechen sucht, da ohnedem der Mond nunmehr aufgehe und sie sich vor nichts fürchten dürften. Das Theater verändert sich und stellt einen tiefen Ort im Walde vor, der zum Theil von dem Monde erleuchtet ist, und wo hin und wieder ein Baum steht. Scapin erscheint mit einem Kästchen, und Harlequin mit eben solchen Werkzeugen, als man den Pantalon gesehen; er bezeigt sich sehr furchtsam; Scapin spricht ihm Muth ein; sie graben das Kästchen mit dem Schatze aus, legen das andere, das sie mitgebracht haben, an dessen Stelle, und bedecken es mit Erde. Es erscheint ein Geist, und giebt ihnen ich weis nicht was für ein Papier, auf welchem, wie er sagt, das Geheimniß stehen soll, wie sie in ihrem Unternehmen glücklich seyn können. Nachdem sie sich sehr erschrocken bezeigt, eilen sie mit dem Schatze, und dem Geschenke des Geistes davon. An ihrer Statt treten Pantalon und Coraline auf, die das Kästchen, welches Harlequin und Scapin für das rechte zurückgelassen, ausgraben; sie eröffnen es hastig, und es springt ein Schwein heraus, das den erschrockenen Pantalon übern Haufen rennt. Sie laufen voller Angst davon und der erste Aufzug ist zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater stellt zwar noch den Wald und das Landhaus vor, aber von einer andern Lage, mit einem Felsen auf der andern Seite des Hauses) Mario erscheint mit dem Doctor, der ihm sein Versprechen erneuert, und begiebt sich fort, den Erfolg davon zu erwarten. Lelio erscheinet gleichfalls und klopft bey dem Doctor an, der wieder ins Haus gegangen war, um ihn an sein gegebenes Wort zu erinnern. Der Doctor kömmt, und ist, wie er ihn erblickt, ganz verlegen; er sagt, die bewußte Heyrath könne noch nicht sobald zu Stande kommen, weil er noch gar keine Anstalten dazu gemacht. Lelio stellt ihm

die Unnöthigkeit dieser Anstalten vor, und da ihn der Doctor kaltsinnig verlassen will, so geht er gerade zu in das Haus hinein, und der Doctor hat nicht das Herz, ihm zu folgen. Mario kömmt dazu, und da er den Lelio zu dem Doctor hinein gehen sehen, so schließt er daraus, daß ihm dieser nicht Wort halte, und sagt, daß er gehen, und seinen Schatz an einen andern Ort bringen wolle. Der Doctor, voller Verwirrung und Mißvergnügen, begiebt sich in sein Haus. Coraline tritt mit dem Pantalon auf, sie sagt, daß er sie betrogen habe und will ihm den Abschied geben. Dieser schwört, daß er den Räuber des Schatzes schon entdecken wolle; Harlequin kömmt dazu; Coraline macht ihm Liebkosungen, dem Pantalon zum Trotze, und nennt ihn ihren kleinen Mann. Pantalon will den Harlequin prügeln; Coraline setzt sich dagegen; Harlequin, da er sieht, daß sie seine Parthey nimmt; bekömmt Muth und jagt den Pantalon mit Schlägen vom Platze. Sobald der Alte fort ist, stößt Coraline den Harlequin, der sie umarmen will, von sich, und verbirgt ihm die Ursache, warum sie ihn so wohl aufzunehmen geschienen, im geringsten nicht. Scapin, der alles mit angehört hat, und sich während der Scene versteckt gehalten, stellt sich auf einmal zwischen sie, und sagt zu Coralinen: du sollst ihn doch heyrathen müssen, du magst wollen oder nicht. Coraline, die ihn für todt hält, erschrickt ungemein; Harlequin stellt sich, als ob er gleichfalls sehr erschrecke, und sagt zu Coralinen, daß sie ja keinen Augenblick verlieren solle. Sie kann sich aber nicht entschliessen, und Scapin drohet ihr, sie bis an ihren Tod zu verfolgen, wenn sie bey ihrer Weigerung verharre. Das Schrecken nimmt bey Coralinen zu, und da sie Scapin anfassen will, und zu ihr sagt: heyrathe ihn gleich auf der Stelle! so thut sie einen grossen Schrey und läuft davon. Harlequin und Scapin bleiben allein, und Scapin erklärt seinem Freunde das Geheimniß, welches ihnen der Geist mitgetheilet; er läßt ihn die Worte auswendig lernen, in welchen es bestehet, und darauf begeben sie sich weg. Der Doctor und Lelio treten auf; dieser macht jenem sehr lebhafte Vorwürfe, daß er ihm sein Wort nicht halten wolle; er schwöret, sich zu rächen und geht zornig fort. Mario, der dazu kömmt, begegnet ihm nicht besser, er beschuldiget ihn, den Schatz, den er ihm gewiesen, entwendet zu haben, und verläßt ihn gleichfalls ganz wütend, mit der Drohung, daß es ihm das Leben kosten solle, wenn er ihm den Schatz nicht wieder heraus gäbe. Der Doctor geräth ganz

ausser sich darüber; Pantalon kömmt dazu, und fragt ihn nach der Ursache; der Doctor vertraut ihm den Verdacht des Mario, und Pantalon vertraut ihm seinen, in Ansehung des Harlequins, und weiß ihn höchst wahrscheinlich zu machen. Der Doctor bittet den Pantalon, ihm beyzustehen, und sie werden einig, ihre Leute zusammen zu bringen, sich des Harlequins zu bemächtigen, und ihm das Geständniß abzudringen; sie gehen ab, um sogleich zum Werke zu schreiten. Scapin tritt mit dem Lelio auf, den er wegen des Doctors zu besänftigen sucht, von welchem er, wegen der erhaltenen Beleidigung, durchaus Genugthuung haben will. Scapin versichert ihm, daß er keiner harten Mittel bedürfen werde; Flaminia liebe ihn, und habe ihn (den Scapin) gebeten, ihrem Liebhaber beyzustehen; er habe es ihr versprochen, und werde sein Wort zu halten wissen. Hiermit führt er ihn mit sich fort; die zwey Alten treten mit einander auf, haben verschiedne Bauren bey sich und scheinen den Harlequin zu suchen. Coraline erscheint; sie ist von ihrem Schreck noch nicht wieder zu sich gekommen, und erzehlet ganz laut, daß Harlequin ihr zu Liebe, und weil sie ihm Hoffnung gemacht, ihn zu heyrathen, den Scapin umgebracht habe; itzo habe sie keinen Augenblick Ruhe, und werde ohne Unterlaß bald von dem Mörder, bald von dem Schatten des Ermordeten verfolgt. Diese Rede macht dem Doctor Hoffnung, den Harlequin wegen aller seiner Verbrechen bald bestraft zu sehen, und Pantalon naht sich Coralinen, mit Bitte, ihm doch näher zu erklären, was sie itzt von dem Scapin gesagt habe. Ueber den Namen Scapin, und bey der unvermutheten Erblickung des Pantalon, erhebt Coraline ein grosses Geschrey und läuft davon. Der Doctor und Pantalon bleiben und sagen, daß sie ihr möglichstes thun müßten, den Harlequin zu finden; in dem Augenblicke hören sie die Stimme dessen, den sie suchen; gleich darauf erblicken sie ihn; der Doctor, Pantalon und ihre Gehülfen verfolgen ihn und wünschen ihm höhnisch zu dem gefundenen Schatze Glück; er macht verschiedene Lazzis und leugnet es nicht ab; man will ihn zwingen, sich zu ergeben; er rettet sich hinter einen Felsen, und seine Feinde, die ihn nicht wollen entkommen lassen, sind nicht wenig bestürzt, da sie statt seiner nichts als einen Affen finden, der auf sie zuspringt und sie in die Flucht treibt. Dieses muß für eine Wirkung des Geheimnisses angesehen werden, das der Geist ihn und den Scapin gelehrt. Dieser Affe beschließt den zweyten Aufzug, so wie das Schwein den ersten beschlossen.

Dritter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des ersten Aufzuges war) Pantalon und der Doctor fangen den dritten Aufzug an; sie sind noch ganz erschrocken, und sagen, daß Harlequin ganz gewiß ein Zauberer seyn müsse. Scapin kömmt, und stellt sich, ohne ein Wort zu sagen, zwischen die beiden Alten, welches ihnen eine grosse Furcht einjaget, weil sie ihn auf das Wort der Coraline wirklich für todt halten. Scapin bringt sie aus dem Irrthume, und da sie dem Harlequin die Entwendung des Schatzes Schuld geben, so verspricht er, daß sie ihn wieder finden sollen, aber mit der Bedingung, daß der Doctor nicht mehr daran denken soll, seine Tochter an den Mario zu verheyrathen, der ohnedem Händel genug bekommen werde, da er bey den Gerichten verschiedentlich angegeben worden, daß er mehr als einem Frauenzimmer, mit welchem er es gehalten, die Ehe versprochen habe. Scapin versichert, daß er selbst mit den Leuten gesprochen, die wider den Mario zeugen würden, und erbietet sich sogar, sie zu dem Doctor zu bringen, wenn er es haben wolle. Der Doctor fasset ihn beym Worte, geht mit dem Pantalon herein, und Scapin bleibt allein auf der Bühne. Lelio kömmt; Scapin sagt ihm, daß es gut seyn werde, wenn er sich in einem Augenblicke bey dem Doctor einfände, weil Harlequin daselbst, so wie sie es mit einander abgeredet, in verschiedener Gestalt verschiedene Zeugnisse wider den Mario ablegen werde. Scapin sagt hierauf dem Lelio etwas ins Ohr, und sie gehen mit einander zu dem Doctor hinein. Das Theater verändert sich, und stellet das Zimmer in dem Hause dieses letztern vor. Man siehet den Herrn des Hauses, nebst dem Pantalon und dem Scapin hereintreten, der ihm eine Liste von den Zeugen giebt, und abtritt, sie hereinzubringen. So wie sie nun Pantalon, die Liste in der Hand, ruft, so kommen sie einer nach dem andern herein, oder vielmehr kömmt Harlequin zu verschiedenen malen unter verschiedenen Verkleidungen herein. (Diese Verkleidungen müssen als eine neue Wirkung des von dem Geiste mitgetheilten Geheimnisses betrachtet werden.) Das Verhör wird von dem Mario unterbrochen, der eben, als Scapin abtritt, um den Harlequin unter einer neuen Gestalt wieder hereinzubringen, mit Coralinen dazu kömmt, und den Doctor, ohngeachtet ihn dieses Mädchen zurück zu halten gesucht, umbringen will. Lelio erscheinet, und nimmt die Vertheidigung des Doctors über sich, der nunmehr Muth faßt, und dem Mario Schuld giebt, daß er sich ja bereits mit mehr als einem

Frauenzimmer versprochen habe. Mario leugnet es, und Pantalon sagt, daß man ihn leicht überzeugen könne, wenn man ihm die Zeugen vorstellte, die Scapin vorgeführt habe. Coraline sagt, daß dieses nicht möglich seyn könne, weil Scapin todt sey; der Doctor benimmt ihr ihren Irrthum, und ruft den vermeinten Toden, ihn mit dem Mario zu confrontiren. Anfangs scheinet Scapin ein wenig betroffen, er faßt sich aber bald wieder, und klagt den Mario an, der ihn dafür umbringen will. Harlequin kömmt eben zu rechter Zeit dazwischen, seinen Freund aus der Verlegenheit zu reissen; er bezaubert den Mario und macht ihn unbeweglich, welches abermals eine Wirkung von dem Schutze des Geistes ist. Endlich verspricht Harlequin die Helfte des Schatzes wieder herauszugeben, dessen Verlust den Mario so sehr aufgebracht, aber mit dem Bedinge, daß man die andere Hälfte ihm und dem Scapin lasse, und daß Coraline ihn, so wie Flaminia den Lelio heyrathe. Er droht ihnen allen, daß den, der sich seinem Willen nicht sogleich unterwerffen wolle, die Geister, die ihm zu Gebothe stünden, durch die Luft mit sich fortführen sollten. Man kann leicht denken, daß niemand Lust haben wird, sich dieser Gefahr auszusetzen; man geht daher alles ein; der Doctor erfüllt sein erstes dem Lelio gethanes Versprechen, und giebt ihm seine Tochter Flaminia; Coraline entsagt dem Scapin, und heyrathet den Harlequin, und die Komödie ist aus.

5) **La Vengeance de Scaramouche**; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herr **Gandini**, zum erstenmal aufgeführt den 13. Sept. 1745.

Personen. **Der Marquis. Der Doctor**, Vater der Flaminia. **Flaminia**, mit dem Marquis versprochen. **Silvia. Lelio**, Vetter der Silvia, und Liebhaber der Flaminia. **Pantalon**, Haushofmeister des Marquis und in Coralinen verliebt. **Coraline** und **Harlequin**, Bediente des Marquis. **Scaramouche**, ein anderer Bediente des Marquis und Liebhaber der Coraline. **Verschiedene andere Bediente.** Ein **Genius**, und **zwey Gespenster.** Die Scene ist in einer Stadt in Italien, und einem nahgelegenen Walde.

Erster Aufzug. (Das Theater stellt ein Zimmer in dem Schlosse des Marquis vor.) Pantalon eröffnet den ersten Aufzug mit dem Harlequin und Scaramouche. Er befiehlt diesem lezteren, mit den Anstalten zur Hochzeit zu eilen, weil der Marquis mit der Person, die er heyrathen

solle, angekommen sey. Scaramouche geht ab, und Pantalon befiehlt dem Harlequin, den Hegereitern des Marquis zu sagen, daß sie aufs geschwindeste einen Vorrath von Wildpret auf das Schloß bringen sollen. Sie gehen mit einander ab, und an ihrer Statt treten Coraline und Scaramouche, ihr Liebhaber, auf. Coraline erzehlt diesem, daß man ihr die Flaminia, die Tochter des Doctors und künftige Gemahlin des Marquis zur Aufsicht anvertrauet, und daß sie die Stelle einer Oberaufseherin bey ihr bekleiden werde. Scaramouche bezeigt ihr seine Eifersucht in Ansehung des Harlequins und des Pantalons; sie findet Mittel ihn zu beruhigen; er verläßt sie und Harlequin kömmt an seiner Statt; er macht der Coraline Liebkosungen, die sich darüber aufhält; der Haushofmeister kömmt dazu, und thut, als ob er der Coraline etwas zu sagen habe, heißt seinen Nebenbuhler abtreten, und wird befolgt. Coraline thut, als ob sie ihn sehr liebenswürdig fände, und erhält von ihm ein Kästchen mit Silber. Harlequin, der sie belauscht hat, kömmt wieder herein, und drohet, dem Herrn des Hauses alles wieder zu sagen; Pantalon aber verdammet ihn zu Wasser und Brod, und er geht weinend fort. Sobald er weg ist, umarmt Pantalon Coralinen, und wird abermals von dem Scaramouche betroffen, der ihnen harte Vorwürfe macht; Scaramouche und der Haushofmeister werden mit einander handgemein, und Coraline läuft davon. Der Marquis kömmt auf den Lerm dazu, läßt sich die Ursache ihrer Schlägerey erzehlen, giebt dem Scaramouche Unrecht und befiehlt ihm, abzutreten. Scaramouche geht, mit drohenden Gebehrden gegen den Pantalon, ab, und mit diesem begiebt sich der Marquis auch bald weg, nachdem er ihm vorher alles anzuwenden befohlen, daß sein Hochzeitfest ja recht prächtig werde. Harlequin und Scaramouche kommen wieder auf die Bühne; der erste weinet, weil er, wie er sagt, bereits vor Hunger sterbe; der andere weinet über die Untreue seiner Geliebten, und flucht auf seinen Nebenbuhler und auf seinen Herrn. Sie geloben einander wechselsweise Dienste, gehen ab und der erste Aufzug ist zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater stellet einen Wald vor, in welchem man ein Grabmahl erblickt.) Scaramouche, um sich an seinem Nebenbuhler dem Pantalon, und an seinem Herrn, der ihn in Schutz genommen, zu rächen, kömmt einen Geist um Rath zu fragen, der, wie man ihm gesagt hat, seine Wohnung in dem Grabmahle habe, das sich in dem nahgelegenen Walde befindet. Der Geist erscheint, verspricht ihm

zu helfen, schenkt ihm zwey Talismans, oder bezauberte Ringe, deren Eigenschaften er ihm erkläret, und verschwindet. Das Theater ändert sich, und stellt das Innere der Stadt vor. Man erblickt die Silvia mit ihrem Vetter, dem Lelio. Silvia, ob sie gleich als Mannsperson verkleidet ist, fürchtet dennoch sehr, der Marquis möchte sie erkennen, ehe sie den Anschlag, den sie im Sinne habe, ausgeführt. Sie giebt vor, auf sein Herz und seine Hand einen Anspruch zu haben, und kömmt ihres Theils, seine vorhabende Heyrath zu verhindern. Lelio, der sich in Flaminien verliebt hat, hat sich gleichfalls vorgenommen, sie nicht so ruhig vollziehen zu lassen. Die zwey Neuangekommenen treffen unter Wegens den Scaramouche, der den Lelio erkennt, ihn anredet und fragt, wer sein Reisegefährte sey. Lelio antwortet, es sey ein Goldstücker, den er bey dem Marquis in Dienste bringen wolle. Scaramouche, dem einer von seinen Talismans, dessen er sich statt eines Ringes bedient, die Wahrheit entdeckt, giebt dem Lelio zu verstehen, daß er sich nichts aufheften lasse, verspricht aber ihm und der Silvia seine Dienste und steckt ihr seinen zweyten Talismann an den Finger, der den Marquis sie zu erkennen verhindern werde. Hierauf führt er sie mit sich fort, sie seinem Herrn als geschickte Stücker vorzustellen, die ihm ihre Dienste anbieten wollten. Der Doctor tritt mit dem Pantalon auf, der ihm wegen der bevorstehenden Heyrath seiner Tochter Glück wünscht. Der Doctor zeiget ihm die Juwelen, die er der jungen Frau bestimme, und auf die neueste Manier habe fassen lassen. Scaramouche kömmt als ein Bettler, der nur einen Arm hat, dazu, und bittet sie um eine Gabe; er verläßt sie nach verschiednen Lazzis, und der Doctor und Pantalon gehen ihren Weg nach dem Schlosse des Marquis. Das Theater ändert sich und stellt wie in dem ersten Aufzuge ein Zimmer in diesem Schlosse vor, wo man den Herrn des Hauses mit seiner Braut in Unterredung erblickt; er fragt sie um die Ursache ihrer Melancholie; sie antwortet, daß sie diese Ursache selbst nicht wisse, und verläßt ihn. Scaramouche tritt herein und meldet zwey berühmte Goldstücker bey dem Marquis, die der Ruf von seiner Pracht und bevorstehenden Vermählung hergelockt. Der Marquis befiehlt sie hereinzubringen; Scaramouche geht deswegen ab, und kömmt mit ihnen wieder zurück. Der Marquis nimmt sie in seine Dienste, und befiehlt dem Scaramouche, ihnen ein Zimmer anzuweisen, worauf sie Scaramouche mit sich abführt. Der Doctor kömmt, und will dem Marquis

die Juwelen zeigen, die er seiner Tochter geben wolle, kann sie aber nicht finden. Pantalon, der mit ihm zugleich gekommen ist, vermißt desgleichen seinen Beutel, und da sie sich des einhändigen Bettlers erinnern, so argwohnen sie mit Grund, daß er ihnen die Juwelen und den Beutel gestohlen habe. Der Marquis tröstet sich dieses Zufalls wegen sehr leicht, und sagt, daß es seiner Frau darum an Juwelen nicht fehlen solle. Harlequin kömmt, und meldet weinend, daß der Schneider in dem Zimmer der Flaminia sey; der Marquis fragt ihn, warum er weine; er erzehlt seine Begebenheit; Pantalon sagt dem Herrn, daß er ein Taugenichts sey, der sich beständig betrinke, und seine Strafe haben müsse. Harlequin macht verschiedne Lazzis, seinen Hunger auszudrücken, und bewegt endlich den Herrn zum Mitleiden, daß er ihm zu essen zu geben befiehlt. Harlequin fährt mit seinen Lazzis fort, sie sind aber nunmehr von einer andern Art und drücken nichts als Freude aus; er springt dem Marquis um den Hals; der Marquis stehet auf, sich seiner unbequemen Umarmungen zu entwehren; Harlequin verdoppelt sie, und folgt ihm nach; und Pantalon und der Doctor folgen dem Harlequin gleichfalls. Coraline erscheinet und sucht den Vorwürfen und der Verfolgung des Scaramouche auszuweichen; er tritt mit ihr zugleich auf, und da sie sieht daß sie ihn nicht verhindern kann, mit ihr zu reden, so faßt sie den Anschlag ihn zu überschreyen, um ihn wenigstens so zum Stillschweigen zu bringen. Auf einmal erscheinet der Geist, der dem Scaramouche seinen Schutz versprochen hat, mitten unter ihnen, und droht sie wegen ihrer Buhlerey und Frechheit zu strafen. Coraline, und Scaramouche selbst, erschrecken über diese unvermuthete Erscheinung und laufen davon, womit sich der zweyte Aufzug beschließt.

Dritter Aufzug. Der Marquis kömmt mit dem Pantalon, und sagt zu ihm, da die Hochzeit noch den Abend vor sich gehen solle, so sey es Zeit, daß er die Leute, welche die Anstalten dazu machen helfen, bezahle; er solle sie also, einen nach dem andern ruffen lassen, und ihnen ihren bedungenen Lohn geben; er solle keinem, setzet der Marquis hinzu, etwas abziehen, sondern ihnen vielmehr noch etwas zulegen, damit sie Theil an seiner Freude hätten. Er geht ab und Coraline kömmt und zanket mit dem Harlequin, der einen Kapaun entwendet; Pantalon befiehlt diesem Vielfrasse, den Arbeitsleuten zu sagen, daß sie ihren Lohn hohlen sollen; und zugleich heißt er ihm, in der Stube, wo er ihn ihnen

austheilen wolle, alles zurecht zu machen. Harlequin geht ab, und läßt dem Haushofmeister und seiner Lieblingin alle Freyheit, einander Liebkosungen zu machen; sie machen sich den Augenblick auch wohl zu Nutze, und gehen bald darauf ab. Das Theater verändert sich, und stellt eine Stube mit einem Kleiderschranke vor; Harlequin ist beschäftiget, alles in Ordnung zu bringen; der Haushofmeister kömmt und befiehlt dem Harlequin, die Arbeitsleute herein zu bringen; Harlequin bringt den Scaramouche unter verschiednen Gestalten herein und dieser empfängt also, unter Springen und Singen, einzig und allein, was Pantalon unter eine grosse Anzahl von Personen auszutheilen glaubt, womit sich der dritte Aufzug endet.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des ersten Aufzuges war) Pantalon schlägt Coralinen vor, sie aus den Diensten des Marquis zu bringen und sie zu heyrathen, sie ist es zufrieden und Pantalon geht ab. Scaramouche, der alles mit angehört hat, kömmt und verlanget den Vorzug, mit dem Zusatze, daß er bald eben so reich als sein Mitbuhler seyn werde; er verträgt sich mit ihr, umarmt sie, und geht mit ihr ab. Der Doctor und der Marquis erscheinen; der Schwiegervater hinterbringt seinem Schwiegersohne, daß Flaminia geschworen habe, ihn nicht eher zu heyrathen, als bis sie eine Gnade von ihm erlangt; der Marquis zeigt sich geneigt, ihr alles zu gewähren, und der Doctor ruft seine Tochter. Flaminia kömmt, und sagt dem Marquis, daß ein Frauenzimmer von Stande ihre Zuflucht zu ihr genommen, damit er ihr mit seinem Ansehen wider einen Mann beystehen möge, den sie verklagen wolle, weil er sie zu heyrathen geschworen und nun sein Wort zu halten sich weigere; sie setzt hinzu, die Gnade, die sie von ihm verlange, bestehe darinn, sich dieser unglücklichen Person anzunehmen. Der Marquis verspricht alles, was man von ihm begehrt und geht mit Flaminien und dem Doctor ab. Das Theater verändert sich und stellt das Zimmer der Coraline vor; sie sitzt an einem Tische, und hat neben sich einen großen Koffer stehen, und unterhält sich mit dem Scaramouche. Pantalon läßt sich an der Thüre vernehmen, und verlangt herein gelassen zu werden; Scaramouche versteckt sich in den Koffer; Coraline macht dem Pantalon die Thüre auf, der sehr vergnügt darüber ist, daß er mit ihr auf einen so guten Fuß stehe. Scaramouche läßt sich sehen; Pantalon erschrickt und thut einen lauten Schrey; Scaramouche kömmt ganz aus dem Koffer heraus; dieser macht drohende, jener erschrokene und furchtsame

Lazzis; es erscheinen auf Befehl des Scaramouche zwey Gespenster; Pantalon läuft aus allen Kräften davon; Scaramouche verfolgt ihn, und so ist der vierte Aufzug zu Ende.

Fünfter Aufzug. (Das Theater wird abermals, so wie es zu Anfange des ersten Aufzuges war.) Scaramouche fängt mit Coralinen den fünften Aufzug an, und sagt ihr, daß der Augenblick ihres Glücks nahe sey, und daß die Dienste, die er der Silvia und dem Lelio erwiesen, gnugsam belohnet werden würden, so daß sie es nicht werde bereuen dürfen, ihm den Pantalon aufgeopfert zu haben; er fügt hinzu, daß ihm Flaminia beyzustehen versprochen und daß sie bereits wisse, was sie zu thun habe. Pantalon kömmt dazu und ruft dem Scaramouche, der sich davon macht, nach: Halt! Der Marquin kömmt dazu; Pantalon klagt den Scaramouche wegen Zauberey an; Scaramouche leugnet es nicht ab, sondern gesteht alles freymüthig zu. Der Doctor und Flaminia erscheinen mit Silvien, die sich das Gesicht mit einem Flore verdeckt hat. Silvia erinnert den Marquis an das Versprechen, das er der Flaminia ihretwegen gethan, und bittet ihn, sie zu den Richtern zu führen, bey welchen sie ihren Ungetreuen verklagen wolle. Der Marquis verspricht ihr aufs neue eidlich, sein Bestes zu thun, daß man ihn schleunige Gerechtigkeit widerfahren lasse; und nun entdeckt sie sich; er erkennt sie, und bleibt ganz verwirrt. Endlich wird alles beygelegt; er erbietet sich, sie zu heyrathen, und Lelio heyrathet die Flaminia. Man höret hinter dem Theater ein großes Lermen; alle Bedienten des Hauses, die von den Gespenstern, welche dem Scaramouche zu Gebothe stehen, beunruhiget worden, kommen, bey ihrem Herrn Hülfe zu suchen; Scaramouche verspricht ihnen Ruhe zu schaffen, nachdem ihn Coraline zu heyrathen versprochen, und die Komödie ist aus.

# Vermischte Schriften des Hrn. Christlob Mylius,

gesammelt von Gotthold Ephraim Leßing.

1754.[1]

## Vorrede.

Es würde schwer zu bestimmen seyn, ob Herr Christlob Mylius sich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen seines Lebens für das erstere den Ausschlag geben müßten. Sein Bestreben war allezeit, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widersprechend ansehn, welche die Natur entweder zu plumb oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten Freunde, und jetzt bin ich sein Herausgeber geworden; zwey Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, denjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht, zum Glücke, eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Theil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlasset worden. Sie sind an einen Freund geschrieben, welcher den Hrn. Mylius nur bey dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwey Augen; da ich aber niemals gern für zwey Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften: so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Hrn. Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

[1] Berlin, bey Ambr. Haude und Joh. Carl Spener. 1754.

## Erster Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet; Herr Mylius ist zwischen dem 6ten und 7ten dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beyleid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bey diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders als die See, von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abschied, so gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu sehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen,
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künftgen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor seiner Abreise, an. Aber ach, die Vermuthung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntniß seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unbäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reisen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf schworen, daß er das vollkommne Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut stoisch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns seyn ließe, was es in der That ist; nichts? .. Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeyten, haben doch nicht recht prophezeyt, obgleich dasjenige, was sie prophezeyten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wofür er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etliche tausend Meilen sollte ihm tödtlich seyn; und ich kann noch immer behaupten, daß sie es ihm nicht würde gewesen seyn, wenn er nicht vorher gestorben wäre. .. So viel ist gewiß, er hat sie nicht thun

sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbiethig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie sterben reich an Entwürfen, und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer seyn, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein solches Genie in einem gewissen Stande gebohren wird, der, ich will nicht sagen der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der so genannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr große Geister hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses Genie, in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigsten Hülfsmittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt unterdrückt; bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in diesem Falle war unser Mylius, oder es ist nie einer darinne gewesen. Er ward in einem Dorfe gebohren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Aeltern gebohren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brodwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beynahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu

Nutze zu machen, als es dem Vorsatze ein Dichter zu werden zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit bessern Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beynahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, allein er reisete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. . . Ja, mein Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinne geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Theil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch; noch mehr aber mit der gewissen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben seyn. Seine Meinungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte, [1] haben es nicht anders zulassen können. Es ist wahr, er ward in einem großen Vorhaben gestört, aber nicht so, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andre. Er gewinnet im Verlieren, und ist vielleicht eben jetzt beschäftiget mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich gerathen, und Bradley genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weis ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgestellt, und diese Vorstellungen haben ihn beruhiget, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen. . . Ich will aufhören, Sie mit diesen traurigangenehmen

[1] Man sehe in diesen vermischten Schriften. S. 146.

Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht, und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

## Zweyter Brief.

Vom 3. April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Hrn. Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen ertheilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es ist oft eben so unbillig einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle seyn, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nöthigen, den Gewinnst seine Minerva, und die Nothwendigkeit seine Begeisterung seyn zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistentheils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Musse und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu seyn pflegen... Nun lassen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll?.. Das erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Hrn. Prof. Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Belustigungen, die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so nennt, und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabey auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet, und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem ersten Theile des Liebhabers der schönen Wissenschaften finden können. So geht es fast immer, wenn man Leute von zweydeutigen Verdiensten allzusehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloß gegeben hat, und will allzuspät

durch eben so übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgten seine Betrachtungen über die Majestät Gottes, welche aus einer oratorischen Uebung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung, die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, daß der Herr Inspector Burg sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe sie allezeit bloß wegen der Dreistigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht sein, sondern der Recensent der Parentschen Untersuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieser als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller grade weg, als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu biethen, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unser Feuer beysammen haben? .. Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Belustigungen; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart ist die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das schönste Recept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die Thiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, daß man die Thiere physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe ... Aus diesem letztern Aufsatze kann man unter andern sehen, daß Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr großen Analisten daselbst gemein, daß es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Räthsel zu machen. Zwar ... als wenn man nur die Leser klug zu machen schriebe! Genug, wenn man zeigt, daß man selbst klug ist ... Außer diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den Belustigungen von

ihm finden; besonders einige sapphische Oden, die dieses zärtliche Sylbenmaaß sehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmste aber ist wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen sagen, bey was für Gelegenheiten es gemacht worden. Der Hr. Prof. Kästner hatte kurz vorher sein philosophisches Gedicht über die Kometen in den Belustigungen drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in der That ein Gedicht und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Hallern erworben, und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer ist der dieses glaubt?

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Hrn. Mylius auf. Er wollte es seyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es seyn, der auch andre, es zu glauben, nöthigte. Er setzte sich also, und schrieb ein ziemlich lang Gedichte, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Kästner nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

Der Vorsatz an sich selbst war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bey einer ähnlichen Gelegenheit spricht. Nur Schade, daß er seine Einbildungskraft nicht besser dabey anstrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er sich von dem Reime fortreissen ließ, und in sein ganz Gedicht noch lange nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat so gar nicht mehr, als eine einzige schöne Zeile darinne gefunden; diese nämlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anspielung auf die grossen einflußlosen Sterne unter den Menschen darinne zu sehen, von der sich noch zweifeln läßt, ob sie unser Poet dabey gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte!

Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Hr. Mylius in den Aufsätzen, die von seiner Feder in den Belustigungen stehen, alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fließend, und ohne Mittelwörter; und die prosaischen sind gedehnt und rein.. Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

## Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freylich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. . . Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit, auf alles aufmerksam seyn konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. . . Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefehr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. . . . Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745. seinen Freygeist anfing, und ihn durch zwey und funfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weis es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blat von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freylich kann sie nur bey denen von einiger Wirkung seyn, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzehlung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen. . . Hr. Mylius sahe sie allerdings ein, und man

kann nicht leugnen, daß sich nicht ein großer Theil von seinem Freygeiste sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darinne giebt, sind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreyzehnten Blatte von des Boethius Troste der Weltweisheit sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andre aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabaksdose bey sich trug. Die Uebersetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der adonischen nämlich; und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinne gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freygeistes anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das geringste darinne finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es . . . und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen . . seinem guten Namen einigermaaßen nachtheilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beynamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewöhnt, die Namen Mylius und Freygeist eben so ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsspötter verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bey denen, welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständniß werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweyten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin heraus gab. Sie hieß der Wahrsager. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheres Orts verbothen, und es wäre seiner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich darinne sieht! Die Schreibart ist nachläßig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft und die Satyre ist beleidigend. Er schonte niemanden und hatte nichts schlechters zur Absicht, als seine Blätter zur scandalösen Chronicke der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer

Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begrif von der hiesigen Freyheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig maßiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbiethen. . . . Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heißen sollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. Sie können sich nicht entschließen, wie Sie ihr Blatt nennen wollen? sagte der Herr von K** zu ihm; Nennen Sie es den Wahrsager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freygeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug seyn, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen. Dieser Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drey Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Werth entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. . . Ich bin rc.

## Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drey Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1745. in Hamburg gedruckt und heißt die Aerzte. Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drey Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrscheinliche Monologen. . . Warum darf ich nun nicht gleich darzu setzen: kurz, es ist ein vollkommnes Stück? Warum giebt es gewisse schwer zu vergnügende ekle Kunstrichter, welche eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weis nicht, was noch sonst mehr, verlangen? Und

warum, mein Herr, sind Sie selbst einer von diesen Leuten? Ich hätte Ihnen ein so vortrefliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutschen Moliere nennen sollten. Ein deutscher Moliere! und dieser mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! . . Hören Sie nur, Hr. Mylius mußte seine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß sie ihm geriethen, wie . . wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geistlichen auf dem Lande zum Vorschein gekommen. Sie kennen dieses Stück; es hatte einen jungen Menschen zum Verfasser, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit bessere Ansprüche auf den Ruhm eines guten komischen Dichters der Welt vorlegte, und selbst aus Liebe zur Bühne ein Schauspieler ward, nämlich den verstorbenen Hrn. Krieger. In seinen Geistlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weis überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen. Die Welt konnte sich an den Geistlichen nicht satt lesen; sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt. So eine vortrefliche Aufnahme stach einem Buchhändler in die Augen. Er versprach sich keinen kleinen Gewinnst, wenn man auch andre Stände eine solche Musterung könnte paßiren lassen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Hr. Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbst unter die Söhne des Aesculaps gehörte. Er brachte sonderbares Zeug in sein Lustspiel; eine Jungfer, der man es ansehen kann, daß sie keine Jungfer mehr ist; ein Paar Freyer, die sich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine schlechte englische Komödie passen würden. . . Doch wie steht es um sein zweytes Lustspiel? Es heißt der Unerträgliche und ist gleichfalls in Prosa und fünf Aufzügen. Es sollte eine persönliche Satyre seyn; muß ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben so schlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigen alles zu sagen, er schilderte seinen Unerträglichen, ich weis nicht ob so glücklich, oder so unglücklich, daß sein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Hr. Mylius bald nacheinander; sein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erst einige Jahre

darauf. Es heißt die Schäferinsel; es ist in Versen und hat drey Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begrif davon machen sollte. . . Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig seyn, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommne Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten; wunderbar und schimmernd. . . Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefehr die Schäferinsel seyn sollte, welche Hr. Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. So lange er damit beschäftiget war, habe ich ihn, seiner Geschwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; so bald er aber fertig war, und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. . . Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt der Kuß; es ward componirt, und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin die Schäferin darinne machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. . . . Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spatziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

## Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntniß der vortreflichsten Muster fehlte es dem Hrn. Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da

er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen beruf ich mich auf seine Uebersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der Sammlung auserlesener Schriften dieses Sophisten, welche im Jahr 1745. bei Breitkopfen gedruckt ist, finden. Der Hr. Prof. Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publico einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber ungehalten, und anstatt, daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bey dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Uebersetzungen aus dem Französischen, Italiänischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die Kosmologie des Hrn. von Maupertuis, und des Hrn. Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichste Stelle. Beyde Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beyläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutschland eingeschlossen; er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watson, Lyonet &c. aufweisen konnte. . . Aus dem Italiänischen hat Hr. Mylius unter andern in den Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, die Clitia des Machiavells übersetzt, und aus dem Englischen, Popens Versuch über den Menschen. Durch diese letztere Uebersetzung, welche in Prosa ist und in dem zweyten Bande der hällischen Bemühungen steht, wollte er die Arbeit des Hrn. Brockes ausstechen. Das Weitschweifende und Wäßrichte seines paraphrastischen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es sonst ohne Fehler auf seiner Seite hätte abgehen sollen, das war so leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals so viel Englisch noch nicht, und konnte es auch nicht wissen, als er während seines Aufenthalts zu London, in seinem letzten Jahre, durch die Uebersetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit, zu wissen gezeigt hat. Ja er ist so

gar noch selbst, mitten unter den Engländern, ein Schriftsteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritischer Schriftsteller. Er ließ nehmlich über ein neues Trauerspiel des Hrn. Glover einen Brief drucken, in welchem er sich Christpraise Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die englischen Leser durch seinen deutschen Namen nicht abschrecken. Noch habe ich diesen Brief nicht gesehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltsinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Hrn. Glover die Verabsäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält sie für eine Sklaverey und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon Friedriche sind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; sein Geist war in Gottscheds Schule zu mechanisch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit seinem Geschmacke bey einem Volke bewundert werden, welches uns dieses Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieses war Hr. Mylius; denn er ist es, aus dessen Feder die Beurtheilung des Hallerischen Gedichts, über den Ursprung des Uebels, in den ersten Stücken der hällischen Bemühungen, geflossen ist. Ich sage mit Fleiß, aus seiner Feder, und nicht aus seinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottsched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein so schimpfliches Werkzeug des Neides gewesen zu seyn. Doch ich weis schon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle seine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Versöhnungsbock, in die Wüste schicken sollten. . . Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehedem so schimpflich kritisirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem ersten Falle bewundre ich seine Großmuth, die auf keine Rache dieser persönlichen Beleidigung gedacht, sondern sich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden gesucht hat. In dem andern Falle bewundre ich . . seine Großmuth nicht weniger, die sich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen seiner spöttischen Tadler zu wissen . . Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

## Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrüßlich sind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bey einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! . . „Nichts weiter? versetzte man. „Wir glaubten, wie vortreflich wir unsre Naturaliensamm„lungen würden vermehren können." . . Ey! und also sahen Sie den Hrn. Mylius nicht so wohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Commißionair an, der für sie nach Amerika reisete, um die Lücken ihres Cabinets, so wohlfeil als möglich, zu erfüllen? . . „Nicht viel anders!" . . Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freyheit aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Hr. Mylius eigentlich sie, und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute die ihr überflüßiges Vermögen zu sonst nichts bessern anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und.. „Was? hat man mich unterbrochen; uns für Verschwender anzusehen?".. Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat sie Hr. Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben [1] meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedne Anschläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender, sagt er, lasse man ihr Geld auf „die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge „und Quere durchreisen und durchschiffen, und, wenn es das Glück „will, allerley physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen „machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen, und den Erfolg

[1] Man sehe diese vermischte Schriften, S. 280. u. folg.

„auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoden und Wagehälsen „auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre „dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. „Die Sache mag so übel ausschlagen, als sie will, so werden doch weder „die physikalischen Wissenschaften, noch ihre uneigennützige Handlanger „einigen Schaden davon haben." ... Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Hr. Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen seyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen seyn, und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. . . Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhänge. . . . Lassen Sie uns vielmehr &c. . . .

* * * * * * *

Hier geriethen wir in unserm Briefwechsel auf eine andre Materie, welche für den Leser wenig reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie bestehet aus lauter Stücken, welche theils in verschiednen Monatsschriften zerstreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesien insbesondere habe ich überall zusammen gesucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Hrn. Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen Abschied aus Europa

gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. . . Mir ist jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Innhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen, und mich seiner Gunst zu empfehlen.

---

# Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung
## vom Jahre 1754.

### Von gelehrten Sachen.

(12. Jan.) Das neue Testament zum Wachsthume in der Gnade und der Erkenntniß des Herrn Jesu Christi, nach dem revidirten Grundtexte übersetzt und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht Bengel. Stuttgardt bey Metzler 1753. in 8vo 2 Alph. 18 Bogen. Die Verdienste, welche man dem Herrn D. Bengel sowohl um den griechischen Grundtext der Bücher des Neuen Bundes, als um die Vulgata unmöglich absprechen kan, müssen für diese seine neue Arbeit sogleich das beste Vorurtheil erwecken. So sehr man sonst, vielleicht aus einem übertriebnen Eyfer für die Ehre des sel. Luthers, wider alle neue Uebersetzungen der Schrift war; so sehr scheint jetzt dieser Eyfer abzunehmen, jetzt da es unter unsern Gottesgelehrten fast zu einer Modebeschäftigung werden will, eine über die andere zu liefern. Unterdessen wollen wir keiner ihren Nutzen absprechen, vielweniger aber der Benglischen, welche die Genauigkeit und die beygefügten kurzen Anmerkungen schätzbar machen. Diese haben besonders die Absicht, die Aehnlichkeit mit dem Originale zu ergänzen, und die Uebersetzung vornehmlich an denjenigen Stellen zu rechtfertigen, wo sie vielleicht am meisten befremden könnte. In der Vorrede führt der Herr Verfasser neun Regeln an, die er besonders bey dem Uebersetzen selbst beobachtet hat, und welche genugsam zeigen, mit was für Vorsicht und Sorgfalt er damit zu Werke gegangen sey. Er scheuet sich übrigens nicht im Vorbeygehen zu bekennen, daß diejenigen, welche das alte Testament vor die Hand nehmen, sehr dünne gesäet, und also

desto höher zu schätzen wären. Dieses Geständniß wird bey jedem Rechtschafnen den Wunsch erwecken, einem so nachtheiligen Mangel je eher je lieber abgeholfen zu sehen. Sollte man aber vielleicht nicht glauben, daß das traurige Schicksal des Wertheimischen Uebersetzers, welches die Nachwelt noch zeitig genug für allzu hart erkennen wird, manchen fähigen Kopf schon abgeschreckt habe, und noch so lange abschrecken werde, als man gebilligte Vorurtheile für Wahrheit halten wird? Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Thlr. 12 Gr.

(17. Jan.) Ein Vade mecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformate ausgefertiget von G. E. Lessing. Berlin 1754. auf 4 Bogen in 12mo. Wenn es wahr ist, daß die Werke des Horaz eine Hauptquelle des Geschmacks sind, und daß man nur aus seinen Oden, was Oden sind, lernen kann; wenn es wahr ist, daß man gegen die deutschen Uebersetzungen aller Klaßischen Schriftsteller überhaupt, nicht scharf genug seyn kan, weil sie die vornehmsten Verführer sind, daß sich die Jugend die Originale nur obenhin zu verstehen begnügen läßt; wenn es wahr ist, daß die Fehler solcher Männer, die ohne eine tiefe critische Kenntniß der alten Dichter, würdige Nachahmer derselben heissen wollen, ansteckender als andrer sind: so wird man hoffentlich die kleine Streitigkeit, die man dem Hrn. Pastor Lange wegen seines verdeutschten Horaz erregt hat, nicht unter die allergeringschätzigsten, sondern wenigstens unter diejenigen Kleinigkeiten rechnen, die nach dem Ausspruche des Horaz ernsthafte Folgen haben; hae nugae seria ducent. Herr Lange hätte nichts unglücklichers für sich thun können, als daß er auf die Leßingsche Critik mit so vielem Lermen geantwortet hat. Wann er sich dieselbe in der Stille zu Nutze gemacht hätte, so würden vielleicht noch manche in den Gedanken geblieben seyn, daß die darinne getadelten Stellen die einzigen tadelswürdigen wären. Aus diesen Gedanken aber, werden hoffentlich auch seine geschworensten Freunde durch dieses Vade mecum gebracht werden, welches seinen Namen aus der abgeschmackten Langenschen Spötterey über das unschuldige Format der Leßingschen Schriften erhalten hat. Der Verfasser zeigt ihm darinne unwidersprechlich, daß er weder Kenntniß der Sprache noch Critik, weder Alterthümer noch Geschichtskunde, weder Wissenschaft der Erde noch des Himmels, kurz, keine einzige von den Eigenschaften besitze, die an einem Uebersetzer des Horaz erfordert werden. Wir würden einige

kleine Proben davon anführen, wenn es nicht beynahe zuviel wäre, daß der Herr Pastor seine Beschämung an mehr als einem Orte finden sollte. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(22. Jan.) Halle. Des Hrn. D. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern werden glücklich fortgesetzt, und mit dem 24. Stücke ist nunmehr der vierte Band geschlossen worden. Wir ergreiffen diese Gelegenheit um den Lesern dieses vorzügliche Werk, welches bey dem vornehmsten Hülfsmittel der Gelehrsamkeit, bey der Kenntniß der Bücher, ungemeine Dienste leisten kan, anzupreisen. Eine Kleinigkeit würde vielleicht noch zu wünschen seyn; diese nehmlich: daß der Herr Doctor nicht dann und wann die Recension der merkwürdigen Bücher solchen Leuten auftragen möge, die sie ohne Zweifel das erstemal in die Hände bekommen. Aus diesem Umstande ist vielleicht in gedachtem 24ten Stücke der kleine Fehler herzuleiten, daß von des jüngern Helmontius Naturalphabete als von einem ursprünglich deutschen Buche geredet wird. Man will so gar aus den Worten des Titelkupfers die Ursache angeben, warum es öftrer unter der lateinischen Benennung Alphabetum naturae, als unter der deutschen angeführet werde. Die Vermuthung ist überflüßig; das Werk selbst ist eigentlich lateinisch geschrieben, und nur mit der deutschen Uebersetzung an einem Orte und in einem Jahre an das Licht getreten. Wahrscheinlicher Weise hat Helmontius so viel deutsch nie verstanden, als erfordert wird, ein Buch darinne zu schreiben.

(19. Febr.) Abhandlungen zum Behuf der schönen Wissenschaften und der Religion von Carl Ludwig Muzelius, Diener am Worte Gottes bey der Evangelisch reformirten Gemeine zu Prenzlau. Anderer Theil. Stettin und Leipzig bey Kunckel. 1753. in 8vo 10 Bogen. Da wir vor geraumer Zeit des ersten Theiles dieser Abhandlungen mit Ruhm gedacht haben, so müssen wir uns jetzt das Vergnügen machen, unsern Lesern auch den gegenwärtigen zweyten Theil anzupreisen. Den meisten Raum desselben nimmt eine Abhandlung von der Weisheit Gottes bey der Zulassung des Unglaubens und der Irrthümer ein, welche ungemein gründlich und erweckend geschrieben ist. Auf diese folgt die Beantwortung eines Zweifels aus der Lehre vom Seelenschlafe, und den Beschluß macht eine kurze Untersuchung, wie es zugehe, daß einige Vögel, z. E. Lerchen, ihre Nester

und Eyer, wovon sie sich doch des Futters halber, gar oft weit entfernen müssen, sogleich wieder finden, da doch ein Mensch solches nicht zu thun vermag. . . . Als wir den ersten Theil dieser Abhandlungen gedachter Maassen anführten, brachten wir eine flüchtige Gedanke bey, von welcher es uns ein wenig befremdet, daß sie der Herr Pastor auf der falschen Seite genommen hat. Auf seine Erinnerungen, die er deswegen in der Vorrede macht, müssen wir uns erklären, daß wir von dem Werthe des Satzes: ahme der Natur nach sehr wohl überzeugt sind, in so ferne man ihn nemlich als den Grund braucht, alle Regeln der schönen Wissenschaften in einem critischen Zusammenhange auf denselben zu bauen; nicht aber, in so ferne man ihn, zum Exempel einem Anfänger in der Dichtkunst, als einen Leitfaden empfehlen will. Alsdann nur, wiederhohlen wir nochmals, ist er viel zu weit entfernt, als daß er ihm bey allen einzeln Fällen, aus den vorkommenden Schwierigkeiten helfen könne. Uebrigens haben wir die Erfindung desselben weder dem Herrn Pastor, noch dem Herrn Batteux, dadurch absprechen wollen, wenn wir behauptet, daß schon Aristoteles und Horaz seiner gedacht hätten. Wir haben damit weiter nichts sagen wollen, als dieses, daß es schon die Alten eingesehen, wie die schönen Wissenschaften alle darauf beruhten, ohne ihn deswegen ihren Lehrlingen überall zu einer Richtschnur zu geben, die sie ohne nähere Regeln sehr oft würde verführet haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(23. Febr.) Der Rußische Avanturier, oder sonderbare Begebenheiten des edeln Russen Demetrius Magouskyn genannt. Aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt. Frankf. und Leipzig 1753. in 8vo 1 Alphab. 5 Bogen. Dieser Roman muß sich nothwendig von einem ehrlichen Deutschen herschreiben, dem der Ruhm seiner Nation am Herzen liegt. Da er sahe, daß sie auf seinen Witz unmöglich würde stolz thun können, so wollte er ihr wenigstens den Verdruß, sich seiner zu schämen, ersparen, und setzte also diese Hirngeburth auf die Rechnung der Spanier, die mit ihrem Don Quixote ohnedem nicht viel Ehre eingelegt haben. Es wäre zu wünschen, daß alle elende Schriftsteller ihm diesen Kunstgriff nachmachten, damit wir den Ausländern bald eben so viel nichtswürdige Werke vorrücken könnten, als sie uns vorzuwerfen pflegen. In der Sprache des Verfassers von diesen Begebenheiten einen kleinen Begriff zu machen, so sind

sie ein Tummelplatz von Veränderungen, auf welchem bald ein Schoßkind des Glückes, bald ein verworfner Sohn und dem Unglücke übergebner Sklave zu sehen ist; sie sind ferner ein Journal das zum unvergeßlichen Andenken ausgestandener fatorum aufgesetzt worden, unter welchen eine dreyfache Heyrath so etwas wunderbares ist, daß man ihre Seltsamkeit kaum glauben wird. Hierbey will ihr Geschichtschreiber den Leser nichts mehr als dieses gebeten haben, daß er sich entweder spöttischer Tadelsucht enthalte, oder lieber das Werk, als seines Lesens unwürdig, liegen lasse. Wir sind billig, und lassen seine Bitte Statt finden, und sagen weiter nichts, als daß es mit dem lieben Himmel anfängt, und mit Elend beschliessen sich endet. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(26. Febr.) Die Advocaten, ein Lustspiel. Hamburg 1753. in 8vo 4 Bogen. Nichts kann unbilliger seyn, als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines einzigen, in welcher man die Laster aller Mitglieder zusammenhäuft. Gemeiniglich beschäftigen sich nur mittelmäßige Köpfe damit, die den Gegenstand ihrer Satyre, so zu reden, von der öffentlichen Strasse nehmen müssen, und sonst nichts lächerliches zu entdecken wissen, als was der Pöbel schon ausgepfiffen hat. Solchen Schriftstellern haben wir die Geistlichen auf dem Lande, die Aerzte, und andre Stücke zu danken, mit welchen das gegenwärtige, die Advocaten, sehr viel gleiches hat. Es ist eben so giftig, und eben so unregelmäßig: der Verfasser hat eben so wenig die wahren Schranken der Satyre gekannt, und das Comische eben so wenig von dem Possenhaften zu unterscheiden gewußt. Man wird uns nicht zumuthen, in unserm Tadel diesesmal bestimmter zu gehen, und die fehlerhaften Stellen näher anzuzeigen, weil mit einzeln kleinen Verbesserungen einem Stücke nicht geholfen wird, das sich nicht anders als mit einem Striche durch alle vier Bogen gut machen läßt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(28. Febr.) Neu aufgeschlossenes Cabinet Gottes, worinn absonderlich die wahre Absicht und Beschaffenheit dieser und jener grossen, wie auch der kleinen Welt, aus Gottes heiligem Worte, und besonders erklärter Offenbahrung Johannis unpartheyisch vorgestellt, und dem ungläubigen, irrigen, verkehrten Wesen und gottlosem Leben dieser letzten

Zeit entgegen gesetzt wird von einem gerecht und christlichen Haushalter der Wahrheit. Frankf. und Leipzig 1754. in 8vo. 2 Alph. 16 Bogen. Der Verfasser dieses Werks versichert, daß ihn keine lange Weile, kein Fürwitz, keine Seuche zu schreiben, keine blähende Phantasie, kein fanatisches Jucken, keine Gernmeisterey, keine Ruhmbegierde, keine Sektenlust, zum Autor gemacht habe, sondern daß er einzig und allein aus Eifer für die Wahrheit schreibe, um seinem Nächsten mit demjenigen zu dienen, was ihn GOtt in dem Laufe seiner Betrachtungen habe einsehen lassen. Er weiß es sehr zuverläßlich, daß die Welt bey GOtt, gleichsam das letzte im Rauffen hat (ein Ausdruk den wir nicht verstehen) und daß allem schriftmäßigen Vermuthen nach, der grosse Sabbath und die ewigtausendjährige Ruhe nahe sey. Er erbarmet sich also aller in den Irrgärten der falschen Weisheit herumirrender, und schließt das göttliche Cabinet auf, woraus er ihnen die Erkenntniß der wahren göttlichen Absicht und Beschaffenheit mit dieser und jener Welt mildiglich mittheilt. Man wird es nunmehr bald merken, daß dieser neue Prometheus ein ehrlicher Chiliaste ist, der in das Innere der Gottesgelahrtheit eben so verrätherische Blicke thut, als der Kannegiesser des Herrn Barons von Holberg in das Innere der Staatskunst. Sein Buch besteht aus 12 Kapiteln, welche von der Existenz GOttes, vom Ebenbilde, von der Kirche, von dem Prüfungsstande der Welt, von der Gnadenwahl, von dem jüngsten Gerichte, von der neuen Erde und von noch viel andern Dingen handeln, von welchen eine erhizte Einbildungskraft sehr viel neues, aber auch sehr viel abgeschmaktes sagen kan. Das Titelkupfer stellt einen christmuthmaßlichen Prospect des neuen Himmels vor, welcher wenigstens sehr andächtig gezeichnet ist. So viel wir uns erinnern, ist dieses Buch schon im Jahre 1750 zum ersten male gedruckt worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(7. März.) London. Herr Mylius, welcher, wie bekannt, aus Deutschland übergesendet worden, eine physikalische Reise nach Amerika zu thun, ist zwar noch hier, man hat aber Ursache zu hoffen, daß sein Aufenthalt in dieser Stadt viel dazu beytragen wird, seine Reise desto besser nach dem Wunsche derer, welche daran Theil nehmen, ausschlagen zu lassen. Er ist dabey so wenig müßig, daß er sich bereits durch verschiedne Schriften unter den Englischen Gelehrten bekannt gemacht hat. Ausser der Beschreibung einer neuen Grönländischen Thierpflanze

in einem Sendschreiben an den Herrn von Haller, von welcher auch sogleich eine englische Uebersetzung an das Licht gekommen, hat er **A letter to Mr. Richard Glover on occasion of his new Tragedy Boadicia** herausgegeben, und eine deutsche Uebersetzung von des Herrn William Hogarths **Analysis of Beauty** besorgt. Seine wirkliche Abreise ist nun nicht mehr weit entfernt, und man wird bald die Nachricht davon melden können. Die Jahrszeit wenigstens hat keinen Einfluß dabey, indem sowohl im Sommer, als im Winter von hier fast täglich Schiffe nach Westindien abgehen.

(9. März.) Leben des Moliere, aus dem Französischen des Herrn von Voltaire übersetzt, nebst einem Anhange von übersetzten und selbst verfertigten Poesien. Leipzig bey Fr. Lankischens Erben 1754. in 8vo auf 12 Bogen. Der Herr von Voltaire hat sich niemals zu dieser Lebensbeschreibung verstehen wollen, man findet sie daher auch nur bey einer einzigen Ausgabe seiner Werke von Amsterdam, die er niemals für authentisch erklärt hat. Gleichwohl wollen Kenner seine Art zu denken und zu schreiben darinne finden, mit dem Zusatze, daß es nicht die erste Schrift sey, die er ableugne. Wenigstens wird man auf der 100 Seite dieser Uebersetzung einen historischen Umstand aus dem Vittorio Siri antreffen, welcher fast mit eben denselben Worten in das Jahrhundert Ludwigs **XIV.** gekommen ist; und dieses könnte also eine Vermuthung wider ihn mehr seyn. Unterdessen mag der Verfasser seyn wer er will, so ist sein Aufsatz einer Uebersetzung doch sehr wohl werth gewesen, besonders jetzt, da Moliere durch die deutsche Uebersetzung auch denen bekannt seyn kann, die ihn in seiner Sprache nicht lesen können. Man findet verschiedne kleine Nachrichten darinne, die angenehm seyn würden, wann sie auch noch weniger wichtig wären, und wann die Critik der Molierischen Schauspiele nicht von dem Herrn von Voltaire ist, so muß sie doch von einem Manne seyn, der nicht weniger Geschmack und Einsicht in die Regeln der Bühne hat, als er. Die angehängten Gedichte gehören dem Hn. Uebersetzer, welcher sich hier nicht zum erstenmale als einen geschickten Poeten zeigt. Sie bestehen aus Fabeln, Erzehlungen, Sinnschriften, und einem scherzhaften Heldengedichte, das Quadrille, in fünf Gesängen, welches besonders gefallen wird. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(14. März.) *Lettres du Comte de Cataneo à l'illustre Monsieur*

*de Voltaire sur l'edition de ses Ouvrages à Dresde. à Berlin chez Chr. Fr. Voss.* 1754. in 12. auf 240 Seiten. Der Herr Graf Cataneo in Venedig, hat sich schon durch seinen wahren Geist der Gesetze, welchen auch die Engländer einer Uebersetzung werth geschätzt haben, so vortheilhaft bekannt gemacht, daß auch nur sein Name die Neugierde erwecken kann, Briefe nicht ungelesen zu lassen, die er an einen von den berühmtesten Schriftstellern unsrer Zeit gerichtet hat. Sie enthalten verschiedne Zweifel, die ihm bey Lesung der Voltairischen Schriften eingefallen sind, und die er mit weniger Bescheidenheit größten Theils starke Einwürfe hätte nennen können. Der erste Brief ist statt der Einleitung, und enthält einige Complimente, wie sie die Fechter zu machen pflegen, ehe sie einander wund zu stossen anfangen. Der zweyte Brief betrieft die Historie, worinne der Herr Graf besonders den Unglauben des Dichters in Ansehung der alten Geschichte untersucht, und sonst einige Widersprüche aufdeckt, die bey einem Verfasser, der überall witzig seyn will, nichts seltnes seyn können. Der dritte Brief handelt von einigen falschen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Metaphysik, so wie der vierte von seinen Irrthümern in der Naturlehre. Diese beyden Briefe müssen auch schon deswegen sehr angenehm zu lesen seyn, weil es einen sehr artigen Anblick giebt, wenn zwey Blinde einander mit Steinen werfen. In dem letztern wiederhohlt der Herr Graf eine Beobachtung, die er wegen der Acceleration der fallenden Körper unter der Horizontallinie will gemacht haben; aber auch hier wird man ihn eben so wenig als in den Berberischen Briefen verstehen. Der fünfte Brief ist der Moral, der sechste der Religion, und der siebente der Poesie bestimmt. Es wundert uns dabey, daß gleich der sechste der kürzeste geworden ist, da er doch der längste hätte werden können, wenn es anders wahr ist, daß bey einem witzigen Kopfe die Religion immer das problematischste ist. Ueberall wo der Herr Graf Cataneo seinem Gegner Einwürfe macht, wird die neueste Dresdner Ausgabe von seinen Werken angeführt, ohne Zweifel weil diese der Herr von Voltaire für ächt erkannt, und sich also ausser Stand gesetzt hat, seine Gedanken für verändert und verstümmelt anzugeben, welches er wohl sonst zu thun soll gewohnt gewesen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(16. März.) *Annales de l'Empire depuis Charlemagne, par l'Auteur du Siecle de Louis XIV. à Francf. aux depens de la Compagnie*

1754. in 8vo 1 Alph. 4 Bogen. Man weiß, daß vor einiger Zeit unter dem Namen des Herrn von Voltaire in Holland ein Abregé de l'histoire universelle depuis Charlemagne jusqu'à Charlequint erschien. Nach dem Vorgeben dieses Gelehrten, soll es nichts als ein Theil einer unvollständigen Handschrift von einem grössern Werke seyn, welches er ehedem unter der Feder gehabt. Es sey bey einem Treffen in Böhmen in die Hände der Husaren gefallen, und er vermuthet, daß eben diese Husaren den Druck müßten besorgt haben, weil alles auf das grausamste darinne verstümmelt und verfälscht worden. Damit aber eine solche Mißgeburt nicht auf seiner Rechnung bleibe, so habe er nunmehr selbst Hand angelegt, und es in Ansehung der deutschen Reichsgeschichte so umgearbeitet, daß es anstatt eines Innbegriffs derselben dienen könne, welcher weder troken noch bis zum Ekel umständlich sey. Nach dieser neuen Einrichtung ist es unter dem Titel Annales in Holland in zwey Duodezbänden gedruckt, und auch in Frankfurt bereits nachgedruckt worden. Von diesem Nachdrucke ist das oben angeführte der erste Theil, welcher von Carl dem grossen bis auf Ludewig den fünften geht; der zweyte Theil enthält die Geschichte von diesem Ludewig bis auf den Tod Carls des sechsten. In der Einrichtung scheint der Herr von Voltaire die Chronologie des Präsidenten Henault zum Muster genommen zu haben; die Art des Vortrags aber ist völlig sein eigen; denn niemand weiß so gut als er, die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt. Das merkwürdigste bey diesem ganzen Werke sind wohl die Vers tecniques, in welche der Herr von Voltaire alle Namen der Kayser und ihre wichtigsten Thaten nach einer chronologischen Ordnung gebracht hat; eine Arbeit bey der sich bey uns Berkenmeyer und andre abgegeben haben. Diese Probe giebt Anlaß zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutschland bleiben sollte, zuletzt Chronodisticha machen dürfe, und vielleicht aus keiner andern Absicht, als sich nach dem Geschmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, so wie er zum Exempel in Frankreich die Henriade, und in England den Brutus und den Tod des Cäsars gemacht hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(26. März.) Auf die Nachricht, die wir vor kurzem von den gelehrten Beschäftigungen des Hr. Mylius in England und der weitern

Fortsetzung seiner Reise gegeben haben, müssen wir jetzt eine andre folgen lassen, die seinen Freunden höchst unangenehm, und dem Publikum selbst, welches sich noch manches von seinem Fleisse versprach, nicht gleichgültig seyn wird. Er ist nemlich am 6ten dieses Monats in London an einer Peripnevmonie gestorben. Es ist nicht gnung zu bedauren, daß die Kräfte seines Körpers nicht seinem Eifer und seiner Begierde etwas vorzügliches zu thun, gleich gewesen sind. Sein fester Entschluß sich den Wissenschaften und besonders der Erforschung der Natur aufzuopfern, seine schon erlangte Geschicklichkeit und die unabläßige Sorgfalt, sie auf allen Seiten zu erweitern, machen seinen Verlust der gelehrten Welt wichtig, die ihn schon längst aus seinen Schriften als einen eben so schönen als gründlichen Geist gekannt hat. Es ist bereits schon über ein Jahr, daß er seine physikalische Reise von hier aus antrat, und nur seine Lust, sich nirgends eine Gelegenheit zu Beobachtungen entgehen zu lassen, ist Schuld, daß er nicht weiter damit gekommen ist. Auf Verlangen einiger vornehmen Theilhaber an seiner Reise machte er nicht nur gleich Anfangs auf dem Harze verschiedne Versuche mit dem Thermometer und Barometer, sowohl unter der Erde in den tiefsten Schachten, als hernach auf den Spitzen der höchsten Berge; sondern stellte auch gleiche Versuche bey seiner Ueberfahrt von Holland nach England, über und unter dem Wasser mit vieler Genauigkeit an. Weil übrigens seine erste Reise auf englische Kolonien in Amerika gehen sollte, so sahe er gar bald in England die unvermeidliche Nothwendigkeit sich die englische Sprache, die er schon zum Theil verstand, noch mehr bekannt zu machen, und sonst verschiedne Erkundigungen einzuziehen, die seine Untersuchungen in den dasigen Gegenden erleichtern könnten. Diese und noch andere Ursachen, wozu besonders seine Unbäßlichkeit kam, aus welcher er aber durchaus seinen Gönnern, um sie nicht abzuschrecken, ein Geheimniß machen wollte, nöthigten ihn länger in England zu bleiben, als er jemals daselbst zu bleiben geglaubt hatte. Noch vielweniger aber werden weder er noch seine Freunde geglaubt haben, daß England gar der Ort seyn solte, wo die Vorsicht seiner mühsamen irdischen Wißbegierde auf immer stille zu stehen befehlen sollte, um sie in einer bessern Welt zu sättigen.

(2. May.) **Königsberg.** Am dritten des vorigen Monats brachte der Hr. M. **Paul Christian Weiß** eine Streitschrift zu Katheder, in welcher er den **Abraham** als ein Logicum, nach Anleitung der Stelle

Hebr. XI. 19., aufführte. Der Patriarch wird daselbst λογισαμενος genennt, und diesem Wörtchen haben wir die gelehrte Arbeit des Herrn Magisters, welche auf 2½ Bogen gedruckt ist, zu danken. Er untersucht gleich Anfangs was λογος und λογιζομαι heisse, und entdeckt, daß jenes die Vernunft und dieses vernünftig schliessen bedeute. Er zeigt ferner, was die Vernunft sey, und erhärtet, daß sie eine herrliche Gabe Gottes ist, die uns zu vielerley nützlich und nöthig seyn könne. Er kömmt alsdenn auf die Vernunftlehre, und theilt sie in die natürliche und künstliche ein. Von der künstlichen gesteht er, daß Abraham nicht viel möge gewußt haben; desto stärker aber müsse er in der natürlichen gewesen seyn; denn diese habe ihn einsehen gelehrt, daß wenn ein Gott sey, dieser Gott auch Todte auferwecken könne. Man wende nicht ein, daß Hr. Weiß also in dem Worte λογισαμενος nichts weiter finde, als was Luther darinne gefunden hat, welcher es durch Abraham dachte giebt; er findet noch dieses darinne, daß er vernünftig gedacht habe, und daß das bekannte Sprichwort bey ihm nicht eingetroffen sey. Eines wundert uns, daß Hr. M. Weiß seiner Dissertation, die sich mit Tantum abest anfängt, keine carmina gratulatoria, hat beyfügen lassen. Wir nehmen uns die Freyheit diesen Mangel mit folgenden zu ersetzen:

O Neid, dies Werk wirst du verschonen müssen!
Mit Tantum abest fängt es an.
Nur eines fehlet noch daran!
Mit parum adest sollt es schliessen.

Ein anders.

Die Logik Abrahams? Wer hätte das gedacht?
Vielleicht daß Weiß sich bald an Sarens Physik macht.

(21. May.) G. E. Leßings Schriften. Dritter und vierter Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß. In 12mo 1 Alphb. 2 Bogen. Wir wollen den Inhalt dieser Theile mit den eignen Worten des Verfassers anführen. „Den dritten Theil, sagt er, habe ich mit einem Mischmasche „von Critik und Litteratur angefüllt," rc. [s. oben S. 3.] — — Es sind dieser Rettungen an der Zahl viere rc. Die blossen Titel sind für diejenigen lange genug, die sie nicht selbst lesen wollen. — — Der vierte Theil enthält zwey Lustspiele, wovon das eine der junge Gelehrte, und das andere die Juden, heißt. Das erste ist schon 1748 in Leipzig auf dem Neuberischen Schauplatze, nicht ohne Beyfall,

aufgeführet worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(30. May.) Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmacke festzusetzen, geschrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius. London bey And. Linde 1754. in 4to auf 20 Bogen nebst zwey grossen Kupfertafeln. Herr Hogarth ist unstreitig einer der größten Mahler, welche England jemals gehabt hat. Was ihn besonders berühmt gemacht, ist dieses, daß er in alle seine Gemählde eine Art von satyrischer Moral zu bringen gewußt, die das Herz an dem Vergnügen der Augen Theil zu nehmen, nöthiget. Natur, Leben und Reitz, hat man durchgängig darinne bewundert, und diese bey ihm für die Wirkungen eines glücklichen Genies gehalten, bis er in dem gegenwärtigen Werke zeigte, daß auch ein tiefes Nachdenken über die Gegenstände seiner Kunst damit verbunden gewesen. Und diesem Nachdenken eben haben wir eine Menge neuer Ideen zu danken, die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden, das man nur von einem Manne erwarten konnte, dem auf der Seite des Gelehrten eben so wenig, als auf der Seite des Künstlers fehlte. Er hat seine Schrift in siebenzehn Hauptstücke abgetheilt. In den ersten sechsen handelt er von den schon bekannten Gründen, von welchen man durchgängig zugesteht, daß sie, wenn sie wohl vermischt werden, allen Arten von Zusammensetzungen, Annehmlichkeit und Schönheit geben. Diese Gründe sind: die Richtigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Gleichförmigkeit, die Einfachheit, die Verwicklung und die Grösse, welche alle bey Hervorbringung der Schönheit zusammen wirken, indem sie einander gelegentlich verbessern und einschrenken. In dem siebenden Hauptstücke wendet er sich zu den Linien, in welche alle Formen eingeschlossen seyn müssen, und findet, daß die Wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie die wahre Linie des Reitzes sey. Auf der Betrachtung dieser beyden Linien beruht das ganze Hogarthsche System von der Schönheit. Er zeigt nehmlich, wie aus ihrer Zusammensetzung alle angenehme Formen entstehen, und wie wunderbar sie besonders in dem Meisterstücke aller sinnlichen Schönheit, in dem menschlichen Körper, angebracht sind. Auch in den übrigen Hauptstücken, wo er von den Verhältnissen, von dem Lichte und Schatten, und von den Farben redet, zeigt er ihren Einfluß, welcher sich besonders in dem 16ten Hauptstücke

von der Stellung, am meisten äussert. Man darf nicht glauben, daß bloß Mahler und Bildhauer oder Kenner dieser beyden Künste, das Hogarthsche Werk mit Nutzen lesen können. Auch Tanzmeister, Redner und Schauspieler, werden die vortreflichsten Anmerkungen darinnen finden, und noch mehrere durch kleine Anwendungen selbst daraus ziehen können. Ja so gar Dichter und Tonkünstler, werden, vermöge der Verbindung welche alle schönen Künste und Wissenschaften untereinander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geistes und der Töne darinne entdecken, und ihren schwankenden Geschmack auf feste und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen. Die zwey darbey befindlichen Kupfertafeln sind von der eignen Hand des Herrn Hogarths, die ihnen mit Fleiß nicht mehr Schönheit gegeben hat, als sie zum Unterrichten nöthig haben. Von der Güte der Uebersetzung dürfen wir hoffentlich nicht viel Worte machen, da sie sich von einem Manne herschreibt, der selbst mit dem Schönen in der Natur und Kunst bekannt war, und den wir zu beyder Ausbreitung viel zu zeitig verlohren haben. Sein Aufenthalt in London verschafte ihm Gelegenheit, den Herrn Hogarth selbst bey der Uebersetzung zu Rathe zu ziehen, welches er auch so oft gethan zu haben versichert, daß man seiner Uebersetzung dadurch eine Art von Avthenticität beylegen kan. Kostet in der Voßischen Buchhandlung hier und in Potsdam 5 Rthlr.

(25. Junius.) Wir haben vor weniger Zeit der Hogarthschen Zergliederung der Schönheit rc. gedacht, und sie als ein Werk, das voll neuer Gedanken sey, angepriesen. Wir haben gesagt, daß es ein Lehrgebäude enthalte, welches einzig und allein geschickt ist, die verschiedene Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas gewisses zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Es enthält, wie wir berührt haben, keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn sie keine praktische Anwendung leiden, sondern der Nutzen desselben erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen erstreckt. Alle Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es fast für ein unentbehrliches

Buch zu betrachten. Doch nicht sie allein, sondern auch alle, welche sich mit dem Titel der Kenner begnügen lassen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der schönen Natur ankommt, so unbestimmte und widersprechende Urtheile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarthschen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen seyn, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hülfe desselben etwas gewisses wird angeben können. Man wird angemerkt haben, daß die deutsche Uebersetzung dieses vortreflichen Werks, welche Herr Mylius in London besorgt hat, sehr theuer sey. Sie beträgt, ausser 2 Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart, und kostet gleichwohl nicht weniger als fünf Thaler; ein Preis der ohne Zweifel die allgemeine Brauchbarkeit desselben sehr verhindern muß. In dieser Betrachtung hat sich der Verleger dieser Zeitungen entschlossen, einen neuen verbesserten Abdruck den Liebhabern in die Hände zu liefern, und einen Thaler Vorschuß darauf anzunehmen, für welchen er ihnen in sechs Wochen, ohne einigen Nachschuß, eingehändiget werden soll. Die Kupfer werden bereits mit möglichster Sorgfalt gestochen, und man schmeichelt sich, daß man auch sonst mit dem Aeussern zufrieden seyn werde. Nach Verlauf gedachter sechs Wochen, wird das Werk unter 2 Thalern nicht zu bekommen seyn. Einen verbesserten Abdruck wird man es deswegen mit Recht nennen können, weil man ihm durch verschiedne kleine Veränderungen im Style, diejenige Deutlichkeit gegeben hat, die ihm an vielen Stellen zu fehlen schien. Auch wird man, als eine kleine Vermehrung, die aus dem Französischen übersetzte Erklärung der Hogarthschen satyrischen Gemählde beyfügen. Ein mehreres kan man aus der gedruckten Nachricht ersehen, welche in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam ohne Entgeld ausgegeben wird.

(4. Julius.) Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix. Frankfurt und Leipzig 1754. In 8vo. 1. Alphb. 10 Bogen. Wenn dieser Titel nicht schon einen elenden Roman verriethe, so dürften wir nur sagen, daß es ungefähr eine Nachahmung der bekannten Felsenburg seyn solle. Sie ist, welches wir zugestehen müssen, unendlich elender als das Original; aber eben deswegen, wenn wir uns nicht irren, weit lesbarer. Was wir sagen ist leicht zu

begreifen, wenn man nur erwägen will, daß in den Werken des Witzes nichts ekelhafter als das Mittelmäßige ist; und daß hingegen das ganz Schlechte, wenn es einen gewissen Grad der Tiefe erlangt hat, eben deswegen, weil man es sich schwerlich schlechter einbilden kann, eine Art von Belustigung bey sich führt. Man fängt nehmlich alsdann an, sich an der Armuth des Schriftstellers, an den Martern, die er seiner Einbildungskraft hat anthun müssen, an den gestohlnen Blümchen, und an dem Wirwarre seines Ausdrucks zu ergötzen; man urtheilt, wie sehr er selbst seine Einfälle möge bewundert haben; man ist im Geiste bey ihm, und genießt mit ihm das Vergnügen, durch ganze Alphabete nicht die geringste Spur eines gesunden Verstandes zu finden; und endlich verläßt man ihn mit einem wahren Erstaunen, welches in Satyre und Galle ausbrechen würde, wenn sich nicht die Barmherzigkeit für ihn ins Mittel schlüge. Aus diesen Gründen also wagen wir es, auch Lesern von Geschmack die Donna Charmante anzupreisen; sie kostet ein weniges, und erweckt ganz gewiß Appetit nach etwas bessern. In den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Nachricht von einem neuen Abdrucke der Hogartschen Zergliederung der Schönheit ꝛc. Wenn irgend ein neues Werk viele Lobsprüche erhalten, und noch mehrere verdient hat, so ist es gewiß des Herrn Hogarths Analysis of Beauty (Zergliederung der Schönheit ꝛc.) Die gelehrten Tagebücher und Zeitungen haben seiner schon zu oft gedacht, als daß der Inhalt nicht den meisten schon bekannt seyn sollte. Hr. Hogarth hatte das Schöne der Formen, als den Gegenstand seiner Kunst auch zum Gegenstande seines philosophischen Nachdenkens gemacht, und war endlich auf ein Lehrgebäude gekommen, welches einzig und allein geschickt ist, die verschiedenen Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas gewisses zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Ihm werden wir es also zu verdanken haben, wenn man bey dem Worte schön, das man täglich tausend Dingen beylegt, künftig eben so viel denken wird, als man bisher nur empfunden hat. Es enthält aber dieses Werk des Hrn. Hogarths keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn sie keine praktische Anwendung leiden; sondern der Nutzen desselben erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen erstreckt. Alle

Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es fast für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht sie allein, sondern auch alle, welche sich mit dem Tittel der Kenner begnügen lassen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der schönen Natur ankomt, so unbestimmte und widersprechende Urtheile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarthschen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen seyn, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hülfe desselben etwas gewisses wird angeben können. Man weis, daß Hr. Mylius bey seinem Aufenthalte in England dieses Hogarthsche Werk, unter der Aufsicht des Verfassers, ins Deutsche übersetzt hat. Die Uebersetzung ist in London gedruckt, und beträgt, ausser den zwey grossen Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart. Gleichwohl aber kostet sie weniger nicht als fünf Thaler, welches ohne Zweifel ein Preis ist, der die allgemeine Brauchbarkeit derselben sehr verhindert. Was aber nutzt das vortreflichste Buch, wenn es nicht allen denen in die Hände kommen kann, die es mit Vortheil zu brauchen im Stande sind? Ich habe mich daher entschlossen, diese Myliussische Uebersetzung der Welt durch einen neuen verbesserten Abdruck zu überliefern, und mache in dieser Absicht bekannt, daß er in einer Zeit von sechs Wochen wird an das Licht treten können. Die Kupfer werden bereits mit der größten Sorgfalt nachgestochen, und ich schmeichle mir im voraus, daß man sowohl mit diesen, als mit dem Aeusserlichen des Drucks zufrieden seyn soll. Als eine kleine Vermehrung wird man noch eine aus dem Französischen übersetzte Erklärung der Hogarthschen satyrischen Gemählde beyfügen. Zu mehrerer Bekanntmachung des Werks bin ich gesonnen bis zu Ablauf dieser sechs Wochen, einen Thaler Vorschuß anzunehmen, für welchen es zu gesetzter Zeit den Herrn Pränumeranten ohne einigen Nachschuß eingehändigt werden soll. Nach Verlauf dieses Termins, werde ich es unter zwey Thaler nicht verlassen können. Die Liebhaber werden sich deßwegen an mich selbst hier und in Potsdam, oder an jede Buchhandlung, die ihnen ihres Orts am nächsten ist, zu wenden belieben. Für diejenigen, welche allzuweit entfernt sind, wird man auch in Ansehung des

Termins gehörige Nachsicht zu haben nicht unterlassen. Berlin, den 1sten Julius 1754. **Ch. Fr. Voß.**

(16. Julius.) Gedanken mit einer Uebersetzung des Hymne über die vier Jahrszeiten, aus dem Englischen des Thomsons. Frankfurt und Leipzig, bey J. Ch. Kleyb 1754. In 12mo auf 2 Bogen. Die Art durch einzelne abgesonderte Gedanken ein Schriftsteller zu werden, scheinet leichter zu seyn, als sie in der That ist. Da sie sich der Mühe der Einkleidung überhebt, so giebt sie uns ein Recht, in dem Wesentlichen dessen, was vorgetragen wird, einen desto grössern Grad der Vollkommenheit zu erwarten. Vornehmlich müssen alle ihre Gedanken neu und nicht gemein seyn, weil alte und gemeine Gedanken nur bey dem Ausfüllen, und bey Verfolgung einer Materie erträglich sind. Ja diese neue Gedanken müssen auch mit neuen Wendungen vorgetragen werden, und eine gewisse sinnreiche Kürze haben, um auch dadurch den Namen Gedanken zu verdienen, daß sie dem Leser zu mehr und mehr Gedanken Anlaß geben. — — Was wir hier in allgemeinen Ausdrücken gesagt haben, hätten wir auch in besondern von den angeführten zwey Bogen sagen können, wenn sie unser Lob nicht mehr verdienten als bedürften. Wir wollen eine einzige Stelle daraus anführen, welche aus mehr als einer Ursache von einem Deutschen überdacht zu werden verdienet. „Die meisten, heißt es auf der 24 Seite, sind gewohnt, sich „im Urtheilen nach andern zu richten, ihnen nachzurühmen und nachzu„tadeln. Wäre dieses nicht, so hätte man längst unter den Deutschen „kühn gesagt: Wolf sey grösser als Newton. Newton schrieb eine bessere „Optik und Astronomie, als sein Lehrer Kepler. Wolf aber übersah zu„erst in einem System alle physische und moralische Wissenschaften. Er „schrieb zuerst eine Kosmologie, eine Aerometrie, ein zusammenhangendes „Recht der Natur und eine Moral. Hätte Newton in der Metaphysik, „wie der Herr von Voltaire sich ausdrückt, den Ball gut genug schlagen „können; so würde er über die Offenbarung Johannis nicht närrisch ge„worden seyn. Newton hatte aber in den Wissenschaften nur einen Ge„schmack. Die Deutschen, die nur allein zu philosophiren gewußt, haben „sich zu verwundern Ursache, daß die Engländer sich berechtigt zu seyn „geglaubt, einer neuen Optik und Astronomie des Newtons den viel„bedeutenden Namen der Philosophie desselben zu geben." — — Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(27. Julius.) Freundschaftliche Briefe von J. S. Patzke. Frankfurt und Leipzig bey Joh. Chr. Kleyb 1754. In 8vo 11 Bogen. Man kennet den Herrn Patzke schon längst als einen sehr guten Dichter, und weiß, daß ihm muntre, witzige und empfindungsreiche Gedanken nicht schwer fallen. Man kennt ihn aber auch als den glücklichen Ueberſetzer des Terenz, und kann sich leicht einbilden, daß er diesem Muster die edle Einfalt des Ausdrucks werde abgelernt haben. Sollte es wohl möglich seyn, daß er kein schöner Verfasser freundschaftlicher Briefe seyn könnte? Da man ihn also auch ohne Beweis dafür würde gehalten haben, so ist man ihm um so viel mehr Dank schuldig, daß er seine Exempel zu einer Anweisung für diejenigen gemacht hat, welche vertraute Briefe schreiben wollen. Er gesteht zwar, daß sie nicht durchgängig von ihm sind; allein, da sie sich wenigstens von seinen Freunden herschreiben, so kann man wegen ihrer Güte hinlänglich gesichert seyn. Der Tittel zeigt es schon, was für eine Sprache darinne geführt wird; es ist die Sprache der Freundschaft wie man sie unter schönen Geistern von zärtlichen Empfindungen höret. Diejenigen werden zu beklagen seyn, denen sie dunkel oder schwermerisch vorkommen sollte. Schönheiten, die für das Herz bestimmt sind, sind dem, welchem es nicht an der rechten Stelle liegt, freylich unbegreiflich; sie hören aber deswegen nicht auf Schönheiten zu seyn. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(30. Julius.) Mocquerien, aus dem Französischen übersetzt. Neue Auflage. Cölln 1754. In 8vo. 16 Bogen. Unter diesem Tittel setzt man uns aufgewärmte Charaktere vor. Es sollen Schilderungen verschiedener lächerlichen oder lasterhaften Gemüthsarten seyn, die am Ende allezeit mit einem kleinen Gedichte verbrämt sind, wodurch wir in der Ungewißheit gelassen werden, ob die Prose oder die Poesie elender ist. Die Gegenstände der Schilderungen sind trivial; die Seiten, von welchen sie uns gezeigt werden, sind die häßlichsten und nichtswürdigsten, die Züge sind grob, die Farben sind aufgekleckt; kurz alles verräth die Hand eines Stümpers, welcher eher Gurken als Portraits hätte mahlen sollen. Gleichwohl soll diese Hirngeburth aus dem Französischen übersetzt seyn? — — Beynahe aber sollten wir daran zweifeln; denn da die Sitten und Moden, auf welche darinne angespielt wird, fast alle englisch sind, und da sonst verschiedne Wendungen und Ausdrücke vorkommen, welche, auf gut brittisch, mehr nachdrücklich, als ehrbar sind, so kann man, glauben

wir, das Original eher für eine englische Mißgeburth halten. Sie besteht aus zwey Theilen; der erste will weibliche und der andere männliche Charaktere mahlen. Hier ist das Verzeichniß der weiblichen, welches man hoffentlich so finden wird, daß man uns das Verzeichniß der männlichen gerne schenken kann. Man findet also 1. das scheinheilige Frauenzimmer. 2. Das gelehrte Frauenzimmer, oder der Student im langen Rocke. 3. Den weiblichen Satyr. 4. Die verschmitzte Hure. 5. Die Gräfin von Brandtewein. 6. Das eifersüchtige Frauenzimmer. 7. Das spielsüchtige Frauenzimmer. 8. Den weiblichen geheimen Rath. 9. Die geadelte Bauerdirne. 10. Das hochgebohrne Frauenzimmer. 11. Die ehrbare Kupplerin, oder des Frauenzimmers liebe Getreue. 12. Die ehrbare Hure. 13. Das allzu lustige Frauenzimmer mit hochgelben Haaren. 14. Das alamodische Frauenzimmer, und endlich 15. die gastfreye Dame. Eine schöne Mandel! Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(3. Aug.) *Reponse au supplement du siecle de Louis XIV. à Colmar* 1754. In 8vo auf 11 Bogen. Der Streit, welchen der Herr von Voltaire mit dem Herrn la Beaumelle über einige Unrichtigkeiten in dem Jahrhunderte Ludewigs des 14ten bekommen, ist genugsam unter den Gelehrten, noch mehr aber unter den Petitmaiters der gelehrten Republik bekannt. La Beaumelle ließ unter eine frankfurtische Ausgabe des Jahrhunderts verschiedene Anmerkungen setzen; auf diese Anmerkungen antwortete Voltaire durch ein Ergänzungsstück zu seinem Werke, und gegen dieses Ergänzungsstück erwiedert der erstre nunmehr durch angeführte Bogen. Es ist nicht wohl möglich etwas daraus anzuführen, es müßte denn ein Einfall oder eine Ungereimtheit, oder beydes zugleich seyn, denn darinne besteht die grosse Kunst des Verfassers, daß er selten eines ohne das andere sagt. Vor allen Dingen versichert er, daß er nur den allerkleinsten Theil von den obgedachten Anmerkungen verfertiget habe; und wenn dieses ist, so hat er gut fechten; was er nicht vertheidigen kann, darf er nur auf den Fortsetzer seiner Arbeit schieben. Es ist nur Schade, daß auch bey dieser Zänkerey der deutsche Name wieder ins Gedrenge kömmt. Können sich denn ein Paar französische Witzlinge nicht streiten, ohne es wenigstens ein oder zweymal einfliessen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz und Geschmack fehle? Werfen wir denn ihnen so oft vor, daß es ihnen nicht selten an gesundem

und gesetzten Verstande fehle? Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(13. Aug.) Der neue Abdruck der Hogartschen Zergliederung der Schönheit, ist nunmehr, versprochener Maassen, fertig geworden. Wir finden nicht nöthig zum Lobe des Werks selbst nochmals etwas beyzubringen; wir wollen nur bemerken, was man bey dieser neuen Ausgabe geleistet hat. Was die Kupfer Anfangs anbelangt, so wird man finden, daß sie so sorgfältig und glücklich nachgestochen worden, als man es nur immer von einer Copie verlangen kann. Der Text selbst ist nicht nur hin und wieder, in Ansehung der Schreibart, verbessert worden, sondern hat auch eine kleine Vermehrung erhalten, welche in den übersetzten Briefen des Herrn Rouquets bestehet, worinne er eine Erklärung über die vornehmsten Kupferstiche des Herrn Hogarths ertheilt. Die Liebhaber welche darauf pränumerirt haben, werden es selbst am besten beurtheilen können, ob man ihre Hofnung hinlänglich erfüllt hat. Sie werden ihre Exemplare für die Zurücksendung der Scheine, in den Voßischen Buchläden abfordern lassen, allwo es diejenigen, die sich des Weges der Pränumeration nicht zu bedienen beliebt haben, für 2 Rthlr. bekommen können.

(15. Aug.) Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch; als ein sichrer Kunstgrif, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst 1754. In 8vo. 1 Alphb. 10 Bogen. Dieser Titel ist hoffentlich lang und närrisch genug, um einen hinlänglichen Begrif von dem Buche selbst zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des französischen Dictionaire Neologique nennen will, so vergesse man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, so wie man sie von einem geschwornen Gottschedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hofnung, diese Scharteke in dem nächsten Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, etwann folgender Maassen angepriesen zu finden: „Endlich einmal ist ein Patriot unter uns aufge-„standen, welcher den deutschen Sprachverderbern den Text gelesen, und

„zu Rettung meiner Ehre bewiesen hat, daß alle diejenigen Ochsen seyn „müssen, welche an Hallern, Bodmern und Klopstocken, einen Geschmack „finden. Man kann ihm für seinen rühmlichen Eifer, meine Sprachkunst „den Dichtern als das einzige anzupreisen, wider welches sie nicht sündi„gen dürfen, nicht genug danken. Ein grammatikalischer Fehler, und „wenn er auch oft nur auf einen Druckfehler hinauslaufen sollte, ist ihm, „wie billig, ein Schandfleck, der alle Schönheit des Gedanken vernichtet, „von welcher ich längst gesagt habe, daß sie einzig und allein auf die „richtigen, fliessenden und gewöhnlichen Ausdrücke ankomme, wie ich sie in „meinen Werken habe, die in jeder Art, ohne Ruhm zu melden, Muster „seyn können. Mit dem Geiste der Satyre ist unser Verfasser vortrefflich „ausgerüstet; er schreibt in Tag hinein, er schimpft, er macht Zoten, „welches ich alles denjenigen, Kraft meiner Dictatur, erlaube, die sich „meiner gerechten Sache annehmen. Nunmehr habe ich, Gott sey Dank, „noch Hofnung, daß unser Herrmann über den Meßias, meine „Gedichte über Hallers, Grimms Tragödien über Schlegels, Licht„wehrs Fabeln über Gellerts, meine Atalanta über Rosts Schäfer„gedichte, und alle Geburthen meiner getreuen Schüler, über alle Werke „derjenigen, die meinen Namen nicht anbeten, siegen werden. Ich wünsche „dieses herzlich zur Ehre des gesammten Vaterlandes, und will in guter „Hofnung auch diese Monatschrift mit einigen Artickeln aus angezognem „Buche bereichern." — — Das mag er thun; wir wollen weiter davon nichts sagen, als daß es 12 Gr. kostet, und in den Voßschen Buchläden hier und in Potsdam zu haben ist.

(20. Aug.) Grundriß einer Beschreibung des Kayserthums Marocco, nebst einem Versuch einer Vergleichung der Maroccaner und der Deutschen; in 21 vertrauten Briefen aus Tetuan, Feß und Mequineß. Frankf. und Leipzig 1754. In 8vo. Es kam zu Ende des vorigen Jahres ein Wochenblatt in Hamburg heraus, welches den Titel hatte: eines Deutschen vertraute Briefe aus dem Kayserthum Marocco. Die Correspondenz ging bis auf das 20 Blatt ziemlich richtig; nachher aber mußte entweder der Briefsteller das Schreiben, oder das Publikum das Lesen satt geworden seyn, kurz die vertrauten Nachrichten blieben aus, und der Herausgeber schob die Schuld noch listig genug auf die Post, welche ihre Zeit nicht mehr so ordentlich halten wollte. Endlich aber war man noch listiger,

und ließ einen Bogen unter angeführtem Titel darum drucken, um dadurch 21 halbe Bogen zu einem Buche zu machen. Es läßt sich lesen; ausser dem aber wissen wir nichts zu dessen Anpreisung zu sagen. Viel sittliches wird man darinne nicht antreffen, und wenn es auch wahr wäre, daß das, was zur Geschichte und Geographie gehört, von einem Augenzeugen seyn sollte, so ist es doch darum nichts besser, als man es schon in andern Reisebeschreibungen findet. In dem Vorberichte versichert man uns, daß der Verfasser der Briefe gewisser massen eine Person sey, wie Herr Mylius gewesen ist, welcher auf Kosten eines Vornehmen nach Marocco gereiset sey, so wie dieser nach Amerika reisen sollen. Man weiß daß dieser gestorben ist, ehe er dahin gekommen; und wenn jener gleichfalls gestorben wäre, ehe er Marocco gesehen hätte, so wäre der Schade, ohne Zweifel, bey weiten nicht so groß gewesen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(14. Sept.) *Nouvelle et parfaite Methode pour aprendre le François et l'Allement sans le secours d'un Maitre.* Das ist neue und vollkommne Sprachkunst die französische und deutsche Sprache ohne Hülfe eines Sprachmeisters zu erlernen, durch *Pierre Surleau, à Francf. sur le Meyn chez Jean Fred. Fleischer* 1754. In 8vo. 2 Alph. 3 Bogen. Dieser Titel verspricht so viel gutes, daß wir uns kaum unterstehen, von der Ausführung etwas schlechtes zu sagen. Eine vollkommene Anweisung zwey Sprachen auf einmal zu lernen, ist mehr als man verlangen und wünschen kann. Ohne Zweifel aber auch mehr, als man finden wird. Man darf nur das Deutsche ansehen, um nicht die beste Meynung davon zu bekommen. Der Verfasser ist in unsrer Litteratur so erfahren, daß er den Franzosen, wenn sie schon etwas Deutsch können, die asiatische Banise und die Begebenheiten der Seefahrer, als gute deutsche Schriften zu lesen anräth. (Aprés quoi ils pouront prendre un Paragraphe d'un bon Auteur allemand, comme de *l'Asiatische Banise*, des *Begebenheiten der Seefahrer* d'Albertus Julius, ou de quelque autre livre.) Wahrhaftig, er hätte von beyden Extremis keine bessere Muster nennen können. Das eine ist so schwülstig geschrieben, als kriechend das andre. Doch müssen wir auch nicht verschweigen, daß unter den am Ende des Buchs beygefügten Uebungen, auch verschiedne Briefe des Herrn Gellerts, nebst der Uebersetzung des Herrn Surleau, vorkommen. Wir würden

sagen, daß der Herr Sprachmeister, seinem Namen gemäß, den Herrn Gellert vortreflich gewässert habe; wenn wir nicht besorgen müßten, er möchte böse werden, und dieses einen deutschen Einfall nennen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(17. Sept.) Leipzig. Allda sind vor kurzen drey Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel: Possen im Taschenformate, gedruckt worden. Ihr Verfasser, oder wenigstens ein guter Freund von ihm, hat die Vorsicht gehabt, uns folgende Recension davon zuzuschicken. „Wir sind für das feine und für das muntere in der Satyre viel zu „stark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen Bogen nicht ihr gebüh„rendes Recht sollten wiederfahren lassen. Der Herr Verfasser hat seine „Possen in lauter kleine Kapitel getheilet, in deren jedem er ein gewisses „Etwas abhandelt. Als z. E. etwas moralisches, etwas poetisches, etwas „historisches, etwas kritisches u. s. w. Die Herren Kunstrichter bekommen „hier eben so wohl ihren Theil, als die strengen Philosophen, die jede „sonnenklare Wahrheit auf das abstrakteste demonstriren wollen. Der „Verfasser hat dem Frauenzimmer eben so lachend die Wahrheit gesagt, „als den finstern Alterthumsforschern. Ein Lustspiel von 5 Handlungen „ist hier auf 5 Duodezseiten zu sehen. Es hat alle erforderliche Eigen„schaften eines Lustspiels, und der Leser wird über dieses eben so gut „lachen müssen, als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung „des gegenwärtigen dauert 6 Stunden. Die Beschreibung von Utopien „ist sehr lehrreich, und die verschiednen Arten der Waffen sind voller „Witz; kurz diese drey Bogen enthalten so viel, als manche Satyre von „drey Alphabeten.“ — — Daß wir diese Lobsprüche unverändert mittheilen, kann man aus dem 142 Blatte der Hallischen Zeitung erkennen, wo man eben dasselbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nehmlich daselbst: „es ist bekannt, „bey was für Gelegenheit diese Art kleiner Schriften jüngst Mode zu „werden angefangen hat.“ Man versteht Sie, mein Herr Panegyrist! Und damit Sie auch alle und jede verstehen mögen, so wollen wir es nur gerade heraussagen, daß diese Possen, welche

— — — — — — ipse

**Non sani esse hominis, non sanus juret Orestes,**

eine Satyre auf das Format und die zufällige Einrichtung der Leßingschen Schriften, allem Ansehen nach, seyn sollen. Sie kosten drey

Groschen; aber auch drey Groschen giebt man nicht für Possen hin. Was war also zu thun, damit sie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieser Blätter den besten Einfall gehabt, den man in dieser Absicht nur haben kann. Er hat sie nehmlich nachdrucken lassen, und ist entschlossen sie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das ist, sie umsonst auszugeben. Sie stehen in den Voßischen Buchläden, hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienste.

(8. Oct.) Geschichte Herrn Carl Grandisons. In Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und der Clarissa. Aus dem Englischen übersetzt. III. Band. Leipzig in der Weidemannischen Handlung 1754. In 8vo. 1 Alphb. 16 Bogen. Man muß die ersten Theile dieser Geschichte nicht gelesen haben, wenn man auf die Fortsetzung derselben nicht äusserst begierig ist. Und es wird ohne Zweifel ein kleiner Strich seyn, den man der Deutschen Neugierde spielt, daß sie jezt nur einen Theil davon erhält, anstatt auf zwey gehoft zu haben. Das Meisterstück des Richardson sollte billig allen andern Büchern dieser Art die Leser entziehen; und wir hoffen auch daß es geschehen werde, wenn anders die in allen ihren Reitzungen geschilderte Tugend noch fähig ist, die Menschen für sich einzunehmen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

(10. Oct.) Seneca, ein Trauerspiel. Frankfurt am Mayn bey Franz Varrentrapp. In 8vo. 7 Bogen. Ein sterbender Philosoph ist kein gemeines Schauspiel; und das Unternehmen eines deutschen Dichters, ihn auf die Bühne zu bringen, kein gemeines Unternehmen. Gesetzt, daß es auch nicht auf das vollkommenste ausfiele, so wird jener doch immer noch rühren; und dieses doch noch immer lobenswürdig seyn. — — Ein schmeichelhafter Haupturtheil könnten wir von dem angeführten Originalstücke leicht fällen, aber ein gerechters schwerlich. Der Verfasser ist ein Dichter, dem es an Genie nicht fehlt, dem es aber an Fleisse desto mehr muß gefehlt haben. Und er macht hieraus auch selbst kein Geheimniß, sondern wundert sich vielmehr wie Racine zwey Jahr an seiner Phädra habe arbeiten können, und wie es möglich sey daß ein Gedicht, welches so viel Schweis und Zeit gekostet, gefallen könne. Wir wundern uns darüber nicht, und würden uns vielmehr wundern, wenn das seine ohne diese mühsame Ausarbeitung gefallen sollte. Man merkt es seinem Plane allzuwohl an, daß er in der Eil gemacht

ist, die ihm nicht einmal vergönnt hat, gewisse mechanische Regeln zu beobachten. So kann man zum Exempel, niemals eine Ursache angeben, warum bey ihm die Aufzüge sich schliessen; er läßt die Person aufhören zu reden; sie gehen weg, und wissen selbst nicht weswegen. Zwischen dem vierten und fünften Aufzuge ist so gar nicht einmal ein Unterscheid, es müßte denn das Stöckchen seyn, welches der Buchdrucker dazwischen gesetzt hat. Seneca spricht nehmlich zum Schlusse des vierten Aufzuges:

Ihr Freunde, welchen ich mein Herz auf ewig schenke,
Und du erlaube mir, daß ich jetzt einsam denke;
Pauline, gönne mir, im traurigsten Geschick
Von der mich fliehnden Ruh den letzten Augenblick.

Und mit diesen einsamen Gedanken des Seneca fängt sogleich der fünfte Aufzug an; so daß, wenn Seneca ja erst weggeht, er nur pro Forma weggehen muß, um sich seine lange Monologe noch vorher hinter der Scene zu überhören. Zum Beweise aber daß es diesem Trauerspiele wirklich nicht an schönen Stellen mangelt, wollen wir aus eben der gedachten Monologe eine anführen, die noch mehrere ihres gleichen hat:

— — — — Es ist ein Gott der Welt,
Ein Wesen, welches selbst dem Himmel Ziele stellt!
Ein ewigs Wesen, das vor unserm Aug verborgen,
Der Weisen stillen Gram, der Thoren laute Sorgen,
In gleicher Ruhe sieht, und jeder Freventhat,
Noch eh ihr Tag erschien, den Lohn bestimmet hat;
Das, eh ein Wütrich war, das, eh ich noch entstunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Lastern funde;
Das was gewesen ist, und seyn wird und geschieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blicke sieht. ꝛc.

Es befinden sich auch bey diesem Trauerspiele noch einige prosaische Gedanken über das Trauerspiel überhaupt, die aber weiter nichts besonders haben, als daß sie das Sinnreiche in der Tragödie, besonders in dem Ausdrucke des Schmerzes, noch artig genug vertheidigen. Druck und Papier sind sehr prächtig; welches den Preis zum Theil rechtfertigen wird. Es kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(12. Oct.) Kurze Sammlung unterschiedlicher dem Menschen dienlicher Wissenschaften und Kunststücke, so wohl für

curieuse Liebhaber, als Künstler und Handwerker zu gebrauchen; worinnen von allerhand Farben, Holz-Lacquiren, heimlichen und verborgnen Schriften, nebst Verfertigung der Dinte dazu, Wartung und Verbesserung der Weine, gold und silbernen Buchstaben, Marmorsteinen, Holz zu verwahren, sympathetischen Pulvern, Spitzen und Flor Zubereitung, gold und silbernen Sachen einen Glanz zu geben, und zu verneuern, nebst noch vielen andern Dingen hinlängliche Nachricht ertheilet wird, wobey ein Anhang von Salpeter- und Pulvermachen befindlich. Frankfurt und Leipzig bey Felßeckers Erben 1754. In 8vo. Kaum wird man es sich einbilden, daß auf acht Bogen, aus welchen diese Sammlung besteht, so viele und mancherley Künste, deren immer sieben und sieben, sollten wir meinen, ihren Mann ernehren könnten, verrathen und mitgetheilt seyn sollten. Allein wir können versichern, daß der Titel noch lange nicht einmal alles sagt, und daß ein neugieriger Leser nicht weniger als 161 der auserlesensten Geheimnisse darinne finden wird, die sich alle eines dem andern den Vorzug streitig machen. Das Geheimniß, zum Exempel, zu machen, daß die Stiefeln Wasser halten; das Geheimniß Mäuseküchlein zu backen; das Geheimniß Fliegen zu vertreiben; das Geheimniß Flöhe und noch eine andere Art Thierchen zu tödten; das Geheimniß eine sehr ausserordentliche Pomade zu verfertigen, die zur Schönheit des Angesichts dienlich ist; das Geheimniß sympathetische Pulver zu bereiten; die vortreflichen Geheimnisse für die Trödelweiber, wie sie alten Sammet, abgetragne und befleckte Zeuge und Bänder wieder aufputzen und erfrischen sollen; diese Geheimnisse, sagen wir, und noch viel mehrere, müßten entweder sehr schlecht entdeckt seyn, oder es wird nie einen Menschen reuen, die Recepte dazu für 3 Gr. gekauft zu haben. Mehr kosten sie in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam nicht.

(17. Oct.) Gotthold Ephraim Leßings Theatralische Bibliothek. Erstes Stück. Berlin bey Chr. Fried. Voß. In 8vo. 19. Bogen. Man wird sich der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen vor einigen Jahren vier Stück an das Licht traten. Gegenwärtige Bibliothek ist eine Fortsetzung jener Beyträge, nach einem in etwas veränderten und eingeschränkten Plane. Sie

soll nehmlich kein Werk ohn Ende und kein blosser theatralischer Mischmasch werden, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern enthalten, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern. In diesem ersten Stücke kommen lauter Aufsätze vor, welche die neuern Zeiten angehen, und folgende Aufschriften haben. 1. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele. Diese bestehen aus eines französischen Schriftstellers Betrachtungen wider diese neue Art des Komischen, aus des Herrn Prof. Gellerts Vertheidigung derselben, und aus des Verfassers eignen Gedanken rc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(19. Oct.) *Reveries Poetiques sur des sujets differens, par l'Auteur des Epitres diverses. à Amsterdam chez Fr. Changuion* 1754. In 8vo. 19. Bogen. Dieses neue Werk ist als der dritte Theil der vermischten Briefe über verschiedene Gegenstände des Herrn von Barr, anzusehen. Man weis, mit was für besonderm Glück sich dieser Deutsche auf den französischen Parnaß gewagt hat; man weis was für eine Stelle die Franzosen selbst, aus Billigkeit vielmehr, als aus einer eiteln und ruhmsüchtigen Höflichkeit gegen Fremde, ihm auf denselben eingeräumt haben. Wenn es unserm Vaterlande angenehm seyn muß, die höhnische Beschuldigung seiner nur allein witzigseynwollenden Nachbarn ohn Umschweif durch ihn widerlegen zu können; so kann es ihm auf der andern Seite nicht anders als unangenehm seyn, dieser unnöthigen Widerlegung wegen, eine so besondere Zierde unter den Dichtern in seiner Sprache zu entbehren. Gegenwärtige Poetische Grillen — — (aber wie viel besser, wird man sagen, klingt reveries!) enthalten eine beträchtliche Anzahl kleiner Gedichte, die alle von dem feinsten Geschmacke, und der schönsten Denkungsart zeigen. Wenn es uns erlaubt ist, zwey kleine Proben anzuführen, so soll die erste eine Sinnschrift seyn, welche der Verfasser auf das Edict Sr. Königl. Majestät in Preussen, die Ehescheidung betreffend, gemacht hat, und die andre, gleichfalls eine Sinnschrift auf die Erfindung des Pulvers.

*Sur un Edit du Roi de Prusse.*

Quand l'Hymen étonné reçut l'edit royal
Où la Discorde rompt le lien conjugal,
L'Hymen dit aux Chefs de ses Pretres:

Alexandre, en Soldat, coupa le Noeud Gordien,
Et Frederic, en Sage, a délié le mien.
Quel est le plus grand de ces Maîtres?

*Sur l'invention de la Poudre à Canon.*

Satan étant honteux, dit-on,
De lacher sa poudre à canon,
Pour mieux peupler son Patrimoine;
Il chargea de ce soin maudit
Un vil Chymiste, un noir Esprit,
Un Sot, un Allemand, un Moine.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

(24. Oct.) Das Publicum hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit ein Paar Bogen Maculatur, unter der Aufschrift, Possen, in den Vossischen Buchläden abzuholen; aber doch nicht so häufig, als man wohl wünschen mögen: denn so wohlfeil der Verleger auch diese seine Auflage gemacht hatte, so wäre sie ihm doch wenigstens zur Helfte auf dem Halse geblieben, wenn er sich nicht kurz und gut entschlossen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu schicken, um sie den Lesern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veranstaltet, und was das sonderbarste dabey ist, so verspricht man sich ausdrücklich auf dem Titel davon, daß man sie loszuwerden hoffe, ohne sie gratis auszugeben. Diese Hofnung kann sich unmöglich auf etwas anders, als auf die dazu gekommenen Vermehrungen gründen, welche wir nothwendig anzeigen müssen, damit die Liebhaber selbst urtheilen können, ob sie wichtig genug sind, um dasjenige noch einmal für 3 Groschen zu kaufen, was sie bereits umsonst bekommen haben. Die erste Vermehrung also ist ein sauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es stellet einen Satyr vor, der mit einer Keule und einem Schwerde bewafnet ist, und neben sich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund, oder eine Katze, oder gar einen Bär stehen hat. Wen dieses Bildchen vorstelle, wollen wir gleich sagen. Der Verfasser der Possen, oder kürzer der Possenreisser, wollte sich Anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel, weil er ganz in der Stille den Beyfall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er sieht, daß dieser Beyfall so ausserordentlich gewesen ist, so ist sein Ehrgeitz auf einmal aufgewacht. Er fängt an aus dem Verborgnen hervorzutreten, und schikt deswegen sein

Bildniß voraus, ehe er uns durch seinen Namen überraschen will. Erst war er ein Anonymus; jetzt ist er ein Pseudonymus, denn über das gedachte Stöckchen hat er den Namen Toelpel schneiden lassen, von welchem er aber leicht hätte voraus sehen können, daß er ihn gar zu deutlich verrathen würde. Die zweyte Vermehrung bestehet in einer Erklärung hinter der Titelseite, und welche dieses Inhalts ist, daß der Verfasser mit seinen Possen nicht nur einen Narren, d. i. nicht sich nur selbst, sondern noch hundert Narren zugleich, d. i. alle seine Bewunderer, wenn deren anders hundert seyn können, habe lächerlich machen wollen. — — Weiter finden wir nichts verändert noch hinzugesetzt, welches sich auch nicht wohl würde haben thun lassen, weil diese sogenannte dritte Auflage bloß aus einem umgedruckten Tittelbogen entstanden ist. Sollte man nun also durchaus nicht 3 Gr. dafür bezahlen wollen, so könnte doch wohl noch dazu Rath werden, daß man auch eine vierte Auflage nach dieser dritten, für eben den Preis, als die zweyte, machte. Allein diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müssen, vorher darauf zu subscribiren, damit man ganz gewiß seyn könnte, daß sie es auch hernach umsonst nehmen würden. Wer sich mit zwey Exemplaren belästigen will, soll das zuvorbeschriebene Bildniß des Verfassers nach vergrösserten Maaßstabe gleichfals in Holz geschnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen desselben prangen, welchen wir eben jetzt erfahren haben. Ein sehr berühmter Name; wahrhaftig! Und der noch berühmter werden soll!

(26. Oct.) Physikalische Belustigungen. Drey und zwanzigstes Stück. Berlin bey Chr. Fr. Voß. Man wird es hoffentlich nicht ohne Vergnügen bemerken, daß dieses Journal nicht ins Stecken gerathen ist, sondern daß es wirklich, obgleich ein wenig langsam, auf eine Art fortgesetzt wird, welche die Leser zufrieden stellen kann. Es sind folgende Aufsätze darinne enthalten: 1. Gedächtnißschrift auf den Herrn Christlob Mylius von seinem Freunde dem Herrn Prof. Kästner. Da Herr Mylius der Urheber der Physikalischen Belustigungen ist, so verdienet sein Andenken mit allem Recht darinnen aufbehalten zu werden, und es ist keine gemeine Ehre, daß es durch einen Kästner geschehen ist. Ea demum vera laus est, quae ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vivunt. ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(31. Oct.) Das Chantillysche Mägdchen oder die Geschichte eines Parisischen Frauenzimmers in den Briefen des Herrn *** an einen guten Freund; aus dem Französischen übersetzt. Breßlau und Leipzig verlegts Daniel Piethsch 1755. In 8vo. 1 Alphb. Man behauptet in der Vorrede, daß diese Geschichte aus einem französischen Manuscripte, welches in seiner Sprache noch nicht gedruckt worden, übersetzt sey. Vielleicht aber ist dieses Manuscript eine Erdichtung, und man hat ein deutsches Original mit einer guten Empfehlung wollen in die Welt bringen. Es mag das eine, oder das andre wahr seyn, so ist doch so viel gewiß, daß weder der deutsche noch der französische Witz sich auf diese Geburth viel einbilden darf. Die Heldin ist die Tochter eines Gastwirths in Paris, aus Chantilly gebürtig; aber es ist nicht so wohl ihr Leben, welches man uns beschreibt, als das Leben eines ihres Anbethers, welcher sie nur immer auf der tugendhaften Seite kennt, und sich mit Mühe und Noth von ihren Fesseln loswickeln kann. Der Briefsteller ist dieser Liebhaber selbst, und er läßt uns seine Göttin eben so wenig kennen lernen, als er sie selbst gekannt hat. Das wichtigste von ihr zeigt er uns nur immer in der Entfernung; der Leser muß nur rathen, aber er wird müde, immer einerley zu rathen. Kurz, er muß viel Geduld haben, wenn er dieses Alphabet durchlesen will. Unterdessen wollen wir ihm ein Mittel, es so weit zu bringen, nicht verbergen. Der weise Setzer hat die Namen der Personen durch das ganze Buch mit lateinischen Buchstaben ausgedrückt. Durch Hülfe dieser Buchstaben also, welche deutlich genug in die Augen fallen, kann man fein alle Moral, die der Verfasser, bis zum Gähnen reichlich, eingestreuet hat, überhüpfen, und sich beständig an den Faden der Geschichte halten, welcher kurz genung ist. Man darf nur Acht geben, wenn eine neue Person dazu kömmt, von dieser ein Paar Worte mit auffangen, und immer fortlesen, so lange man noch ungefehr weis, was geschieht. Man wird auf diese Art in einer Stunde durch 72 Briefe durch seyn, die man sonst in sechs Stunden, und wenn man den Eckel, den sie erwecken können, mit in Betrachtung ziehet, in Jahr und Tag nicht würde durchgelesen haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(5. Nov.) Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten Englischen Ausgabe übersetzt. Erster Theil.

Hamburg bey Chr. Wilh. Brandt 1755. Es wäre zu viel Nachsicht, wenn man das Vorurtheil, welches die englischen Romane für sich haben, auch diesen Begebenheiten wollte zu gute kommen lassen. Ihr Verfasser ist weder ein Richardson noch ein Fielding; er ist ein Schriftsteller, wie man sie bey den Deutschen und Franzosen in der Menge antrift. Er gesteht, daß er sich besonders den Herrn le Sage zum Muster gewehlt habe, dessen Gil Blas wohl ein Meisterstück des komischen Romans bleiben wird. Aber wie weit ist er unter ihm geblieben! Es müßte sehr wunderbar zugehen, wenn deutsche Leser von Geschmack an den Schulstreichen, an den Bordellhistörchen, an den Balgereyen und an den Schifsabentheuern, eben so viel Wohlgefallen finden sollten, als der englische Pöbel daran muß gefunden haben, der bereits drey Ausgaben davon unter sich getheilet hat. Am Ende dieses Theils findet man den Held in sehr mißlichen Umständen, so daß er den verzweifelten Entschluß faßt, zu sterben. Man darf sich aber nicht bange seyn lassen, weil er noch den zweyten Theil geschrieben hat, den man hoffentlich wohl auch bald deutsch zu lesen bekommen wird. Die Uebersetzung scheinet ein wenig in Eil gemacht zu seyn. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(9. Nov.) ***Ragout à la Mode*** oder des Neologischen Wörterbuchs erste Zugabe von mir selbst 1755. In 8vo. 1½ Bogen. Wenn das Neologische Wörterbuch, oder, es bey dem abgeschmacktern Titel zu nennen, wenn die Aesthetik in einer Nuß nur den geringsten Schaden angerichtet oder auch nur Leser gefunden hätte, so würden wir nicht ermangeln, dieses Ragout als ein vortrefliches Gegengift anzupreisen. Da sie aber in einem Augenblicke erschien und vergessen ward, so befürchten wir fast, daß ein gleiches Schicksal auch ihre Zugabe, unschuldiger Weise, treffen werde. Unterdessen ist es doch recht gut daß man den Narren nach ihrer Narrheit antworte, und ihnen keine Gegenrede schuldig bleibe, damit sie es auch selbst erfahren, daß sie Narren sind. Das Ragout bestehet aus einer Unterredung zwischen einem Schüler und seinem Lehrmeister. Man hat diese katechetische Methode ohne Zweifel wegen der Deutlichkeit gewählt, um es fein einem jeden begreiflich zu machen, daß nicht allein der Verfasser des Wörterbuchs ein seichter Kopf und förmlicher Pasquillant sey, sondern auch daß der Herr Prof. Gottsched mit mehrerm Rechte als Bodmer und Klopstock unter

die Neologischen Schriftsteller gehöre; es müßte ihm denn etwa dieses zur Entschuldigung dienen, daß er bloß aus kriechender Armuth, und gar nicht aus Begierde etwas kühnes und unerwartetes zu sagen, neologisire. Die Beweise hiervon kann man in der Zugabe selbst nachsehen. Wir wollen uns nicht länger dabey aufhalten, sondern dem Leser nur noch eine Sinnschrift mittheilen, die der Träumer eines gewissen Traumes als das von uns verlangte Recepisse ansehen kann. Man wird sich der vortreflichen vier Zeilen des Herrn von Hallers erinnern:

Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergället,
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet:
Mach deinen Raupenstand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

Weil diese Zeilen den poetischen Maulwürfen von jeher ein mächtiger Anstoß gewesen sind, so machen wir uns ein Vergnügen daraus ihnen eine Parodie darauf mitzutheilen, die wir von guter Hand bekommen haben. Sie ist an den Verfasser des Wörterbuchs gerichtet, und lautet also:

Kurzsichtiger! der Neid hat dein Gesicht vergället,
Du sieheſt Hallern schwarz, gebrochen und verstellet:
Mach deinen matten Witz, dein wenig Wissen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Wenn er, oder diejenigen Herren Gottschedianer, die an dem Wörterbuche Theil haben, das Flegel zu hart finden sollten, so mögen sie überlegen, daß man des Reimes wegen vielmal etwas sagen muß, was man ausser dem Reime nicht gesagt hätte. Doch man hat es nicht einmal nöthig, ihnen diese Entschuldigung zu machen, weil sie weit grössere Grobheiten wider andre Leute, als sie sind, ausgestossen haben. — — Das Ragout kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(19. Nov.) *Cours complet de la Langue françoise distribué par Exercices; à l'usage des personnes pour qui cette Langue est étrangere par Mr. Mauvillon. Tome premier et second. à Dresde* 1754 *chez J. C. Walther.* In 8vo. Beyde Theile 3 Alph. Da Hr. Mauvillon schon seit vielen Jahren der berühmteste französische Sprachmeister in Leipzig ist, so kann es ohne Zweifel nicht anders seyn, als daß er nicht durch eigne Erfahrung das Unzulängliche und Falsche so mancher

Sprachlehren sollte eingesehen haben. Er hat sich auch bereits durch seine **Remarques sur les Germanismes** so viel Ansehen erworben, daß man sich mit Grund die Verbesserung desselben von ihm versprechen kann. Auch eine nur flüchtige Durchblätterung des gegenwärtigen Werks wird dieses Vorurtheil genugsam rechtfertigen, indem man mit Vergnügen eine Menge der vortreflichsten Anmerkungen darinnen antrift, durch die man das Eigenthümliche der französischen Sprache erkennen, und sich geläufig machen kann. Der erste Theil ist theoretisch und der andre practisch. Dieser letztere ins besondre ist von einer sehr vortreflichen Einrichtung. Anstatt der elenden und kindischen Gespräche, anstatt der erbärmlichen kleinen Erzählungen, die man sonst hinter den Grammairen findet, theilt er erstlich ein klein Verzeichniß derjenigen Wörter mit, welche den Künsten und dem gemeinen Leben eigenthümlich zugehören und zeiget hierauf an eingestreuten Stücken guter Schriftsteller, wie man sie überhaupt mit Nutzen lesen müsse. Als eine sehr nützliche Uebung schlägt er auch die Vergleichung der Uebersetzungen mit ihren Urschriften vor, und giebt in den 59ten Abschnitte einige Proben davon. Er beurtheilt darinne die deutsche Uebersetzung des Herrn Straubens von den Briefen einer Marquisin durch den jüngern Crebillon, desgleichen die Steinwehrsche Uebersetzung der Briefe des Herrn von Fontenelle, und die unlängst herausgekommene Uebersetzung des Montagne. Er findet an allen dreyen ungemein viel auszusetzen, und zeigt daß sie voll unverantwortlicher Fehler sind. Man wird ihm überhaupt nicht Unrecht geben können, ob man schon auch nicht selten entdecken wird, daß Herr Mauvillon sich mehr Deutsch zu verstehen einbilden muß, als er wirklich versteht. z. E. Wenn er in der Uebersetzung des Herrn Straube **le fade Marquis** durch der abgeschickte Marquis übersetzt findet, so versichert er, daß er mehr als einen gelehrten Deutschen gefragt habe, was das Wort abgeschickt heisse, und daß ihm alle geantwortet hätten, daß es so viel als **envoyé** oder **deputé** heisse. Hierauf nun verdammt er den Hrn. Straube, welches er schwerlich würde gethan haben, wenn er nur einen halben Deutschen zu Rathe gezogen hätte. Es ist hier nehmlich ein Druckfehler, und anstatt abgeschickt soll es abgeschmackt heissen, wie es sogleich einem jeden Leser in die Augen fällt. An einer andern Stelle behauptet Herr Mauvillon, daß man **Coquette** nicht durch Buhlerin übersetzen dürfe, weil Buhlerin eine **Maitresse d'un**

grand, eine Concubine bedeute. Woher muß er dieses haben? Und hat er wohl jemals einen Deutschen sagen hören: der oder jener Grosse hält sich eine Buhlerin? Eine Beyschläferin sagt man, und das ist ein ganz ander Wort. Es ist falsch, daß die Deutschen mit Buhlerin allezeit den Begrif eines häßlichen Lebens verbinden, indem das Zeitwort bühlen, um etwas buhlen, oft weiter nichts heißt, als sich um etwas bewerben, und also auch eine Buhlerin eine Person bedeuten kann, die sich zu gefallen bemüht. Im bösen Verstande sagt man Buhlschwester. Den Unterscheid dieser drey Wörter muß er sich erklären lassen, ehe er einen gebohrnen Deutschen darüber tadeln will. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr.

(19. Dec.) *Mémoires de deux Amis ou les Avantures de Messieurs Barniwal et Rinville par M. Delasolle. IV. Parties. à Amsterdam chez F. Changuion* 1754. In 8vo. 1 Alphb. Der Verfasser dieses Romans hat sich bereits durch andere bekannt gemacht, nehmlich durch die Memoires de Versorand, und durch die Anecdotes de la Cour de Bonhommie. Sie sind wohl aufgenommen worden; und ist wohl das Publicum gewohnt etwas übel aufzunehmen, was keine andere Absicht, als ihm zu gefallen, hat? Wenn man seinen Geschmack zu schmeicheln weis, so wird man schwerlich ungelesen bleiben. Verwöhnt freylich darf dieser Geschmack, in Ansehung der erdichteten Geschichte, durch allzuviel Grandisons und Clarissens nicht werden; oder es ist um die Aufnahme der Herren Delasolle auf einmal geschehen. Er läßt sich übrigens selbst die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er kein Prevot und auch kein Marivaux sey. Wir bitten also seine etwanigen Leser, daß sie diesem bescheidnen Manne ja keine Ehre aufdringen mögen, die er selbst nicht zu verdienen glaubt, ob er gleich sonst nicht ganz ohne Zärtlichkeit für seine Geburthen ist. Er versichert daß einen empfindlichen Leser das gehäufte Unglück des Barniwals rühren werde, und daß die meisten dabey vorkommenden Charaktere nicht anders als gefallen könnten. Wir versichern auf sein Wort ein gleiches. Kostet in den Vosssichen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(28. Dec.) *Histoire moderne des Chinois, des Japonnois, des Indiens, des Persans, des Turcs, des Russiens etc. pour servir de suite à l'Histoire ancienne de M. Rollin. Tome premier et second. à Paris chez Desaint et Saillant* 1754. *in* 12*mo*. Jeder Theil

20 Bogen. Die historischen Werke des Herrn Rollin sind mit so allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden, daß es kein Wunder ist, wenn man von allen Seiten Fortsetzer derselben auftreten sieht. Wir müssen gestehen, daß der gegenwärtige völlig das Ansehen hat, als ob er einer von den glücklichsten derselben werden würde. Er hat sich folgenden Plan gemacht: Vor allen Dingen, spricht er, will ich mich bemühen, das, was den Ursprung und den Wachsthum eines jeden Volks betrift, aus einander zu wickeln. Ich will die Epoche und die vornehmsten Umstände seines Aufnehmens, die Ordnung seiner Dynastien, seine berümtesten Regenten, und die merkwürdigsten Veränderungen, die es erlitten hat, anzeigen. Hierauf will ich mit einer Art von Genauigkeit die Lage, den Umfang und die Grenzen seines Reichs, desgleichen die vornehmsten Städte desselben, die Merkwürdigkeiten, die sie enthalten, die Denkmähler der Kunst, und die Hervorbringungen der Natur bemerken. Endlich will ich mich bestreben, das Genie eines jeden Volks, ihre Regierungsart, ihre Künste, ihre gottesdienstlichen Gebräuche, ihre Sitten und ihre Gewohnheiten kennen zu lehren. Dieses, fährt er fort, war ungefehr die Methode, welche der Verfasser der Geschichte aller Zeiten und Völker in den ersten Theilen seines vortreflichen Werks beobachtete. Es ist nur zu bedauern, daß sich Rollin manchmal davon entfernet hat, und daß uns z. E. seine Geschichte der Perser, der Macedonier und der Römer, ganz und gar nicht diese Verschiedenheit von Gemählden darstellet. Er ist hier nichts als ein eilfertiger Compilator von Belagerungen, Schlachten, Veränderungen und Kriegen; die lehrreichen Ausschweifungen sind sehr selten, und die Begebenheiten folgen überall nach eben der methodischen und einförmigen Art aufeinander, nach welcher sie in langwierigen Jahrbüchern erzehlt werden. — — Kann man nunmehr wohl noch zweifeln, daß ein Nachahmer, welcher die Fehler seines Musters eben so wohl als die Vollkommenheiten einsieht, nicht etwas vorzügliches liefern sollte? Wenigstens bestätigen die ersten beyden Theile, welche die Geschichte der Chineser und Japanneser enthalten, diese vortheilhafte Vermuthung sehr. Er ist überall pragmatisch und hält sich bey den historischen Kleinigkeiten nicht auf, welche das Gedächtniß beschweren, ohne den Verstand zu erleuchten. Dieses macht, daß er sich mit einer Leichtigkeit lesen läßt, die seinem Werke auch auf der Seite des Anmuthigen vor manchen schwer geschriebenen Romanen den Vorzug giebt. Wir werden hoffentlich Gelegenheit haben, ein

andermal umständlicher davon zu reden, wenn nehmlich die deutsche Uebersetzung zum Vorscheine kommen wird, welche ein Mann übernommen hat, von dem man sich nicht allein Treue, sondern auch sehr nützliche Anmerkungen und Zusätze versprechen kann. Sie wird gegen Ostern in den Vossischen Buchläden zu haben seyn, wo man jetzt die ersten Theile des Originals für 1 Rthlr. 12 Gr. bekommen kann.